



Dietmar Sauermann
Renate Brockpähler

**„Eigentlich wollte ich
ja alles vergessen ...“**



F. COPPENRATH VERLAG

Dietmar Sauermann
Renate Brockpähler

„Eigentlich wollte ich
ja alles vergessen ...“

**Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland
herausgegeben von der
Volkskundlichen Kommission für Westfalen
Landschaftsverband Westfalen-Lippe**

Heft 76

Münster 1992

Dietmar Sauermann
Renate Brockpähler

**„Eigentlich wollte ich
ja alles vergessen ...“**

Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft
1942–1955



F. COPPENRATH VERLAG

Frau Sabine Verk sei für ihre freundliche Unterstützung bei den redaktionellen Arbeiten
herzlichst gedankt.

Titelfoto: Deutsche Kriegsgefangene in einer Sperrholzfabrik bei Witebsk/UdSSR, 1947
(W. Loos).

ISBN: 3-88547-812-9

ISSN: 0724-4096

© 1992 F. Coppentrath Verlag, Münster
+ Herausgeber

Alle Rechte vorbehalten, auch auszugsweise

Printed in Germany

Imprimé en Allemagne

"Wenn Du vor mir stehst und mich ansiehst, was weißt Du von den Schmerzen, die in mir sind, und was weiß ich von Deinen. Und wenn ich mich vor Dir niederwerfen würde und weinen und erzählen, was wüßtest Du von mir mehr als von der Hölle, wenn Dir jemand erzählt, sie ist heiß und fürchterlich. Schon darum sollten wir Menschen voreinander so ehrfürchtig, so nachdenklich ... stehen, wie vor dem Eingang zur Hölle."

Franz Kafka, Brief an Oskar Pollak, 9. 11. 1903. In: Franz Kafka, Briefe 1902-1924, Frankfurt 1975 (FTB, 1575)

Inhaltsverzeichnis

A. Einleitung	
1. Entstehungsgeschichte des Projektes	1
2. Materialgrundlage	7
3. Zeitebenen der Niederschriften und Motivation zum Schreiben (Renate Brockpähler)	14
a. Tagebücher und tagebuchähnliche Aufzeichnungen während der Kriegsgefangenschaft	15
b. Aufzeichnungen direkt nach der Heimkehr	16
c. Erzählen aus der Kriegsgefangenschaft	17
d. Schriftliche Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft	18
e. Reflexionen über das Geschriebene	21
B. Gefangennahme und Gewöhnung an die Gefangenschaft	
1. Gefangennahme	23
a. Hineingleiten in die Gefangenschaft	23
b. Mißhandlungen	28
c. Filzen, Verhöre	31
Uhren	31
Schuhe und Lederwaren	32
Verhör	33
d. Unangenehme Überraschungen bei den Westalliierten	34
e. Russenfurcht und Ungewißheit	38
2. Fußmarsch und Transport in die Sammellager	43
a. Leiden und Erdulden	44
b. Erste Lernschritte und erste Konsequenzen für das Handeln ...	50
c. Erlebnisse mit der US-Army	53
3. Durchgangs- und Sammellager	57
a. Katastrophenlager	57
b. Filzen	64
c. Registrierung	67
d. Kennzeichnung	70
e. Ordnung und Organisation	72
f. Mißhandlungen	74
g. Ungewißheit und Langeweile	76
h. Entscheidung über das weitere Schicksal	82
4. Fahrt von den Sammel- zu den Arbeitslagern	84
a. Die Fahrt nach Osten	84
b. Räumliche Enge	85
c. Hygiene	86
d. Verpflegung	87

e. Aufenthalte	88
f. Tote	88
g. Zählappelle	89
h. Fahrtrichtung	90
i. Dauer der Fahrt	92
k. Transport in die westlichen Gewahrsamsländer	92
C. Das Leben der gefangenen Zwangsarbeiter in der UdSSR	96
1. Arbeitslager	96
a. Unterbringung	100
b. Tagesablauf	103
c. Hygiene	104
d. Zählappell	110
e. Lagerkommandant/Deutsche Lagerleitung	112
f. Wachmannschaften	117
g. Flucht	121
h. Strafen	125
i. Verhöre, Spitzel und Kriegsverbrecherprozesse	128
k. Kameradschaft und Freundschaft	136
Kamerad, Kameradschaft	136
Solidarität innerhalb kleiner Gruppen	137
Freundschaft	140
2. Antifa/Nationalkomitee/BDO (Renate Brockpähler)	144
a. Antifaschistische Frontpropaganda	144
b. Nationalkomitee "Freies Deutschland" und Bund deutscher Offiziere	145
c. Mittel der Umerziehung	146
d. Gründe zum Beitritt in Antifa und Nationalkomitee	151
e. "Wiedergutmachungspflicht"	153
f. Widersprüche	154
3. Zwangsarbeit	157
a. Rotation	161
b. "Kommissionierung"	163
c. Die Lagerärztinnen	164
d. Der Weg zur Arbeit und von der Arbeit	166
e. Der Brigadier	167
f. Arbeitsnorm	169
g. Der Zusammenhalt der Brigade	177
h. Der Spezialist	179
i. Schwarzarbeit	181
k. Vergünstigungen und Arbeitserleichterungen	192
l. Aktiver und passiver Widerstand	200
m. "Normalisierung"	201

4. Lazarett	203
a. Medikamente und Therapien	204
b. Seuchen	206
c. Das deutsche Lazarettpersonal	207
d. Selbstschädigungen	209
e. Erholungslager	210
5. Hunger	211
a. Thema Nr. 1	211
b. Suppen, Breie und Brot	214
c. Verteilungsriten	219
d. Betrügereien bei der Verteilung der Nahrungsmittel	220
e. Nahrungsexperimente	224
f. Organisieren, Nahrungsdiebstahl, Tauschhandel	226
6. Kontakte zur Außenwelt	234
a. Gerüchte	235
b. Zeitungen	236
c. Post	240
d. Verhältnis zur Zivilbevölkerung (Renate Brockpähler)	251
e. Von den Russen lernen	261
D. Gefangenenlager der Westalliierten - Ein Überblick	
1. Lager in den USA	268
2. Lager in England	275
3. Lager in Frankreich	277
E. "Kultur" in der Kriegsgefangenschaft	
1. Glaube in der Kriegsgefangenschaft (Renate Brockpähler)	281
a. Glaube als Halt	281
b. Verlust des Glaubens, Zweifel	282
c. Gottesdienstliche und religiöse Veranstaltungen	283
Gottesdienste im Lager	283
Weitere religiöse Veranstaltungen	285
d. Zeichen	288
Altar, liturgische Gewänder und Gegenstände	288
Persönliches: Kreuz und Rosenkranz	289
Bücher: Bibel, Gesangbuch, Gebetbuch	289
e. Erlebnisse mit "geistlichen Würdenträgern"	290
f. Vor, während und nach der Heimkehr	296
2. Musik in der Gefangenschaft (Renate Brockpähler)	297
a. Zur Einführung	297
Charakterisierung der "Musikberichte"	298
Stellung der Musiker in der Lagerhierarchie	299

b. Singen - aus eigenem Antrieb und auf Befehl	300
"Sing-Situationen"	300
Liedwünsche der Wachmannschaften	304
Russische Lieder	307
Geistliche Lieder	309
Lieder bei der Heimkehr	310
c. Der Lagerchor	311
d. Beschaffung von Musikinstrumenten	317
e. Die Lagermusikkapellen	329
f. Notenschreiben: Möglichkeiten und Technik	335
3. Veranstaltungen	338
4. Weihnachten in der Kriegsgefangenschaft (Renate Brockpähler)	348
a. Heimat	349
b. Arbeiten und Schikanen	350
c. Geschenke	352
d. Essen	354
e. Der Weihnachtsbaum	356
f. Gottesdienste	360
g. Weihnachtslieder	363
F. Entlassung und Eingewöhnung in Deutschland	
1. Die Entlassung aus den westlichen Gewahrsamsländern	368
2. Die Entlassung aus der sowjetischen Gefangenschaft	373
3. Entlassungslager	381
4. Erste Enttäuschungen	386
5. Probleme des Einlebens	392
a. Familie	393
b. Kontakt zur Außenwelt	395
c. Beruf	396
d. Vertriebene Heimkehrer	398
e. Angehörige der Waffen-SS	399
f. Krankheiten	401
g. Dank des Vaterlandes	406
6. Abschließende Beurteilung	407
G. Anhang	
1. Berichte aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft	413
a. Warum ich lange gezögert habe, über diese Zeit zu berichten	413
b. Hygiene und der Marsch durch Moskau (1944)	414
c. Kameradendiebstahl	416
d. Überlebenstraining	419
e. Als Verbrecher nach Workuta	422
f. Die sozialistische Wirtschaft, wie ich sie sah	426

g. Mein russisches Vokabular als Kriegsgefangener	432
h. Erinnerungen an die Theatergruppe im Lager Witebsk	434
i. Skoro domoj	444
2. Verzeichnis der Einsender	450
3. Literatur	455

A. Einleitung

1. Entstehungsgeschichte des Projektes

Seit einigen Jahren beschäftigt sich die Volkskundliche Kommission für Westfalen verstärkt mit der Erforschung der Geschichte der Alltagskultur nach 1945. Als zu Beginn des Jahres 1985 Albrecht Lehmann, Hamburg, für eine Veröffentlichung über die Erlebnisse in russischer Kriegsgefangenschaft nach dem zweiten Weltkrieg noch einige ergänzende Materialien suchte, baten wir die Gewährleute des Archivs für westfälische Volkskunde, ihre Erlebnisse aus der Zeit ihrer Kriegsgefangenschaft niederzuschreiben. Albrecht Lehmann stellte für diese Berichte folgende Gliederungspunkte heraus:

1. Situation der Gefangennahme und die anschließende Behandlung,
2. Tägliches Leben im Gefangenenlager,
3. Arbeit,
4. Heimkehr und Einleben zu Hause,
5. Folgen der Kriegsgefangenschaft.

Der Aufruf mit dem Gliederungsschema wurde Anfang April 1985 an 50 Mitarbeiter der Volkskundlichen Kommission in ganz Westfalen verschickt. In dem Anschreiben machten wir darauf aufmerksam, daß auch Berichte erwünscht seien, die über die Gefangenschaft in anderen Gewahrsamsländern als der UdSSR Auskunft gäben. Bis zum September 1985 kamen dreizehn zum Teil sehr umfangreiche Berichte ein, die Albrecht Lehmann zur Auswertung für seine Veröffentlichung "Gefangenschaft und Heimkehr" zur Verfügung gestellt wurden. In der folgenden Zeit erreichten uns dann noch weitere sieben Einsendungen.

Die lebhafteste Resonanz auf unsere Aktion deutete darauf hin, daß das Thema Kriegsgefangenschaft viele ältere Menschen beschäftigte, und offensichtlich ein weit verbreiteter Wunsch bestand, darüber zu reden oder zu schreiben. Durch das große Echo ermutigt, beschloß die Volkskundliche Kommission, sich mit einem weiteren Aufruf an die Öffentlichkeit zu wenden. Ende August 1985 wurde deshalb über die Pressestelle des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe ein Text den Medien zugeschickt, den viele Tageszeitungen als Kurznotiz von 15-30 Zeilen abdruckten. Wir baten darin um die Meldung von "Zeitzeugen", die bereit seien, ihre Erlebnisse in der Kriegsgefangenschaft nach dem zweiten Weltkrieg für uns schriftlich

niederzulegen. In den folgenden Tagen und Wochen setzte daraufhin eine lebhaftere Rückmeldung ein. Den Interessenten wurden der Frageplan mit einem längeren Anschreiben und eine Informationsschrift über die Tätigkeit der Kommission zugeschickt. Nur wenige Tage nach der Veröffentlichung des Aufrufes erreichten uns auch schon die ersten Manuskripte. Es handelte sich dabei um Berichte, die innerhalb kurzer Zeit spontan niedergeschrieben worden waren oder aber schon längere Zeit im Konzept oder im Privatdruck fertig vorlagen.

Zum Jahresende 1985, als das Interesse an der Aktion nachließ, gaben wir eine zweite Meldung heraus. Dabei wurde auf einige Themen hingewiesen, die uns besonders interessierten, z.B.: die Feier des Weihnachtsfestes in den Gefangenenlagern und Erlebnisberichte von Frauen, die interniert oder in Gefangenschaft geraten waren. Außerdem fragten wir nach Niederschriften von Offizieren, die sich bislang nur in geringer Zahl zu Wort gemeldet hatten.

Auch dieser Pressebericht war ein nachhaltiger Erfolg. Bis zum Sommer 1986 meldeten sich insgesamt 260 bis 280 Personen, von denen uns 140 einen mehr oder weniger ausführlichen Bericht einsandten. Weitere 20 Personen baten um eine mündliche Befragung oder kündigten ihren Besuch in unserer Arbeitsstelle an. Auf diese Weise erhielten wir nicht nur Niederschriften von Erlebnisberichten, sondern es wurden uns Bücher, Briefe, Tagebücher, Gedichte, amtliche und private Dokumente, Zeichnungen, Fotos und Gegenstände der verschiedensten Art zugeschickt oder gebracht.

So entwickelte sich aus einer ursprünglich als ergänzende Zusatzbefragung gedachten Aktion nach und nach eine umfangreiche Hauptbefragung, die so viel Material erbrachte, daß es nicht mehr in die Veröffentlichung von Albrecht Lehmann, die im Herbst 1986 erschien, eingebracht werden konnte. Die Volkskundliche Kommission beschloß daher, eine eigene Aufarbeitung vorzunehmen.

Obwohl Ende 1986 die Phase der Materialerhebung weitgehend abgeschlossen war, die vor allem von meiner Kollegin Renate Brockpähler betreut wurde, hat es noch sechs Jahre gedauert, bis die Auswertung beendet und im Druck vorgelegt werden konnte. In den ersten Monaten ging die Bearbeitung zügig voran. Zunächst erstellte Frau Barbara Borges, geb. Baier, für jede Einsendung ein Strukturschema, dem die wichtigsten Grundinformationen über die Niederschrift und deren Einsender zu entnehmen waren. Danach begann Renate Brockpähler mit der Auswertung der Berichte zu einigen speziellen Themen aus den Bereichen Freizeit und Kultur. Außerdem erarbeitete sie eine Kartei aller Gefangenenlager, die in unseren Berichten erwähnt wurden. Ich konzentrierte mich damals auf die einzelnen Etappen der Kriegsgefangenschaft in der UdSSR.

Die Bearbeitung des umfangreichen Materials nahm wesentlich mehr Zeit in Anspruch, als anfangs angenommen worden war. Hinzu kam, daß ich mich

mehr und mehr dem gleichzeitig angelaufenen Projekt über die Geschichte des Fremdenverkehrs im Sauerland ("Gute Aussicht") zuwenden mußte, das in eine Ausstellung einmündete und dessen Beendigung somit an einen festen Termin gebunden war. Wir kamen daher überein, den Teil der Veröffentlichung, der von Renate Brockpähler allein betreut werden sollte, als ersten Band herauszubringen. Dieser sollte sich vor allem mit den Freizeitaktivitäten der Gefangenen beschäftigen: Singen, Musizieren, Theateraufführungen, Feste usw. Das Erscheinen der Veröffentlichung war zur Jahreswende 1989/90 geplant, während die mehr zusammenfassende Darstellung, die ich übernommen hatte, dann zu einem späteren Zeitpunkt publiziert werden sollte.

Die Arbeit geriet ins Stocken, als Renate Brockpähler an der Jahreswende 1988/89 ernsthaft erkrankte. Es war ihr aber dennoch möglich, größere Passagen des Textes auszuformulieren und als Manuskript niederzulegen. Ihr unerwarteter Tod am 23. November 1989 bedeutete dann den vorübergehenden Abbruch aller Arbeiten an diesem Projekt.

Erst im Herbst 1990 konnte ich die Arbeit wieder aufnehmen, wobei es zunächst notwendig war, eine Bestandsaufnahme des Bearbeitungsstandes der einzelnen Teile zu erstellen. Neben den weitgehend abgeschlossenen Manuskriptteilen hatte Renate Brockpähler auch Entwürfe und Materialsammlungen für weitere Kapitel hinterlassen.

Folgende Kapitel stammen aus der Feder von Renate Brockpähler:

- A 3 Die Zeitebenen der Niederschriften und die Motivation zum Schreiben
- C 2 Antifa/Nationalkomitee/BDO
- E 1 Glaube in der Kriegsgefangenschaft
- E 2 Musik in der Kriegsgefangenschaft
- E 4 Weihnachten in der Kriegsgefangenschaft.

Sie sind mit geringfügigen Veränderungen so wiedergegeben, wie ich sie vorgefunden habe. Ergänzungen, die ich dann und wann für notwendig hielt, sind durch eckige Klammern gekennzeichnet. Die Abschnitte "Verhältnis zur Zivilbevölkerung" (C 6d) und "Veranstaltungen" (E 3), für die Renate Brockpähler umfangreiche Materialsammlungen und Gliederungsskizzen angelegt hatte, habe ich neu bearbeitet.

Frau Brockpähler hat ihre Beiträge mit großem persönlichen Engagement geschrieben. Als gläubige evangelische Christin arbeitete sie in der Friedensbewegung mit und setzte sich vor allem für eine deutsch-russische Versöhnung ein. Ihr besonderes Anliegen war es, dazu beizutragen, daß die Feindbilder abgebaut und künftig Kriege verhindert werden. Darüber hinaus war die Geschichte der Musik ihr wichtigstes wissenschaftliches Arbeitsfeld. Sie hat sich in den letzten Jahren besonders intensiv mit volkstümlichen Musikinstrumenten beschäftigt. Dieses Forschungsinteresse schlägt sich auch

in ihrem Beitrag über "Musik" in diesem Band nieder. Darin stützte sie sich nicht allein auf die Materialien, die im Rahmen unserer Umfrage eingegangen waren, sondern unternahm zusätzlich intensive Recherchen über die Musikausübung in den Gefangenenlagern und die mühevollen Beschaffung der Musikinstrumente. Sie führte viele Interviews durch und regte einige Berichtersteller an, umfangreiche Spezialberichte zu schreiben, die sie als "Musikberichte" (vgl. S. 298f.) kennzeichnete.

Alle Berichtersteller haben wir ausdrücklich gebeten, uns mitzuteilen, ob wir ihre Beiträge oder größere Teile daraus veröffentlichen und ihre Namen nennen dürfen. Eine Mehrzahl von ihnen hat uns dankenswerterweise gestattet, den Namen anzugeben. In den Fällen, in denen die Verfasser anonym bleiben möchten, haben wir Namenssiglen gebildet. In der Regel wird aber bei den Zitaten auf die Namen verwiesen. Die Ziffer dahinter bezieht sich auf die Seite des Manuskriptes. Im Anhang befindet sich ein Verzeichnis der Namen, bzw. Kürzel und der Nummern, unter denen die Berichte in dem Archiv der Volkskundlichen Kommission für Westfalen aufbewahrt werden.

Die hier vorgelegte Veröffentlichung fußt überwiegend auf den Materialien, die uns 1985/6 zugeschickt wurden. Während der langen Zeit der Bearbeitung kamen noch einige weitere Einsendungen hinzu, die nur zum Teil mit ausgewertet werden konnten. Bereits gedruckt vorliegende Erlebnisberichte, auf die sich A. Lehmann stützt, fanden nur in Ausnahmefällen Berücksichtigung. Sehr sparsam sind auch die Verweise auf Veröffentlichungen, in denen zusammenfassend die Geschichte der deutschen Kriegsgefangenschaft in und nach dem zweiten Weltkrieg näher untersucht wird und die sich um die Erforschung der politischen Hintergründe bemühen. Unsere Publikation versteht sich primär als eine Ergänzung zu der grundlegenden volkskundlichen Studie von A. Lehmann. Dabei war es unser Bestreben, möglichst viele Informanten ausführlich zu Wort kommen zu lassen. Auch wurden die Gewichte in der vorliegenden Arbeit etwas anders verteilt als in der Veröffentlichung von A. Lehmann. Im Mittelpunkt unseres Interesses steht mehr der gesamte Verlauf der Gefangenschaft, wobei den Bereichen Zwangsarbeit und Freizeitbeschäftigung ein breiter Raum gewährt wird. Hinzu kommt, daß A. Lehmann sich auf die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion beschränkte, während wir versuchen, einen allgemeinen Überblick über die Erlebnisse der deutschen Kriegsgefangenen zu geben. Dadurch wird das Zwangssystem in der Sowjetunion etwas aus seiner einmaligen Sonderstellung herausgelöst und der Blick frei für eine übergreifendere Betrachtung der Bedingungen der Kriegsgefangenschaft, des Lagerlebens und der Zwangsarbeit überhaupt. Allerdings liegt auch bei uns durch die hohe Zahl der Berichte der Rußlandheimkehrer das Schwergewicht auf den Erfahrungen, die in der UdSSR gesammelt wurden.

Diese Veröffentlichung ist ein Dokument der Betroffenheit. Durch eine wissenschaftliche Collage aus Originalzitaten sowie kommentierenden und überleitenden Passagen soll die subjektive Sicht in Berichten über Erlebnisse, Erfahrungen und Stellungnahmen der betroffenen Kriegsgefangenen deutlich herausgestellt werden. Die Art der schriftlichen Äußerung über die zum Teil erschütternden und letztlich nicht in ihrer vollen Wirklichkeit vermittelbaren Geschehnisse bedeutet eine persönliche Auseinandersetzung und den Versuch einer Bewältigung, bei der sich die Mehrheit der Berichterstatter von der Gesellschaft, für die sie sich einzusetzen glaubten, bis auf den heutigen Tag alleingelassen fühlen.

Obwohl in vielen Bereichen die geschilderten Erfahrungen weit auseinanderliegen, hoffen wir doch aufzeigen zu können, daß in den Berichten über das Subjektive hinaus allgemeingültige Aussagen getroffen werden. Bei näherer Analyse zeigen sich durchgängig viele gemeinsame Züge in den Reaktionen und Handlungen, so z.B. die Angst vor der unsicheren Zukunft; die Erfahrung der persönlichen und räumlichen Unfreiheit; das nervenzehrende Warten; der immer wieder neue Kampf zur Mobilisierung des Willens, um zu überleben und doch noch in die Heimat zurückzukehren; die Enttäuschung, ja oft das Entsetzen über das Verhalten der Mitmenschen, die zum Tier herabgesunken sind; die kraftspendende und hoffnungsfrohe Begegnung mit Freunden und ehemaligen Kriegsgegnern; die zwiespältigen Gefühle bei einer Umerziehung und Völkerverständigung unter Zwang sowie die Freude über den Erfolg gemeinsamer Arbeit. Die Kriegsgefangenen mußten sich stets erneut mit ihrer Umwelt auseinandersetzen, Entscheidungen fällen, um überleben zu können. Und es zeigt sich immer wieder, daß in den oft engen Grenzen des Zwangssystems Kriegsgefangenschaft viele Formen der subjektiven Freiheit und der Selbstbestimmung möglich waren.

Aus der Fülle der vielen Episoden und Reflektionen in den Berichten haben wir diejenigen ausgewählt, die unserer Meinung nach - unter ernsthafter Auseinandersetzung mit den Texten der Berichterstatter - den Intentionen der meisten Berichtenden am nächsten kommen und sie durch kommentierende Überleitungen, Querverweise und Interpretationen miteinander zu einem nachvollziehbaren - zugegebener Maßen subjektiven - Gesamtbild zusammengefügt, das allerdings nur einen Ausschnitt aus dem tatsächlichen Geschehen vermitteln kann. Die persönliche Betroffenheit und Anteilnahme der Bearbeiter, die die Kriegszeit als Kinder erlebt haben, hat sicherlich an vielen Stellen die Bewertung der Berichte beeinflußt. Aber dies ist, so scheint uns, auch eine legitime Art von wissenschaftlicher Einordnung und Deutung.

Wir haben darauf geachtet, daß möglichst viele unserer Berichterstatter ausführlich zu Wort kommen. Es konnten allerdings nicht alle Einsendungen, die dieser Arbeit zugrunde liegen, durch wörtliche Zitate berücksichtigt werden, wie dies Ernst Helmut Segschneider in dem Begleitband zu der

Ausstellung "Jahre im Abseits. Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft" getan hat. Im Mittelpunkt jenes Bandes steht nämlich der Abdruck von 28 Berichten und Interviews über die Erlebnisse in der Gefangenschaft in Frankreich, Deutschland, Ägypten, Großbritannien, USA, Italien und der UdSSR. Diese Dokumentation wird ergänzt durch einen Bildteil mit einer ausführlichen Beschreibung vieler Gegenstände, die in der Ausstellung gezeigt werden. Vorangestellt ist der Publikation eine kurze Einleitung, in der vor allem die Bedeutung der Dinge des täglichen Gebrauchs im Leben der Kriegsgefangenen näher herausgearbeitet wird. Da dieses Buch erst zum Zeitpunkt der redaktionellen Bearbeitung unseres Bandes erschien, konnte leider nicht mehr im einzelnen auf diese anregende Veröffentlichung eingegangen werden, die durch ihre Konzentration auf Teilbiographien und die Einbettung der Gegenstände in lebensgeschichtliche Zusammenhänge eine große Dichte und Anschaulichkeit erhält.

Das Standardwerk von Erich Maschke "Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des zweiten Weltkrieges" mit seinen 22 Bänden ist so umfangreich, daß übergreifende Zusammenhänge trotz aller Bemühungen in den zusammenfassenden Überblicken oft schwer zu fassen sind. Ermüdend wirken auch die vielen Wiederholungen, Tabellen und Dokumente. Viele Bände kann man daher als regelrechte "Steinbrüche" ansehen, in denen ähnliche Aussagen aneinandergereiht werden. Man muß aber zugestehen, daß dieses Werk nach wie vor die umfassendste, thematisch am reichsten gegliederte und mit dem wichtigsten Basismaterial versehene Veröffentlichung zu diesem Thema darstellt. Eine solche Vollständigkeit wurde von uns nicht angestrebt. Vielmehr war es für uns wichtig, in einem überschaubaren Rahmen möglichst viele für die Kriegsgefangenen bedeutsame Probleme aufzugreifen und sie in einem plausiblen Netz des Selbstbehauptungsstrebens der Beteiligten miteinander zu verknüpfen. Daß darüber die meisten Niederschriften von den Verfassern als Rechtfertigungs- und Erfahrungsberichte für "kommende Generationen" betrachtet werden, sollte dabei nicht vergessen werden.

Während der langen Zeit des Entstehens der hier vorgelegten Veröffentlichung haben sich im politischen Bereich wichtige Veränderungen vollzogen. 1989 war ein bedeutsames Jahr: Vor 50 Jahren, am 1. September 1939 begann mit dem Überfall auf Polen der zweite Weltkrieg, in dessen Verlauf schätzungsweise 11 bis 12 Millionen deutsche Soldaten in Kriegsgefangenschaft gerieten. Am 9. November 1989 fiel die Mauer, Symbol für die Teilung Deutschlands und die drastischen Folgen der Hitlerschen Aggressionspolitik. Damit darf aber kein Schlußstrich unter die Diskussion über den letzten Weltkrieg und dessen Folgen gezogen werden.

Krieg und Kriegsgefangenschaft gehören eng zusammen. Es war den deutschen Kriegsgefangenen des zweiten Weltkrieges nicht möglich - das wird sich in dieser Veröffentlichung immer wieder zeigen - sich von den Grundregeln des militärischen Alltagslebens zu lösen, so sehr sie es versuchten. Wer die Lebensbedingungen der Kriegsgefangenschaft, zu der unabdingbar Unfreiheit, Zwangsarbeit, Elend, Krankheit und oft auch Hunger und Tod gehören, als unmenschlich hinstellt, der muß auch die Kriege brandmarken. Viele der Berichtstatter äußern sich mehr oder minder direkt in diesem Sinne. Zu Beginn des Jahres 1991 brach der Golfkrieg aus, eine militärische Auseinandersetzung größten Ausmaßes, die in dieser Form keiner für möglich gehalten hatte. Ja, es wurden sogar mißhandelte Kriegsgefangene weltweit im Fernsehen gezeigt. Der Schock dieses Krieges war noch nicht überwunden, da kam es zu dem Bürgerkrieg in Jugoslawien. Diese Ereignisse scheinen all denjenigen Recht zu geben, die behaupten, daß die Menschheit nicht fähig sei, aus ihrer Geschichte zu lernen. Träfe dies tatsächlich zu, dann wäre aber auch unsere Arbeit als Historiker sinnlos.

2. Materialgrundlage

Auf unsere Aufrufe hin erhielten wir nicht nur Erlebnisberichte über die Kriegsgefangenschaft im zweiten Weltkrieg, sondern auch andere für unsere Arbeitsstelle wichtige biographische Texte, so z.B. über Erlebnisse in der Gefangenschaft im ersten Weltkrieg, aus der Kriegs- und der Nachkriegszeit, über die letzten Tage von Breslau, über Flucht und Vertreibung usw. Einige Einsendungen erwähnten die Kriegsgefangenschaft nur am Rande, andere beschränken sich auf knappe, zum Teil stichwortartige Hinweise, so daß eine Auswertung für das Projekt nicht möglich war. So blieben insgesamt 150 Berichte, Tagebücher und Tonbandaufzeichnungen, die dieser Veröffentlichung zugrundegelegt werden konnten. Der überwiegende Teil der Manuskripte ist auf unseren Aufruf hin erstellt worden (103 = 68,5%). Knapp ein Viertel aller Einsendungen (34) enthielt bereits vorhandene Niederschriften, die entweder in Tagebuchform während der Gefangenschaft, bzw. kurz danach oder aber als Erlebnisberichte in den ersten Jahren nach der Heimkehr angefertigt worden waren. Weitere sechs Einsendungen bestanden aus einem schon länger vorliegenden, älteren und einem neueren Teil, der noch einige Themen unseres Frageplans zur Ergänzung und Abrundung aufgriff. Berücksichtigung fanden schließlich sieben mehrstündige Gespräche mit ehemaligen Kriegsgefangenen, die im Herbst 1986 von Barbara Mott und Annette Remberg im Auftrag der Volkskundlichen Kommission für Westfalen geführt und aufgezeichnet wurden (Tabelle 1).

Tabelle 1: Zeit der Niederschrift der Einsendungen

Abfassungszeit	Anzahl	Prozent
1985/6	103	68,5%
1985 und früher	6	4,0%
schon vorhandene Berichte, Tagebücher usw.	34	22,5%
mündl. Berichte	7	5,0%
	150	100,0%

Tabelle 2: Regionale Verteilung der Einsendungen

Kreis, Stadt, Region	Anzahl	Prozent
Münster/Münsterland	48	32,0%
Ruhrgebiet	26	17,5%
Südwestfalen	12	8,0%
Ostwestfalen/Lippe	47	31,5%
außerhalb Westfalens	17	11,0%
	150	100,0%

Die Resonanz auf die Umfrage war in den einzelnen Landesteilen Westfalens recht unterschiedlich (Tabelle 2). Sehr viele Einsendungen erhielten wir aus dem ostwestfälischen Raum (47 = 31,5%). Ähnlich hoch lag die Beteiligung aus dem östlichen und westlichen Münsterland (48 = 32%). Das bevölkerungsreiche Ruhrgebiet ist hingegen nur mit 26 Berichten (17,5%) vertreten, von denen allein elf aus dem Raum Recklinghausen stammten. Ein

Tabelle 3: Verteilung der Berichterstatter auf die einzelnen Gewahrsamsmächte

Gewahrsamsmacht	Anzahl	Prozent
UdSSR	82	54,5%
Frankreich	8	5,0%
USA	14	9,0%
Großbritannien	16	10,5%
Jugoslawien	2	1,5%
Rumänien	1	1,0%
CSSR	1	1,0%
Polen	2	1,5%
USA/Frankreich	10	6,5%
USA/Großbritannien	10	6,5%
Großbritannien/USA/Frankreich	3	2,0%
Großbritannien/Frankreich	1	1,0%
	150	100,0%

sehr geringes Echo fand die Umfrage im Sauerland/Siegerland und im Soester Raum (insgesamt 12 Einsendungen = 8%). Die unterschiedliche Beteiligung an der Umfrage ist unter anderem sicherlich durch die ungleichmäßige Reaktion der Lokalpresse zu erklären.

Wie Tabelle 3 zeigt, war der überwiegende Teil der Berichterstatter in sowjetischer Kriegsgefangenschaft (54,5%). Über die Erlebnisse in britischer und amerikanischer Gefangenschaft berichteten lediglich jeweils ca. 10% der Einsender. Dabei muß man jedoch berücksichtigen, daß 24 weitere Berichte

Tabelle 4: Altersverteilung der Einsender zu Beginn der Gefangenschaft

Alter	Anzahl	Prozent
16-20 Jahre	30	20,0%
21-25 Jahre	45	30,0%
26-30 Jahre	22	14,5%
31-35 Jahre	29	19,5%
36-40 Jahre	11	7,5%
über 40 Jahre	9	6,0%
ohne Angaben	4	2,5%
	150	100,0%

Tabelle 5: Jahr der Gefangennahme

Jahr	Anzahl	Prozent
1942	1	1,0%
1943	8	5,0%
1944	30	20,0%
1945	111	74,0%
	150	100,0%

(= 16%) von ehemaligen Soldaten stammen, die nacheinander von zwei oder gar drei Gewahrsamsländern der westlichen Alliierten in Lagern festgehalten wurden. Die Anzahl der Erlebnisschilderungen über das Leben in der französischen Gefangenschaft ist verhältnismäßig gering (8 = 5%). Zu-

sammen mit den Berichten derjenigen Gefangenen, die von den USA und Großbritannien aus an Frankreich abgetreten wurden, reichen sie jedoch aus, um einen Einblick in die Verhältnisse in den französischen Lagern zu erhalten. Demgegenüber sind die Einsendungen über die Gefangenschaft in Jugoslawien, Rumänien, der Tschechoslowakei und in Polen an Zahl so gering, daß ihre Aussagen nicht verallgemeinert werden können.

Tabelle 6: Jahr der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft

Jahr	Anzahl	Prozent
1945	31	20,5%
1946	15	10,0%
1947	23	15,5%
1948	38	25,5%
1949	34	22,5%
1950	4	2,5%
1951	-	-
1952	-	-
1953	3	2,0%
1954	-	-
1955	2	1,5%
	150	100,0%

Die Hälfte der Einsender war zum Zeitpunkt der Gefangennahme höchstens 25 Jahre alt (Tabelle 4). Ein weiteres Drittel hatte damals ein Alter von 26 bis 35 Jahren. Diese Altersverteilung ergibt sich aus der Tatsache, daß die Umfrage erst 40 Jahre nach Kriegsende durchgeführt wurde. Die ständige

Abnahme der Zahl der Zeitzegen der Kriegs- und Nachkriegszeit mag auch dazu beigetragen haben, daß diejenigen, die noch am Leben sind, sich verstärkt darum bemühen, ihre Erlebnisse der Nachwelt zu überliefern. Trotzdem haben wir Berichte von neun Personen erhalten, die zum Zeitpunkt der Abfassung ihrer Einsendungen 80 Jahre und älter waren. Der älteste Berichterstatter gehörte dem Geburtsjahrgang 1899 an.

Tabelle 7: Dauer der Gefangenschaft

Dauer der Gefangenschaft	UdSSR		andere		insgesamt	
	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent
unter 1 Jahr	4	5,0%	25	37,0%	29	19,5%
1-2 Jahre	7	8,5%	10	14,5%	17	11,5%
2-3 Jahre	11	13,5%	11	16,0%	22	14,5%
3-4 Jahre	17	21,0%	13	19,0%	30	20,0%
4-5 Jahre	30	26,5%	8	12,0%	38	25,0%
5-6 Jahre	6	7,5%	1	1,5%	7	5,0%
6-7 Jahre	1	1,0%	-	-	1	1,0%
mehr als 7 Jahre	5	6,0%	-	-	5	3,5%
keine Angaben	1	1,0%	-	-	1	1,0%
	82	100,0%	68	100,0%	150	100,0%

Fast Dreiviertel der Bearbeiter geriet 1945 in Gefangenschaft, der überwiegende Teil von ihnen in den letzten Wochen des Krieges und nach der Kapitulation (Tabelle 5). Weitere 20% wurden 1944 gefangengenommen. 20,5% der Einsender wurde bereits 1945 wieder entlassen (Tabelle 6). Die meisten Entlassungen erfolgten jedoch 1948 und 1949 mit jeweils 25,5%

bzw. 22,5%. Ende 1949 hatte die überwiegende Mehrheit der Berichterstatter die schwere Zeit der Gefangenschaft hinter sich gebracht. Eine Minderheit der Einsender (9 = 6%) wurde noch bis 1955 in der Sowjetunion festgehalten. Sie waren von der UdSSR als "Kriegsverbrecher" verurteilt worden und zählten nach dieser Auffassung nicht mehr zu den Kriegsgefangenen.

Tabelle 8: Rangverteilung der Einsender (Zeitpunkt der Gefangennahme)

	Anzahl	Prozent
Mannschaften	18	12,0%
Gefreite	19	12,5%
Obergefreite	36	24,0%
Unteroffiziere	40	26,5%
Offiziere	22	14,5%
Zivilisten	1	1,0%
Frauen	5	3,5%
ohne Angaben	9	6,0%
	150	100,0%

Betrachtet man die Dauer der Gefangenschaft (Tabelle 7), so kann man feststellen, daß die meisten ehemaligen deutschen Soldaten bis maximal fünf Jahre festgehalten wurden. Diese Grenze ist in Einzelfällen von der UdSSR durchbrochen worden. Die längerdauernde Gefangenschaft von Herrn Rohloff in den USA ist darauf zurückzuführen, daß er bereits zu einem frühen Zeitpunkt, nämlich 1942 in Gefangenschaft geriet. Die Westalliierten haben 37% ihrer Gefangenen nach einer Gefangenschaft bis zu einem Jahr entlassen. Es folgte dann ein weiterer kontinuierlicher Abbau der Gefangenen nach der Dauer der Gefangenschaft. Die UdSSR gab dagegen mehr als 50% ihrer Gefangenen erst nach einer Gefangenschaft von 3-5 Jahren frei.

10 Einsender gehörten Einheiten der Waffen-SS an. Sie berichten zum Teil recht offen über ihre besonderen Probleme, mit denen sie sich in der Gefangenschaft und nach der Entlassung auseinandersetzen mußten. Nur fünf Berichte stammen von weiblichen Einsendern, obwohl wir die Frauen in der zweiten Pressemeldung noch eigens angesprochen hatten. An dieser geringen Beteiligung zeigt sich die immer wieder zu beobachtende Tendenz, daß viele Frauen ihr Schicksal als historisch nicht bedeutsam und für die Allgemeinheit nicht interessant genug ansehen. In den uns vorliegenden Berichten wird aber die besondere Situation der Frauen wenigstens in Umrissen erkennbar.

Der Berichtsanteil der Offiziere mit 14,5% ist zwar recht hoch (Tabelle 8; vgl. D. Cartellieri, 169), doch handelt es sich bei ihnen zumeist um Angehörige der unteren Ränge. Zum Zeitpunkt der Umfrage war schon ein erheblicher Teil der Altersgruppe verstorben, die zum Zeitpunkt des zweiten Weltkrieges höhere Offiziersposten bekleidete. Die verschiedenen Stufen der Unteroffiziere sind mit 40 (26,5%) vertreten, und die der Mannschaften mit 73 (48,5%). Bei der letzteren dominiert der Obergefreite mit 36 (24%) Berichten. Die Mannschaften sind in unseren Berichten demnach erheblich unterrepräsentiert. Es überwiegt also der "Mittelbau" (vom Obergefreiten bis zum Oberleutnant), dem am Ende des Krieges immer mehr Verantwortung und reale Entscheidungsgewalt zuwuchs und dem es offensichtlich auch in der Gefangenschaft gelang, eine stabilisierende, wenn nicht gar führende Rolle zu übernehmen.

3. Zeitebenen der Niederschriften und Motivation zum Schreiben (Renate Brockpähler)

Es lassen sich folgende Zeitebenen für die uns vorliegenden Berichte über die Erlebnisse in der Kriegsgefangenschaft herausstellen:

- Aufzeichnungen während der Kriegsgefangenschaft (teilweise als Tagebuch),
- Aufzeichnungen direkt nach der Heimkehr,
- spätere Aufzeichnungen aus eigenem Antrieb,
- Aufzeichnungen aufgrund unserer Umfrage.

Vereinzelt ist zu beobachten, daß einige Berichterstatter mehrmals zum Schreiben ansetzten (z.B. O.B. Teil I 1973 und Teil II 1977). Auch unter denjenigen, die auf unseren Aufruf hin mit den Niederschriften begannen, finden sich einige, die oft über Monate hinweg immer wieder Fortsetzungen ihrer Berichte schickten (z.B. J. Halfpap). Und schließlich gibt es "Bearbeitungen", d.h.: bereits eingesandte Berichte wurden vom Verfasser aus eigenen Erwägungen neu gefaßt (z.B. K. Schnier und W. Somberg).

a. Tagebücher und tagebuchähnliche Aufzeichnungen während der Kriegsgefangenschaft

15 unserer Berichtstatter hatten schon während der Kriegsgefangenschaft versucht, schriftlich ihre Erlebnisse festzuhalten (fünf in russischer, einer in rumänischer und neun in englischer, amerikanischer oder französischer Kriegsgefangenschaft). Damit gingen sie ein großes Risiko ein, nicht nur da der Besitz von Aufzeichnungen in allen - auch den westlichen - Gewahrsamsländern grundsätzlich verboten war, sondern auch weil viel Erfindungsgabe und Glück beim Verstecken der Papiere nötig waren, um die zahllosen "Filzungen" zu überstehen.

Nicht alles, was während der Kriegsgefangenschaft geschrieben wurde, gelangte auch nach Hause: Zwei ehemalige Kriegsgefangene aus Rußland hatten ihre Aufzeichnungen noch kurz vor bzw. während der Heimreise aus Angst vernichtet (K. Schnier und R.B.). Eine davon war in sehr kleiner Schrift auf dünnem Papier geschrieben und wurde in einer Aluminiumhülse verwahrt, die der Gefangene vor Durchsuchungen in den After steckte. Aus Rußland hat nur ein einziger Kriegsgefangener sein Tagebuch herauszuschleusen können (W. Kreft). Mutet es schon geradezu unglaublich an, daß er es während der Kriegsgefangenschaft durch alle Filzungen geschmuggelt hat, so grenzt der unentdeckte Transport des Tagebuches, eingenäht in das Futter seines Mantels, an ein Wunder. Diese beständige Mutprobe durch die Jahre hindurch hatte allerdings nach Bekunden des Autors eine Folge für den Inhalt der Niederschrift: sie war wegen der ständigen Angst vor der Entdeckung bewußt positiver gehalten, als es den Tatsachen wirklich entsprach (W. Kreft, N 1).

Auf ein besonderes Verfahren verfiel Th. Buttermann, der während seiner vierjährigen russischen Kriegsgefangenschaft von jenem Zeitpunkt an, an dem es den Gefangenen erlaubt war, mehr als nur die obligate Karte mit 25 Worten nach Hause zu schicken, eine Art von "Tagebuch-Briefen" an seine Familie sandte. Er schrieb, "wenn abends und nachts die anderen auf den Pritschen schliefen" und er somit "ganz allein" war (Th. Buttermann, 3). Da die Post zensiert wurde, war auch das ein Risiko, denn "einer, der schrieb, stand von vornherein hoch in Verdacht", und ein "großes Wagnis ... erforderte die Übersendung ... in die Heimat". In seinen Briefen beschränkte sich Th. Buttermann nicht allein auf die Anwendung der literarischen Prosaform, sondern versuchte bald schon, seine Erlebnisse und Gefühle in Liedern und Gedichten festzuhalten. Welches Glück, daß seine Angehörigen alles sorgfältig gesammelt haben - auch dieses eine Art Chronik einer Gefangenschaft, "ein zwar lückenhaftes Tagebuch meiner Gedanken aus jener Zeit", das aber für ihn "eine unvergleichlich wertvolle Erinnerung bleibt" (Th. Buttermann, Erklärung).

Ein anderer besonderer Fall sei an dieser Stelle noch erwähnt: Frau E. Piesch, die vier Jahre lang in Polen in verschiedenen Arbeitslagern gefangen gehalten wurde, hat zusätzlich zu ihrem Bericht eine größere Anzahl von Gedichten übermittelt, in denen sie den Lageralltag, aber auch besondere Tage, wie Feste beschrieben hat. Da auch sie nichts Schriftliches über die Grenze nehmen durfte, hat sie ihre Gedichte "im Kopf transportiert" und zu Hause aufgeschrieben. Zusammen mit ihren Briefen - alles aufeinander bezogen - ergibt auch dieses Material ein anschauliches Stück "Lagerchronik".

In den westlichen Gewahrsamsländern war es anfangs ebenso schwierig wie in den östlichen, überhaupt erst einmal Material zum Schreiben zu beschaffen: Es mußte z.B. Toilettenpapier oder Packpapier von Proviantkartons des Abfallhaufens herhalten. Auch der Besitz eines Bleistiftstummels war zunächst nicht selbstverständlich, und oftmals waren solche "äußeren Gründe" ausschlaggebend dafür, ob überhaupt geschrieben werden konnte. Nur ein Einsender schaffte es, täglich in Steno festzuhalten, was der Tag gebracht hatte (W. Venghaus).

Die meisten der Aufzeichnungen, die in dieser Form und auf verschiedene Weise in die Heimat gelangten, dienten dann früher oder später als Grundlage für einen ausführlichen Bericht (H. Diestelmeier, W. Venghaus, J. Busch, H. Varnhorst, P. Lenfers).

b. Aufzeichnungen direkt nach der Heimkehr

Obwohl mancher es sich während der Kriegsgefangenschaft vorgenommen hatte, ist es den wenigsten ehemaligen Kriegsgefangenen gelungen, sofort nach der Heimkehr die Erlebnisse in zusammenhängender Form aufzuschreiben (J. Deimling; A. Bierhaus), denn da hatte man zunächst "andere Sorgen": "Es galt die Jahre wieder aufzuholen", die die anderen voraushatten, die sofort nach Kriegsende mit dem Studium oder der Ausbildung beginnen konnten (R.B.,1).

Einige Berichterstatter machten sich gleich nach der Rückkehr über ihre Erlebnisse Notizen, die sie dann erst später ausarbeiteten (G. Meurer und J.K.). Der Grund für diese Verzögerung ist hauptsächlich darin zu sehen, daß das Erlebte noch zu nah, fast gegenwärtig war, und das Schreiben den ehemaligen Kriegsgefangenen "innerlich erregte" (J. Probst). Ein anderer Einsender wollte die schreckliche Zeit zunächst nicht noch einmal bei der Niederschrift erleben (J.K.). Nach einem größeren Zeitabstand, der zwischen 20 und 40 Jahren lag, war dann den meisten das Schreiben wieder möglich, manchmal konnte nun alles gleichsam "in einem Atemzug" niedergeschrieben werden (J. Probst). Ein Berichterstatter bekennt, daß er das Ganze seither nie mehr gelesen habe und nichts mehr davon wissen wollte (J.K.).

c. Erzählen aus der Kriegsgefangenschaft

"Warum haben wir nicht mit unseren Kindern darüber gesprochen?" Diese Frage beschäftigte viele ehemalige Kriegsgefangene. W. von Wensierski z.B. empfindet diese Tatsache als ein nicht wieder gutzumachendes Versäumnis, unter dem er noch heute leidet, und selbst die inzwischen erfolgte schriftliche Aufzeichnung hat ihn nicht davon befreit.

Wenn auch die Bereitschaft der ehemaligen Kriegsgefangenen, nach der Rückkehr über die Erlebnisse zu sprechen, sehr unterschiedlich ausgeprägt war, - was sowohl mit der Schwere des Erlebten, als auch mit der Veranlagung des Berichterstatters zusammenhängt, - so gilt es, eines doch festzuhalten: es begann ein großer Verdrängungsprozeß! Ganz gleich, ob es sich um das Erzählen oder um das Niederschreiben der Gefangenschaftserlebnisse handelt, es häufen sich die Aussagen darüber, daß beides zur damaligen Zeit nicht "erwünscht" war. Diese Abwehrhaltung entsprach sicher zunächst dem Wunsch und der Hoffnung, der ehemalige Kriegsgefangene könne seine bitteren Erlebnisse am besten überwinden, wenn er nicht mehr darüber spreche. Auch von "offizieller" Seite, so z.B. vom Bürgermeister bei der Begrüßung von Heimkehrern, wurde der wohlmeinende Wunsch ausgesprochen, daß die ehemaligen Kriegsgefangenen alles möglichst schnell vergessen sollten (H.J.L.). - Als wenn das möglich gewesen wäre.

[Einige Berichterstatter weisen auf das gesellschaftliche Tabu hin, mit dem die negativen Erfahrungen in der Kriegsgefangenschaft belegt wurden. "Es liegt eine Art Bann über allem, was die Deutschen selbst an Leiden ertragen haben, während über das, was sie verschuldet haben, täglich geredet wird" (H. Büld, N 1). Und H. Holleck meint: "In den 50er und 60er Jahren (durfte man) doch den Mund nicht aufmachen und sagen, daß man Soldat gewesen war bei der Wehrmacht. Es wurde einem dann doch sofort zum Vorwurf gemacht und gesagt: 'Das alles seid Ihr doch selber Schuld. Ihr habt Hitler doch gewählt'. Deshalb habe ich immer geschwiegen; auch wenn dieses Thema 'mal angeschnitten wurde. Meistens bin ich weggegangen" (A. Holleck II,1).

Ein weiterer Berichterstatter führt zu diesem Problemkreis u.a. folgendes aus: In der unmittelbaren Nachkriegszeit habe er seine Zukunft gestalten müssen und keine Gedanken an die Vergangenheit verschwenden wollen. Er weist zudem darauf hin, daß auffallend wenig dichterische Arbeiten über die Gefangenschaft erschienen seien. "Nur wenige Schriftsteller, wie z.B. Willy Kramp in seinem 1965 erschienenen Bericht 'Brüder und Knechte' haben sich an dieses große und schwierige Thema gewagt, obwohl es doch rund 11 Millionen deutsche Kriegsgefangene gegeben hat." Er fährt dann fort: "Und auch unabhängig von der schriftstellerischen Nichtbeachtung dieses Themas kommen die deutschen Kriegsgefangenen in den Reden und programmatischen Erklärungen der Politiker der Bundesrepublik Deutschland nur selten vor - im Gegensatz etwa zu den Heimatvertriebenen. Der Verfolgten und

Ermordeten, der Gefallenen und Vertriebenen, der Unterdrückten und Alleingelassenen wird mit Recht immer wieder gedacht. Nur die Kriegsgefangenen, die doch in gewissem Sinne eine Wiedergutmachung mit ihren eigenen Händen geleistet haben, werden kaum erwähnt. Das ist um so merkwürdiger als ... ca. 11 Millionen dieses Schicksal teilten und von denen, die in sowjetischer Gefangenschaft waren, jeder Dritte sein Leben ließ. Vielleicht ist das Nichtbeachten des Schicksals von Millionen deutscher Kriegsgefangenen in der Öffentlichkeit bedingt durch das große Schweigen derjenigen, die die Gefangenschaft haben erleiden müssen" (R.B., 1f.). A. Lehmann hat in diesem Zusammenhang dargelegt, daß in der Zeit des Wiederaufbaus in Deutschland der Typ des "Verlierers" nicht gefragt war und die offizielle Politik unter K. Adenauer das Schweigen förderte und sogar forderte (A. Lehmann 1986, 168f.).]

Was den ehemaligen Kriegsgefangenen damit angetan wurde, kann man nur aus Sätzen erahnen, wie diesen: Das Schlimmste war, "daß ich niemanden wußte, mit dem ich hätte darüber sprechen können. Die ersten Jahre nach der Gefangenschaft waren für mich schwieriger und haben mich psychisch stärker belastet als die Gefangenschaft selbst" (A. Wegener, 148). Nicht selten kam es vor, daß auch im Familienkreise, sogar bei der eigenen Frau, das Thema tabu blieb; man erzählte "nicht gerne davon" (A.T.), oder kam "so gut wie nie" darauf zu sprechen (W. Tell). Erst später wurde so manchem bewußt, "daß selbst meiner Frau nicht alle Begebenheiten ... bekannt waren. Vielmehr, als man selbst glaubte, verdrängt zu haben ... hat man in sich verschlossen und bewahrt" (J. Veit, N1,3).

Vereinzelt waren noch andere Gründe ausschlaggebend dafür, mit dem Erzählen des Erlebten zu zögern. So hatten die ehemaligen Kriegsgefangenen - wie mehrfach berichtet wurde - häufig den Eindruck, daß ihnen niemand das alles glauben würde, was sie erlebt hatten (A. Holleck II,1). "Nur wenn jemand auch in Rußland war und ähnliches mitgemacht hatte", dann könne er darüber sprechen, schreibt K. Brinkgerd (Brief vom 14. 4. 1986).

Daß gerne und oft erzählt wurde, wird insgesamt nur dreimal berichtet (W. von Kentzinsky; W.R.; Th. Buttermann): "Das hat ganze Abende gegeben, wo ich erzählte." [Ein besonderer Anreiz bestand darin, die Erfahrungen an Jüngere weiterzugeben: "Da ich in meinem Berufsleben stets mit jungen Menschen zu tun hatte, ... habe ich damals schon andächtige Zuhörer gefunden, denen ich gern aus der Zeit der Kriegsgefangenschaft erzählte. So ist auch aus diesem Grund dem Gedächtnis vieles erhalten geblieben" (W. von Kentzinsky, 55).]

d. Schriftliche Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft

Ähnliches gilt auch für die Zurückhaltung beim Abfassen schriftlicher Berichte. Hierüber liegen jedoch mehr Reflexionen vor. "Eigentlich wollte ich ja alles vergessen", heißt es in dem Bericht von K. Niederbröker (N 2).

Daher bemühten sich viele, "möglichst rasch die Erinnerung an diese schlimme Zeit zu verdrängen" (J. Herschler, 1). Aber: "Wenn man immer nur versucht zu vergessen, dann vergißt man auch das, was man nicht vergessen sollte" (Th.B., 10). In diesem letzten Zitat äußert sich das zwiespältige Gefühl gegenüber den Phänomenen "Erinnern" und "Vergessen", hinter dem sich ganz deutlich die Hoffnung verbirgt, daß die Geschichte den Menschen belehre und daß somit das eigene Leiden auch nicht umsonst gewesen sei (vgl. S. 410). "Vergessen" wird auch mit "Verzeihen" in Beziehung gesetzt. So schreibt W. Seeliger (84), daß es für ihn zwar "kein Vergessen", aber "auch kein Hassen" gäbe. Erst nach solcher "überwundenen Bitterkeit" (W. Loos, 7) war dann das Schreiben möglich. Ein Einzelfall ist dagegen die Aussage: "kein Verstehen, kein Vergessen und kein Verzeihen" (W. Pohl, 22).

Die Gründe für das anfängliche Zögern, die Erinnerungen an die Gefangenschaft niederzuschreiben, ähneln teilweise denen, die für das Nicht-Erzählen angegeben werden. Auch hier wird darauf verwiesen, daß die Erlebnisse so unglaublich waren, so daß man schon während der Kriegsgefangenschaft manchmal dachte: "Wenn wir einst zu Hause erzählen, was hier täglich passiert, hält man uns für große Aufschneider" (A. Schotte, 21f.).

Der wichtigere Aspekt aber lag wohl im Bereich des Emotionalen. Die Niederschrift der teilweise schrecklichen Erlebnisse wurde als schmerzhaftes, "unnötiges Aufwühlen" von Dingen empfunden, die für die Jüngeren doch "unverständlich bleiben" mußten (W. Pohl, 1; s.a. K. Schnier, 39 und P. Lenfers, 5). Auch wollte mancher nicht in den Verdacht geraten, Mitleid erregen zu wollen.

Die Empfindungen beim Schreiben werden manchmal offen und ehrlich dargelegt: "Es ist das erste Mal, daß ich über diese grauenhaften Dinge überhaupt rede"; der Verfasser muß Pausen einlegen beim Schreiben: "Es wühlt mich doch alles sehr auf" (J. Hagenbach, 2; 6). Mehrmals wird berichtet, daß den Einsendern beim Niederschreiben der Erinnerungen die Tränen kamen. [Ein Berichterstatter, der sich vorgenommen hatte, seine Erlebnisse in mehreren Partien niederzuschreiben, mußte nach der ersten Einsendung sein Vorhaben abbrechen, da das Schreiben ihn zu sehr erregte.]

Welches waren nun die entscheidenden Gründe dafür, daß sich eine so große Zahl von ehemaligen Kriegsgefangenen auf unsere Umfrage meldete und ihre Erlebnisse niedergeschrieben hat? Zuvor ist zu bemerken, daß einige der Einsender angeben, daß sie zwar durch uns letzten Endes angeregt worden seien, über ihre Kriegsgefangenschaft zu schreiben, der Entschluß dazu aber "schlummerte tief" schon lange vorher in ihnen (H.J.L., 27). [In vielen Berichten wird geradezu eine gewisse Dankbarkeit spürbar, daß die Volkskundliche Kommission die Initiative ergriffen habe. "Ja ich bin wirklich erleichtert, denn ich hatte ja immer schon vor, etwas für meine Kinder in dieser Richtung zu machen. Und nun war ein Anlaß dazu da, eine günstige

Gelegenheit, die ich genutzt habe. Man braucht im Leben schon ab und zu solche Anstöße. Es war mir daher auch nicht sehr schwer gefallen, einmal etwas nachzudenken, es war fast abrufbereit in meinem Gehirn" (J. Schulz, Brief 14.8.1986).]

Manche sahen in der Niederschrift einen Akt der Befreiung. So fühlte sich ein Berichterstatter erleichtert, "daß ich bei Ihnen die gesamte und aufgestaute Geschichte dieser Kriegsgefangenschaft, so richtig 'frei von der Leber' sprudelnd endlich einmal offenbaren durfte" (W. von Kentzinsky, 69; vgl. K. Wagemann, N). Dieses bedeutet aber nicht, daß den ehemaligen Kriegsgefangenen das Schreiben immer leicht gefallen wäre. Daher hat mancher auch erst gezögert, die doch sehr persönlichen Erlebnisse aus der Hand zu geben.

Die Erinnerungen waren vielfach für die Familie bestimmt. "Die Darstellung war in ihrem Inhalt und in ihrer Form zunächst als ganz persönliche Erinnerung für mich und meine Familie gedacht" (K. Schnier, N1). Die ehemaligen Kriegsgefangenen haben dabei vor allem an ihre Kinder gedacht. Ein Berichterstatter formuliert diese Motivation wie folgt: "Die Angehörigen und Nachkommen sollten wissen, wie es uns ergangen war. Diesen Wunsch von damals habe ich mir nun nach 40 Jahren erfüllt" (A.P., 24).

Es ist aber durchaus auch ein Gespür dafür vorhanden, daß diese Berichte mehr bedeuten könnten, als eine Art von "persönlicher Vergangenheitsbewältigung": "Die Zeit ist lange reif gewesen ... Wir sterben doch aus und damit unser Wissen" (J. Breitzkreuz, 21). So soll dies eine "Weitergabe von Erfahrungen" sein (R.B., 1) und "späteren Generationen vermittelt" werden (G. Meurer, N1). Die Niederschriften könnten dem "Verständnis der Generationen untereinander" dienen (H.B., N1). [Seit einigen Jahren ist zu beobachten, daß sich viele Jugendliche für die Erlebnisse ihrer Großvatergeneration zu interessieren beginnen. Vielleicht macht sich auch hier wieder einmal der von der Volkskunde oft beobachtete Generationensprung bemerkbar: "Dann wird gefragt, 'Was schreibst Du da?' Für die Älteren ist es damit abgetan. Aber die 'Jugendlichen'! Sie haben sofort großes Interesse. Sie fragen erst schüchtern, ob sie 'mal lesen dürften - und dann hören sie nicht mehr auf zu lesen - bis zur letzten Zeile!" (W. von Kentzinsky, 27).] Dieser "geschichtliche Auftrag" (J. Stach) wird wiederholt klar und deutlich zum Ausdruck gebracht: "Wenn wir damals Beteiligten nicht unser Wissen schriftlich festhalten und damit der Nachwelt hinterlassen", würde diese "vermutlich zu ganz falschen Vorstellungen" kommen (W. Venghaus, Brief vom 20.2.1986). Ein Einsender, der vorher sehr lange geschwiegen hat, sieht in seinen Aufzeichnungen "Vermächtnis, Mahnung und Wegweisung" zugleich (H.J.L., 1). Konkreter wird folgendes Bekenntnis: "Ich will mit meinem Schreiben dazu beitragen, daß unsere Jugend uns Alte besser versteht. Das, was wir falsch gemacht haben, soll nie mehr vorkommen. Daß die Jugend diesen demokratischen Staat nicht zerstören soll. Wir Alten haben dafür teuer

bezahlen müssen" (G. Breitkreuz, II,3). [Der Zeitpunkt des Aufrufes war eigentlich schon viel zu spät, da die meisten Männer, die diese Zeit durchgemacht haben, bereits verstorben waren. Während des Bearbeitungszeitraumes sind - soweit uns bekannt wurde - mindestens elf unserer Gewährspersonen gestorben.]

Die eigene Erfahrung beim Schreiben steht jedoch immer wieder im Vordergrund und kann am besten umschrieben werden mit den Begriffen "festhalten" und "loswerden". "Mit meiner Niederschrift wollte ich die 'außergewöhnlichen Erlebnisse' einerseits festhalten, jedoch wohl auch 'loswerden' (A. Bierhaus, N1; ähnlich O.B., II,20). "Was mich 40 Jahre bedrückt hat, habe ich mir mit diesem Bericht von der Seele geschrieben" (G. Brinkgerd, 57). Denn "sich frei schreiben, sprechen ... ist die beste Medizin" (E. Schröder, 5). Das Schreiben [- als Therapie -] "führt zu einem Abbau aufgetauter Aggressionen" (S. Völkel, 24); durch die Niederschrift der Erinnerungen gelingt "ein befreiendes Loslösen von den Schemen der Vergangenheit" (J. Veit, N1,2), das sogar dazu führen konnte, "daß die quälenden Angst- und Verfolgungsträume ... praktisch ganz aufgehört haben" (O.B., 20).

e. Reflexionen über das Geschriebene

Alle im vorigen Abschnitt erwähnten Empfindungen der Berichterstatter, die in eine gewisse Befriedigung über das Geschriebene münden, können aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß der objektive Wert der Texte auch von den Schreibern oftmals recht kritisch gesehen wird. Da ist zunächst das Problem des großen Zeitabstandes: Es ist nicht zu übersehen, daß "der lange zeitliche Abstand von nunmehr etwa 40 Jahren ... so manches Geschehnis verblassen läßt" (A. Schotte, N1), und daß vieles von dem Erlebten "rein gedächtnismäßig nicht mehr präsent ist" (H. Diestelmeier, Vorbemerkung). Grundsätzlich gelten wohl für alle die folgenden Aussagen: "Ich habe es so niedergeschrieben, wie ich es nach 40 Jahren noch in Erinnerung habe" (A. Holleck, 14), und: "Was verschwommen ist oder unklar, lasse ich gleich weg" (W. von Kentzinsky, 54). Der letztzitierte Berichterstatter konstatiert allerdings bei sich ein "Langzeitgedächtnis, das noch gut funktioniert" (ebenda); aber wenn auch kaum einer dieses eigens erwähnt, so ist man doch beim Lesen immer wieder erstaunt über die vielen im Gedächtnis behaltenen Einzelheiten! [Dies ist ein Beweis dafür, "wie einprägsam diese Zeit war" (K. Wagemann, II,18) und daß sie offensichtlich für viele ein Schlüsselerlebnis darstellte, welches das ganze Leben wirksam blieb. "Die Eindrücke der vier Jahre dauernden Zeit hinter Stacheldraht waren weder mit den ersten Schritten in die Freiheit noch heute nach 40 Jahren so einfach abzuwerfen" (K. Wagemann, II,18).]

Viele Berichterstatter schreiben, daß sie sich um "die volle Wahrheit" bemühen. "Ich habe mich immer wieder gefragt, war es auch so, oder war es

anders?" (G. Breitzkreuz, IV,4). Aber: "Immer wieder tauchen neue Erinnerungen auf, immer wieder möchte man ergänzen oder korrigieren" (A. Schotte, N1). Und: "Vierzig Jahre danach haben sich Erfahrungen und Erlebnisse derart in unserer Vorstellung verwandelt, daß es nahezu unmöglich geworden ist, das Geschehene objektiv darzustellen" (H. Diestelmeier, Vorbemerkung).

[G. Breitzkreuz (31) weist auf ein anderes Problem des Schreibens hin: "Was ich geschrieben habe, ist eher unter-, als übertrieben dargelegt. Man kann Hunger nicht beschreiben." Und ein anderer Berichterstatter macht darauf aufmerksam, daß bei dem hier angestrebten Kommunikationsprozeß nicht nur das Medium der geordneten und reflektierten Niederschrift zu beachten ist, sondern auch die Befindlichkeit des Lesenden: "Wenn ich das jetzt so schreibe, kommt mir nachträglich die Gefangenschaft eigentlich ganz gemächlich vor - es ist wie im russischen Sprichwort: 'Der Satte kann den Hungerigen nicht verstehen!' Es ist auch witzlos, die Entbehrungen weiter zu schildern: Wer es nicht erlebt hat, kann es doch nicht nachempfinden" (O.B., 16).]

Am Schluß dieses Kapitels möge der Wunsch J. Veits (N1,2) stehen: "Vielleicht gibt nur das geschriebene Wort die Gewißheit, daß es Menschen gibt, die geduldig Zeile für Zeile lesen und so die Vergangenheit mittragen helfen." Damit ist etwas von dem ausgedrückt, was auch unser Anliegen bei der Durchführung der Umfrage und der Analyse des eingegangenen Materials war.

B. Gefangennahme und Gewöhnung an die Gefangenschaft

1. Gefangennahme

a. Hineingleiten in die Gefangenschaft

Für viele ehemalige Soldaten, die uns schrieben, kam die Gefangennahme nicht überraschend. Da die meisten von ihnen in den letzten Kriegsmonaten oder nach der Kapitulation in die Hände der Alliierten gerieten, konnten sie sich - soweit dies überhaupt vorstellbar war - auf das zu erwartende Ereignis einstellen. Hierzu ein Bericht eines Fernmelders und Kraftfahrers einer Stabskompanie der Luftwaffe über die letzten Tage seines Soldatendaseins: "Am Nachmittag des 30.4.1945 mußten wir uns auf dem Marktplatz von Holzkirchen einfinden. In einem Gasthof hatten sich die Geschäftszimmer der Gruppe eingerichtet, und jeder bekam, mit Beförderung zum nächsthöheren Dienststrang, seine Beurlaubungspapiere einschließlich Wehrpaß ausgehändigt.



Abb. 1: Entlassungsschein vom 30.4.1945 mit Beförderungsvermerk (R. Pape).

Danach Antreten auf dem Marktplatz ... Der Kommandeur trat in die Mitte, hielt eine kurze Ansprache, in der er die Einheit als aufgelöst erklärte und uns für die ungewisse Zukunft alles Gute wünschte. Das Absingen des Deutschlandliedes beschloß den Akt. Ringsum standen die Einwohner der Stadt, viele mit Tränen in den Augen.

Nun war jeder sich selbst überlassen, etwas Ungewohntes nach den vielen Militärjahren. Als nächstes begaben wir uns zu unseren Fahrzeugen in den Wäldern, und gruppenweise diskutierten wir, was zu tun sei ... Es bildeten sich kleinere Gruppen, meist heimatlich orientiert, die zusammenbleiben wollten ... Wir fuhren in der Nacht zum 1.5.1945 über Miesbach, Schliersee, Fischbachau, Hundham nach Eyraun, wo wir auf dem Hof des Bauern Martin Gasteiger Unterkunft fanden. Das Gehöft lag nur über einen Feldweg er-

reichbar abseits der Straße. Der Bauer nahm uns freundlich auf und bat nur, das Fahrzeug weit weg in den Wald zu führen, um keine Tiefflieger anzulocken. Ebenso sollten wir bei Tageslicht nicht draußen umherlaufen ... Am 2.5.1945 morgens hörten wir ein fernes Rauschen und konnten auf der etwa 4 km entfernt verlaufenden Autobahn München-Salzburg die pausenlos fahrenden Panzerkolonnen der Amerikaner beobachten, das ging den ganzen Tag über, und auch die Nacht brachte keine Ruhe. Erst am 3. Mai konnten wir auf der etwa 200 m entfernten Landstraße von Miesbach nach Au alliierte Kolonnen entdecken. Es waren französische Truppen, die aber die abseits gelegenen Gehöfte mieden. Erst nachdem ein einzelner Soldat vom Nachbarhof zur Straße ging und die Franzosen unterrichtete, daß etliche deutsche Soldaten hier warteten, kam er mit einem Spähtrupp auf den Hof, allerdings erst, nachdem den Franzosen versichert worden war, es seien keine SS-Soldaten und kein Hinterhalt zu befürchten.

Wir wurden aufgefordert, mit Gepäck zur Straße zu kommen. Hier fanden sich dann, auch aus anderen Häusern, etwa 40 deutsche Soldaten ein. Es wurde uns bedeutet, in einer Scheune am Straßenrand auf den Abtransport zu warten. Dann ging ein Franzose mit umgedrehtem Stahlhelm herum und sammelte unsere Uhren ein, etwa drei Armbanduhren schmückten bereits jedes seiner Handgelenke. Als der Helm voll war, kippte er den Inhalt auf die Straße, und ein Panzer fuhr darüber. Ebenso wurden wir von Ringen und anderem Schmuck befreit. Wir enthielten uns jeglichen Kommentars, obwohl wir ähnliche Handlungsweisen beim Vormarsch 1940 in Frankreich weder ausgeübt, noch beobachtet hatten. Sonst waren die Franzosen ganz nett, tauschten mit uns Zigaretten und erklärten: 'La guerre est fini!'" (R. Pape, 1f.).

An anderen Kriegsschauplätzen ging es in den letzten Tagen nicht so idyllisch zu. Aber auch dort gerieten ganze Armeeteile schrittweise in die Gefangenschaft. Der Einsender des folgenden Berichtes erlebte im Mai 1945 die formelle Auflösung seiner Einheit in Sachsen und schloß sich dann einem Stab an, der mit Fahrzeugen nach Südwesten über Brüx, Dux, Saaz, Komotau bis nach Elbogen bei Karlsbad flüchtete, wo die Amerikaner eine Panzersperre errichtet hatten.

"Die Amerikaner behandelten uns als Kriegsgefangene und sammelten alle Deutschen auf einem großen Wiesengelände. Weil wir ein einigermaßen intakter Stab waren, übernahmen wir die Organisation der Verpflegung. Es waren ca. 30-40000 Mann (Frauen). Teile des Stabes des Luftgaukommandos Dresden mit General und 20 bis 30 Nachrichten-Helferinnen befanden sich darunter.

Der General und einige andere hohe Offiziere wurden am Tag darauf in ein Lokal in Ellbogen gefahren. Sie nahmen in einem Saal an einem großen Tisch Platz. Dann stürmten Russen mit Maschinen-Pistolen im Anschlag herein und umstellten den Tisch. Es kamen auch russische Offiziere dazu.

Hier wurde unseren Offizieren nun eröffnet, daß die Grenze Richtung Westen durch die Amerikaner dicht gemacht wäre und wir laut Beschlüssen der Jalta-Konferenz an die Russen auszuliefern wären ... Wir feierten in der kommenden Nacht Abschied (von der Freiheit) und fuhren am nächsten Tag in die Gefangenschaft zum Russen. Wie war mir zumute: Obwohl wir überall erlebt hatten, daß der 'Feind' uns haushoch überlegen war (besonders die Amerikaner), hofften wir doch auf ein Wunder (evtl. Wunderwaffen), weil wir uns nicht vorstellen konnten und wollten, daß alles umsonst gewesen sein sollte. Für mich brach eine Welt zusammen. Als wir dann zum Russen mußten, packte ich alle meine Orden und Ehrenzeichen in einen kleinen Lederbeutel und warf sie weit weg von mir in ein Getreidefeld und schwor mir: 'Einmal ist dein Idealismus mißbraucht worden, ein zweites Mal nicht mehr, und du wirst es später allen auszutreiben versuchen'. Da entstand der Grundstein zu der Gesinnung der meisten unserer Generation: Ohne uns! Leider!

Die motorisierten Verbände fuhren also mit den Fahrzeugen zum Russen. In jedes fünfte, manchmal jedes zehnte Fahrzeug setzte sich ein Sowjet-Soldat mit einer Kalaschnikow (sowjetischen Maschinenpistole). Viele, die in der Nähe zu Hause waren oder Aussicht hatten, dorthin zu kommen, setzten wir in Zivilkleidung unterwegs an geeigneter Stelle ab. Vor der Stadt Teplitz-Schönau mußten wir von den Fahrzeugen absteigen. Ich stopfte alle Verpflegung, deren ich habhaft werden konnte, in meinen Rucksack und in andere Behältnisse. Unterwegs während des Fußmarsches tauschte ich immer wieder aus (weil manchem das zu schwer wurde, warfen sie ihren Rucksack o.ä. in den Straßengraben). Zum Schluß hatte ich fast nur hochwertige Lebensmittel bei mir ...

Die sowjetischen Wachmannschaften nahmen uns nichts ab. Die Sowjets hatten die Truppen ausgetauscht. Statt der rüden Front-Truppe hatten wir es nun mit Elite-Einheiten zu tun, die sehr diszipliniert auftraten. Keine der Nachrichten-Helferinnen etwa wurde belästigt ... Die Tschechen wollten in das Lager, um unser Hab und Gut zu stehlen. Das ließen aber die sowjetischen Wachmannschaften nicht zu. Weil sie ... zahlenmäßig nicht stark genug waren, forderten sie uns auf, einen Wachzug aufzustellen, um die Tschechen vom Lager fernzuhalten, und gaben an diese Wachen deutsche Karabiner und Munition aus. So behielten wir zunächst all unsere Sachen ...

Dem General vom Luftgaukommando Dresden wurde von den Sowjet-Truppen gestattet, den kommandierenden Sowjet-General in Prag aufzusuchen, mit ihm über die Freigabe der Nachrichten-Helferinnen zu verhandeln. Der Sowjet-General genehmigte dies. Die Nachrichten-Helferinnen packten ihre Sachen und gingen im Geleit einiger Sowjet-Soldaten zum Bahnhof (zum Zug Richtung Heimat). Sie wurden aber derart von den Tschechen belästigt, daß die Sowjet-Soldaten ihre Sicherheit nicht garantieren konnten und sie deshalb in das Lager zurückbrachten. Nächsten Tag wurden

1

sie erneut mit verstärkter sowjetischer Bewachung zum Bahnhof gebracht und von den Sowjet-Soldaten bis zur deutsch/tschechischen Grenze begleitet" (J. Stach II,2-4).

Der Verfasser schildert die Übergabe an die Russen, das Verhalten der Tschechen und die Sorge des Generals für die Nachrichten-Helferinnen sehr sachlich, fast unterkühlt. Lediglich bei dem Bericht über die Vernichtung der Orden und Ehrenzeichen werden Emotionen deutlich. Es handelt sich offensichtlich um ein Schlüsselerlebnis, mit dem die Soldaten nicht so ohne weiteres fertig geworden sind (vgl. S. 73). Sonst aber vollzieht sich alles in bester militärischer Ordnung auf beiden Seiten. Der deutsche General verhandelt mit seinem sowjetischen Kollegen zum Wohle seiner Untergebenen. Keine Spur von Plünderungen und Vergewaltigungen. Die Russen schützen ihre Gefangenen gegen die Tschechen. Gefangennahme aus der Sicht des Stabes?

Ein allmählicher Übergang in die Gefangenschaft vollzog sich auch bei den Angehörigen der Kurlandarmee und der Verbände auf der Halbinsel Hela. In dem folgenden Bericht wird die Taktik der Roten Armee, die noch intakten und von deutschen Offizieren geführten Verbände schrittweise in die neue Organisationsstruktur der Gefangenschaft zu überführen, recht deutlich. Auf diese Weise konnte eine wilde Auflösung der deutschen Truppen verhindert und das Führungs- und Organisationspotential der deutschen Wehrmacht so lange wie möglich genutzt werden.

"Die Kapitulation erlebte ich mit zwiespältigen Gefühlen. Einerseits war der Krieg verloren, andererseits wurde mir klar, daß ich ihn auch lebend überstanden hatte. Zudem glaubten wir, als Kapitulationstruppen in Kürze entlassen zu werden - wie die deutschen Truppen nach dem ersten Weltkrieg. Darum nahmen wir das 'Filzen' der Rotarmisten zwar mit Ingrim, aber notgedrungen hin ...

Die Kapitulation ging folgendermaßen vor sich: Der deutsche Oberbefehlshaber meldete die angetretene deutsche Truppe und übergab an den russischen Heerführer seine Pistole. Der russische Offizier beanstandete zunächst den verschmutzten Zustand der Kraftfahrzeuge und befahl, innerhalb 30 Minuten die Fahrzeuge appellfähig herzurichten. Gleiches geschah mit allem anderen Material. Bei den Pferden ordnete er an, daß auch sie innerhalb 30 Minuten sauber gestriegelt zu übergeben seien ... An den Arbeiten sollten sich alle Deutschen, also auch die Offiziere, beteiligen.

Es folgte eine Ansprache des russischen Offiziers, in der er mit aller Schärfe daran erinnerte, daß dieser unbarmherzige Krieg von den Deutschen nach Rußland hineingetragen worden sei. Dieser Krieg habe viele Rotarmisten das Leben gekostet und den besetzten russischen Landesteil zerstört; wir hätten die Pflicht, wiedergutzumachen. Man wolle uns zunächst in ein Sammellager marschieren lassen, und dort würde über unser weiteres Schicksal entschieden.

So geschah es. In voller Ordnung, die Offiziere voran, alle noch angetan mit Orden und Ehrenzeichen, marschierten wir - durch Ortschaften mit Gesang - eine Woche lang, täglich etwa 20 bis 30 km, in Richtung Sammel-lager. Wie schon vorher fledderten uns die begleitenden Rotarmisten auf dem Marsch. Jeden Abend führte man uns in ein Geviert, mit Draht eingezäunt, wo wir in unseren Zelten übernachteten. Beim Zeltbau fehlten Zeltstangen. Wir versprachen den Wachsoldaten Zigaretten, da beeilten sie sich, uns Zeltstöcke zu beschaffen. Wir durften diese Stangen jedoch nicht mitführen. Jeder Stock galt als eine bedrohliche Waffe ...

Drei Tage lang mußten wir uns aus eigenen Beständen ernähren (Küche). Am vierten Tag erhielten wir erstmalig russisches Brot zugeteilt, und zwar Trockenbrot in Scheiben ... Aus Unkenntnis - und weil wir vielleicht noch 'zu verwöhnt' waren, ließen wir das Brot liegen. Das war für den zuständi-gen russischen Offizier der Beweis, daß es uns zu gut ging, und er ordnete an, daß wir erst wieder etwas bekommen würden, wenn wir wirklich Hunger hätten! So begann unsere Hungerzeit. Später aßen wir das Trockenbrot wie Kuchen!" (B. Petrat, 2-3).

Mehrere Berichtersteller schildern die letzten Tage des Krieges in der Tschechoslowakei. Das Handeln der Soldaten war oft bestimmt von der pa-nischen Angst vor "dem Russen" und dem Bestreben, so schnell wie möglich weit genug nach Westen zu kommen. Diese verzweifelte Flucht endete für viele Tausende in einem Netz, das sich mehr und mehr über ihnen zusam-menzog. In dem folgenden Bericht wird der Weg von allgemeiner geordneter Auflösung und zunehmender Verzweiflung über totale Erschöpfung bis zur hoffnungsvollen Einreihung in die neue Ordnung sehr anschaulich beschrie-ben: "Ich war mit meinem Zug (östlich von Deutsch Brod) unterwegs, ca. 40 Landser und ca. 50 Pferde, die vor allerlei Typen von Wagen gespannt waren, beladen mit Sanitätsmaterial und zwei Küchen. Verpflegung für die Kompanie für eine Woche war mit dabei. Die Parole war uns gegeben: 'Erreicht die Moldau, dann fällt ihr den Amis in die Hände'. Zum Russen wollte doch niemand. Bald sahen wir ein, daß unsere Pferde zu langsam waren. Was tun? Wir fuhren an einen Waldrand, spannten alle Pferde aus, so daß sie sich frei bewegen konnten, um sich zu ernähren. Jeder nahm noch, was er zu gebrauchen wähnte, mit, und auf ging's auf die Straße. LKWs nahmen uns einen nach dem anderen mit, so daß wir uns schon aus den Augen verloren. Bald war die Straße nach Deutsch Brod verstopft. Alles sprang aus den LKWs, und nun ging es zu Fuß querfeldein. Schon am näch-sten Tag begegneten wir den Russen. Die waren nur auf Uhren und Schuh-werk aus. 'Uri jest?' Einige hatten schon fünf und mehr Uhren auf dem linken Arm ... Es ist ein schreckliches Gefühl, einem anderen Menschen auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert zu sein. Die Tschechen waren uns nicht (gut gesonnen), das merkten wir bald, denn sie schossen auf deutsche Landser. Nun ging es nur noch nachts. Keine Karte, keine Wege waren zu

erkennen. Der Sternenhimmel war unser Kompaß. Ein hartes Los. Hier und da stieß man auf deutsche Landser - und dann die Unsicherheit. Schon bald waren die Füße wundgelaufen. Als wir dann nach drei Nächten die deutschen Landser in Kolonnen laufen sahen, haben wir uns denen angeschlossen auf Gedeih und Verderb; unsere Stimmung war total auf Null. Es war schönes Wetter. Des Nachts schlief alles auf beiden Seiten der Straße. Nur ab und zu sahen wir einen Russen. Man hätte immer noch fliehen können. Aber die Parole ging: 'skoro domoj', bald nach Hause. Und das glaubten wir" (J. Beckbauer, 1).

b. Mißhandlungen

Wesentlich gefährlicher war der Akt der Gefangennahme und der Entwaffnung bei Kampfhandlungen. Die Haager Landkriegsordnung schreibt zwar vor, daß die Kriegsgefangenen "mit Menschlichkeit behandelt" werden sollen (Artikel 4), doch die Kriegswirklichkeit sah durchweg anders aus. Nervosität, Angst und Gereiztheit waren auf beiden Seiten groß. Das gegenseitige Mißtrauen vor einem Hinterhalt und vor Täuschungsaktionen verstärkte die Unsicherheit. Berichte über bewußt ausgeführte Gefangenenentötungen sind jedoch selten (S. Katter, 4; Th.B., 3; G.S. I,4; vgl. dazu A. Lehmann 1986, 19f.). Wir hören aber immer wieder von Mißhandlungen aller Art, die die deutschen Soldaten bei der Gefangennahme oder kurz danach erleiden mußten.

Ein Feldwebel, dem Offiziersanwärter anvertraut waren und der bei Deutsch-Eylau hinter die Hauptkampflinie geriet, berichtete: Nach mehrtägigem Umherirren in Wäldern und Feldern, Verstecken in bewohnten und unbewohnten Häusern, mehr oder weniger heftigen Auseinandersetzungen mit eingeschüchterten Bauern, Begegnungen mit Russen und nervenaufreibenden Beinah-Gefangennahmen kam dann doch die Situation, die man tagelang mit allen Mitteln versucht hatte, zu verhindern: "Bruno und ich wollten nun einen Weg finden, daß wir in den Wald kamen. Wir hatten jeder ein Bettlaken umgehängt als Tarnung. Ich ging um die Scheune, Bruno dicht hinter mir. Ich drehte mich um und sagte zu Bruno: 'Da ist der Wald, dahin müssen wir, hol' die Jungs aus der Scheune. Nein Halt!' ... Ich spürte etwas Kaltes, Hartes in meinem Gesicht. Mein Herz blieb fast stehen. Ich sah genau in den Lauf einer MP. Er rief: 'Hände hoch - Ruki wjerch!' Ein großer Russe stand vor uns. Wir hoben die Hände, wir mußten vor ihm gehen, zur Straße. Wir waren gefangen, unfaßbar. Wenn wir die Hände 'runternahmen, gab's Kolbenstöße auf den Körper. Wir wurden gefilzt, alles aus den Taschen auf die Straße geworfen. Knöpfe, die zu waren, wurden aufgerissen. Das Koppel mit Brotbeutel und Kochgeschirr und Eßbesteck lag auf der Straße, auch Brunos. Ich wollte mein Rasierzeug aus dem Brotbeutel nehmen. Ich wurde mehrmals in den Hintern getreten und lag zwischen den Sachen auf der Straße. Da bekam ich Kolbenstöße, bis ich wieder hoch war. Die Sachen auf der Straße

wurden zertrampelt, unsere Soldbücher wurden zerrissen, unsere Auszeichnungen, die angenäht waren, wurden mit voller Wucht abgerissen und auf die Straße damit. Wir mußten alles mit erhobenen Händen erdulden. Mir war zum Brechen elend vor Angst, Ohnmächtigkeit und wehrlos, wie wir waren, außer alledem auch ehrlos. Inzwischen waren noch ein paar Russen dazugekommen. Wir wurden bespuckt und beschimpft 'Nemezkijswinja'-deutsches Schwein, Faschist."

Nachdem der Feldweibel und sein Begleiter gezwungen worden waren, das Versteck der Offiziersanwärter zu verraten und diese aus der Scheune herausgeholt wurden, mußten sich die Gefangenen auf die Straße legen: "Es kam ein LKW, der Russe, (der die Gefangenen bewachte), winkte, er soll halten. Er hat im letzten Moment gebremst, der LKW rutschte mit seinem Vorderrad bis in meine Seite und schob mich auf dem Eis weiter. Der Fahrer sollte uns mitnehmen. Der Fahrer will nicht, er sagt zum Russen, er soll uns umlegen und in den Graben werfen. Der Posten sagt, es sind zehn, das darf er nicht. Wir sollen aufsteigen, sind aber zu schwach, um auf die hohe Ladefläche des Studebakers zu kommen. Die russischen Soldaten treten uns gewaltig in den Hintern. So schaffen wir es, auf den LKW zu kommen. Wir mußten uns wieder auf den Bauch legen, Hände und Füße hoch halten. Der Posten stellte sich mit einem Fuß bei mir und dem andern Fuß bei Bruno in den Rücken, die Gewehrmündung hielt er uns ins Genick" (K. Brinkgerd, 3bf.; 4bf.).

Ein Unteroffizier, der die Aufgabe hatte, Gefangene, die auf deutscher Seite gemacht wurden, zu bewachen, schildert seine Gefangennahme durch Angehörige der US-Armee folgendermaßen: "Nach einer Weile erschien ein Amerikaner auf dem Hof. Ich stand am Fenster. Er war wohl überrascht, daß er ganz allein so viele Gefangene gemacht hatte. Ich ging mit erhobenen Armen vor's Haus. Er sprach Deutsch. Ich sollte mich setzen. Habe im ganzen Krieg den ersten Ami gesehen. War noch jung und nicht größer als ich, den Stahlhelm schief, Gewehr umgehängt, die MP in den Händen und noch einen Colt im Halfter. So sehen also die 'Wiederkäuer' aus ... Anschließend sprach er über Funk, und es erschien ein Offizier, an die zwei Meter groß, linken Ärmel bis obenhin aufgekrepelt und voll Armbanduhren. Da ich wieder am Boden saß, hat er mit dem Colt gezeigt, ich soll aufstehen und sagte 'Hands up'. Sowie er meine Uhr entdeckte, griff er ins Band und riß es entzwei. Wenn das Band noch stabil gewesen wäre, (hätte) ... er mir die Hand brechen (können) ...

Der Gefangenen-Dolmetscher (ein Angehöriger der Gruppe, die der nun gefangene deutsche Unteroffizier zu bewachen hatte), wollte sich für die Befreiung bei dem Offizier bedanken. Als er ihn umarmen wollte, hat er ihm eine gelangt, und das waren Waffenbrüder. Und das war die gepriesene Demokratie: Wie der Lange meine Helfer alle beisammen hatte, ging er mit uns durch die Jauchegrube. Die Brühe reichte uns bis an die Knie. Die Straße hat er gemieden. Ging mit uns durch Weidezäune und Wiesen, auf der ein Bach,

drei Meter tief, lief. Wir warfen unser Handgepäck hinüber und kamen alle so mehr oder weniger hinweg. Als letzter nahm der Ami Anlauf und hopste genau in den Bach hinein. Das sah so ulkig aus, daß wir uns das Lachen verbeißen mußten ... Die Weserbrücke war gesprengt, und jetzt war nur Fährbetrieb ... Wie wir uns mit der Fähre dem Ufer näherten, hat mich der Lange ins Wasser gestoßen, und (ich) bin bis zum Bauch naß geworden. So habe ich die zweite Lektion zur Demokratie erhalten. Späterhin kommt es noch schlimmer. Hinter der Weser mußten wir mit acht Mann auf einen Jeep, vier Mann auf die Haube, und die anderen hinten, ein Ami am Steuer und ein Beifahrer. Die haben auch nicht die Straßen benutzt, sondern querfeldein. Wir haben uns gegenseitig festgehalten, daß wir nicht unter die Räder kamen" (F.B., 5-7).

Solche 'Spielchen' mit Jeeps und leichten Panzern waren offensichtlich bei den amerikanischen Soldaten beliebt (vgl. z.B. R. Dunkmann, 37). So berichtet ein anderer Einsender, daß er zwischen zwei Panzern etwa 10 km weit laufen mußte, während er von einer fest montierten Kamera aus fotografiert wurde (Th.B., 3).

Und zum Schluß noch ein Erlebnis mit polnischen Soldaten in britischen Uniformen der Armee des Generals Anders: "Ich als erster kaum oben, bekam ich erst 'mal einen Kolben ins Kreuz. Ich wollte denen klar machen, daß da ein Stückchen weiter ein Kumpel schwerverletzt liegt, schon bekomme ich wieder einen Stoß ... 2 Kilometer weit wurden (wir) geschlagen, beschossen und beschimpft. Dort angelangt, warteten schon andere auf uns, aber auch polnische Offiziere. Dann hieß es stillstehen, und wir wurden erst 'mal geplündert auf alles, was wir an uns hatten. Bilder der Familie, Ringe, Uhren, Ketten, Geldbörsen. Ich (kann) es selbst nicht mehr beschreiben, wie schrecklich bestialisch sie mit unseren Bildern von Freundinnen und Schwestern umgegangen sind. Versuchte man nur ein(en) Laut zu sagen, bekam man gleich eine Faust oder den Kolben in den Bauch. Wir waren schon alle total fertig ... Dann kam der Befehl: Wir waren inzwischen 60 Leute. Alle ins Haus durch diese Tür. Links und rechts von der Tür stand ein Pole mit einem gummigefüllten Schlauch und schlugen auf uns ein ... Ich kann auch nicht genau sagen, wie viele von uns dort kaputt gegangen sind" (H. Wrobel I,2ff.).

Der Berichtersteller fährt dann - sozusagen den Kontrast schildernd - fort: "Wir (wurden) nach drei Tagen von einer indischen Einheit (übernommen), die einen Turban trugen und ganz schwarz waren. Wir versuchten denen sofort klar zu machen, was alles mit uns geschehen war, und schon wollten die Polen wieder auf uns los; aber das klappte dieses Mal nicht. Die gingen gleich in Stellung mit ihren MP und beschützten uns. Sie waren sehr freundlich, halfen uns beim Besteigen der LKWs. Als wir uns in Bewegung setzten, bekamen wir zu trinken und (Schokolade) zu essen" (H. Wrobel I,4).

Die farbigen Soldaten in den westalliierten Armeen - sieht man einmal von den Marokkanern in französischen Diensten ab - treten in den Schilderungen der deutschen Kriegsgefangenen im allgemeinen eher durch eine positive Kennzeichnung hervor. Ihr Verhalten wird dem der Europäer gegenüber als wesentlich menschlicher charakterisiert, und sie erscheinen daher als natürliche Partner der besiegten Deutschen.

Besondere Schikanen mußten SS-Angehörige über sich ergehen lassen. Sie wurden allgemein als der eigentliche Gegner angesehen, der die Schuld an allem trage. Ein Kompanie-Truppführer der Waffen-SS, der einer Einheit angehörte, die unter dem Kommando des Mussolini-Befreiers Otto Skorzeny stand, schreibt: "Ich wurde auf einen Hof geführt, wo eine russische Artillerieeinheit lag. Hier sprach ein Russe etwas Deutsch. Ich mußte aus meinem Soldbuch die erste Seite, darauf war Hitler, zerreißen und bespucken. Als ich dieses nicht gleich tat, bekam ich einen Faustschlag ins Gesicht ... Nachmittags wurden mir die Hände auf dem Rücken gefesselt, und im Laufschritt, eskortiert von zwei Russen auf Fahrrädern, wurde ich in ein Haus gebracht, wo schon ca. 20 deutsche Landser waren, aber keiner von der Waffen-SS, nur Luftwaffe und Wehrmacht. Einer, der etwas Russisch verstand, meinte, ich solle doch Kragenspiegel, Ärmelstreifen, Adler usw., die mich schon rein äußerlich als Angehörigen der SS auswiesen, abmontieren. Die Russen wären nicht gerade gut auf das zu sprechen. Schweren Herzens machte ich es" (H. Gabriel, 1f.).

c. Filzen, Verhöre

Uhren

Das Filzen gehörte zum unabänderlichen Ritual der Gefangennahme, das auch von jedem als notwendig angesehen wurde. Es diente der Kontrolle, ob die Gefangenen auch wirklich alle Waffen abgelegt hatten und betraf darüber hinaus alle Gegenstände, die für eine Flucht dienlich sein konnten. In der Haager Landkriegsordnung heißt es im Artikel 4: "Alles was ihnen (den Gefangenen) persönlich gehört, verbleibt ihr Eigentum mit Ausnahme von Waffen, Pferden und Schriftstücken militärischen Inhalts" (R. Laun, 151). Da Uhren als Kompaß benutzt werden konnten und auch sonst der Orientierung dienten, mußten sie abgeliefert werden. Doch die näheren Schilderungen der Übergabe, ob nun in Ost oder West, deuten vielmehr auf Plünderung und Raub durch die Sieger hin. Kaum ein Berichterstatter läßt diese Tatsache unerwähnt. Ein Offizier, der in amerikanische Gefangenschaft geriet, schreibt: Beim unerwarteten Filzen "war ich Zeuge, wie man einem älteren Kameraden, dem Rittmeister Graf von Trautmannsdorf aus Österreich, die von seinen Ahnen geerbte wertvolle Taschenuhr entwendete. Ich sehe noch heute sein enttäushtes Gesicht. Immer wieder versicherte er, daß man solch ein Erbstück nicht ersetzen kann. Die Uhr hatte schon den ersten Weltkrieg

mitgemacht und nun abermals das Geschehen des zweiten Weltkrieges. Stets war sie ihm ein verlässlicher Begleiter und Talisman gewesen.

Hatten die Amerikaner keine Uhr, daß sie so versessen darauf waren? Den Anschein hatte es, denn wenn sie eine Unterredung mit uns führten, war ihre erste Frage: 'Hast Du Uhr!' Besonders liebten sie die deutschen Wehrmachtsuhren. Denn diese hatten ein schwarzes Zifferblatt ... Uhren, die helle Gesichter hatten, waren nicht so begehrt. Unsere Fliegerkameraden hatten besonders wertvolle Uhren. Oft waren sie ihnen für Verdienste verliehen worden und aus Gold. Auch Privatuhren mit Goldverzierungen, beide Uhrenkategorien hatten nicht den Anziehungspunkt. Waren die Amerikaner in der Masse unterentwickelt und erkannten nicht die Wertunterschiede oder zählte bei ihnen nur die Mode? Ich hatte damals den Eindruck, daß nicht jeder GI eine Uhr besaß. Die Uhr war ein begehrter Artikel" (U. Bulgrin I,12). Die Uhrenjagd der Sieger ließen folgenden Spruch entstehen: "Dem Glücklichen schlägt keine Stunde, und der Unglückliche hat keine Uhr" (W. Seggewiß, 10). Wie tief der Schock bei den Landsern über die Gier der US-Soldaten nach Uhren saß, zeigt die Tatsache, daß die Abkürzung "US" als "Uhren-Sammeln" gedeutet wurde (A. Lehmann 1986, 26).

Schuhe und Lederwaren

Bei der Roten Armee waren Schuhe und Stiefel das zweitwichtigste Beutegut. Aber auch andere Gegenstände aus Leder (z.B. Kartentaschen) und Schmuckgegenstände wurden den Deutschen abgenommen. "Am 1. April 1945, gegen 11 Uhr, wachte ich von lautem Geschrei 'Ruki wjerch' auf. Vor mir standen russische Soldaten mit der Maschinenpistole im Anschlag und forderten uns auf, aufzustehen und die Hände hochzunehmen. Meine Kameraden ... standen schon mit erhobenen Händen und wurden durchsucht, wofür man in der Gefangenschaft den Ausdruck 'filzen' benutzte. Ich erhob mich ebenfalls, nahm die Hände hoch und wurde durchsucht. Wir sechs hatten Uniformen an, darüber Winterkampfanzüge und waren bewaffnet. Die Waffen wurden weggenommen, das gleiche galt für alle persönlichen Dinge: Briefe, Fotos, Aufzeichnungen, aber auch Waschzeug, Zahnbürste usw. Dann wurde ich aufgefordert, meine Schuhe auszuziehen, d.h. Reitstiefel, die ich am Fußansatz von dem Schaft abgetrennt hatte, weil ich die Schäfte seit mehreren Wochen nicht mehr über den Fuß bekam. Da ich auch jetzt die Schäfte nicht ausziehen konnte, wurden sie von den sowjetischen Soldaten einfach aufgeschnitten. Dann forderte man mich auf, die Reithose auszuziehen, weil diese ein Reitleder hatte, auf das die Soldaten offensichtlich ihr Auge geworfen hatten. Ich stand also da im Hemd ohne Hose und Schuhe. Den anderen erging es ähnlich ... Ich selbst erhielt ein Paar Gummistiefel, Größe 52, und meine Reithose zurück, aus der das Leder herausgeschnitten war unter Mitnahme des darunterliegenden Tuches, so daß mein Äußeres der Komik nicht entbehrte" (R.B., 2f.).

Und ein anderer Offizier schreibt: "Nach kurzer Zeit kam ein junger russischer Leutnant mit Soldaten. Diese zogen uns die Stiefel aus und gaben uns dafür ihr schlechtes russisches Schuhzeug. Ich wies darauf hin und zeigte, daß meine Stiefel Schadstellen hatten. Ich durfte sie behalten. Gegen Mittag mußten wir uns aufstellen. Wir wurden geschlossen abgeführt und kamen durch mehrere Straßen bis zu einer Kaserne. Unterwegs drängte sich ein russischer Soldat auf mich zu und riß mir meinen Trauring vom Finger. Als wir wartend am Straßenrand standen, riß mich plötzlich ein russischer Soldat zu Boden. Er zog mir die Stiefel aus und warf mir ein Paar vollkommen abgetragene Schuhe zu. Mir blieb nichts anderes übrig, ich zog sie an" (R. Eismann, 5).

Dieses Zubodenreißen und Ausziehen des Schuhwerks wird immer wieder voll Erstaunen beschrieben. Und auch sonst schildert fast jeder Berichterstatter das Filzen als ein regelrechtes Ausplündern der Gefangenen. "Mögen auch Sicherheitsmaßnahmen der Bewacher Vorrangigkeit gehabt haben, eine Entschuldigung für den am Gefangenen begangenen Diebstahl dürfte es wohl nicht geben", schreibt S. Katter (10), der kanadischen Soldaten in die Hände gefallen war.

Verhör

Geschah die Gefangennahme bei Kampfhandlungen, dann war es oft üblich, daß die Gefangenen, nachdem sie aus den vordersten Linien herausgebracht worden waren, verhört wurden. Die Berichte über diese Prozedur sind recht unterschiedlich. Oft wird betont, daß die vernehmenden Soldaten sich korrekt verhielten und bereits genaue Informationen über die Herkunft der Gefangenen und ihrer Einheiten hatten.

Ein Kommandeur schreibt über seine Gefangennahme nach heftigem Widerstand im Moselgebiet durch die US-Armee: "Mit einem Jeep wurde ich nach hinten zu einer Sammelstelle gefahren. Nachdem man mich ordentlich verbunden hatte, wurde ich einem Verhör unterzogen. In einwandfreiem Deutsch und mit meinem Namen begrüßte mich der Vernehmende. Die Namensnennung war für mich das Zeichen, daß sie schon Kompanieangehörige von mir vorher geschnappt hatten. Vorsicht bei der Aussage war geboten. Die Vernehmung wurde human geführt. Sehr interessiert waren die Vernehmer zu erfahren, wo unsere Nebelwerfer liegen und ihre Stärke sollte ich ihnen angeben. Als ich darüber keine Aussagen machte, gaben sie sich damit zufrieden. Sie übten keinen Druck auf mich aus. Ich hatte ihnen auch zu verstehen gegeben, daß ihre Gefangenen militärische Dinge ebenfalls nicht verraten" (U. Bulgrin I,6).

Ganz andere Erfahrungen machte ein anderer junger Offizier an der Ostfront, der allerdings weit hinter den Linien auf russisch besetztem Gebiet in Gefangenschaft geriet und daher zunächst als Partisan angesehen werden mußte: "Der Chronist wurde durch das Gebäude vorwärts gestoßen in einen

kleinen länglichen Raum, der nur mit einem Tisch und einigen Stühlen möbliert war. Anwesend war ein sowjetischer NKGB-Offizier (Offizier des sowjetischen Volkskommissariats für Sicherheit) in Uniform und eine blonde, untersetzte Dolmetscherin gleichfalls in der Uniform der NKGB. Der Berichtersteller mußte sich setzen und wurde befragt, wobei alle Antworten, die den Verhörenden nicht gefielen, mit Faustschlägen beantwortet wurden. Als der Chronist auf die Frage, wann Berlin von den sowjetischen Truppen erobert würde, in einer Trotzreaktion antwortete 'Nie!', waren wieder Faustschläge in das Gesicht und den Unterleib die Antwort. Vor allem die Frage, wo unsere Truppeneinheit sei, konnte der Chronist nicht beantworten, weil sich diese ja schon vor fünf Wochen aufgelöst hatte. Diese Antwort gefiel den NKGB-Leuten gar nicht, und der Offizier zog seine Pistole, entscherte sie, legte sie zunächst auf den Tisch und hielt sie dann an die Schläfe des Chronisten. Aber eine andere Antwort konnte der Berichtersteller nicht geben" (R.B., 4f.). Und in dem Bericht von W. Hartmann (I,4) heißt es: "Dem Hauptmann wurde u.a. die Frage gestellt, was er auf der Brust trage (Orden). Er sagte, es wäre dasselbe, was die Russen trügen. Daraufhin landete eine Faust in seinem Gesicht und die Nase blutete. Nach mehreren Fragen wurde das Verhör abgebrochen. Ich wurde nicht mehr befragt."

Korrekte, aber auch grausame Verhörmethoden werden sowohl von den Russen als auch von den Westalliierten berichtet. Hier gleichen sich die Bilder, obwohl die Haager Landkriegsordnung vorschreibt, daß der Gefangene nur seinen Namen und seinen Dienstgrad anzugeben braucht (Artikel 9).

d. Unangenehme Überraschungen bei den Westalliierten

Wenn man die Berichte über die Gefangennahme durchgeht, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die meisten deutschen Soldaten, ob Offiziere oder Mannschaften, über ihre Behandlung durch den "Feind" überrascht waren. Ihre Erlebnisse paßten nicht so recht in das Bild, das die kollektive Phantasie mit Unterstützung der Propaganda entworfen hatte. So erwartete man von den Westalliierten ein menschliches und soldatisch korrektes Vorgehen bei der Gefangennahme und den anschließenden unvermeidlichen Prozeduren. Doch gerade hier wurden viele Hoffnungen zerstört.

Ein Panzerjäger, der in Frankreich von einer kanadischen Einheit gefangengenommen wurde, faßte seine Erlebnisse folgendermaßen zusammen: "Für uns war so etwas undenkbar. Wenn wir vorher Gefangene gemacht hatten, so wurden denen lediglich die Waffen abgenommen. Persönliche Sachen, ja sogar ein Taschenmesser durften sie behalten. Solches Plündern wurde bei uns mit der Erschießung bedroht" (Th.B., 3f.).

B. Schröder (3) schilderte seine Erfahrungen mit US-amerikanischen Soldaten wie folgt: "Es war für uns eine große Enttäuschung, daß man uns schlimmer behandelte als Tiere. Dabei hatte der Amerikaner uns doch schon

seit Monaten auf Flugblättern eine korrekte Behandlung zugesichert, wenn wir uns ergeben würden. Von der russischen Heeresführung hatten wir so eine Behandlung erwartet, jedoch nicht vom Amerikaner. Man ließ uns spüren, daß sie die Sieger waren, denn Schläge und Fußtritte gab es genügend" (vgl. W. von Kentzinsky, 7).

Wie schikanös und unmenschlich die erste Nacht in der Gefangenschaft sein konnte, zeigt das folgende Erlebnis: "Wir erreichten am Abend - es hatte inzwischen zu regnen begonnen - ein repräsentatives Parkgelände mit einer auf einem leichten Hügel erbauten, vornehmen Villa in der Randlage einer Ortschaft. Hier schien eine militärische Dienststelle sich eingerichtet zu haben. Auf dem Rasengelände lagen in ausgerichteter Kreisform schon wohl an die 100-150 Gefangene flach bäuchlings auf dem Boden, alle mit dem Kopf zur Mitte ausgerichtet. Ringsherum standen Schützenpanzer, Panzer und wohl an die 100 US-Soldaten, um die kampfmüden, erschöpften und hungrigen Gefangenen zu bewachen.

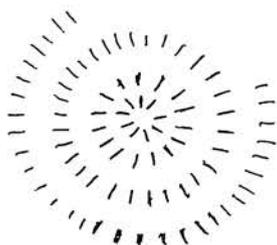


Abb. 2: Schema der ringförmigen Anordnung der bäuchlings am Boden liegenden gefangenen deutschen Soldaten (K. Drescher).

So erging an uns Ankömmlinge die Weisung durch die Platzanweiser, in gleicher Regelmäßigkeit uns auf den Rasen ringförmig zu legen (Abb. 2). Vom Balkon der Villa herrschte uns ein US-Offizier in barschem, aber akzentfreiem Deutsch an und trieb uns zur eiligen Durchführung. Ab und zu fiel ein Warnschuß von den bewachenden Soldaten, der aber in die Luft abgegeben wurde. Uns wurde dann wiederkehrend vor Einbruch der Dunkelheit durch den Offizier zugerufen, daß wir ständig auf dem Bauch liegenbleiben müßten, uns weder aufrichten noch umzudrehen hätten und keinerlei Gespräche führen dürften. Die Nacht wurde bei dem anhaltenden Regen, der uns völlig durchnäßte, kühl und lang. Es bedurfte schon einiger Regenwurmtechnik, wenn das Bedürfnis sich bemerkbar machte, Wasser zu lassen. Dann buddelte man unauffällig mit den Fingern an der passenden Stelle ein kleines 'Auffangbecken' im gepflegten Rasenniveau und ließ mit zeitlicher Verzögerung das Wasser so ab, daß der Wasserspiegel keine bedrohliche Flut für den ohnehin verlegenen Mann verursachte. So harrten wir aus in einer in jeder Hinsicht unfreundlichen Nacht mit fröstelnden Gliedern, einem leeren Magen und einer durstigen Kehle - ständig von Scheinwerfern angestrahlt und beobachtet. Es war der erste Tag in Gefangenschaft" (K. Drescher I,5f.).

H. Wellmann, der als Obermaschinist auf einem U-Boot diente, beschreibt in seinen Ausführungen zwar eine Extremsituation, in ihrer Grunderfahrung aber ähnelt sie vielen anderen Erlebnissen und relativiert die weit verbreitete Ansicht von der Ritterlichkeit der Engländer: "Unser Boot lief einen Fjord in Höhe Harstad/Norwegen an. Dort trafen bis etwa 22.-24. Mai zwölf U-Boote ein. Die Kommandanten der Boote wurden dann von der deutschen U-Bootleitung angewiesen, einen Hafen in Nordengland anzulaufen. Dabei kamen nun allerlei Gerüchte auf. Für jedes nicht überführte Boot sollten etliche in Gefangenschaft befindliche U-Bootfahrer erschossen werden. Von der englischen Marineleitung soll versprochen worden sein, daß die Besatzungen der Boote, die unversehrt abgeliefert würden, sofort in die Heimat entlassen würden. Dieses Versprechen wurde von unserer Besatzung für bare Münze gehalten.

Nach Übernahme von Verpflegung und Bebunkern aller Treibölbehälter nahmen wir dann Kurs auf England. Der Weg war durch vorherige Unternehmungen hinreichend bekannt. Zwischen den Orkneys und Shetlands tauchten wir auf. Nach kurzer Zeit waren wir von einer ganzen Flotte Korvetten und Fregatten umkreist ... Über Winkspruch wurde uns mitgeteilt, daß wir folgen sollten ... Wir liefen dann einen Hafen in Nordschottland an ... Dort mußte die Hälfte der Besatzung von Bord und wurde auf einem alten Schiff gefangen gesetzt. Ich verblieb mit dem Kommandanten und dem weiteren Teil der Besatzung an Bord. An Bord unseres Bootes fühlten wir uns nicht als Gefangene. Von den Engländern wurden wir respektiert. Sie hatten mehr Angst als wir. Verpflegung und Getränke hatten wir genug an Bord, und wir bewirteten unsere Bewacher als Gäste. Die Reise ging dann weiter nach Londonderry in Nordirland. Hier kam nun die englische Admiralität an Bord. Es wurde besichtigt und bewundert. Nach dem Besuch mußte der übrige Teil der Besatzung von Bord ... Ich blieb mit drei technischen Obergefreiten an Bord ... Nachdem nun ein paar Wochen vergangen waren und wir den englischen Marineleuten alles gezeigt hatten, kam eines Morgens statt des Marineoffiziers ein Trupp Armeesoldaten, und forderte uns sehr barsch auf, sofort mit gepacktem Seesack an Land zu kommen. Die Maschinenpistolen waren auf (die) Ausstiegs Luke gerichtet ... Nachdem wir vier an Bord nun schnell unsere Sachen packten und ausstiegen, wurden wir im Laufschrift angetrieben, die Pier zu verlassen. Nach etwa 3 km mußten wir in ein Lagerhaus gehen. Dort wurde uns alles abgenommen. Nur was ich am Körper hatte, durfte ich behalten ...

Nach etlichen Demütigungen kamen wir dann nach Belfast in ein reguläres Kriegsgefangenenlager. Protestieren bei der englischen Lagerleitung half nichts. Die U-Boot-Fahrer wurden gesondert gehalten. In Belfast traf ich auch die anderen Besatzungsmitglieder unseres Bootes wieder" (H. Wellmann, 1ff.). Es ist daher kein Wunder, daß sich der Eindruck festsetzte, die Engländer würden sich grundsätzlich nicht an die Abmachungen halten. Als

Fazit schreibt der Berichterstatter: "Glaube, Disziplin und Gehorsam waren wohl die Tugenden, die uns veranlaßten, das Boot unversehrt in England abzugeben. Wenn wir auch nur gehäht hätten, daß uns die Gefangenschaft erwartete, wären wir einen Hafen in Südamerika angelaufen. Verpflegung und Treiböl war vorsorglich genug übernommen worden. Seit dieser Zeit kann man von mir nicht erwarten, daß ich noch glaube, was jenseits des Kanals gesagt und versprochen wird" (H. Wellmann, 4).

Die Übergabe einer ganzen Armee durch die Amerikaner an die Russen, die oben (S. 24f.) fast routinemäßig unterkühlt berichtet wird, erscheint in der folgenden Einsendung in einem ganz anderen Licht. Eine Einheit konnte sich durch Einsatz ihrer Waffen den Rückzug über die Moldau erkämpfen und ergab sich dann den Amerikanern mit der Zusicherung, als amerikanische Gefangene betrachtet zu werden. Die Soldaten wurden in einem Lager zusammengefaßt. "Eines Nachts hörten wir außerhalb des Lagers auffallendes starkes Motorengeräusch und Fahrzeugverkehr ... Unser Mißtrauen sollte sich am anderen Morgen bestätigen, als russische Wachmannschaften innerhalb des Lagers erschienen. Es wurde durch Lautsprecher bekannt gemacht, daß das Lager ab sofort unter russischem Kommando stehe und jeder Fluchtversuch mit Erschießen endet. Ferner wurde uns gesagt, daß wir nicht entlassen würden, sondern in das Innere der Sowjetunion transportiert würden. Wir hätten das wieder aufzubauen, was wir zerstört hätten. Eine Entlassung in die Heimat käme vorläufig nicht in Frage. Dies war die bitterste Stunde meines Lebens. Diese große Enttäuschung kann nur derjenige nachempfinden, der es selber mitgemacht hat. Nachdem wir bis hierher alles heil überstanden hatten, wollten wir es einfach nicht glauben, daß wir da wieder hin sollten, wo wir herkamen, und das auf unbestimmte Zeit.

Wir haben uns gefragt, was wir verbrochen haben. Wir alle waren nicht freiwillig nach Rußland gegangen. Wir haben damals schon nach den Menschenrechten gefragt. Auch haben wir die Frage nach der Haager Landkriegskonvention aufgeworfen, nach deren Recht doch alle Kriegsgefangenen nach einem Waffenstillstand so schnell wie möglich in ihre Heimatländer zu entlassen sind. Aber daran störte sich der Russe einen Dreck. Hier wurden auch Menschenrechte gravierend mit Füßen getreten und mißachtet. Jetzt kam uns erst richtig zum Bewußtsein, was es heißt, bedingungslose Kapitulation. Wir waren Freiwild für jedermann. Dies traf uns hart. Der Russe konnte mit uns machen, was er wollte. Dies tat er auch rücksichtslos auf seine Art und Weise" (A. Holleck I,2).

Diese Übergabe an die Russen war für viele Soldaten ein Schock, von dem sie sich nicht so schnell erholten (vgl. z.B. O. Franzen, 1). In Ergänzung zu dem obigen Bericht, sozusagen als verbittertes Resümee nach 40 Jahren, heißt es: "Erst viel später haben wir erfahren, daß wir Opfer eines Kuhhandels waren, der auf der Konferenz von Jalta stattgefunden hat. Hier hatte nämlich Stalin die Alliierten gezwungen, ihm bei Waffenstillstand 1,5

Millionen deutsche Kriegsgefangene auszuliefern. Dies war der größte Menschenhandel, der je stattgefunden hat. Hier haben sich die Engländer und Amerikaner wahrlich nicht mit moralischem Ruhm bekleckert. Die Menschen, die auf Grund dieser Aktion in den Weiten Rußlands nach dem Waffenstillstand gestorben sind, gehen eindeutig auf (das) Konto der westlichen Siegermächte. Auch dieses muß einmal gesagt werden. Denn das sind wir Spätheimkehrer denen schuldig, die nach der Auslieferung noch in Rußland gestorben sind" (A. Holleck I,2 und 3a).

e. Russenfurcht und Ungewißheit

War die Erwartungshaltung den Westalliierten gegenüber mit einem gewissen Vertrauensvorschuß verbunden, so hatte sich andererseits eine panische Russenfurcht in den Köpfen der deutschen Soldaten festgesetzt (vgl. dazu A. Lehmann 1986, 14ff.). Bei der massiven Propaganda und den Berichten und Erlebnissen vom Umgang der Roten Armee mit Zivilisten und Soldaten konnten solche Vorstellungen nicht ausbleiben. Aber auch das Verhalten der Deutschen gegenüber den russischen Soldaten im zweiten Weltkrieg wird manche Befürchtungen verstärkt haben. So hat sich jeder Soldat, der in russische Hände gelangte, auf Grund seiner Erlebnisse seine eigenen Gedanken gemacht. In der Rückschau schreibt z.B. ein Berichterstatter: "Mir ging das Wort 'Lager' durch den Kopf. Wie gut kannte ich die Arbeitslager verschiedener Nationalitäten im Ruhrgebiet. Männer und Frauen wurden nach den Bombenangriffen zum Aufräumen eingesetzt. Oder zu anderen schweren Arbeiten. Besonders die aus dem Osten wurden arg herangenommen. Und vor allem die russischen Kriegsgefangenen, die 'Untermenschen' der Nazi-propaganda. Wochenschauen und Ausstellungen waren in der Zeit voll davon. In den Schulen gehörten solche Informationen zum Unterricht. Jetzt war ich in ihrer Gewalt. Was werden sie mit mir machen?"

Und dann kamen mir Schilderungen meiner beiden Brüder Willi und Ernst in den Sinn, die beide in Rußland bei der Infanterie gekämpft hatten. Verwundet, geschunden und gefallen bzw. vermißt. Sie erzählten nie viel. Willi sagte einmal: 'Wer so richtig in der Scheiße gelegen hat, der spricht nicht darüber'. Von Helden und Phrasendreschern haben beide nie etwas gehalten" (H-J. L., 6f.)

Und in einem anderen Bericht heißt es hierzu: "Denn während des ganzen Krieges gegen Rußland war die Furcht und Angst vor der russischen Gefangenschaft wohl bei allen Landsern vorhanden. Da bedurfte es gar keiner großen Propaganda. Die Teilnehmer des ersten Weltkrieges hatten sie ihren Kindern zur Genüge geschildert, sofern sie wieder heimgekehrt waren. Hinzu kam noch für viele das Wissen um die schlechte Behandlung russischer Kriegsgefangener in deutschen Lagern. Also rosig sah unsere Zukunft nicht aus, wer darüber hinweg sah, machte sich selbst etwas vor" (J. Veit, 8a).

Zwei Einsender weisen auf einen weiteren Informationshintergrund hin: die Literatur und hier besonders die Werke des rassistisch-faschistischen Schriftstellers Edwin Erich Dwinger. J. Stach (5) schreibt: "Ich hatte als Heranwachsender viele Bücher von E. Dwinger gelesen: 'Armee hinter Stacheldraht', 'Zwischen Weiß und Rot' usw. über die Gefangenschaft der Deutschen nach dem ersten Weltkrieg im Zarenreich und während der Revolution. Mir war klar, daß es kein Zuckerlecken werden und Jahre dauern würde und darauf stellte ich mich psychisch ein" (vgl. A. Möller I,1).

Es ist verständlich, daß Waffen oder waffenähnliche Gegenstände gern bewußt als letzter Rettungsanker - eventuell auch, um im Extremfall Selbstmord zu begehen - oder aber auch vereinzelt aus purer Gedankenlosigkeit behalten wurden. Auf der anderen Seite aber gehörte es zur Praxis der Kriegsführung, sich mit allen Mitteln zu schützen. Daher mußte jeder Gefangene, bei dem nach dem Akt der offiziellen Entwaffnung noch irgendwelche Waffen entdeckt wurden, auf ein besonders rigoroses Durchgreifen seitens der Sieger gefaßt sein. Es wird berichtet, daß sowjetische Soldaten solche Funde mit sofortigem Tode bestrafen. Die folgende Schilderung ist insofern kein Einzelfall: "In einem Korridor oder Flur wurden wir wieder gefilzt, alle Taschen durchgekrempt, alle Knöpfe auf- oder abgerissen, Feldmütze vom Kopf und in die Haare gegriffen. Sie suchten Waffen und Munition. Bei Bruno zog ein Kommissar die kleine Pistole vom verwundeten Leutnant aus dem Stiefelschaft. Er sagte '... Partisan'. Er zog seinen Trommelrevolver aus dem Halfter, hielt ihn Bruno ins Genick, ein Knall, Bruno lag auf dem Gesicht, mir zu Füßen. Er war sofort tot, durch Genickschuß fürs Vaterland gefallen" (K. Brinkgerd, 5b). Handlungen dieser Art sind schwerlich als Ausdruck einer unterschiedlichen Mentalität zu bewerten. Wenn man den Krieg akzeptiert, dann gehört ein solches Töten zu den legitimen Vorgehensweisen.

Andererseits bestand aber auch Unkenntnis darüber, wie die Russen die kriegsgefangenen Deutschen behandeln werden. Viele Situationen wurden mißgedeutet. Fast jede Handlung der russischen Soldaten und Offiziere wurde grundsätzlich von den deutschen Gefangenen aus Angst und Mißtrauen heraus zunächst einmal negativ bewertet. Zumeist glaubten sie, daß irgendwelche Vorbereitungen zum Erschießen getroffen würden. Typisch ist folgender Bericht eines Offiziers: "Wir wurden in den Königsberger Tiergarten geführt und standen dort vor dem tiefen Graben, der dieses Gelände durchschneidet. Wir weigerten uns, mit dem Posten den Graben hinabzusteigen. Etwas übereilt hatte ich Hauptmann Schlee darauf aufmerksam gemacht, dort unten würden wir vielleicht erschossen. Der Russe (gemeint ist der Wachtposten) versuchte noch, uns an die Ärmel fassend, in den Graben hinunterzuziehen. Als wir darauf hinwiesen, 40 m weiter sei eine Brücke, war er sichtlich erleichtert und führte uns darüber, weiter aus dem Tiergarten heraus in ein erhaltenes Bürgerhaus" (R. Eismann, 4f.).

Viele Soldaten konnten es anfangs gar nicht glauben, daß die Angehörigen der Roten Armee wie zivilisierte Mitteleuropäer reagierten. Hierzu ein weiteres Beispiel: "Die russischen Frontsoldaten waren nicht unfreundlich. Manche versuchten offenbar uns in sehr gebrochenem Deutsch mit den Worten 'Krieg kaputt' zu trösten. Sie boten uns auch zu trinken an, was sich beim ersten Schluck als sehr hochprozentiger pommerscher Kartoffelschnaps herausstellte, den wir als Landser allerdings in sehr stark verdünnter Art auch getrunken hatten. Da ich nicht gewohnt war, Schnaps zu trinken und schon gar nicht in so hochprozentiger Art und dazu aus vollen Wassergläsern, habe ich mich gleich furchtbar verschluckt und dann endlos gehustet. Es erging verschiedenen anderen Kameraden genauso, und die Russen hatten einen Mordsspaß. Gleichzeitig boten sie uns rohen Speck an, der offenbar von gerade geschlachteten Schweinen stammte und kaum richtig kalt war. Die Russen bestanden darauf, daß wir den Schnaps austranken und den Speck aßen. Der Speck war ohne den Schnaps auch gar nicht herunterzukriegen. Mir war kotzübel, und ich bekam Angst, daß wir vielleicht auf diese Weise umgebracht werden sollten. Jeder deutsche Soldat hatte schreckliche Angst vor (der) russischen Gefangenschaft, einmal weil man während des ganzen Krieges nichts über das Schicksal von Gefangenen in der Sowjetunion erfuhr, und zum anderen auch aufgrund der Goebbelschen Propaganda bezüglich der Behandlung deutscher Kriegsgefangener in der Sowjetunion" (A. Wegener, 4-6).

Diese festverwurzelte Angst der deutschen Soldaten wurde auch von Angehörigen der Roten Armee aus pädagogischen Gründen, wie z.B. bei folgender Schocktherapie, genutzt: "Plötzlich kam ein Offizier: 'Alle da an die Wand, dawaj, dawaj, dawaj. Ihr werdet jetzt alle erschossen, ohne Ausnahme'. Ich dachte: 'Gott sei Dank, findet auch dieses Martyrium ein schnelles Ende'. Die Gedanken schossen mir durch den Kopf. Ich als getreuer Hitlerjunge, hätte ich bloß gekämpft bis zur letzten Patrone, dann wäre ich wenigstens treu meines Eides für unser Volk und Vaterland gefallen. Das Gesicht zur Wand erwarteten wir den Tod in Form eines Genickschusses. Statt dessen erklang eine ... Stimme (in Deutsch): 'Umdrehen, zuhören!'. Der russische Offizier sagte: 'Kameraden, ich bin ein Jude und habe in dem damals so schönen Berlin studiert und bin Arzt. Die Rote Armee hat mich beauftragt, für den weiteren Marsch, der Euch bevorsteht, medizinisch Euch zu versorgen. Ich hasse Euch nicht, denn ich habe es sehr gut in Berlin gehabt, aber ich hasse die Nazis'. Wir atmeten erleichtert auf" (G.S., 2).

Trotz der teilweise recht harten Behandlung, die die deutschen Gefangenen anfangs durch die russischen Soldaten erfahren mußten, stellte sich doch sehr schnell ein Gefühl der Erleichterung ein, denn die Befürchtungen, die die deutschen Soldaten immer wieder hegten, bestätigten sich in den wenigsten Fällen. F. Vehring (II,2), der 1944 bei Minsk in Gefangenschaft

geriet, schreibt: "Plötzlich stand ein russischer Feldwebel vor uns und forderte uns auf, die Hände hoch zu nehmen. Gefangen! ... Was wird er mit uns machen? Erschießen? Verprügeln? Die bange Frage stand im Raum. Wir hatten Glück. Er forderte uns auf, ihm zu folgen. Auf dem Weg zum Auffanglager kamen wir an einem Haus vorbei, und der russische Feldwebel forderte eine russische Frau auf, die gerade Brot aus dem Ofen gezogen hatte, uns das Brot zu geben. An einem anderen Haus bekamen wir Sauermilch. Wir mußten dann auf der Rollbahn (gemeint ist die Hauptverkehrsstraße) weiter zum Auffanglager. Da wurde es nochmal brenzlich für uns. Ein ... LKW, besetzt mit russischen Offizieren, überholte uns, die lauthals vom Erschießen redeten. Doch der russische Feldwebel verteidigte uns wortreich, und (wir) kamen in ein Auffanglager."

G. Wittbecker, der im Mittelabschnitt den Kontakt zu seiner Einheit verlor und sich vergeblich allein durchzuschlagen versuchte, berichtet: "Ich hatte mir nun vorgenommen, auf den Flugplatz zu gehen, die Hände hochzuheben und dem Schicksal seinen Lauf zu lassen. Da ich schon lange nichts Richtiges gegessen hatte, und ein halb verhungertes Mensch auch fast tot ist, war mir nun alles egal. Plötzlich ein Stimmengewirr und ich sehe durchs Gebüsch etwa 20 Russen, die in einem Bach, nicht weit von mir, zum Baden gingen. Da sie alle kein Badezeug an hatten, nahm ich mir vor, nicht sofort hinzugehen, sondern zu warten, bis sich der letzte wieder angezogen hatte. Als ich so vor mich hindöste und mein bisheriges Leben in Gedanken durchging, öffnete sich das Gebüsch plötzlich, und ein Russe, der ja vollkommen nackt war, stand vor mir und wollte gerade hier sein großes Geschäft machen. Er hatte sicher im Moment noch mehr Angst als ich. Als sich der Schreck gelegt hatte, packte er mich an beiden Händen und nahm mich zu den anderen. Nachdem ich gründlich nach Waffen durchsucht worden war, zog sich mein Entdecker die Uniform an, wobei ich feststellte, daß es sich um einen Offizier handelte. Er zog seine Pistole und bedeutete mir, in eine bestimmte Richtung zu gehen. Da ich annahm, er würde mich erschießen, ich erwartete jeden Moment den Schuß, habe ich geheult, wie noch nie in meinem Leben. Er tröstete mich aber unerwartet mit den Worten 'Nix kaputt, Smolensk rabotti'. Ich wurde erst wieder etwas ruhiger, als er mich beim Kommandanten des Flugplatzes abgeliefert hatte." Das Verhör "endete mit der Frage, wie lange ich nichts gegessen habe. Nach meiner Antwort, daß ich fünf Tage nichts zu essen hatte, gab der Kommandant einem Soldaten die Anweisung, mir etwas aus der Küche zu holen. Das, was ich dann vorgesetzt bekam, war nicht herrschaftlich, aber in Anbetracht meiner Lage schon etwas Besonderes; es gab Wasser, drei Heringsköpfe und eine Schüssel Kascha, bei uns würde man sagen Stippgrütze ohne Fett. Etwas Hoffnung hatte ich nun wieder, am Leben zu bleiben, denn warum sollte man mich erst füttern. Ich saß nun draußen in der Nähe der Flugzeuge, bewacht von zwei älteren Soldaten, so eine Art Landesschützen. Es hatte sich schnell herumgesprochen,

und alle wollten einen leibhaftigen deutschen Soldaten sehen, denn als Piloten hatten sie ja keine Gelegenheit dazu. Des öfteren mußte ich aufstehen, um mich in der ganzen Größe zu zeigen, für die damalige Zeit war ich bei einer Größe von 1,85 m relativ groß. Einige konnten auch etwas Deutsch, wobei mir von mehreren gesagt wurde, es sei das beste, mich aufzuhängen; ich muß aber sagen, die 'Guten' waren in der Mehrheit. Es war gut, daß ich als Soldat schon 'mal aus Machorka und Zeitungspapier Zigaretten gedreht hatte, denn jetzt mußte ich zum Gaudium der Umstehenden zwei Selbstgedrehte rauchen" (G. Wittbecker, 2f.).

Angesichts solch menschlicher und kameradschaftlicher Erfahrungen ist es denkbar, daß die immer wieder erwähnte Begrüßung der Gefangenen mit 'Kamerad, Krieg kaputt' oder 'Gitler kaputt'- übrigens eine Floskel die in Ost und West gleichermaßen üblich war - vorwiegend als kameradschaftliche Aufmunterung der Geschlagenen anzusehen ist. Es herrschte offensichtlich auf beiden Seiten Erleichterung, daß der Kampf oder gar der ganze Krieg nach der Kapitulation beendet und man mit dem Leben davongekommen war. Auch könnte unter diesem Aspekt die Redewendung 'Skoro domoj' (= 'Ihr kommt bald nach Hause'), die den Gefangenen in der UdSSR immer wieder zugerufen wurde und schließlich zu einer Hinhalteparole wurde, zunächst als aufrichtiger Trost gedacht gewesen sein, an den viele sowjetische Soldaten auch ernsthaft glaubten (vgl. A. Lehmann 1986, 124 und D. Cartellieri, 341).

Und noch eines fällt ins Auge, wenn man die Berichte über die ersten Kontakte der Gefangenen mit der Roten Armee durchsieht: eine überaus große Hochachtung der deutschen Soldaten gegenüber den russischen Offizieren. Sie erscheinen geradezu als Garanten der Ordnung in einem chaotischen Geschehen. Demgemäß verkörpern sie oft das menschliche Element und erhalten manchmal sogar sympathische Züge. Im folgenden seien einige Beispiele zusammengestellt: "Kameraden erzählten, daß der Russe ihnen bei der Gefangennahme Brot und Tabak weggenommen hätte. Das hätte ein Offizier gesehen und die russischen Soldaten gleich erschossen. Es mußte wohl Befehl (gewesen) sein, uns human zu behandeln" (H. Ladwig II,1f.).

"Ein ganz fanatischer alter Tscheche begann dann mit einem armdicken Knüppel auf uns, Frauen und Soldaten, die gerade vor ihm hockten, einzuschlagen. Besonders eine Frau mit einem Kleinkind hatte es ihm wohl angetan. Da ich mich vor diese Frau stellte und seine Schläge abfing, wurde ich nun Gegenstand seiner schlagenden und brüllenden Haßtiraden ... Da sprang aus einer an uns vorbeiziehenden russischen Einheit ein Oberleutnant heraus und zückte dem Tschechen gegenüber seine Pistole. Aus dem Wortschwall an russischen und tschechischen Schimpfwörtern verstand ich nur so viel, als daß wir russische und nicht tschechische 'Woina plennys' wären. Ob der Alte wollte oder nicht, er mußte zurück, wenn auch unter

haßerfüllten Blicken gegen den Russen und uns. Über mein 'Spasjbo Pan' hörte der Russe allerdings hinweg (J. Veit, 3b).

Schließlich sei noch folgende Episode angeführt: Einem gefangenen Deutschen gelingt es, bei Teplitz-Schönau Kontakt mit seiner dort wohnenden Familie, die er lange Zeit nicht gesehen hatte, aufzunehmen und ein Treffen zu vereinbaren. "Um 7 Uhr morgens ging es dann mit viel Geschrei und den bekannten Flüchen in die Stadt. Am vereinbarten Treffpunkt stand Frau Walter mit der kleinen Tochter, die ihren Vater noch nicht gesehen hatte, und Albrechts (Walter) Mutter mit einem großen Paket im Arm. Es war ein tränenreiches Wiedersehen unter diesen Umständen. Mein Freund hatte seiner Frau nur kurz einen Kuß gegeben und die kleine Tochter liebevoll drücken können, als wild schreiend ein russisches 'Flintenweib', das zum Wachkommando gehörte, auf ihn zustürmte ... Ein alter russischer Oberst, der das Wiedersehen beobachtet hatte, fuhr die Frau an, sie solle doch wenigstens ein bißchen Mitleid haben, worauf jene erwiderte: 'Was, das ist ja noch schöner, Du gehörst ja auch zu den deutschen Verbrechern'. Russisch sprechende Kameraden riefen dem alten Oberst zu: 'Danke, Herr Oberst, lassen Sie es gut sein, sonst haben Sie nur noch Ärger mit uns'" (H. Schäfer, 8f.).

Albrecht Lehmann (1986, 22) sieht in der Gefangennahme zu Recht einen "lebensgeschichtlichen Wendepunkt". Die näheren Umstände der Gefangennahme haben sich bei jedem Berichtersteller unauslöschlich in vielen Einzelheiten bis hin zum Datum und der Uhrzeit eingepägt. Bezeichnend ist ferner, daß fast alle Erlebnisse geprägt sind von einem Wechselbad der Gefühle zwischen großer Erleichterung darüber, bisher mit dem Leben davongekommen zu sein und der beklemmenden Angst, nun vielleicht getötet zu werden. Doch oft bricht dann die Hoffnung durch, die es den Betroffenen erlaubt, wieder zielgerichtet zu denken, zu beobachten und zu handeln. Die Tatsache, noch einmal mit dem Leben davongekommen zu sein, wird wiederholt als "Glück" bezeichnet und damit dem menschlichen Wirken entzogen. Unseren Berichten nach stand in dieser Situation die unmittelbare persönliche Betroffenheit und Handlungsunfähigkeit im Vordergrund. Das volle Ausmaß der Bedeutung von "Kriegsgefangenschaft" eröffnete sich den Soldaten erst - wie wir noch sehen werden - nach und nach.

2. Fußmarsch und Transport in die Sammellager

Wie der letzte Bericht andeutet, war der zweite Abschnitt des Gefangenen-daseins eine Zeit weiterer psychischer und physischer Belastungen. Nach der Gefangennahme wurden die entwaffneten Soldaten zu Marscheinheiten zusammengefaßt und unter Bewachung aus dem Kampf- oder Kapitulationsgebiet hinausgeführt. Besonders an der Ostfront, wo kaum LKW-Transportkapazitäten zur Verfügung standen, war der Fußmarsch die einzige

Möglichkeit, um die überaus große Zahl der deutschen Soldaten in zentrale Auffang- und Übergangslager zu bringen und sie damit erst einmal an einem gesicherten Ort festzuhalten. Obwohl auch hier wieder viele Möglichkeiten für willkürliche Verfahrensweisen gegeben waren, herrschte doch eine allgemeine Vorstellung von Ordnung und Planung, die nach einer kurzen Zeit der Desorientierung und Eingewöhnung von den Bewachern und den Gefangenen nach besten Kräften umgesetzt wurde und die letztlich verhältnismäßig schnell zu anerkannten Regeln des "Zusammenlebens" der Gefangenen sowie der Kontakte zwischen Siegern und Besiegten führte.

a. Leiden und Erdulden

Auch in der Berichterstattung über diese Phase der Gefangenschaft wird zunächst die eigene und die fremde Betroffenheit in einer Ausnahmesituation geschildert. Mit diesen Märschen, die zum Teil bewußt als Hunger- und Gewaltmärsche - nicht als Todesmärsche - organisiert waren (wie z.B. in Jugoslawien), begann der Kampf der deutschen Kriegsteilnehmer um das Überleben nach der überstandenen Kriegszeit. Die Berichte zeigen, daß sich die Bewältigung dieser Phase der Gefangenschaft besonders für Verwundete und ältere Soldaten oftmals als unmöglich erwies. So war diese zweite Etappe der Gefangenschaft für viele von ihnen auch die letzte. Was diese geschwächten und erschöpften Menschen erlebten und was sie durchmachten, wissen wir nur durch die Berichte derjenigen, die überlebten und die zudem in hohem Maße mit sich selbst beschäftigt waren, so daß sich das Ausmaß jener Leiden bestenfalls erahnen läßt. Extreme Witterungsverhältnisse, Hunger und Durst, Marsch mit unzureichendem Schuhwerk oder gar barfuß, Mißhandlungen, Einsicht in eine hoffnungslose Lage und Angst vor der Zukunft, all dies machte den Gefangenen zu schaffen und schlägt sich immer wieder in den Berichten nieder.

Die körperliche und seelische Belastung war natürlich bei jenen Truppenteilen am stärksten, die nach einer längeren Hungerperiode, einem nervenaufreibenden Kampf und mitten im Winter gefangenengenommen wurden, wie z.B. die Einheiten um Stalingrad. Hierzu der folgende Bericht eines Offiziers: "Unser Weg führte nur durch den hohen Schnee am Straßenrand, denn die Straße, mit ihrer festgetretenen und festgefahrenen Schneespur, wurde ausschließlich von den zur Front und von (dort) zurückfahrenden Autos, Schlitten und marschierenden Kampfeinheiten der Russen benutzt. Für uns war deshalb der Marsch besonders beschwerlich. Unsere Kräfte waren schnell verbraucht. Die große Kälte gab uns den Rest. Immer wieder passierte es, daß vorbeiziehende Russen Kameraden von uns aus der Kolonne zogen, auf die Erde in den Schnee warfen und sie nach brauchbaren Bekleidungsstücken und Wertgegenständen untersuchten. Viele überlebten diese Untersuchungen nicht. Vor mir wurde einer aus der Reihe gezogen, den man in aller Eile zwang, seine Handschuhe und Lederstiefel auszuziehen und nur mit Socken

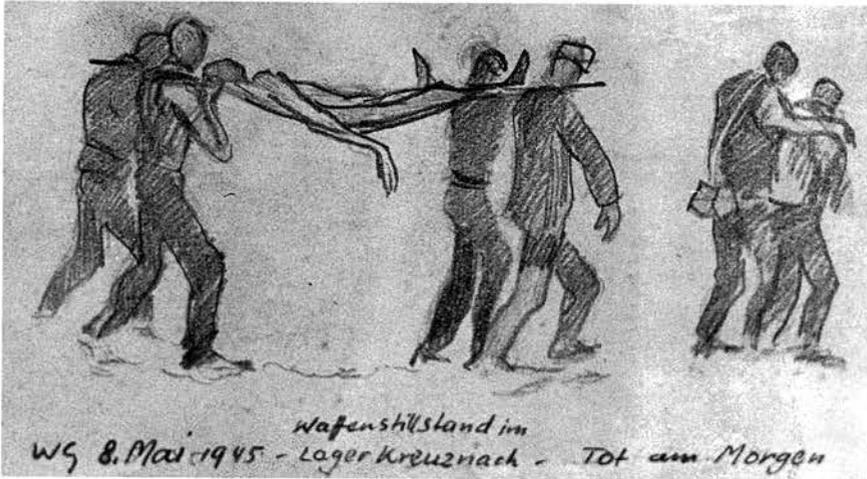


Abb. 3: Weg in die Gefangenschaft I, Zeichnung auf Karton von W. Götting, Warendorf/Münster (L. Ester).

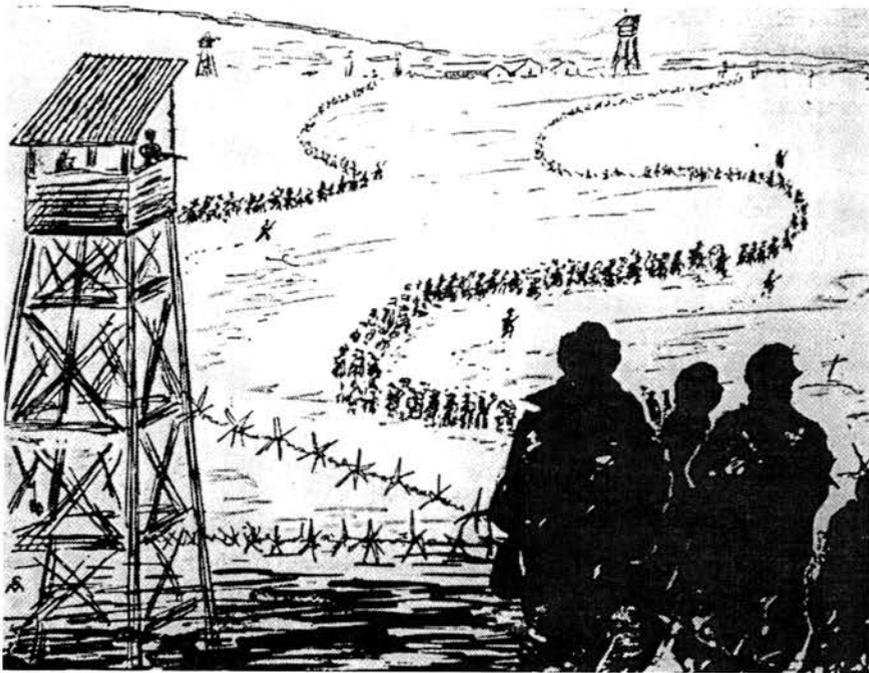


Abb. 4: Weg in die Gefangenschaft II, Titelblatt des Privatdruckes "Plenni dawai. Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft" von G. Klöpfer.

an den Füßen weiterzumarschieren. Es bestand keine Gelegenheit, ihm zu helfen. (Er starb später an Erfrierungen.) Die Wachtposten trieben uns dauernd zum schnelleren Marsch durch den hohen Schnee an. Wer zurückblieb, wurde von den am Schluß eingesetzten russischen Soldaten erbarmungslos erschossen. Wir hörten immer wieder Rufe und Schreie und die darauf folgenden Schüsse. Keiner von uns drehte sich um oder sagte ein Wort dazu ...

Es war ein schier endloser Marsch. Es wurde kaum etwas geredet. Alle waren bereit, das Letzte herzugeben, um nur zu überleben. Der hohe Schnee machte uns todmüde, mit Schnee stillten wir unseren Durst, und unser Hunger wurde immer größer. Die letzten Stückchen Brot waren längst verzehrt. Mit zunehmender Müdigkeit zog sich unser Haufen immer mehr auseinander. Die russischen Posten schrieten und stießen die Kameraden mit Gewehrkolben vorwärts ...

Aber auch ich war mit meinen Kräften am Ende. Nur mit größter Anstrengung konnte ich noch den Anschluß an die Letzten unserer Kolonne halten. Meine Erfrierungen am rechten Fuß machten mir sehr zu schaffen. Als dann die Wachtposten eine längere Ruhepause einlegten, setzte ich mich in den Schnee und schlief so fest ein, daß ich das Kommando der Russen zum Weitermarsch nicht hörte. Zwei Landser meines ehemaligen Zuges rüttelten mich wach. Ich bat sie, mich liegenzulassen. Doch das wollten sie nicht. Sie hoben mich auf, stellten mich auf die Beine, stützten mich und halfen mir, daß meine steif gewordenen Gelenke langsam wieder in Bewegung kamen. Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit konnte ich wieder allein gehen und mir selbst helfen. Den beiden Kameraden verdanke ich so mein Leben" (J. Probst, 47ff.).

Nicht nur die Gewaltmärsche selbst waren qualvoll, sondern auch die Marschpausen und die Nächte, in denen die Soldaten oft Bedingungen ausgesetzt waren, die es ihnen unmöglich machten, neue Kräfte zu schöpfen. Viele fanden den Schlaf nicht, der bitter nötig gewesen wäre. "Dort wurden wir ca. 5000 Mann in eine riesige Feldscheune am Ortsausgang gesperrt. Da diese Menge der Gefangenen normalerweise darin nicht unterzubringen war und deshalb ein Stau vor dem Tor entstand, veranlaßten die Begleitmannschaften einen in der Nähe stehenden Panzer auf uns loszufahren. Es entstand eine Panik. Am Ende aber waren doch alle in der Scheune. Die Scheune bestand bis etwa 2 m Höhe aus dickem Mauerwerk, darauf war Fachwerk gesetzt. Ich habe die Nacht auf dem Mauerabsatz zwischen Grundmauer und Fachwerk stehend verbracht und mich an einem Holznagel festgehalten. Für die gegebenen Verhältnisse war dies in der drangvollen Enge geradezu ein Logenplatz" (A. Wegener, 25f.).

Angesichts solcher Extremsituationen machten viele Soldaten ganz neue Erfahrungen hinsichtlich der Belastbarkeit und Leistungsfähigkeit ihres Körpers. So schreibt rückblickend voll Staunen K. Schnier (14): Bei dem

Marsch "kam das schier Unglaubliche vor, daß man nachts vor Erschöpfung und Übermüdung im Marsch kurzfristig einschlieft". In manchen Berichten klingt es an, daß viele Soldaten solche und ähnliche physische Grenzsituationen während des Krieges oder in den Tagen bzw. Wochen vor der Gefangennahme durchgemacht haben. Insofern bedeutete die Gefangenschaft die Fortsetzung einer bereits gemachten Erfahrung.

Nicht nur die körperlichen Anstrengungen, sondern auch die überaus deprimierenden Erlebnisse und die seelischen Schikanen konnten zur Tortur werden. "Auf den Straßen kamen uns russische Truppen, die nach Westen zogen, entgegen, lachend und singend, oft auch total betrunken. An den Straßenrändern lagen oft deutsche Soldaten, von Panzern überrollte Ziviltrecks, tote Frauen und Kinder, Pferde und Vieh. In den Dörfern (des Warthelands), die wir passierten, standen oft Frauen und Kinder und Greise an den Straßen und weinten und riefen uns zu, was sie, vor allem die Frauen, erlebt hatten und noch alle Tagen erlebten. Es war deprimierend für uns als ehemalige Soldaten, daß wir dies nicht hatten verhindern können ... Außerdem versäumte kein Russe, der ein wenig Deutsch sprach, uns klarzumachen, daß wir wohl 10-15 Jahre Sibirien zu erwarten hätten" (A. Wegener, 13f.).

Oft wurden die gefangenen Soldaten gezwungen, sich mit NS-Verbrechen auseinanderzusetzen und sich zu fragen, was sie tatsächlich verteidigt hatten und wofür sie nun in dieses Leiden gestürzt wurden. "Nie werde ich vergessen, wie sich während einer Marschpause ein russischer Major zu uns setzte. Er entfaltete die neueste Zeitung und legte uns Bilder und Berichte vor von deutschen Konzentrationslagern, Gaskammern und Massengräbern. Wir waren erschüttert, beschämt und sprachlos. Der russische Major merkte, was uns heute in der Heimat mancher nicht abnehmen will, daß wir Soldaten der Feldtruppe von all den grauenhaften Verbrechen keine Ahnung gehabt hatten, und allmählich kam uns zu Bewußtsein, wie übel wir getäuscht, rücksichtslos mißbraucht und verheizt worden waren" (K. Schnier, 15; Ergänzung vom 17.12.91). Geht man einmal davon aus, daß weite Teile der Bevölkerung und auch der Soldaten von den Greueln nichts wußten, dann mußte bei der Konfrontation mit diesen Verbrechen, die im Namen des deutschen Volkes verübt worden waren, den deutschen Soldaten nicht nur die Sinnlosigkeit der Opferbereitschaft in den letzten Jahren deutlich geworden sein, sondern auch die gegenwärtige Situation als hoffnungslos und niederschmetternd erscheinen. Damals brachen sicherlich Welten zusammen, und das sollten wir jetzt im Rückblick zunächst einmal als eine gegebene Tatsache akzeptieren. Welche Lehren daraus gezogen wurden, das ist eine Frage, auf die wir noch zurückkommen werden.

Das, was in den letzten Kriegswochen und in der unmittelbaren Nachkriegszeit an Grausamkeiten in den von den Deutschen beherrschten und nun befreiten Gebieten geschehen ist, übersteigt das menschliche Fassungs-

vermögen bei weitem. Die Deutschen waren Freiwild. Es gab eine Zeitlang kein Gesetz und keine Ordnung, es herrschten die Emotionen, die durch die Ereignisse der letzten Monate noch besonders aufgeheizt worden waren. Die deutschen Truppen hatten in den besetzten Gebieten eine Politik der verbrannten Erde betrieben. Daher schlug nun seit der sich abzeichnenden Kapitulation den deutschen Soldaten eine Welle der Empörung, der Rache, der Menschenverachtung, der Freude am Quälen von Menschen, der Angst, Beschämung und Lähmung entgegen. Diese Abhängigkeit zwischen dem kollektiven Handeln im Namen des deutschen Volkes und den nun als Zeuge oder am eigenen Leibe erfahrenen Ereignissen wird in den uns vorliegenden Erinnerungen recht selten reflektiert. Die Berichtersteller beschreiben vielmehr immer wieder in vielen Varianten und Beispielen ihr unmittelbares Betroffensein. So wurde z.B. für viele in Sachsen und der Tschechoslowakei gefangengenommene deutsche Soldaten und Zivilisten der Marsch durch die Tschechoslowakei zu einem Martyrium, das viele das Leben kostete.

Hierzu der folgende Bericht von H. Schäfer über seine Erlebnisse in Prag: "Es begann damit, daß man frisch gelöschten Kalk auf uns spritzte, der bekanntlich zur Blindheit führt, wenn man ihn nicht sofort aus den Augen waschen kann. Wir hatten keine Möglichkeit, an Wasser zu kommen, weder für die Augen, noch zum Trinken, und das bei 25 Grad Hitze ... In der Innenstadt mußten wir Spalier laufen zwischen mit Knüppeln und Zaunlatten (oft voller rostiger Nägel) bewaffneten Männern; auch Frauen waren unter den Schlägern am Straßenrand, sie hatten sich vor allem Waffen aus den Prager Museen geholt, welche in der Zeit begehrte Plünderungsobjekte waren. Bei unserem Spießbrutenlauf mußte ich unbeschreiblich grausame Vorgehensweisen miterleben. Diejenigen, welche in der Kolonne an den äußeren Rändern laufen mußten, wurden so lange geprügelt, bis sie zusammenbrachen. Wer nicht mehr konnte, wurde an die Seite gezerrt, erschlagen oder erschossen. Dabei waren vor allem auch Jugendliche besonders rabiat ...

Ich lief ziemlich in der Mitte der Kolonne, wo auch viele Frauen waren - Rote-Kreuz-Schwester, Nachrichtenhelferinnen, Bräute und Frauen von den Soldaten aus Schlesien. Wir versuchten, die Frauen mit unseren Gebirgsjägermützen zu tarnen, so gut es ging. Wenn jedoch eine Frau von den Gruppen am Rand entdeckt wurde, zerrte man sie an den Straßenrand, riß ihr die Kleider vom Leib und vergewaltigte sie, auch Kinder mußten bei diesen Brutalitäten zusehen. Ich habe auch gesehen, wie Frauen Massengräber ausheben mußten, ja sogar die vielen bei den Kämpfen Gefallenen begraben mußten. Außerdem wurden Männer und Frauen dazu getrieben, liegengebliebene Autos, die als Barrikaden die Straßen versperrt hatten, mit Telefonkabeln in irgendwelche Parks zu ziehen. Die Prager Massen wurden in ihren rabiaten Umgangsformen sicher auch vom überall kostenlos ausgesetzten Prager Bier ... aufgestachelt. Es war, als wenn sich die Hölle auftut ...

Aber das schlimmste Raubtier wird mal seiner grausigen Spiele überdrüssig, und die Freiheitsprügler wollten auch an den Saufgelagen teilnehmen, so daß die geschundenen Kreaturen in Schulhöfe und Lagerhallen gebracht wurden. Mit einigen Hundert Kameraden kam ich auf den Abfallhof einer großen Brauerei, die weiterhin der Produktion nachkam. Nach einiger Zeit näherte sich uns ein Heizer, der fragte, ob er Wasser zum Trinken holen sollte. Wir hätten ihn bald umarmt! Es gibt noch Menschen mit Herz! Wir halfen ihm, Schläuche und Kübel herbeizuschaffen und löschten unseren Durst" (H. Schäfer, 5f.).

Es fällt auf, daß so mancher Bericht über Mißhandlungen eine ganz bestimmte Erzählstruktur enthält. Den negativen Erlebnissen folgt oft ein positives Beispiel - zumeist ein Sonderfall - als Abschluß der Berichtssequenz. Dadurch wird ein kontrastierender Schlußpunkt gesetzt. Dieses sicherlich unbeabsichtigte Kompositionsschema, das auch das letzte Beispiel zeigt, verdeutlicht und bestätigt letztlich den festen Glauben an die anerzogenen Grundwerte menschlichen Zusammenlebens. Die normenverletzenden Handlungen werden Personen zugeschrieben, die außer sich sind. Die Taten gleichen Naturkatastrophen und werden damit der menschlichen Verfügbarkeit entzogen. Typisch ist eine immer wiederkehrende Metapher, wenn vom Ende des Krieges die Rede ist, die Vergewaltigung der Frauen durch die Soldaten der Siegermächte, vor allem der Russen. Hier mischen sich oft in einem heute nicht mehr objektivierbaren Maße Angstphantasien und beobachtete Wirklichkeit (vgl. L. Niethammer, 22ff.).

Andere Berichte betonen jedoch, daß menschliches Verantwortungsbewußtsein und beherztes Handeln auch in hochexplosiven Situationen möglich waren. Hierzu ein Bericht einer Wehrmachtshelferin über ihre Erlebnisse in Norditalien: "Bei einer Ortsdurchfahrt wurden die LKWs betankt, und unsere offenen Wagen fuhren nur sehr langsam durch eine enge Dorfstraße und stoppten oft. Plötzlich wurden wir aus den Fenstern mit Glasscherben und heißem Wasser beworfen. Es gab mehrere Verletzte. Der Dorfarzt mußte sie verbinden. Währenddessen stürmten unsere Bewacher in die Häuser und holten die Frauen an den Haaren heraus, fast taten sie uns leid. Dann mußten die Frauen Wein holen. Nachdem die Soldaten den Flaschen mit ihren Bajonetten den Hals abgeschlagen hatten, mußten die Frauen den ersten Schluck nehmen, erst dann durften wir trinken. Außerdem wurde aus den Geschäften Brot, Wurst und Obst geholt und uns gegeben. Auf allen Seiten eine beschämende Situation" (E. Marks, 17f.).

Das immer wieder beschriebene Gemisch von kollektiven Rachegefühlen, spontanen Schuldzuweisungen, Erleichterung über das Ende des Krieges und Angst vor einer ungewissen Zukunft bedeutete für die verantwortlichen Soldaten, die die Kriegsgefangenen zu bewachen hatten, ein unkalkulierbares Risiko. Sie waren oft überfordert, verhielten sich gleichgültig oder ließen die Dinge treiben. In einer solchen Atmosphäre mußten spontane rationale und

menschliche Reaktionen einen nachhaltigen Eindruck auf die Betroffenen machen. Beim Lesen der Berichte kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der überwiegende Teil der Wachmannschaften, ganz gleich, welcher Nation sie angehörten, den ausdrücklichen Befehl hatte, Härten zu vermeiden und sich auch für ihre Schutzbefohlenen einzusetzen.

b. Erste Lernschritte und erste Konsequenzen für das Handeln

In dieser Situation der äußersten seelischen Belastung und des großen körperlichen Druckes wurden die ersten Erfahrungen gesammelt, wie die neue, bislang unbekannte Situation zu bewältigen sei. Da ein großer Teil der Berichterstatter noch verhältnismäßig jung war, als er in die Gefangenschaft geriet, also auch noch wenig Fronterfahrung hatte und damit mit den extremen Lebens- und Überlebensbedingungen des Krieges noch nicht voll konfrontiert worden war, wußten nur wenige, wie man sich in einer solchen Lage am besten verhält. Allerdings muß gesagt werden, daß die deutschen Soldaten als Kollektiv über ein sehr reichhaltiges Reservoir von Überlebensregeln verfügten und daß diejenigen, die für Ratschläge empfänglich waren und sich ein Minimum an Kreativität bewahrt hatten, sich schnell auf die neue Situation einstellen konnten. Entscheidend war wohl der Entschluß, all die negativen Erfahrungen nicht zu dicht an sich herankommen zu lassen, sich aktiv zu verhalten, an dem Geschehen als aufmerksamer Beobachter und Handelnder teilzunehmen. Nur so konnte man nach Lösungsmöglichkeiten suchen und Situationen zum eigenen Vorteil und dem der Kameraden, die auf Hilfe angewiesen waren, nutzen. Am naheliegendsten war es natürlich, zunächst einmal seine eigene körperliche Überlegenheit anderen gegenüber auszuspielen. "Als wir durch ein Städtchen zogen, reichten deutsche Frauen Brotstücke. Egoismus und Brutalität brachen durch. Die Brutalsten ergatterten das Brot" (A.T., 3). Es ist also kein Wunder, wenn die Alten, Schwachen und Verwundeten, die in dieser Situation unterlegen waren, es schwer hatten, jene Zeit zu überstehen.

Wiederholt wird berichtet, daß sich Gefangene an Gespräche mit alten Landsern und an Ratschläge erinnerten und die tradierten Erfahrungen in die Tat umsetzten. Sie traten dem Geschehen keineswegs so hilflos entgegen, wie es manchmal in den Schilderungen scheinen mag. So heißt es z.B.: "Der 'alte Fuchs' Zielske gibt uns seinen guten Rat: Macht Euch fertig für den Weg nach Rußland, nehmt nur strapazierfähige Kleidung und einfache Schuhe und Gepäck, das den Russen nicht in's Auge sticht" (A. Bierhaus, 2). H. Büld (2) berichtet: "Zum Glück hatte mir ein älterer Offizier, der schon im ersten Weltkrieg in russischer Gefangenschaft gewesen war, den Rat gegeben, fürs Überleben einen Brotbeutel mit steinharten Brotkrusten zu füllen und unterwegs als Notproviant zu benutzen. Das rettete mir das Leben."

Genauere Beobachtung der Situation und schnelle Reaktionen standen am Beginn der Entwicklung von Überlebensstrategien: "Wir marschierten immer

in Fünferreihen. Ich hatte während der vorausgegangenen Märsche sehr schnell begriffen, daß man am bequemsten ganz vorne in der Kolonne und an den Außenseiten der Kolonne marschierte. Bei langen Kolonnen zieht sich diese bei längeren Märschen immer weiter auseinander, weil vorne offenbar immer die Kräftigsten waren, und die Schwächeren nicht mitkamen. Von Zeit zu Zeit trieben die Begleitmannschaften dann die Letzten an, so daß diese dann im Dauerlauf aufholen mußten, was sehr anstrengend war" (A. Wegener, 23-24).

Der Berichterstatter räumt andererseits ein, daß auch dieses Verhalten ein gewisses Risiko enthielt: "Außen zu marschieren wäre mir auf diesem Marsch aber fast zum Verhängnis geworden, denn ich wurde einmal von einem entgegenkommenden Jeep - der Fahrer war offenbar betrunken - angefahren. Nur ein schneller Sprung zur Seite rettete mich vor einem zu harten Anprall. Ich hatte aber eine leichte Beinverletzung, und das Gehen wurde mir sehr schwer" (A. Wegener, 24). Viele Einsender betonten jedoch, daß sie in der Mitte der marschierenden Kolonnen das größte Gefühl der Sicherheit hatten. Sie waren dort außerhalb der direkten Reichweite der Wachmannschaften und der entgegenkommenden Truppenverbände, die es nicht unterlassen konnten, ihre 'Scherze' mit den Gefangenen zu treiben. Die Kameraden links und rechts gaben einen gewissen Sichtschutz, hinter dem man sich notfalls verstecken konnte (vgl. S 48).

Auch das Vortäuschen von Situationen, die Erleichterung versprachen, war in der Mitte der Kolonne möglich: "Die Kameraden in meiner Reihe waren überwiegend mein Alter. Wir wollten auch zusammenbleiben. Bis plötzlich ein berittener Bewacher zwei von uns herausholte. Sie mußten einem alten Mann helfen, der nicht mehr weiterkam. Ich schob mich wieder mehr in die Mitte, hakte mich bei einem Nachbarn unter. So als ob wir uns gegenseitig stützten - zum Schein" (H.J.L., 8). Dieses Beispiel deutet darauf hin, wie wichtig es war, daß sich kleine Gruppen zu einer Solidargemeinschaft zusammenschlossen, eine Erfahrung, die für das Überleben in der Gefangenschaft zu einer der bedeutsamsten Grundregeln werden sollte.

Ein Unteroffizier, der in vielen Grenzsituationen einen klaren Kopf behielt und dadurch weiterhin die Rolle eines Anführers übernahm, schildert folgendes: "In einer Futterküche, wo die Suppe gekocht wurde, sah ich auf einer Zeltbahn am Boden sechs Brote liegen, die nicht verteilt waren. Ich habe dem gutmütigen Posten zu verstehen gegeben, mit den Händen gezeigt, ich möchte das Brot mitnehmen und tragen. O Wunder, er sagte: 'Da, da, dawaj bystro!' (Ja, ja, schnellmachen). Ich bin in den Raum und habe mir die Zeltbahn mit dem Brot geschnappt und dann raus zu dem Haufen, der schon draußen stand ... Ich bin mit dem Brot in die Mitte der Reihe gegangen. Wir standen wieder zu fünft. Beim Zählen habe ich das Brot zwischen den Füßen am Boden versteckt ... Der Zug setzte sich in Bewegung, wir marschierten ... Mein Brot wurde immer schwerer auf dem Rücken. Wir waren schon lan-

ge marschiert, ohne Pause. Vor mir sah ich zwei ganz junge Landser gehen, wahrscheinlich Flakhelfer gewesen. Ich nahm ein Brot aus der Zeltbahn, brach es halb durch und gab ihnen das zu essen. Ich fragte meinen Vordermann, ob er für ein halbes Brot die anderen Brote eine Weile trägt. Er tat's mit Freuden. Ich gab auch meinen Kameraden links und rechts von mir, auch sie trugen das Brot" (K. Brinkgerd II,8b-9a).

Eine andere Episode zeigt, wie man sich durch Kreativität und Kameradschaft einen persönlichen Vorteil verschaffen konnte, der unter Umständen entscheidend war: "Um ... (dem) unfreiwilligen Stiefelwechsel zuvorzukommen, hatten wir, mein Kamerad Paul und ich, uns etwas einfallen lassen. Paul hatte sich bei der Kapitulation irgendwo ein Paar Offiziersstiefel aus schönem weichen Leder und ich mir ein Paar Schirmmeisterstiefel, sogenannte Langschäfter, besorgt. Denn wir wollten zumindest mit guten Stiefeln heim ins Reich laufen, so hatten wir 'mal geträumt. Die Hosen trugen wir sowieso schon über die Stiefel fallend, um etwaigen unliebsamen Enteignungen vorzubeugen. Zudem hatten wir jeweils einen Stiefel getauscht, so daß jeder ein ungleiches Paar an den Füßen hatte. Sah denn nun solch ein auf deutsche Stiefel scharfer Russe die guten Stiefel an unseren Füßen und holte den einen ... aus der Kolonne, so marschierte der andere von uns ruhig weiter. Der Russe freute sich jedenfalls über den vermeintlich guten Fang. Den ersten Stiefel anprobieren, war schnell geschehen. Dann kam der zweite Stiefel, aber dann wurden die Augen Iwans immer größer, und der Schwall seiner Flüche war nicht aufzuhalten. Regelmäßig haben wir jedenfalls unsere Stiefel wiederbekommen, denn zweierlei Art war selbst für einen russischen Landser nicht gut genug. Uns selbst ist es dreimal so ergangen, wobei sich Iwan Iwanowitsch obendrein noch die spöttischen Bemerkungen seiner Kameraden gefallen lassen mußte, die ihn auslachten. Diese unsere Kapitulationsstiefel haben wir bis in das erste Lager im Ural getragen" (J. Veit, 6b; vgl. G. Meurer, 66). Hier zeigt sich ein hilfreiches Mittel zur Entlastung des psychischen Drucks, der auf den Gefangenen lastete: ein deutlich festzumachendes Gefühl der Überlegenheit und Handlungsfreiheit in Einzelfällen, auch wenn an dem Gesamtzustand nichts zu ändern war.

Die Wachmannschaften werden zwar oft als unbarmherzig, grausam oder zumindest unbeteiligt geschildert, man muß aber sehen, daß sie, die an Zahl weit unterlegen waren, keine leichte Aufgabe hatten und für ein Versagen von ihren Offizieren zur Rechenschaft gezogen wurden. Sie hatten den Befehl, die Massen der Gefangenen so schnell wie möglich in einen Bereitstellungsraum zu bringen, wo dann genügend Transportkapazitäten zur Verfügung gestellt werden sollten. In den Berichten wird an so manchen Stellen deutlich, daß sich fast spontan ein funktionierendes Regelwerk im Umgang zwischen Bewachern und Bewachten herausbildete. Dies sei an einer Extremsituation bei den Gewaltmärschen verdeutlicht: "Wenn sich einer meldete und die Hand hob zum Austreten, fragte der Posten 'Woda'? Wenn man 'ja' nick-

te, sagte der Posten: 'Da woda'. Er ließ uns dann nicht raus. Wir nahmen mehr Abstand vom Vordermann und ließen den Urin auf die Straße laufen. Im Gehen. Es ging. Wenn man mit den Händen zeigte, Hose runter und nach hinten, dann durfte man an den Straßenrand, der Posten stand mit Gewehr im Anschlag dabei, bis man fertig war" (K. Brinkgerd, 9).

Auch läßt sich beobachten, daß es bereits auf dem Marsch zum Abbau der Feindverhältnisse und damit zu den ersten Handelskontakten kam, bei denen sich der eine auf die Vertrauenswürdigkeit des anderen verlassen mußte: "Bald konnte ich nicht mehr laufen. Ich fingerte meine Taschenuhr, die ich bis dahin gerettet hatte, hervor und machte mich an einen Wachtposten heran, der etwas älter war, in der Hoffnung, nicht an den Falschen zu geraten. Ich zeigte ihm also meine Uhr und bedeutete ihm, er möge mich auf den Pferdewagen lassen, da ich nicht mehr laufen könne. Und tatsächlich ließ er sich auf den Handel ein. Wer weiß, wie es sonst für mich ausgegangen wäre" (W. Pohl, 4).

Zum Schluß dieses Abschnittes sei noch eine Begebenheit angeführt, die der Berichtstatter zwar für eine Fügung des Schicksals hält, die aber sicherlich darauf zurückzuführen ist, daß er die Chancen, die sich ihm boten, nutzte: "Sei es nun, wie es sei, Zufall oder Fügung, bei diesem Marsch standen irgendwo auf der Landstraße russische LKWs, und die Fahrer machten Pause am Wegrand und schauten sich die Gegend an. An einem der LKWs stand die Tür des Fahrerhauses offen, und im Vorbeigehen erfaßte mein Auge einen ganzen Laib russischen Weißbrotes. Die Schrecksekunde vom Erfassen bis zum Begreifen und Handeln war etwa 3-4 Meter lang. Mich durch die Kolonne zurückdrängen, ein Griff ins Fahrerhaus nach dem 'Buchemka chleb' war das Werk von Sekunden. Die meisten Mitmarschierer hatten gar nicht gesehen, was ich da herausholte und unter die offene Uniformjacke steckte. Nur Paul und die übrigen unserer Gruppe schauten ganz verduzt, als ich mich wieder zu ihnen vordrängte. Aber erst bei der nächsten Rast wurde dann geteilt. An einem der folgenden Tage ergab sich noch einmal eine ähnliche Situation, auch diese halte ich heute noch für mehr als einen puren Zufall. Denn Hunderte von Landsern zogen an diesem Kornfeld vorbei, und keiner sah den etwa 1 Meter vom Rande liegenden Laib Brot. Ein Blick nach hinten zum nächsten Posten, zwei Schritte aus der Marschkolonne ans Kornfeld und das Brot ergreifen, war wieder nur das Werk eines Augenblicks" (J. Veit, 7a-b).

c. Erlebnisse mit der US-Army

Die deutschen Soldaten, die von den amerikanischen Truppen um Ostern 1945 in Westfalen gefangengenommen wurden, sind auf LKWs ins Rheinland in Sammellager transportiert worden. Sie hatten es dadurch zunächst

wesentlich einfacher als ihre Kameraden an der Ostfront. Daß die west-alliierten Soldaten Fußmärsche weitgehend mieden und die Gefangenen davon profitierten, wurde geradezu zu einem Schlüsselerlebnis der marschiergewohnten Deutschen. Es verdeutlichte schlaglichtartig den hohen Grad der technischen Ausrüstung und damit der Überlegenheit des "Feindes". Damit wurde die militärische Niederlage jedermann einsichtig, begründbar und letztlich auch akzeptierbar.

Die Gefangenen der Amerikaner und Engländer waren zwar beim Transport in die Sammellager aus dem Kampfgebiet nicht existentiell gefährdet, doch auch sie mußten mit Schikanen rechnen. So wird immer wieder über die tollkühnen Fahrkünste der farbigen Amerikaner berichtet, die den Gefangenen Angst und Schrecken, aber auch Respekt abverlangten. Viele Berichterstatter beschreiben diese Fahrten als ihre ersten nachhaltigen Erlebnisse mit der amerikanischen Armee.

"Irgendwann wurden wir auch 'mal von einem Lager zum anderen mit einem Sattelschlepper transportiert. Schildern kann man so etwas gar nicht. Der Fahrer war ein Neger. Ich kann heute nicht mehr sagen, wie schnell er gefahren ist, aber es war atemberaubend. Wir standen auf dem Anhänger dicht gedrängt und merkten sofort, in welcher Lebensgefahr wir schwebten. Der Neger bremste in keiner Kurve, man hatte den Eindruck, daß er uns umbringen wollte. Diejenigen von uns, die vorne standen, riefen nun laut, ob die Kurve nach links oder rechts verlief, so daß sich alle entsprechend bewegen konnten und der Fliehkraft entgegenwirken konnten" (F. Schikowsky I,2).

Abschließend sei noch ein Bericht zitiert, der das Filmen der Entwaffnung von deutschen Marschkolonnen bzw. die Siegerpose der Amerikaner schildert. Da den deutschen Soldaten erst nach und nach der eigentliche Sinn dieser Handlungen klar wurde, haben viele in dieser Situation nicht unbeträchtliche Ängste durchlebt. Nachdem die Gefangenen zunächst mit einigen Ausrüstungsgegenständen ausgestattet worden waren, wurden die Marschkolonnen wie Vieh mit Geschrei, Gewehrsalven und Panzern angetrieben und schließlich veranlaßt, alle zuvor ausgehändigten Gegenstände an einer bestimmten Stelle fortzuwerfen. Daraufhin "wurde die laufende Kolonne in einen Nebenweg geleitet, welcher in einer ehemaligen Sandgrube endete. Dieses ausgehobene Sandloch war von drei Seiten mit hohen und steilen Böschungen umschlossen. Die Amerikaner schienen in dieser Phase eines ungeordneten Rückzuges der deutschen Truppen besonderen Spaß am Schießen zu haben (und) ... drängten damit schnell und zielsicher die sich im verwirrenden Lauf befindliche Kolonne der deutschen Kriegsgefangenen schnell entschlossen in das wie eine Mausefalle wirkende Gebilde der Sandgrube. Hier standen bereits amerikanische Soldaten mit gezogenen Pistolen, wiesen den anlaufenden deutschen Soldaten eine Sitzgelegenheit zu.

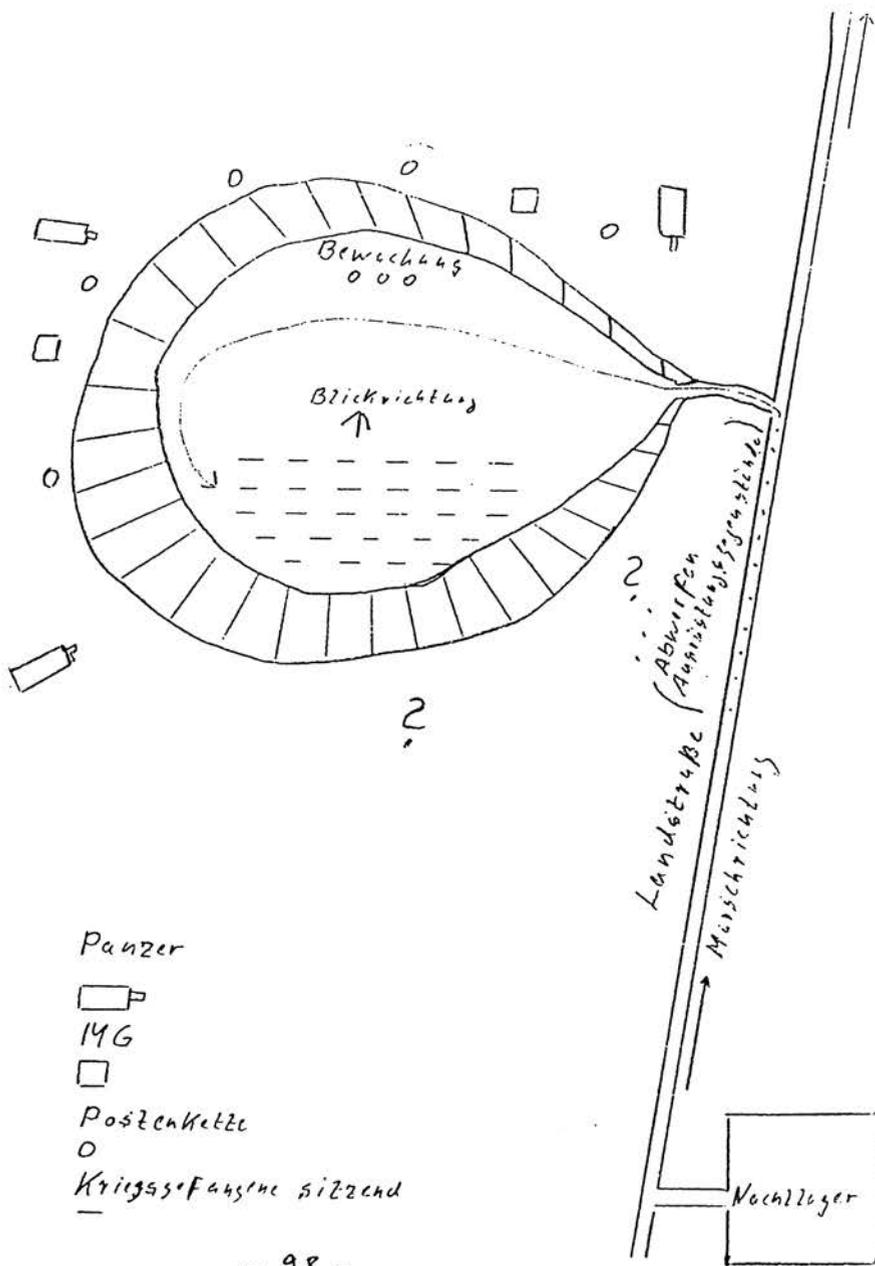


Abb. 5: Schematische Zeichnung der Filmszene "Kapitulation" in einer Sandgrube in Schwaben am Samstag, dem 28. April 1945 (W. Seeliger).



Abb. 6: Amerikanischer Soldat mit deutschen Gefangenen am 8.4.1945 in Fredeburg/Sauerland (Repro Grobbel, Fredeburg).

Wer von den Landsern nicht schnell genug dieser unmißverständlichen Aufforderung folgte, dem wurde nachgeholfen ...

Doch nach Abschluß dieser Hinsetzaktion, dem ersten Sichzurechtfinden in dieser Situation schweiften die Blicke in die Runde ... Drei schwere Panzer auf den Anhöhen postiert, MG-Stellungen und eine Postenkette von Infanteristen kontrollierten hier die in diesem großen Sandloch sitzenden deutschen Kriegsgefangenen. Erste Befürchtungen wurden laut, daß wir nun hier erbarmungslos zusammengeschossen würden. Angst kroch vom Gedärm hoch, würgte im Hals.

Dann jedoch erschien eine Schar von amerikanischen Soldaten mit Filmkameras und Fotoapparaten. Bleistifte huschten über Notizblöcke, Kameraverschlüsse klickten und Filmkameras surrten. Besonders auffällig und einprägsam in dieser Männerwelt war eine in einer amerikanischen Uniform gekleidete Journalistin. Ihr schief auf dem Kopf sitzendes Käppi ließ eine Mähne von blonden Haaren hervorquellen ... Nachdem von den anwesenden Reportern und Kameralenten die Aufnahmen einer geschlagenen Armee geschossen waren, verschwanden diese Kriegsberichterstatter so schnell, wie sie gekommen waren" (W. Seeliger II,5f.).

3. Durchgangs- und Sammellager

Die tagelangen Märsche im Osten und die LKW-Transporte im Westen endeten in einem Durchgangs- oder Sammellager, in dem die Gefangenen mehrere Wochen, wenn nicht gar Monate festgehalten wurden. Diese Lager dienten dazu, die deutschen Soldaten provisorisch festzusetzen und unter Kontrolle zu bringen. Hier wurden die Gefangenen registriert und die Personen, die die Siegermächte als Kriegsverbrecher ansahen, kamen in besondere Lager oder Lagerteile. In der Zwischenzeit konnte darüber entschieden werden, welche Gefangenen entlassen und welche zu Zwangsarbeit verurteilt wurden. Dabei dauerte es eine gewisse Zeit, bis die westlichen Siegermächte sich über die Aufteilung der Gefangenen geeinigt hatten. Zudem erforderte es ungewöhnlich umfangreiche politische und logistische Maßnahmen, um die Gefangenen schließlich in die Arbeitslager der einzelnen Alliierten zu transportieren. All dies mußte zu einer Zeit geschehen, in der die Siegermächte in erster Linie damit beschäftigt waren, ihre eigenen Truppenverbände zu verschieben, unterzubringen, zu versorgen und schließlich am Ende des Krieges ihre Herrschaft als Besatzungsmächte zu etablieren. Man kann sich vorstellen, daß die Stäbe der Alliierten zunächst also Wichtigeres zu tun hatten, als sich um die deutschen Gefangenen zu kümmern, die man durch die Einlieferung in die provisorischen Lager unter fester Kontrolle hatte.

a. Katastrophenlager

Wer nun glaubte, in amerikanischer oder britischer Gefangenschaft aufatmen zu können und nicht mehr um das nackte Leben kämpfen zu müssen, der irrte sich. Wie James Bacque jüngst noch einmal die Öffentlichkeit mit Nachdruck daran erinnert hat, war es die offizielle Politik amerikanischer Generäle, den in den letzten Kriegstagen und nach der Kapitulation in Gefangenschaft genommenen deutschen Soldaten den eigentlichen Kriegsgefangenen-Status zu entziehen und ihnen monatelang lediglich ein kaum ausreichendes Existenzminimum zuzugestehen. Es war offensichtlich nicht so sehr die schwierige Versorgungslage, als vielmehr der moralisch verbrämte Gedanke der Vergeltung und des amerikanischen Sendungsbewußtseins, der zu den katastrophenähnlichen Zuständen in vielen Lagern - vor allem in den Rheinwiesenslagern führte.

Welche Zustände in diesen Lagern herrschten, wird aus dem Erlebnisbericht eines Einsenders deutlich, der im Mai 1945 im Lager Bad Kreuznach gefangengehalten wurde: "Es war das sogenannte Todeslager. Die Landser starben hier wie die Fliegen. Jede Nacht wurden -zig Tote an einen Zaun gelegt, von wo sie dann im Laufe des Tages abtransportiert wurden. An einem Morgen lagen dort 128 Tote. Soviel mir in Erinnerung ist, dauerte es

vier Tage, bis wir etwas zu essen bekamen, und das war eine fingerdicke Scheibe Weißbrot, die wir uns zu 8 Mann teilten, so daß jeder ein Stück bekam, das etwas größer als ein gewöhnlicher Würfel war. Das Lager war ein großes, freies Feld, es gab keinen Baum, keinen Strauch, und das Gras, das vorher hier gewachsen war, das hatten die Landser bereits sorgfältig mit den Wurzeln ausgegraben und in Blechbüchsen gekocht und gegessen. Um nicht auf der freien Fläche schlafen zu müssen, hatten wir uns zu zweit oder dritt Löcher ausgehoben, in denen wir lebten und schliefen. Das ganze Lager war mit ausgehobenen Löchern übersät. Wenn man zur Toilette oder irgendwo anders hin wollte, mußte man auf den erhöhten Rändern der Löcher entlangbalancieren" (F. Schikowsky, 3).

Auch in Rheinberg und in Remagen herrschten im Frühjahr und Frühsommer 1945 ähnliche Zustände, bei denen Tausende von deutschen Gefangenen noch nach Beendigung der Kampfhandlungen sinnlos sterben mußten. B. Olbing (6), der die unmittelbare Nachkriegszeit im Lager Rheinberg erlebte, berichtet über den Vortrag eines Astrologen zu der damals bevorstehenden Sonnenfinsternis, "die (den) amerikanischen Landsern von uns als Weltuntergang prophezeit wurde - zur Strafe für die Schuld am Hungertod so vieler deutscher Kriegsgefangener, während sie ihre reichlich überschüssige Verpflegung vor unseren Augen verbrannten oder vergruben". Er schätzte die Zahl der im Lager Rheinberg Verstorbenen bis zur Verlegung nach Frankreich auf 20-30000 (B. Olbing, 4).

Um zu verdeutlichen, wie stark die Gefangenen sich auf einige wenige Grundbedürfnisse konzentrierten, sei ein Auszug aus einem Tagebuch abgedruckt, das in Remagen von April bis Juni 1945 geführt wurde. " ... in den ersten Wochen gibt es kein Essen. Heute, Freitag den 27. April 1945, gab es die erste Verpflegung: 1 Scheibe Brot für 100 Personen, sprich ausgehungerte Kriegsgefangene. Wir suchten weiter nach Löwenzahn, Sauerampfer - alles was die Rheinwiesen boten, wanderte schnellstens i(n den) Kochtopf. Der Kochtopf bestand aus einer großen Konservendose von 5 Litern. Hier wurde alles das - 'Grüne' - gekocht, heute als Suppe oder morgen als Gemüse, klein geschnitten, solange die Rheinwiesen noch etwas Grünes hergaben. In unserer Reservedose aus Osterode hatten wir noch etwas Schmalz und gaben von Zeit zu Zeit einen Stich Fett mit ins Essen hinein - aber alles unter strengster Bewachung, damit niemand etwas sieht oder gar gestohlen wurde ... Nun gab's an diesem Tag eine wirkliche Überraschung, wir bekamen drei rohe Kartoffeln für vier Mann und ein Kochgeschirr voll Wasser mit Chlor durchsetzt für alle. Wir glaubten, es sei Weihnachten. Aber wir schrieben den 29. April 1945 ...

Einen Tag später, Montag den 30.4.1945, war ein großer Tag, es gab zwei Löffel Rosinen und zwei Scheiben Brot für 4 Mann im Erdloch. Was wurde zuerst gegessen, Brot oder Rosinen? Brot, es war Stuten aus amerikanischem



Abb. 7-8: Szenen aus dem US-Lager Gauting, Mai 1945 (R. Pape).

Weizenmehl gebacken, das gab noch mehr Hunger, Rosinen, einzeln, alle halbe Stunde eine Rosine, damit der Magen beschäftigt wird oder alles auf einmal essen? Hunger! Hunger! ...

Wir wurden aufgerufen zu 'Hundertschaften' zur Entlassung. 'Da Ihr schon eine Entlassung erlebt habt, braucht Ihr kein Brot', also gab's nichts zu essen. 'Du hast als Kriegsgefangener keinen Anspruch, du dreckiges Nazischwein, Du verteufelter Werwolf des Heeres, der Wehrmacht'. Diese Worte konnten wir täglich durchs Radio, sprich Lautsprecher, hören ...

Der nächste Tag, 2. Mai 1945, es gab nichts Neues, kein Brot, nur unsere Erdwohnung erhielt ein festes Dach, so daß der Regen abließ bei Tag und bei Nacht. Diese Bretter hatten wir nachts anderen im Schlaf geklaut, wir wollten doch nicht krank werden - Selbsterhaltungstrieb - setzte sich immer mehr durch, wie war uns jetzt allen egal.

Wie viele hatten die Krankheiten - Ruhr - und kamen bis zur Latrine hin und fielen um, in den Kot hinein, müde, krank, Hunger, keine Kraft mehr. Wer half denn noch? ... Heute 3. Mai 1945 gab's 3 Kartoffeln für 4 Mann ehrlich geteilt. Nur die Augen wurden größer und dafür die Kartoffeln kleiner. Dazu gab's 2 Tuben Ada-Käse aus Wehrmachtsbeständen mit (einer) 125 Gramm Dose Fleischschmalz für vier Personen. Alles ehrlich geteilt. Doch Kamerad Franz P. ... fehlte. Warum? Wir ahnten nichts. Hatte dieser junge Bursche etwas angestellt? Also er war fort, also wurde die Portion für vier auf drei Portionen aufgeteilt, für uns drei.

Wir wollten essen, siehe da, all unsere heimlichen Reserven waren verschwunden, welche wir uns selbst abgerungen hatten, voller Hunger für noch schlechtere Zeiten! Alles fort! Es dauerte nicht lange, da kam Franz, um seine Portion zu holen. Da fielen wir drei über ihn her und verhautes ihn nach Leibeskräften - soweit noch Kräfte vorhanden (waren) ...

Der 5. Mai 1945 brachte wieder einmal zur Abwechslung Regen und abermals Regen bei ganz knapper Ration. Für jeden eine Kartoffel gab's heute, aber alles hatten wir aufgegessen vom Vortage. Nur langsam essen. Gottlob! Viele hatten die Zuteilung Trockenmilch, Sauerkraut, Suppenmehl, so heruntergegessen - aber jetzt war ihnen im Innern der Leib angeschwollen. Manche schrieten vor Schmerzen, der Bauch platzte. Es gab Tote oder große Lebensgefahr, all diese Eßwaren waren Trockengemüse. Jetzt im Innern kam die Flüssigkeit dazu und alles durcheinander. In diesen Tagen registrierten wir schon über 50 Tote als Folge dieser Ernährungsweise. So etwas gab es noch nicht in deutschen Geschäften: Trockengemüse.

Heute war Sonntag, der 6. Mai 1945. Wir hatten bis 12 Uhr geschlafen, da wir am Tage vorher mit Regen reichlich beschüttet waren und somit im Regen nicht schlafen konnten ... An Essen gab's kein Brot, Puddingsuppe, 3 Kartoffeln für 3 Mann und 3 Pflaumen ... Der Wetterumsturz machte uns so oder so fertig. Gegen 11.45 Uhr stürzte unsere Erdwohnung vom Rande ein, am Kopfende. Die Sonne knallte hart herunter, so daß wir unsere

wiederum angelegten Reserven aus dem Lehm Boden herausbuddelten mit den Händen, um diese zu trocknen in der lieben Frau Sonne Strahlen. Aber bald hatten wir bemerkt, warum alles eingestürzt war. Man hatte uns unseren Pfahl gestohlen, womit ein Teil unserer Erdwohnung mit verbunden war. Das war wieder Franz gewesen" (H. Vöge II,5ff.).

Die Tagebucheinträge zeigen sehr deutlich, daß das zentrale Interesse des Schreibers auf dem primären Bedürfnis der Nahrungsaufnahme lag. An zweiter Stelle folgte der Schutz vor den Unbilden des Wetters. In einer anderen Tagebuchaufzeichnung eröffnet die Notiz über die Wetterverhältnisse jede Tageseintragung. Das dritthäufigste Thema, mit dem sich die Tagebuchniederschriften beschäftigen, ist die Klage über die psychischen Qualen, denen die Gefangenen angesichts der menschenunwürdigen Umstände im Lager ausgesetzt waren. Alle anderen Wahrnehmungen nehmen dagegen eine Randstellung ein.

Das Leben, das viele Gefangene damals führten, erinnert sie bei der Niederschrift der Erlebnisse an Schilderungen und Bilder aus den Konzentrationslagern des Naziregimes. So bemerkt z.B. S. Katter (6f.): "Nach meiner heutigen Erinnerung waren wir unweit von Brügge - es kann in Jabbeke gewesen sein - in verfallenen Gebäuden einer Fabrik untergebracht worden. Wenn ich heute die furchtbare Unterbringung von Menschen in ehemaligen Konzentrationslagern in den Publikationsmitteln -hauptsächlich im Fernsehen - zu sehen bekomme, so erinnere ich mich an meine Unterbringung als deutscher Kriegsgefangener in Belgien. Die Schlafstätten bestanden aus mehrstöckigen Holzgerüsten, die in der Regel drei 'Betten' übereinander hatten. Es waren Rohholzgestelle - ähnlich einem größeren Kaninchenstall - woraus der halbverhungerte ehemalige Soldat starsinnig blickte. Eine alte Wolldecke mußte allgemein ausreichen. Die Verpflegung war kurzum schlecht. Die Portionen - es gab auch hier Kekse, geringe Mengen Milchsuppe/ kleine Stücke Weißbrot - reichten kaum zum Überleben."

Ähnliche Vergleiche sind - wie J. Bacque (104) zeigt - bereits 1945/46 in internen Berichten zu finden. Ein französischer Lagerkommandant verglich den Zustand der Lager um Dietersheim bei der Übergabe an die Franzosen mit Buchenwald und Dachau. Und in einem Bericht von "Le Monde" vom 30. September/1. Oktober 1945 heißt es: "So wie man heute von Dachau spricht, werden die Menschen in zehn Jahren überall in der Welt von Lagern wie Saint Paul d'Égliaux sprechen, wo gegen Ende Juli 17.000 von den Amerikanern übernommene Menschen so rasch starben, daß in wenigen Wochen zwei Friedhöfe von je 200 Gräbern gefüllt waren" (J. Bacque, 123). J. Bacque ist bemüht hervorzuheben, daß die Behandlung der Gefangenen durch die Engländer und Kanadier besser gewesen sei, jedoch zeigen die Erfahrungsberichte unserer Berichterstatter, daß auch in britischen Lagern z.T. ähnliche menschenunwürdige Zustände herrschten. So soll z.B. das

Lager 2221 Vilvoorde in Belgien, in dem stark belastete Gefangene untergebracht waren, im Mai 1946 (!) vom Roten Kreuz besucht und wegen unmenschlicher Verhältnisse aufgelöst worden sein (F. Wöstefeld, 3). Ein Hungerlager war auch bei Terhulpen/La Hulpe (Nr. 2228). H. John (3) magerte dort bis März 1946 von 156 Pfund auf 102 Pfund ab. An dieser Stelle werden die Grenzen der Erinnerungsberichte deutlich, die keine konkreten Zahlen nennen und die das gesamte Geschehen nur ausschnitthaft wiedergeben können. Auch fehlen ihnen die Hintergrundinformationen. Verallgemeinerungen sind hier besonders problematisch. Die heftige Diskussion, die die Untersuchungen von J. Bacque in der Öffentlichkeit auslösten - in Leserbriefen meldeten sich viele Zeugen zu Wort, die ähnliche Beobachtungen gemacht haben wie unsere Berichterstatter - läßt darauf schließen, daß die Sterblichkeitsziffer, die die Wissenschaftliche Kommission für deutsche Kriegsgefangenengeschichte u.a. in den US-Lagern in Deutschland zusammenstellte (vgl. K. W. Böhme 1973, 194ff.) wohl sehr geschönt ist. Es bleibt jedenfalls das ungute Gefühl, daß damals - wie so oft - die Menschlichkeit nicht der Maßstab der verantwortlich Handelnden gewesen ist und diese Haltung unnötigerweise viele Menschenopfer gefordert hat.

Wenn im folgenden noch ein Bericht eines Stalingradkämpfers wiedergegeben wird, so sollte man die dortigen äußeren Umstände bedenken, die um vieles schlechter waren, als diejenigen im Frühjahr 1945 in Westeuropa: Durch das Winterwetter sowie die körperliche und seelische Zermürbung der deutschen Soldaten im Stalingradkessel wurde ihre Lage zusätzlich erschwert. Bevor die russische Führung sich auf die Zusammenballung so vieler Menschen in ihrem Gewahrsam einstellen konnte, starben Abertausende von Gefangenen auf ihrer ersten Etappe der Gefangenschaft. Hierzu ein Bericht aus einem provisorischen Lager vor den Toren der Stadt, in dem offensichtlich Fleckfieber ausbrach: "Am Nachmittag wurden wir weit draußen in zwei alleinstehenden Häuserruinen untergebracht, wo wir zunächst bleiben sollten. Es mußten einmal schöne Villen gewesen sein, die gewiß aus der Zarenzeit stammten ... Die Dächer der Häuser waren halb verfallen und abgerissen. Fenster, Fensterrahmen und Türen fehlten überall, und die Holzfußböden schienen herausgerissen zu sein. Eisiger Wind zog durch alle Räume.

Die Zimmer wurden nacheinander belegt. Der russische Begleitoffizier bestimmte ehemalige Feldwebel zu Stubenältesten. Ich wurde Ältester gleich im ersten Raum links neben dem Eingang des ersten Hauses, der bald so überfüllt war, daß keiner Platz zum Liegen hatte. Mit vereinten Kräften sorgten viele mit mir dafür, die großen Fensteröffnungen mit Schnee, Decken und Mänteln zuzubauen, um einigermaßen Schutz vor der Kälte zu finden, doch der Wind pffiff und heulte nach wie vor weiter durch diesen Bau. Neben dem großen, aber auch schon halb zerfallenen Zimmerkamin nahm ich meinen Platz. Viele setzten sich dicht aneinander, um sich gegenseitig Halt zu geben und sich zu wärmen ...

Zwei unheimlich lange Tage mit noch viel längeren Nächten hatten wir hinter uns. Niemand hatte sich um uns gekümmert. Laufend wurden Tote aus den einzelnen Zimmern nach draußen getragen. Sie wurden etwa zehn Meter vom Eingang unseres Hauses entfernt aufeinander gestapelt. Sie waren steif gefroren, und der eisige Wind deckte sie immer wieder mit dem aufwirbelnden Schnee hauchdünn zu ... In den folgenden Tagen und Nächten nahm die Zahl der Toten auf meiner Stube immer mehr zu. Ich mußte dafür sorgen, daß sie hinausgeschafft wurden ... Trotzdem schien es in den ersten Tagen so, als bliebe die Zahl der Landser in meinem Zimmer konstant. Das merkte ich, weil ich jeden Abend nach der Kopfhahl von den Russen Brot empfangen mußte. Es war übrigens das einzige, was man uns an Nahrungsmitteln in den ersten vierzehn Tagen zukommen ließ. Immer wieder mußte ich für ca. achtzig Mann Brot empfangen, obwohl wir oft in vierundzwanzig Stunden mehr als zehn Tote nach draußen schaffen mußten. Bald kam ich jedoch hinter dieses Rätsel. Mein Zimmer lag fast zu ebener Erde, so daß alle Landser aus dem Bau zum Austreten und Wasserholen an diesem Zimmer vorbei mußten. Viele waren aber mittlerweile so schwach, daß sie den Weg in ihr Zimmer, das möglicherweise sogar im ersten Stock lag, nicht mehr erreichen konnten. So nahmen sie die Gelegenheit wahr, unter den Landsern meines Zimmers unterzutauchen, ohne sich bei mir zu melden.

Das massenweise Sterben war für uns unheimlich. Einen Todeskampf gab es nicht, und man merkte nicht, wenn der Nachbar starb. Erst wenn man ihn anstieß und ihn mal wieder bewegen wollte, stellte man fest, daß er kalt und steif war. Wir erkannten immer mehr, in welcher Gefahr wir uns befanden. Die Toten trugen alle so eigenartige rote Flecken. Im stillen rechnete sich jeder selbst aus, wann er an der Reihe war. Jetzt war jeder auf sich selbst angewiesen. Niemand war noch zum Herausragen der Toten zu bewegen. Auf mir lastete die Sorge schließlich ganz allein. Erst, als ich eine Tagesportion Brot des Verstorbenen anbot, fand ich einen Helfer für die traurige Arbeit ...

In den ersten Tagen hatte ich damit begonnen, die Namen der toten Kameraden aufzuschreiben. Aber dann nahmen mir die Russen bei den täglichen Razzien Papier und Bleistift ab, so daß ich gar keine Möglichkeit mehr hatte, die Namen zu notieren. Den Russen war offenbar weder an uns noch Lebenden, noch an den Toten etwas gelegen. Niemand wußte von uns, wo sie hingekarrt wurden" (J. Probst, 50ff.).

Der oben angeführte Bericht deutet darauf hin, daß die Russen sich selbst in dieser Grenzsituation um ihre Gefangenen kümmerten. So bestand eine - wenn auch minimale - Versorgung der Gefangenen mit Brot. Auch wurden die Toten von den sowjetischen Bewachern begraben. H. Schwanke (12) berichtet von einem Massensterben der Gefangenen in einem Lager bei Archangelsk und fährt dann fort: "Es wäre, so glaube ich, vermessen, dem Russen die volle Verantwortung für dieses Massensterben in die Schuhe zu

schieben, oder ihm zu unterstellen, er habe dieses bewußt gefördert. Die Sowjetunion befand sich zu dieser Zeit noch im Kriegszustand und hatte gleichermaßen erhebliche Schwierigkeiten, ... (ihre) Truppen und auch die Zivilbevölkerung ausreichend, auch medizinisch, zu versorgen."

So grausam es klingen mag, in manchen überfüllten Lagern bedeutete jeder Tote eine Entlastung für die Lebenden. So schreibt H. Griewel (53f.): "Das Massensterben brachte für die Überlebenden auch nicht zu übersehende Vorteile, denn alles, was man gemeinhin als Nachlaß bezeichnet, hier die Kleidung, kam allen zugute. So dauerte es auch gar nicht lange, und jeder besaß die doppelte Kleidung, denn es wäre ein nicht zu verzeihender Luxus gewesen, hätte man auch nur einem der Verstorbenen das Hemd belassen ... Und so löste sich das Raumproblem zugunsten der Überlebenden ganz von selbst. Jede frei gewordene Pritsche wurde sofort von einem der nächstliegenden Nachbarn belegt, und zwar stets mit dem Blick zur Wärmequelle, dem Ofen also. So kam es, daß die der Feuerstelle abgewandten Raumteile, vor allem unter den Fenstern, leer und ungenutzt dalagen".

b. Filzen

Bei der Einlieferung ins Lager wurden die Gefangenen zunächst einmal gründlich durchsucht. Da viele Gefangene es verstanden hatten, trotz vorangegangener Aufforderungen zur Abgabe der Waffen nach einigen Filzungen immer noch waffenartige Gegenstände zu besitzen, war der Argwohn der Bewacher natürlich berechtigt. Im Westen wurden die deutschen Gefangenen erst in den Sammellagern einer genauen und systematischen Durchsuchung unterzogen. Dabei machten sich z.B. die Amerikaner die vergleichsweise positiven Erwartungen von einer amerikanischen Kriegsgefangenschaft zunutze: "Am Tor zuvor stand ein Ami und rief immer: 'Kam'rad, schmeiß alles weg, bekommst alles neu und viel schöner. Ameriken ist reich!' Da waren Berge von Besteck, Kochgeschirren, Decken und sonstiges" (F.B., 9).

Im Osten waren den deutschen Soldaten bereits bei den ersten Kontakten mit den Sowjetsoldaten die meisten ihrer Habseligkeiten abgenommen worden. Sie fanden dann allerdings oft genug Mittel und Wege, um sich einige wichtige Gebrauchsgegenstände wieder zu beschaffen. Bei der Einlieferung in die Sammellager wurden sie nun besonders eingehend durchsucht. "Am Lagertor sind fünf Tische aufgebaut. Dahinter sitzen je zwei Russen der mittleren Dienstgrade und eine junge Frau in Offiziersuniform. Vor jedem Tisch filzen jeweils zwei Rotarmisten die Neuankömmlinge. So tritt eine Reihe des Marschblocks nach der anderen vor. Wir sitzen und liegen auf der Erde, rutschen näher ans Tor und beobachten. Die beiden Soldaten haben eigentlich nichts mehr einzukassieren. Trotzdem gelingt es hier und da. Uns erschreckt, wie sie auf noch gute Uniformteile aus sind und diese gegen abgetragene austauschen. Überall liegen fein getrennt Stiefel,



Abb. 9: "Erinnerungen an meine Gefangenschaft in Ägypten 1944-45" (ohne Angabe eines Verfassers, vermittelt durch Pater Thomas Horst).

Hosen, Jacken und anderes. Der am Tisch sitzende Offizier gibt dazu Anweisungen. Wir können das alles nicht einordnen.

Alles geht sehr langsam voran. Ich bin im Mittelfeld unserer Kompanie. Ungeduld unter den Mitgefangenen. Hunger und Durst und menschliche Bedürfnisse sorgen für Unruhe. Es ist schon dunkel, als unsere Reihe dran ist. Wir fünf gehen auf die bereitstehenden Rotarmisten zu. Für meine Stiefel besteht kein Bedarf - aber meine Fallschirmspringer-Hose mit den vielen Taschen ist willkommen. Also Umtausch! Ich suche mir aus dem Haufen eine Hose aus, ergreife sie am Aufschlag und breite sie vor meiner Brust aus - für das Längenmaß. Die beiden Russen sehen mich verblüfft an, sie deuten das falsch. Einer dreht meinen Arm nach hinten, daß ich aufschreie. Der weibliche Leutnant am Tisch spricht erregt laut mit ihnen - dann lachen alle - nur ich nicht. Der Hosenwechsel vollzieht sich vor aller Augen im gleißenden Licht großer Scheinwerfer. Daß auch Frauen dabeistehen, das interessiert nicht. Ein gelbes Halstuch werde ich auch los und ein Verbandspäckchen" (H.-J. L., 9).

Trotz gründlicher Durchsuchungen gelang es so manchem Soldaten, kleinere Besitztümer zu retten. So berichtet H. Seggewiß (11) über seine erste gründliche Durchsuchung in einem britischen Lager: "Das Messer hatte ich in den Hosenbund gesteckt, die Taschen schön umgezogen, wie es sein sollte und die Kleidungsstücke, die wir alle ausziehen mußten, eins nach dem anderen über den Tisch gereicht. Beim Übergeben habe ich die Hose so angefaßt, daß ich das Messer in der Hand hatte, der Tommy es also, solange ich die Hose in der Hand hatte, nicht fassen konnte. Es hat alles geklappt." Wie in diesem Fall wurde es den Gefangenen oft sehr leicht gemacht, die Filzungen listig zu umgehen oder zu hintertreiben. So schreibt A. Schotte (2f.): "Ich war nun etwas doof und stellte mich - versehentlich - immer gleich zu dem Haufen, der bereits abgefertigt war. So konnte ich lange Zeit alle meine Habseligkeiten retten." Vorausschauende hatten ihre Wertgegenstände schon vor der Berührung mit dem Sieger nach bestem Können gesichert: "Doch der Prisoner war erfinderisch. Meinen Verlobungsring hatte ich unter einem Knopf meiner Hose vernäht. Wehrmachtsuhr war im Futter der Uniformjacke versteckt. Das Soldbuch, das vielen abgenommen war, hatte ich ebenfalls sicher durch die Filzungen bringen können. Ich besitze es heute noch" (U. Bulgrin I, 9).

Das Filzen bot manchmal auch die Möglichkeit, sich am Gegner zu "rächen". "Ich weiß nicht, wie es kam, ich hatte bei meiner Gefangennahme zufällig auch einen Rasierpinsel in einer dieser Taschen. So legte ich nun diesen Rasierpinsel, ein Taschentuch und die Corned-beef-Büchse mit dem Antiläusepulver DDT vor mich hin. Ein englischer Sergeant schaute sich alles genau an. Er nahm die Corned-beef-Büchse auf und fragte: 'What is that?'. Ich zuckte mit den Schultern. Er feuchtete einen Finger an, drückte ihn in das Pulver und steckte den Finger in den Mund. Dann schrie er los:

'Fucking bloody Bastard ...!', und was es sonst noch für 'herrliche' englische Kraftausdrücke gab und schleuderte die Büchse mit dem DDT weit von sich. Das Zeug mußte ihm feste auf der Zunge gebrannt haben. Ich hätte am liebsten laut gelacht" (W. Sandkühler, 37).

Wie sich das Filzen von Stufe zu Stufe innerhalb der Lagerhierarchie fortsetzen und somit die Pyramide der Macht widerspiegeln konnte, zeigt das folgende Beispiel: "In Auschwitz waren gefangene Ungarn als Lagerpolizei eingesetzt. Sie waren mit Knüppeln bewaffnet und hatten von den Russen schon das Filzen gelernt. Was Tschechen und Russen uns bis dahin gelassen hatten, filzten sie nun ab ... Das alles geschah unter Duldung der russischen Wachmannschaften. Nach vollendeter Tat wurden die Ungarn wiederum von den Russen gefilzt, womit sie wohl nicht gerechnet hatten. Aber nun der Clou: den russischen Wachen wurde ihre Kriegsbeute von den eigenen Offizieren wieder abgenommen" (A. Schotte, 3).

c. Registrierung

Mit der Einlieferung in Auffang- und Sammellager war die erste Möglichkeit gegeben, die Personalien der Gefangenen systematisch festzustellen. Viele Soldaten hatten kurz vor ihrer Gefangennahme ihr Soldbuch vergraben oder vernichtet. Da manche Gefangene, um sich Vorteile zu verschaffen, einige Personaldaten veränderten, wurde das Zeremoniell der Personaliaufnahme von beiden Seiten mit großem Mißtrauen betrachtet. Die einmal schriftlich niedergelegten Daten - rein äußerlich ein einfacher Akt der Verwaltung - konnten für das weitere Schicksal mancher Gefangenen entscheidend sein. Von einigen Berichterstattern wurde diese Prozedur sogar als Übergangsritus von einem Lebenszustand in den anderen charakterisiert. "Personalien werden registriert; viele Fragen zum Kriegseinsatz u.ä. muß ich beantworten. Immer wieder ermahnt mich der Leutnant zur Wahrheit, und er dolmetscht dem langsam schreibenden Russen. Es dauert eine Ewigkeit. Dann habe ich es überstanden. Einige Meter Freiraum - einige Schritte nur bis zum Tor. Ich weiß, daß ich jetzt als Kriegsgefangener erfaßt bin. Nicht ein dahinwankender Irgendwer. Ich bin ein 'wojennoplennyj' (=Kriegsgefangener), registriert wie Tausende. Mein bis dahin geltender Doppel-Vorname ist passé, er verlor seine Gültigkeit. Zum ersten Vornamen gesellte sich der Vorname des Vaters - wie das in der Sowjetunion üblich ist" (H.J.L., 9).

Die Alliierten brachten zunächst alle Männer, die sie in irgendeiner Uniform antrafen, in ein Lager. Auch verdächtige Zivilisten blieben nicht verschont. Es war gleichgültig, ob es sich letztlich um Eisenbahner, Straßenbahner, Postbedienstete, Polizisten, Soldaten, Arbeitsdienstler oder Angehörige von Parteigliederungen handelte (vgl. z.B. A. Thies, 44). So sollen die Amerikaner zunächst auch alle Personen festgesetzt haben, die in ihrer Amtsbezeichnung "Stab" oder "Rat" trugen (U. Bulgrin, 15). Durch die Registrierung konnten sich die Gewahrsamsmächte erstmals einen Überblick

verschaffen, wie viele Soldaten sich in ihren einzelnen Lagern befanden und um welche Personengruppen es sich im einzelnen handelte. Wie heterogen manche Gefangenengruppen sein konnten, zeigt das folgende Beispiel: Bei der Übergabe der Lager um Dietersheim von den Amerikanern an die Franzosen stellte der Lagerkommandant fest, daß von den 103.500 ihm übergebenen Personen 32.640 alte Männer, Frauen, Kinder unter acht Jahren, Jungen im Alter von acht bis vierzehn Jahren, Kranke im Endstadium und Krüppel waren, also Menschen, die wohl weder als Kriegsverbrecher anzusehen, noch für den Einsatz als Zwangsarbeiter geeignet waren (J. Bacque, 105).

Die Siegermächte suchten ganz besonders intensiv nach KZ-Bewachern, SS-Angehörigen und Nazifunktionären. "Auf dem freien Platz vor einem Flughafengebäude mußten wir uns reihenweise aufstellen, den Oberkörper entblößen und die Arme hochhalten. Einige amerikanische Offiziere gingen mit einem Mann in KZ-Kleidung (wir nannten sie 'Zebras') durch die Reihen, und der ehemalige Häftling betrachtete jeden genau, besonders die Innenseiten der Arme. Erst bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß SS-Leute hier die Blutgruppe eintätowiert hatten. Bei einem Soldaten in Heeresuniform hatte er Erfolg. Der arme Kerl mußte vortreten, wurde von den Amerikanern jämmerlich zusammengeschlagen und abgeführt" (R. Pape, 6). Für viele Landser bedeutete diese Werteinschätzung der Waffen-SS eine neue Erfahrung. So schreibt A. Thies (35): "Und noch etwas anderes lernen wir. Die Abscheu der Amerikaner vor der deutschen SS. Wir haben eigentlich mit der SS nie besondere Schwierigkeiten gehabt. Für uns waren sie halt eine Eliteeinheit, besser ausgerüstet als wir, bessere Verpflegung und immer da eingesetzt, wo irgend etwas Besonderes los war. Aufgrund ihrer modernsten Ausrüstung und ihrer immer ausgezeichneten Versorgungslage mit Munition, Waffen und Nachschub konnten sie sich auch einiges leisten. Aber als '08/15-Landsers' hatten wir immer ein distanzierendes Verhältnis zu diesen Leuten. Was uns dennoch imponierte, war der Umstand, daß sie in besonders heiklen Situationen auftauchten und gefährdete Einheiten heraushauten."

Auch wurden die Angehörigen der Nationalitäten ausgesondert, die als Verbündete der Deutschen Wehrmacht gekämpft hatten und nun als Verräter galten: "Es waren anregende Gespräche, da in unserer Baracke Angehörige aller der Völker zusammengeführt wurden, die gemeinsam mit Hitler-Deutschland gegen Rußland in den Krieg geführt wurden: Rumänen, Bulgaren, Jugoslawen, Japaner, Tschechen, Polen, Österreicher, Italiener. Vorübergehend waren sogar - wir wunderten uns - hohe russische Offiziere aus der Wlassow-Armee als Gefangene in unserer Baracke ... Diese Vielfalt der Volksstämme, die gesichtet und geordnet werden sollte, (erforderte) natürlich besondere Maßnahmen. Am Eingang der Baracke waren eigene Räume der Russen eingerichtet, die Kopf-Stuben. In ihnen entfalteten die NKWD-Offiziere ihre Macht! Hier fanden bei Tage und bei Nacht in unun-



Abb. 10: Deutsche Kriegsgefangene in den USA (Rosenzuchterei Jackson and Perkins) mit dem Meister des Betriebes (zweiter von links). Die Hosenbeine der Gefangenen sind mit "PW" bemalt (W. Rohloff).

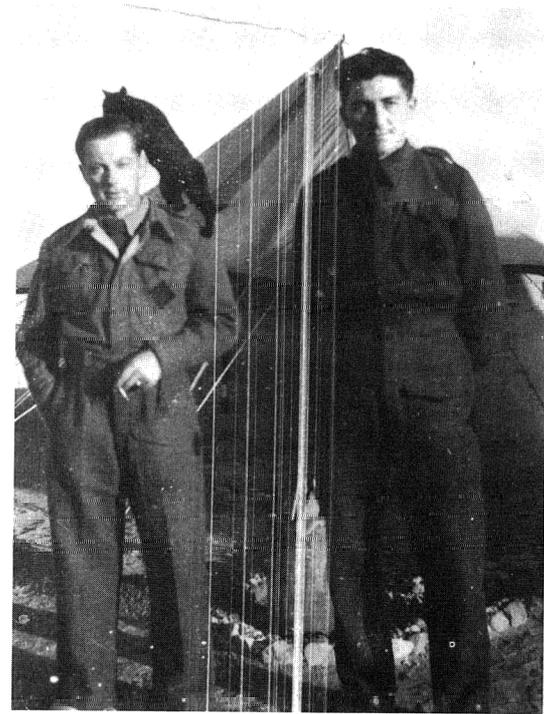


Abb. 11: Deutsche Kriegsgefangene in englischem Gewahrsam in Ägypten, gekennzeichnet durch die "patsches" links auf der Brust (W. Seggewiß).

terbrochener Folge durch den russischen Geheimdienst Verhöre statt. In den meisten Fällen sahen wir diejenigen, die aus unserer Baracke hier einem Verhör unterzogen wurden, nicht mehr wieder" (H. Kruse II,8).

Die Personalienaufnahme konnte auch für einige Jugendliche von größter Bedeutung sein. Durch die Verringerung des Lebensalters um ein oder zwei Jahre bestand die Aussicht, vorzeitig entlassen zu werden oder für einige Zeit in den Genuß von kleineren oder größeren Vergünstigungen zu gelangen. So stand Gefangenen unter 21 Jahren in Frankreich eine zusätzliche Scheibe Brot zu (W. von Kentzinsky, 17 f.).

In den amerikanischen Lagern wurde die mündliche Befragung durch eine schriftliche ergänzt. "Jeder bekam einen Fragebogen, den es auszufüllen galt, Fragen nach Herkunft und Familie, schulischem, beruflichem und militärischem Werdegang, aber besonders Bindungen zur NSDAP waren aufs genaueste zu beantworten. Ein amerikanischer Offizier, wie er uns sagte, geboren in Frankfurt/Main und als Jude aus Deutschland geflohen, gab Anleitung und Ermahnung zur Wahrheit in fließendem Deutsch. Den Fragebogen mußten wir dann zusammen mit unserem Soldbuch zur Überprüfung abgeben. Trotz aller Strafandrohungen wurde hierbei doch gemogelt. Da durchgesickert war, die Entlassung aus der Gefangenschaft werde stufenweise nach den Notwendigkeiten für den Wiederaufbau des Landes vorgenommen, kam es zu kleinen Schwindeleien, da ja jeder so schnell wie möglich nach Hause wollte" (R. Pape, 6).

Angesichts der hohen Sterbeziffern und der allgemeinen Rechtsunsicherheit in der Nachkriegszeit hatte die Registrierung aber noch einen anderen, für die Gefangenen äußerst wichtigen Aspekt, den K. Wagemann (II,2) so formulierte: "Im Lager Hammerstein ... gab es so etwas wie eine Registrierung bzw. Erfassung. Diese Maßnahme führte bei uns zu einer kleinen Beruhigung; war hierdurch doch die Möglichkeit des spurlosen Verschwindens ein wenig geringer geworden."

d. Kennzeichnung

Kriegsgefangene sind von den Siegermächten zu allen Zeiten als Menschen zweiter Klasse behandelt und daher als solche auch äußerlich gekennzeichnet worden. Das Scheren der Kopf- und Körperbehaarung zählte dabei zu einer jener Maßnahmen, denen sich die Gefangenen in französischem, russischem und manchmal auch amerikanischem Gewahrsam in den ersten Tagen ihres Lagerlebens unterwerfen mußten. Dies war eine Prozedur, die später in der UdSSR zu den Alltagshandlungen gehörte, die aber für die Gefangenen beim ersten Mal eine äußerst befremdende Wirkung hatte. "Schon bald erging von der russischen Lagerleitung der Befehl, daß alle Mannschaftsdienstgrade kahl geschoren werden sollten. Unteroffiziere durften einen kurzen Haarschnitt tragen. Die Herren Offiziere bekamen wieder eine Extra-Wurst: Sie durften ihr Haar in der alten Form behalten. Zuerst wurde allerdings dieser Befehl

von uns nicht im geringsten beachtet. Dann wurde es der russischen Lagerleitung doch zu dumm. Sie befahl einfach, daß bis zum Abend des 25. Mai 1945 den Regimentern Meldung gemacht werden muß, daß alle Unteroffiziere und Mannschaften kahl geschoren sind. Nun wurde es doch ernst. 'Dicki' Böhm mußte in unserer Kompanie das Amt des Friseurs übernehmen, keine leichte Arbeit, den 100 Mann der Kompanie innerhalb weniger Stunden die Haare mit der Handschneidemaschine herunterzuschneiden. Obwohl wir bisher alle Tage in einer ziemlich gedrückten Stimmung gelebt hatten, so trug die Glatze heute dazu bei - und auch noch oft in den folgenden Tagen - daß unsere Lachmuskeln kräftig strapaziert wurden. Tränen haben wir gelacht! Aber mit der Zeit haben wir uns auch daran gewöhnt.

Schon am nächsten Tag verlangte die russische Lagerkommandantur, daß sämtliche Körperhaare abrasiert werden mußten. Was das bedeutete, kann nur der ermessen, der dies am eigenen Leibe verspürt hat. Während meiner Gefangenschaft wurden Kopf- und Körperhaare in genau festgesetzten Zeiten geschnitten und rasiert. Es hat seine Vor- und Nachteile gehabt. Im Sommer war die Glatze ja ganz angenehm. Aber auch im Winter habe ich die Kopfhaare kaum vermißt. Unter der großen, dicken Pelzmütze verspürte man die Kälte auch nicht" (J.K., 35-37).

A. Thies (33) schreibt über seine Erlebnisse im amerikanischen Lazarett Toul: In den ersten Tagen "sind wir zunächst einmal in einem Lazarett und erst in zweiter Linie Gefangene. Das scheint auch die Amerikaner stutzig zu machen. Sie wollten nun klare Verhältnisse schaffen. So werden wir nach zwei Tagen alle kahl geschoren, und zwar gleich, ob Offizier oder Mannschaftsdienstgrad. Danach sehen wir einander an, mit ziemlichem Erschrecken: Jetzt unterscheiden wir uns von den amerikanischen Verwundeten."

Eine weitere Kennzeichnungsmaßnahme bestand darin, die Kleidung der Gefangenen mit charakteristischen Merkmalen zu versehen. Ein Soldat in französischer Gefangenschaft berichtet: "Dann erfolgte die Kenntlichmachung auf unseren Uniformen. Mit dicker, schwarzbrauner und schwer löslicher Farbe wurden durch Pappschablonen auf unseren Rücken in großer Schrift die Buchstaben 'PG' aufgetragen. Dieselbe Kennzeichnung erfolgte auf den vorderen Oberschenkelpartien unserer Hosenbeine. Rechts prangte ein großes 'P', während links ein ebenso großes 'G' auf unseren Stand als Kriegsgefangene hinwies. 'PG', 'Prisonnier des Guerre' war von nun an das Markenzeichen, welches uns auf allen Wegen begleitete" (W. Seeliger II,34). Die Amerikaner kennzeichneten ihre Gefangenen mit den Buchstaben "PW" ("prisoner of war") auf dem Rücken der Uniform (D. Scherbening, 34). Die englischen Gefangenen erhielten "patsches" (rechteckige, in der Regel schwarze Stoff-Flecken) auf dem Rücken der Jacke und auf der Hose. Selbst das Oberhemd trug ein schwarzes Karo. Zumeist waren sie in englischen

Uniformen gekleidet (H. John I,4). Auch in Frankreich konnte die Markierung durch Stoffflecken erfolgen: "Die Hose und die Jacke, die der Patron aus dem Lager brachte, waren grün mit roten Dreiecken auf Oberschenkeln und Rücken eingenäht. Jetzt sah ich aus wie ein Papagei. So mußten die Juden sich auch gefühlt haben mit dem Davidstern" (F.B., 78).

e. Ordnung und Organisation

Die Siegermächte bedienten sich zum Teil der alten soldatischen Strukturen, um die notwendige Ordnung herzustellen und die Gefangenen in einen handlungsfähigen Organisationsrahmen einzugliedern. "Wir, die Soldaten, wurden in Züge (je 30 Mann) und Kompanien (je 3 Züge) eingeteilt. Es gab Zugführer und Kompanieführer. Ich kam zu einer Jugendkompanie. Wir waren alle recht jung und mußten oftmals für die Russen marschieren, exerzieren und singen. Dabei waren möglichst die alten Uniformen zu tragen. Besonders schwer fiel uns, daß wir nicht mehr in 3er Reihen marschieren durften, wie wir es bereits von Kindesbeinen an (Jungvolk, Hitler-Jugend) gewohnt waren" (J. Halfpap, 8). Die Fünfermarschordnung und -aufstellung, die auch von den Amerikanern verlangt wurde, war den deutschen Soldaten unbekannt und bereitete zunächst Schwierigkeiten.

Die Gefangenen eines Lagers wurden oft auch in Hundertschaften zusammengefaßt, denen jeweils ein Offizier oder Portepeeträger als verantwortlicher Führer vorstand, der manchmal sogar gewählt werden konnte. Dieser Anführer "übermittelte Befehle der Lagerleitung, sorgte für die Verteilung der Verpflegung und Ordnung beim Essensempfang, bestellte Reinigungskommandos usw." (J. Veit, 8a).

In vielen Lagern der westlichen Gewahrsamsländer konnten die Gefangenen bis zum Kriegsende und teilweise sogar darüber hinaus ihre Rang- und Ehrenzeichen tragen. "Ich war erstaunt, daß nach Kriegsschluß, und dann noch nach einem verlorenen Krieg, diese alten Unterschiede aus der deutschen Wehrmacht für Unteroffiziere und Offiziere noch galten. Aber der Engländer legte noch großen Wert auf diese Rangunterschiede. Sicher auch im eigenen Interesse, denn so glaubte er, war die Disziplin im Camp leichter zu halten. So wurde einige Monate nach Kriegsschluß vom Engländer befohlen, daß alle Unteroffiziere und Offiziere wieder Dienstgradabzeichen zu tragen hatten ... So war es einfacher, Ordnung zu halten, und die Engländer wollten Ordnung und Disziplin im Lager haben. Die Anti-Nazis hatten sich das Lagerleben nach Kriegsende bestimmt ganz anders vorgestellt" (W. Sandkühler, 51).

Auch die Rote Armee - die im allgemeinen bestrebt war, Offiziere und Mannschaften möglichst umgehend zu trennen - erlaubte in den ersten Nachkriegswochen das Tragen deutscher Rangabzeichen, zumal dann, wenn ihr größere Einheiten in die Hände fielen und sie auf die vorhandene Organisation der Deutschen angewiesen war. "Um die Disziplin und Ordnung

unter der Masse in etwa aufrechtzuerhalten, hatte man Offizieren wie Mannschaften wohl auch die Dienstrangabzeichen und seltsamerweise die Auszeichnungen belassen. Denn ich kann mir nicht vorstellen, daß das Letztere aus Achtung vor der Tapferkeit usw. erfolgte. Und das, obwohl alle Orden und Ehrenzeichen das Hakenkreuz trugen" (J. Veit, 8b). So kam es zu der grotesken Situation, daß im Kessel von Mauterndorf, der von britischen Einheiten bewacht wurde, die englischen Soldaten gefangengenommene deutsche Ritterkreuzträger grüßen mußten (W. von Kentzinsky, 6).

Je weiter das Kriegsende zurücklag und je mehr die Gewahrsamsmächte die innere Organisation der Gefangenenlager unter ihre Kontrolle bekamen, um so mehr sorgten sie dafür, daß die Rang- und Ehrenzeichen abgelegt wurden. Verhaßt war bei den Bewachern von Anfang an das Hoheitszeichen (Adler mit Hakenkreuz), es mußte oft als allererste Maßnahme von den Uniformen und den Auszeichnungen entfernt werden. Die Ächtung des Hakenkreuzes war nicht nur für die Nationalsozialisten ein Schock, sondern auch für diejenigen, die in diesem Zeichen ein Symbol für das deutsche Volk und damit für ihre Zugehörigkeit ansahen. Für Nichtsoldaten wirft dies alles keinerlei Probleme auf, jedoch ist zu bedenken, daß gerade die Auszeichnungen und Rangabzeichen entscheidende Symbole für die soldatischen Ziele und Tugenden darstellten. Sie standen für alles, mit dem die Soldaten sich identifiziert und für das sie gekämpft hatten. "Wie ich mein EK I, mein Panzersturmartabzeichen, meine Nahkampfspange, Verwundetenabzeichen usw. verbuddelt habe, standen mir die Tränen vor lauter Enttäuschung in den Augen" (A. Holleck I, 2). Das Ablegen der Auszeichnungen bedeutete für viele das endgültige Begraben aller Hoffnungen und das Eingeständnis der Sinnlosigkeit des Blutvergießens und des Krieges überhaupt.

Sieht man von den "Rheinwiesenlagern" einmal ab, so waren die Sammellager bei den Amerikanern am besten durchorganisiert, die das Cageder Camp-System anwandten, also die Aufteilung eines größeren Areals in viele kleinere gleich große Unterabteilungen, die jeweils durch Stacheldrahtzäune und Lagerstraßen voneinander getrennt und dadurch schnell erreichbar und isolierbar waren. "So kamen wir am Donnerstag, dem 17. Mai 1945, ins Lager Fürstenfeldbruck, das sich auf dem Gelände des Flugplatzes befand. Es war ein vollständig organisiertes und ausgebautes Lager, in etliche Camps eingeteilt, die jeweils bis 4000 Menschen aufnahmen. Eine Gedächtnisskizze mag das verdeutlichen (Abb. 12).

In jedem Camp spielte sich nun ein Eigenleben ab, außer Sichtverbindung bestanden zwischen den einzelnen Camps keine Kommunikationsmöglichkeiten. Soweit man sehen konnte, war die Belegung auch unterschiedlich: ein Camp war belegt mit Frauen (Wehrmachtshelferinnen, Rote-Kreuz-Schwestern u.a.), in einem anderen Camp waren SS-Soldaten. In unserem Camp, von dem ich berichten kann, ein buntes Gemisch von Soldaten aller Waffengattungen und Dienstgrade. Die Offiziere bekamen die schon vorhandenen

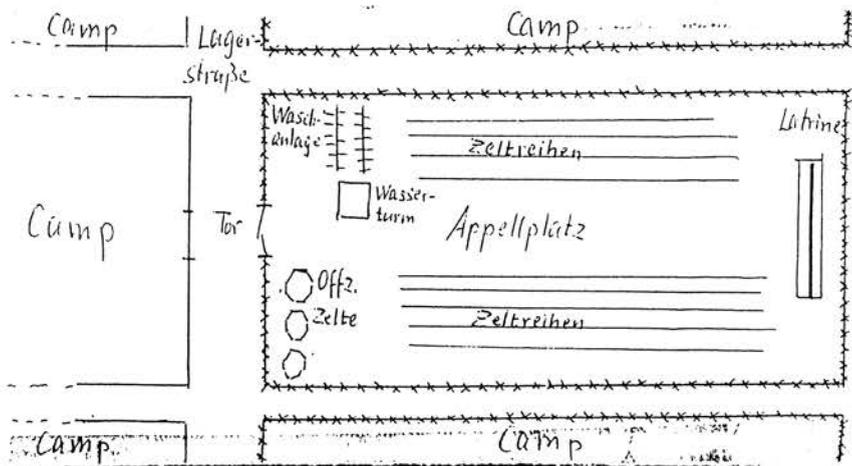


Abb. 12: Skizze eines Teils des US-Lagers Fürstenfeldbruck, das in einzelne Camps oder Compounds aufgeteilt war (R. Pape).

Spitzzelte zugewiesen, die auch eine Strohschüttung erhielten. Gegenüber lag die Wasserstelle, ein auf einem Holzturm befindlicher Wassertank aus gummiertem Segeltuch speiste eine Doppelreihe von Wasserkränen und Duschen. Dann kamen beiderseits des Appellplatzes die Zeltreihen, aus den dreieckigen Wehrmachtszeltplanen als Viererzelte errichtet. Man lag auf steinigem Boden, den man durch nicht benötigte Kleidung (Mäntel usw.) etwas aufpolsterte. Das Wetter war freundlich, so daß von dieser Seite keine Beschwerden kamen. Am Ende des Camps befand sich die Latrine, eine lange Grube mit darüber gelegtem Donnerbalken.

Ein älterer Major vom Heer wurde Lagerältester, die Lagerbesatzung in Hundertschaften eingeteilt. Beim Antreten wurde uns mitgeteilt, daß die Amerikaner großen Wert auf Einhaltung von Ordnung und Disziplin legten, wir könnten unser Schicksal durch Innehaltung dieser Anordnungen nur verbessern, da dieses Lager auch als Entlassungslager bestimmt sei. Der Tagesablauf vollzog sich nun nach bestimmtem Rhythmus. Morgens Antreten, die Hundertschaftsführer melden dem Lagerältesten, dieser dem amerikanischen Offizier vom Dienst. Dann Krankmeldungen, die Kranken werden aus dem Lager in ein Gebäude des Flughafens zur Untersuchung geführt" (R. Pape, 4f.).

f. Mißhandlungen

Über Mißhandlungen wird in sowjetrussischen Sammel- und Durchgangslagern kaum berichtet, dagegen fielen die amerikanischen und britischen Bewacher durch Schikanierung und drastische Strafen auf. Vor allem das Wachpersonal aus diesen Ländern griff offensichtlich sehr schnell zur Waffe.

Gefürchtet waren allgemein kanadische Soldaten und vor allem Polen in britischen Uniformen.

"In der Nacht des Waffenstillstandes und besonders nach Kinobesuchen englischer Soldaten, wenn ihnen die Greuel der deutschen KZs gezeigt worden waren, war es ratsam, dem Wachpersonal, besonders Betrunkenen, aus dem Wege zu gehen und vor allem nicht in die Nähe des Stacheldrahtes zu kommen, weil man damit rechnen mußte, daß ohne Warnruf geschossen wurde. Ich habe es selbst erlebt, daß ein Mitgefangener, der abends nach der Verlegung in ein neues Lager irrtümlich in die Nähe des Stacheldrahtes gekommen war, ohne Warnruf von einem nahegelegenen Wachturm durch Kopfschuß getötet worden ist" (W. Becker, 8f.).

Aber auch Vorgesetzte in der englischen Armee verhielten sich keineswegs immer so militärisch exakt und ritterlich, wie es den Briten gern nachgesagt wird. "Ausgesprochen schikanös hat uns ein älterer englischer Sergeant, den wir 'Lederstrumpf' nannten, behandelt. Er hatte grundsätzlich verboten, die Hände in die Hosentaschen zu stecken; er war oft im Lager unterwegs und prügelte mit einem Stock auf Gefangene ein, die aus Unachtsamkeit dieses unsinnige Verbot nicht beachtet hatten. Manche Kriegsgefangene haben sich, um nicht geprügelt zu werden, die Hosentaschen zugenäht" (W. Becker, 9). Und in einem anderen Fall heißt es: "Als ich wieder im Lager war, passierte mir das Mißgeschick, daß der englische Lageroffizier mir drei Tage Verpflegungsentzug verordnete, weil ich meine Tarnjacke auf einen Platz gelegt hatte, wo sie seiner Ansicht nach nicht hingehörte. In diesem Lager gab es eine Zeltordnung, die darin bestand, daß wir die zwei Decken, die wir dort erhielten, gefaltet auf unseren Platz im Zelt zu legen hatten. Darauf kam dann der Eßnapf. Nun war es damals sehr warm, und ich hatte meine Jacke auf die Decken gelegt gehabt, als die Inspektion in unserem Zelt stattfand" (K. Seiffert, 3).

Selbst in einigen britischen Lagern wurde die Meinungsfreiheit der Gefangenen nicht geachtet. So schreibt H. Wrobel (6.f.): "Ein großes Denkmal am Eingang: ein Soldat zertritt das Hakenkreuz. Ich konnte meinen Mund nicht halten und sagte: 'Den Deutschen, der das gebaut hat, sollte man erschießen'. Ich wurde kurze Zeit später in das Büro eines jüdischen englischen Majors gerufen, wo ich wiederum mit angelegten Händen in den Bauch getreten wurde und mit einer Peitsche geschlagen wurde bis zur Besinnungslosigkeit."

Als Schikane galten auch die Zählappelle, bei denen die Gefangenen mehrere Stunden lang auf dem Appellplatz herumstehen mußten (z.B. W. Becker, 2).

Viele Berichterstatter vermerken erstaunt die drakonischen Strafen der Briten und Amerikaner: Ein Gefangener, der einen Diebstahl begangen hatte, wurde durch Spießbrutenlaufen bestraft. "Der Betroffene mußte dann ... stundenlang beim Wachtposten am Lager-Ein- und Ausgang quasi als

Ausstellungsstück ausharren. Das Spießrutenlaufen hatte fast immer zu erheblichen Verletzungen beim Gequälten geführt, da die engl(ischen) Bewacher das harte Einschlagen der anderen Gefangenen gerne zur Kenntnis nahmen" (S. Katter, 10). Und über einen ähnlichen Fall in amerikanischer Gefangenschaft wird berichtet: "Pech aber hatte allerdings derjenige, welcher bei einer 'Eigenorganisation' ertappt wurde. Mir persönlich ist dies mit einer Packung von Keksen passiert. Unter Aufsicht eines zusätzlich beordneten farbigen Soldaten wurde mir Befehl erteilt, bis zum Ende der Arbeitszeit nur Kekse zu essen. Durch vorherige Informationen von erfahrenen Kameraden gewarnt, versuchte ich aus meiner Lage das Beste zu machen. Ich aß betont langsam, um mich später nicht wegen Überfüllung des Magens übergeben zu müssen. Schlechter allerdings erging es einigen Kameraden, welche Tabak oder Zigaretten organisiert hatten. Sie sahen sich ebenfalls in der Situation, die von ihnen requirierten Genußmittel zu kauen. Diese Maßnahmen jedoch waren meines Wissens eine ganz normale Bestrafung für diesen Mundraub" (W. Seeliger II,17f.).

Wie schnell Bestrafung in sinnlose Quälerei übergehen konnte, zeigt folgender Bericht eines Gefangenen, der beim Stehlen einer Dose Büchsenmilch von amerikanischen Soldaten ertappt wurde: "Nachdem ich ein Dutzend oder mehr dieser Dosen habe leeren müssen, spüre ich, daß es nicht mehr geht. Sie schreien auf mich ein, ich solle noch mehr Dosen leertrinken, aber ich kann einfach nicht mehr. Es kommt mir oben heraus. Sie toben und schreien um mich herum. Dann nimmt einer eine gallonengroße Dose mit gehackten Früchten und hält sie mir vors Gesicht. Ein anderer versetzt mir einen Faustschlag in den Magen, so daß ich mich übergeben muß. Im hohen Bogen fließt die milchige Flüssigkeit in diese Gallonendose mit Früchten. Nachdem ich mich richtig ausgekotzt habe, setzen sie mir diese Dose an die Lippen, ich muß das Ausgekotzte zusammen mit den Früchten wieder herunterschlucken. Mir wird schwarz vor Augen ... Ich stehe mühsam auf und nun hält mich ein Langer, der Längste von ihnen, hinten am Schwalwittchen fest, damit ich nicht mehr umfallen kann. Dann haben sie die Dose wieder da und versuchen weiter die Prozedur, um mich mit ausgekotzter Milch und mit Früchten vollzupumpen. Aber endlich merken auch sie, daß da nicht mehr viel zu machen ist" (A. Thies, 47f.).

g. Ungewißheit und Langeweile

Wissen ist Macht. Diese Regel gilt besonders in der außergewöhnlichen Situation des Gefangenenlebens. In allen Lagern wurden daher die Gefangenen über ihr weiteres Schicksal im unklaren gehalten. Die Entlassung von Alten, Kranken, Jugendlichen usw., sowie der Abtransport größerer Einheiten nährten die Hoffnung, daß alle Gefangenen bald nach Hause zurückkehren würden. Im Osten wurden die Gefangenen damit getröstet, daß die Auflösung derart großer Truppenteile, wie sie nach Kriegsende in die Hände

der Siegermächte gefallen waren, keine Angelegenheit weniger Tage sei und sich die Soldaten deshalb in Geduld zu fassen hätten. Doch es verstärkten sich die Gerüchte, daß die Gefangenen für die von den Deutschen begangenen Zerstörungen Wiedergutmachung leisten müßten. Damit wurde die Ungewißheit über den Entlassungszeitpunkt noch weiter vergrößert.

Die ungeklärte Zukunft der Kriegsgefangenen war auch das Thema eines Sketches, der im Lager Böhmisch-Rudoletz aufgeführt wurde: "Drei Männer sitzen weinend auf einer Bank und können sich überhaupt nicht beruhigen. Der Herrgott sieht das eine Weile vom Himmel aus an und steigt dann, von Mitleid gerührt, auf die Erde hinunter, um diese drei zu trösten und zu beruhigen. Als er den ersten fragt, gab dieser ihm zur Antwort: 'Meine Frau, mit der ich glücklich und zufrieden lebte, ist gestorben. Ihr Tod hat mir alle Lebensfreude genommen'. 'Ach', antwortete da der Herrgott, 'das ist weiter nicht schlimm. Gehe einmal spazieren, ich werde dich begleiten und du wirst sehen, alles wird wieder gut'. Unter großem Schluchzen antwortete der zweite: 'Unser einziges Kind, das uns alle Tage so viel Freude bereitet hat, ist plötzlich gestorben. Meine Frau und ich sind untröstlich'. 'Ach', antwortete darauf der Herrgott, 'das ist auch nicht so schlimm. Gehe nur zu Deiner Frau, und alles wird wieder gut'. Zum dritten sagte dann schließlich der Herrgott: 'Ja, mein Sohn, nun sag einmal, was Dich bedrückt. Du weinst ja noch viel schlimmer als diese beiden zusammen'. Unter Tränen antwortete dieser: 'Ich war Gefreiter bei der ehemaligen deutschen Wehrmacht und bin jetzt in russischer Gefangenschaft und weiß nicht, wann ich entlassen werde'. Da setzte sich der Herrgott dazu und entgegnete mit tränenfeuchten Augen: 'Ja, mein Sohn, das kann ich Dir auch nicht sagen'. Und er weinte mit ihm" (J.K., 37f.).

Zu der Ungewißheit des eigenen Schicksals kam die Sorge um die Familie, die durch die verschiedensten Informationen und Gerüchte über das Nachkriegsdeutschland verstärkt wurde: "Hier, in Rheinberg, erhielten wir die ersten Informationen darüber, was so in der Welt vor sich ging. Wir bekamen eine Zeitung für Kriegsgefangene, die sich 'Wochenpost' nannte. Durch sie erfuhr ich, daß meine Heimat Oberschlesien mit allen Gebieten östlich der Oder und Neisse unter die Verwaltung der Polen kam. Damit war mir klar, daß ich meine Heimat verloren hatte. In der gleichen Zeitung teilte man uns mit, daß Montgomery und Eisenhower vereinbart hätten, die Angehörigen der Waffen-SS 20 Jahre hinter Stacheldraht zu halten. Nun war ich aber durch das bisherige Gefangenschaftserlebnis so abgestumpft, daß diese Nachrichten mich nicht mehr umwerfen konnten. Zudem war mir als Grenzland-Deutschem klar, daß nach einem verlorenen Krieg, Polen Anspruch auf deutsche Gebiete erheben würde. Und was die Länge der Gefangenschaft anging, so stellte ich mich auf fünf Jahre ein. Was viel schlimmer war, war die Ungewißheit über (das) Schicksal meiner Angehörigen. Zwar suchte man das

Gespräch mit Landsleuten, die man in der großen Menge der Gefangenen fand. Das brachte aber auch keine Erkenntnisse" (K. Seiffert, 2).

Kamen neue Gruppen ins Lager, bestand die Möglichkeit Nachrichten zu erhalten. "Ich versuche immer wieder, von Leuten, die in den letzten Kriegstagen in Coesfeld gewesen sind, zu hören, wie es um Coesfeld steht. Aber ich kann lediglich erfahren, daß die Stadt stark bombardiert wurde, jedoch niemand kennt sich so aus, daß man da etwa eine genaue Schilderung bekommen könnte, was noch stehengeblieben ist. Ich hoffe nur, daß meine Mutter und meine Geschwister sich noch rechtzeitig absetzen konnten" (A. Thies, 45).

Immer wieder wird berichtet, daß es in den ersten Tagen der Gefangenschaft den Soldaten zunächst wichtig war, den Kontakt zum "Haufen", also zu jenen Soldaten zu halten, die man von der militärischen Einheit, der man angehörte, her kannte. Doch bald wurde dieses Zusammengehörigkeitsbewußtsein durch landsmannschaftliche Kontakte durchbrochen. Diese Verbindung bekam nicht nur wegen des Heimatgefühls einen wachsenden Stellenwert, sondern sie hatte letztlich den ganz konkreten Hintergrund, eventuell der Familie ein Lebenszeichen geben zu können: "Es bestand keine Möglichkeit der Kontaktaufnahme mit der Heimat, so konnte ich der Familie auch nicht mitteilen, daß ich noch lebe. Mir kam jedoch die Idee, daß ich nicht der einzige aus dem Warburger und Paderborner Land im Lager sein könnte. Nach einigem Suchen fand ich ein Stück weiße Pappe und schrieb meinen Namen, den Heimatort und das Stockwerk, in dem ich untergebracht war, darauf, und hing das Schild an die Tür des Gebäudes, welches günstigerweise in der Nähe der zentralen und daher oft 'besuchten' Lagerturmuhre gebaut worden war. Es dauerte keine zwei Stunden, da kam schon der erste 'Landsmann' die Treppe heraufgestiegen. 'Ist hier ein Heinrich Schäfer?' fragte er zur Begrüßung. 'Ja, der bin ich', war meine Antwort. 'Ich bin August Dewenter aus Großeneder' (Nachbarort von Engar), so stellte er sich vor. August besuchte mich in den nächsten Tagen oft; im Lauf der Zeit gesellten sich uns immer mehr Männer aus dem Paderborner Land zu, so daß wir bald fast zehn waren. Wir tauschten unsere Heimatadressen aus und vereinbarten für jeden Tag ein neues Treffen, was für uns alle sehr wichtig war" (H. Schäfer, 10f.).

Quälend war auch die Langeweile in den Sammellagern: "Schon die ersten drei Monate meiner Gefangenschaft waren schlimm. Den ganzen Tag saßen wir in kalten Baracken, und konnten nichts weiter tun, als warten, was mit uns geschehen wird. Gerne hätten wir gearbeitet, um uns wenigstens ein bißchen abzulenken. Im Lager selbst durften wir uns relativ frei bewegen. Es war grauenvoll, den ganzen Tag nur herumzusitzen, nichts zu tun zu haben und nur seinen Gedanken um die Zukunft nachhängen zu können" (H. Altfrohne, 2f.).

Durch dieses aufreibende Warten waren die Nerven vieler Gefangener aufs äußerste gespannt, und es kam daher oft wegen der geringsten Kleinigkeiten zu Auseinandersetzungen (J.K., 51). Soweit der Freiheitspielraum der ehemaligen Soldaten nicht zu sehr eingeengt war, sorgte die deutsche Führung für Beschäftigung und Zerstreuung. So wurden z.B. in einem Lager in der Tschechoslowakei Küchen für jede Kompanie gebaut. Andere erinnern sich an tagelanges Skatspielen: 326 Spiele im Durchschnitt pro Tag errechnete E. Schmitte (II,15).

Nur vereinzelt bestand die Möglichkeit, ein Arbeitskommando zu erhalten. Es waren meist Zufälle, daß einzelne Personen oder gar ganze Einheiten zur Feldarbeit, bei Transportarbeiten oder bei der Arbeit in Magazinen usw. eingesetzt wurden. Die Einstellung der Gefangenen zu derartigen Arbeitsangeboten war durchaus zwiespältig: "Eines Tages hieß es in unserem Camp, daß die Amerikaner aus unserer Mitte Freiwillige zum Arbeitseinsatz suchten. Das war etwa Anfang Oktober 1944. Der Lager-Chef, ein früherer Hauptfeldwebel der Luftwaffe, gab diese Neuigkeit bekannt. Sofort setzte deshalb die alles beherrschende Diskussion im Lager ein. Viele hatten sich den Standpunkt zu eigen gemacht, daß man freiwillig bei noch so verlockenden Angeboten und bei Aussicht auf bessere Verhältnisse grundsätzlich nicht darauf eingehen dürfte. Man müsse sich einfach vom Schicksal treiben lassen! In dieser Einstellung mag sicherlich etwas Richtiges sein, für mich war es jedenfalls nicht überzeugend, nach so strengen Prinzipien zu entscheiden; denn ich glaubte mit ca. 500 anderen Kameraden, daß eine Veränderung kaum schlechtere Bedingungen brachte. Schon das Wort 'Arbeitseinsatz' bot eine Vielzahl von Möglichkeiten, aus dem sinnlosen, stupiden und notvollen Lagerdasein von Le Mans zu entfliehen. Hier tat sich was Neues auf, das zwar Wagnis, aber auch Hoffnung bedeutete" (K. Drescher I,8).

Neben der individuellen Ebene der Entscheidung bestand hier noch die grundsätzliche Frage, ob man die Genfer Konvention unterlaufen dürfe. A. Schotte (2), der im Mai 1945 ins Auffanglager Chrudim gelangte, berichtet: "Am folgenden Tage wurde ein Arbeitskommando von 20 Mann gebraucht. Die ganze Masse meuterte und murrte: Wir unterständen der Genfer Konvention, der zufolge wir zur Arbeit nicht verpflichtet werden könnten. Ich habe darauf nicht gehört und dachte nur: der Russe wird es euch wohl zeigen, was er von der Genfer Konvention hält, und meldete mich mit 19 anderen. Es hieß nämlich, es müsse eine ehemalige deutsche Wehrmachtsunterkunft ausgeräumt werden, weil der Russe dort einziehen wolle. 'Wo etwas ausgeräumt werden muß, muß auch etwas drinnen sein', dachte ich und hoffte, hier gut abstauben zu können. Meine Hoffnung wurde nicht enttäuscht."

Es muß allerdings auch gesehen werden, daß die freiwillige Meldung zur Arbeit für viele Soldaten den Bruch mit einem bis zu diesen Tagen gültigen,



Abb. 13: Essensempfang im 7. US-Army Camp 3, Kornwestheim 1945 (Zeichnung W. von Kentzinsky).

ungeschriebenen Gesetz" markierte, nämlich sich nie freiwillig für irgend-etwas zu melden (K. Wagemann II,2). Den Berichten zufolge fanden sich aber viele Gefangene - vor allem die aktivsten unter ihnen -, die die Arbeitsmöglichkeiten im wahrsten Sinne des Wortes "nutzten".

Arbeiten außerhalb des Lagers bedeuteten nicht nur für den Einzelnen, sondern oft genug für eine kleine Gruppe Abwechslung und Gesprächsstoff. "Ein ganz großer Organisator war unser kleiner 'Harry' P... Er war einmal mit einem Kommando nach Böhmisches-Rudoletz abkommandiert. Wir freuten uns ganz besonders, wenn einer unserer Zeltgemeinschaft das Glück hatte, mit einem Kommando in die Stadt geschickt zu werden. Bestand doch hier die Möglichkeit, etwas Eßbares zu organisieren und neue Nachrichten mitzubringen. Und tatsächlich, als unser 'Harry' des Abends wiederkam, hatte er die Hosenbeine voll Wurst! Die Hosen hatte er unten zugebunden und die Würste in den Hosenbeinen ganz kunstvoll festgebunden ... Wie er erzählte, mußte er die Wursthalle im Verpflegungslager der Russen sauber machen. Sein Kompagnon wurde beim 'Angeln' geschnappt, mußte die Wurst wieder abgeben und wurde zur 'Belohnung' noch ganz anständig durchgeprügelt" (J.K., 41f.).

Das Gefühl der Langeweile konnte für einige Gefangene auch zum Motor werden, sich an verschiedenen Bildungs- und Kulturveranstaltungen zusammenzufinden: "So bin ich im Lager etwas mit der französischen Sprache vertraut gemacht worden, in der Schule hatte ich nur Englisch und Latein. Ehemalige Lehrer unterrichteten uns" (J. Halfpap, 8). Orchester, Theatergruppen, Gesangsvereine bildeten sich. So schreibt G. Trettin (18): "Ich schloß mich im Lager einem Gesangsverein an. Wir sangen zum Beispiel den Pilgerchor aus 'Tannhäuser' und Lieder wie 'Sturmbeschwörung', 'Sonntags ist's' usw.." Und ein Diplomingenieur erinnert sich: "Um mich abzulenken und zu betätigen, lege ich im Hof eine Sonnenuhr von 8 m Durchmesser an, ohne andere Hilfsmittel als den Stabschatten zur Nord/Süd-Bestimmung, den Grad der Stabneigung = geogr(aphische) Breite und im Kopf Tabellenzahlen zur Errechnung der Abstände des Zifferblattes. Die Russen schütteln ob der Genauigkeit der Anzeige die Köpfe. Auch Taschen-sonnenuhren aus Sperrholz und Blech baue ich, die bald Nachahmer finden" (A.T., 4). In einigen Fällen vollzog sich eine Wendung von der reinen Freizeitbeschäftigung zu einer Warenproduktion, die dem Gefangenen die Möglichkeit eröffnete, durch Ausnutzung seiner speziellen Fähigkeiten seine persönliche Situation zu verbessern: "Beim Suchen der Brennesseln in den Bergen machte ich mir einen Wanderstab, den ich schälte und im Lagerfeuer schwärzte. Nun begann ich mit einem Uhrmachermesser 'Edelweiß', 'Tamsweg', '1945' usw. in Gravur zu schnitzen. Nach dem Polieren des Stabes sah er aus wie schwarzes Ebenholz, so daß die Schnitzereien nun strahlend weiß hervorleuchteten. Es dauerte nicht lange, daß ich von Soldaten wegen des Stabes angesprochen wurde und bekam nun Aufträge, für sie

Stäbe herzustellen mit deren eigenen Motiven. Der Preis war ein engl(ischer) Vollkornkeks" (W. von Kentzinsky, 4).

h. Entscheidung über das weitere Schicksal

Wie bereits an anderer Stelle erwähnt, fiel in den Sammel- und Zwischenlagern die Entscheidung darüber, ob ein Gefangener entlassen oder einem Zwangsarbeitslager zugewiesen wurde. Die Selektionskriterien blieben den Gefangenen zumeist verborgen. Immerhin erlebten sie mit, daß Amputierte, Kranke, Unterernährte und Jugendliche entlassen wurden. In den Vorteil, freigelassen zu werden, gelangten zudem alle Personen, die von den Alliierten in ihren Herrschaftsgebieten von Nutzen sein und in Schlüsselwirtschaften eingesetzt werden konnten, wie z.B. Bergarbeiter und Landwirte. Dagegen hielten zunächst einmal alle Gewahrsamsmächte Offiziere, SS-Angehörige und solche Personen fest, die ihre nationale Gesinnung offen bekundeten und daher als Nazis angesehen wurden. M. Grän (6) machte allerdings eine gegenteilige Erfahrung: "Damals wurden 'Nazis' sofort in die Heimat entlassen, weil die Alliierten annahmen, daß sie dort der Rache der Antifaschisten, die am Ruder waren, besser ausgeliefert waren, als sie es hätten tun können."

Viele der Gefangenen, die damals in die Heimat zurückkamen, waren gesundheitlich sehr angegriffen, auch diejenigen, die von westlichen Gewahrsamsmächten festgehalten worden waren. So schreibt F. Watermann (3), der in Munsterlager bei den Engländern die Gefangenschaft verbrachte: "Nach acht Wochen wurden aus unserem Lager die Bergleute zuerst entlassen. Darauf wurden die Landarbeiter und Bauern entlassen. Da in meinem Soldbuch Schüler stand, meldete ich mich als 'landwirtschaftlicher Schüler'. So wurde ich als Landarbeiter entlassen, nachdem ich eine kleine Prüfung in der Entlassungsstation bestanden hatte. Die letzte Zeit im Lager war grausam. Neben Hunger quälte uns die Krätze, eine Hautkrankheit. Seife war Luxus, Wasser gab es kaum, Wäsche zum Wechseln gab es auch nicht. Kranke krepiereten, sterben ist etwas anderes. Ich wog noch 89 Pfund bei meiner Heimkehr. Die Haare waren schneeweiß geworden."

In manchen westlichen Lagern versuchte die Lagerleitung den Eindruck zu vermitteln, alle Gefangenen würden möglichst bald in die Freiheit überführt. Doch dies erwies sich als eine bewußte Täuschung, um Unruhe oder gar Panik unter den Gefangenen zu vermeiden. Die Entlassungstransporte führten dann direkt in die Arbeitslager, manchmal sogar in die Hände einer anderen Gewahrsamsmacht. Besonders große Enttäuschung entstand in all den Fällen, in denen die US-Gefangenen sich plötzlich in französischem Gewahrsam wiederfanden. Die hier gemachten Erfahrungen sollten sich bitter in lebenslangen Ressentiments gegenüber den Siegermächten niederschlagen.

Welche Hoffnungen damals zunichte gemacht wurden, schildert sehr eindringlich der folgende Bericht: "Inzwischen hatte sich die Parole über

unsere Entlassung ... verstärkt. Und tatsächlich schienen Vorbereitungen getroffen zu werden. Einige Male war außer der Reihe Appell, dann wurden Sortierungskarten ausgefüllt, nach Besatzungszonen eingeteilt, unsere Kompanie aufgefüllt durch junge Menschen, die gerade erst 18 Jahre geworden waren. Dann sollte es eines Tages Wirklichkeit werden. 'Morgen rücken wir ab', lief die Parole des Tages durch das Lager. Da wurde gepackt und gekramt, ausgewählt und weggeworfen, geschneidert und zerrissen, es war eine Wonne! ... Mein Herz jubilierte in den höchsten Tönen, ich hätte die ganze Welt umarmen mögen! Ich dankte dem Herrgott auf das Innigste, daß er mir meinen Wunsch so schnell erfüllt hatte. Vor Freude wußte ich nicht, was ich anstellen sollte. Hätte mich einer um mein Essen gefragt, ich hätte es ihm geschenkt ... 'Jugendkompanien antreten mit Gepäck'. Ei, was hüpfte mein Herz! Trotzdem brachte ich es nicht fertig zu laufen, denn das hielt ich für unter meiner Würde. Wir wurden dann alphabetisch aufgestellt. Bevor es endlich losging, hielt der Lagerführer noch eine kurze Ansprache ... Darauf fiel die Kapelle ein: 'In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen' ... Dann ging die Fahrt los. Erst achteten wir gar nicht auf die Richtung, doch als am Abend die Sonne sank, wurde uns klar, wir fahren westwärts. Es gab eine erregte Debatte, die folgendermaßen endete: Das Eisenbahnnetz in Zentralfrankreich wird zerstört sein, wir werden über Belgien, Niederrhein nach Deutschland brausen." Doch dieser Zug landete in Sainte-Mère Église (E. Schmitte II,10ff.).

Auch die Sowjets führten in den ersten Monaten nach Kriegsende Entlassungen durch. So war z.B. in Frankfurt/Oder ein Entlassungslager eingerichtet. "Nach einigen Wochen wurden wir verladen (in Güterwagen) und nach Frankfurt/Oder transportiert. Dort kamen wir in ein großes Kasernengelände. Es waren dort zigtausend ehemalige deutsche Soldaten zusammengezogen. Jeden Tag wurden einige Tausend davon entlassen. Wir konnten uns schon ausrechnen, wann wir dabei waren ... Aber, als die Atombomben gefallen waren (Hiroshima, Nagasaki), stoppten die Sowjets alle Entlassungen, und Tage später (genau an meinem Geburtstag, dem 7. September (1945), als ich 21 Jahre alt wurde) wurden wir verladen und Richtung Osten transportiert und landeten in Brest-Litowsk" (J. Stach, 6).

In den Zwischenlagern im Osten erlebten die deutschen Soldaten zum ersten Mal in ihrem Leben die "Kommissionierung", d.h. eine ärztliche Untersuchung, die das Ziel hatte, die Gefangenen in verschiedene Gruppen der Arbeitsfähigkeit einzuteilen: "Eine russische Ärztin ist eingetroffen. Ein einfacher Tisch wird aufgestellt, ein Stuhl davor. Die Ärztin, ein junges fesches Weib, setzt sich auf den Tisch, stellt ein Bein auf den Stuhl und schlägt das andere darüber, sie trägt einen kurzen Uniformrock, hat die Fingernägel rot lackiert und hält die Zigarette locker im Mundwinkel. Es ist eine filmreife Szene, wie sie dann die über 10.000 deutschen Gefangenen nackt an sich vorbeidefilieren läßt, nach Listen in Hundertschaften erfaßt,

und bei jedem ein kurzes Gutachten erteilt. Dies Gutachten ist eine Zahl, und jeder einzelne bekommt diese Zahl in römischen Ziffern von einem Dolmetscher gleich mit Kopierstift auf die Brust gemalt: I, II, III oder IV.

Das ist die Einstufung nach Arbeitstauglichkeit, wie uns dann später klar werden soll. Als wir Offiziere an die Reihe kommen, erklärt sie dem Dolmetscher, wir seien alle II, denn Offiziere brauchten ohnehin nicht zu arbeiten ... Vielleicht glaubt sie das sogar. Ein paar ganz Alte und Verwundete ... nimmt sie doch heraus" (G. Meurer, 17).

Die Arbeitsfähigen - und bei dieser Einstufung verfuhr man oft sehr großzügig - kamen in die Arbeitslager der Gewahrsamsländer. Damit hatten die Sammellager ihre Aufgabe erfüllt: Aus dem Provisorium "Gefangenschaft" wurde nun eine dauerhafte Institution auf unbestimmte Zeit.

4. Transport von den Sammel- zu den Arbeitslagern

In den Ausstellungen "Der Zug der Zeit - Züge der Zeit" in Nürnberg (1985) und "Männersache" in Hamburg (1987) wird ein trauriges Kapitel der Eisenbahngeschichte angesprochen: der Transport von Juden, Zwangsarbeitern, Internierten, Verschleppten und Kriegsgefangenen in Europa. Als Symbol für die menschenverachtende Behandlung der Millionen von Menschen ist der Güterwagen anzusehen, dessen Lüftungsluken und Türöffnungen mit Stacheldraht verschlossen waren und in dem die Deportierten wochenlang wie Vieh auf engstem Raum zusammengepfercht waren.

Der Transport von Menschen in einem Wagen, der zur Beförderung von Massengütern und Tieren konstruiert ist, bedeutet an sich schon eine Degradierung, war aber die rentabelste und schnellste Möglichkeit in der damaligen Zeit, Tausende und Abertausende von Menschen über weite Entfernungen zu verschicken. Und für die Soldaten der beiden letzten Weltkriege war die Beförderung in solchen Wagen keineswegs ungewöhnlich. Doch die Art und Weise, wie sie durch die Gewahrsamsmächte erfolgte, machte die lange Eisenbahnfahrt zur lebensgefährlichen Tortur (vgl. K.W. Böhme 1966, 113f.). Diesem Los war generell jeder Kriegsgefangene ausgeliefert, der in die Arbeitslager der Sowjetunion gebracht wurde.

a. Die Fahrt nach Osten

An dieser Stelle möchte ich zwei Schilderungen über den Eisenbahntransport aus den deutschen Ostgebieten nach Rußland wiedergeben, in denen der Zwangscharakter der Fahrt und die Hoffnungslosigkeit sehr deutlich zum Ausdruck kommen. "Wir wurden einwaggoniert. Der Güterzug war mit hölzernen Wachständen versehen. Telefonleitungen waren auf Zuglänge gespannt. Die Posten mit 'Balalaikas', den Schnellfeuergewehren, bewaffnet.

In jedem Waggon 40 Mann auf Strohschütten, in der Mitte ein Kanonenofen, etwas Holz und Kohle. Jeden Tag einmal Suppen- und Brotempfang, manchmal auch Trinkwasser. Draußen bittere Kälte. Schon in Polen ging der Brennstoff aus. Als wir neben einem Kohlenzug hielten, mußten aus jedem Wagen ein paar Leute raus und Kohlenklau machen. Das Essen wurde in tragbaren großen Eimern vom Küchenwagen geholt. Als ich einmal dran war, konnte ich mich kaum auf den Beinen halten, so steif war man schon. Die Fahrt schien endlos ... Die Bahnfahrt geht schleppend weiter. Bei Halt hört man Getrappel auf den Wagendächern, die Posten suchen überall nach Löchern zu Ausbruchversuchen. Ist der Halt länger, wird nachgezählt ... Gegen Ende der Fahrt, die einen vollen Monat dauert, wird es schlimm. Der Brennstoff geht aus, das Feuer erlischt. Die Wagenwände bedecken sich mit Eiskrusten. Mir ist ein scheußlicher Bart gewachsen, rötlich-grau gesprenkelt ... Alle sind wir moralisch und physisch angeschlagen" (A.T., 5f.).

"Es war am 1. Oktober 1944, als ein Transport von schätzungsweise 1.500 Mann zusammengestellt wurde. Wir wurden in geschlossenen Güterwagen untergebracht. Ich schätze ca. 50 Mann pro Waggon. Stroh war in den Wagen ausgebreitet, recht dürrig, die Fensteröffnungen waren mit Stacheldraht versehen und in einen Türspalt hatte man eine Blechrinne installiert für die Notdurft. Die Stimmung unter den Kameraden war bedrückend, und die Mehrzahl war körperlich geschwächt, manche schon von Krankheit gezeichnet. Anzeichen von Darminfektion wurden immer erkennbarer. In unregelmäßigen Zeitabständen, wenn der Zug einmal für längere Zeit hielt, wurden wir gepflegt. Trockenbrot und Fischgerichte, die mit Trockenfisch angerichtet waren, zählten zur Standardverpflegung. Kein Wunder, daß der Durst immer unerträglicher wurde, er konnte nur ungenügend gestillt werden ... Es ist heute schwer, die Stimmung in den Waggons zu beschreiben, es war eine Fahrt des großen Elends, der Hoffnungslosigkeit, und des unsagbar großen Leidens. Das wurde besonders deutlich, wenn der Zug anhielt und die ohne Wehklagen verstorbenen Kameraden, in Zeltbahnen eingehüllt, am Rande des Bahndammes oberflächlich verscharrt wurden. Der Tod mancher Kameraden kam lautlos, ohne Kampf. Auch aus unserem Waggon mußten wir während der Fahrt drei Kameraden heraustragen. Ich möchte mich heute auf eine genaue Anzahl der während des Transportes Verstorbenen nicht festlegen, mehr als 50 sind es mit Bestimmtheit gewesen. Die damaligen Stimmungen in solchen Situationen wiederzugeben fällt schwer, ich glaube aber, daß das Mitgefühl weniger ausgeprägt war, als der Gedanke an das eigene Überleben" (H. Schwanke, 7f.).

b. Räumliche Enge

Als Standardbelegung der Güterwagen werden in 15t-Wagen 40 bis 50 Mann, in 60t-Wagen 75 bis 100 Mann genannt. Vereinzelt ist auch von Waggons mit mittlerem Fassungsvermögen von 50 bis 60 Mann die Rede. Manchmal

waren die Viehwagen mit einem Zwischenboden auf halber Höhe ausgestattet, so daß die Gefangenen auf zwei Ebenen übereinander sitzen und liegen konnten. "Ob man das Ding allgemein als Viehwaggon bezeichnete oder ob ich das nur tat, weiß ich nicht. Ich mußte auf jeden Fall da hinein, nachdem die Russen mit großem Aufwand 40 Mann abgezählt hatten. Es wurde auch mehrmals nachgezählt und von neu hinzukommenden Russen nachkontrolliert. Die Zahl war wohl sehr wichtig. Wir waren auch präzise 40 Mann. Rechts und links im Waggon war genau in der Hälfte der Gesamthöhe ein weiterer Boden in Form einer Pritsche eingezogen. Der Mittelteil des Waggons war frei - da wo die Schiebetüren an beiden Längsseiten waren. Die Sache war ganz einfach: 10 Mann links oben, 10 Mann links unten, 10 Mann rechts oben, 10 Mann rechts unten. Die Mitte blieb frei" (J. Halfpap, 10). Dies bedeutete noch die komfortabelste Lösung, die oft genug nur Offizieren vorbehalten blieb (O.B., 2). Bei einer 46er oder 50er Belegung eines Waggons wurden jeweils rechts und links zwei Etagen eingezogen, die Gefangenen lagen dann in drei Ebenen übereinander, so daß Ihnen nur wenig Bewegungsspielraum blieb (A. Bierhaus, 5). "Der Platz war sehr beengt," heißt es in einem anderen Bericht, "wir kamen zu 45 Mann in einen Waggon, (in dem keine weiteren Ebenen eingezogen waren) und hatten gerade so viel Platz, daß wir wie Bücklinge zusammengepreßt liegen konnten" (F. Brand, 23).

F. Vehring (II,2) erwähnt einen besonderen Belegungsplan: "In dem Wagen lagen wir wie Sardinen in der Dose. Die Köpfe an der Außenwand, die Füße zur Waggonmitte." Größere Bewegungen waren nur gemeinsam möglich: "Dicht gedrängt, wie die Heringe im Faß, lagen wir auf dem Waggonboden. So gut es ging, hatten wir uns auf beiden Seiten des Waggons verteilt. Stroh als Unterlage gab es natürlich nicht. Wir mußten schon mit dem, was wir noch hatten, zufrieden sein. Entweder lag die ganze Kompanie auf der linken oder auf der rechten Körperseite. Es war unmöglich, einmal auf dem Rücken zu liegen. Es war in der Tat fast so, daß ein Seitenwechsel von der ganzen Kompanie nur auf Kommando ausgeführt werden konnte" (J.K., 93).

Eine andere Möglichkeit, mit der Enge fertig zu werden, war folgende: "Wir konnten nicht alle liegen zum Schlafen. 20 Mann hockten dicht beieinander, dann legten sich die anderen 20 Mann schlafen, und dann wurde gewechselt" (K. Brinkgerd, 43b).

c. Hygiene

Im Boden des Wagens befand sich meist ein Loch für die Notdurft, ab und zu mit einem Trichter versehen. In manchen Zügen führte statt dessen oder in Ergänzung dazu eine hölzerne Rinne nach außen durch den Türspalt, die nicht nur als 'Pinkelrinne' benutzt wurde. Es wird sogar berichtet, daß Gefangene gezwungen waren, ihr großes und kleines Geschäft durch den

Türspalt zu erledigen, da die Rinne fehlte. Diese hygienischen Verhältnisse kamen zu der räumlichen Enge hinzu und belasteten die Gesundheit der Gefangenen. "Wir hatten kein Wasser, um die Latrinenrinne auszuspülen. Somit trieb uns der Fahrtwind den Gestank in den Waggon. Wenn der Zug 'mal besonders Tempo hatte, flog uns der Dreck in den Waggon. Es stank wie in einer Jauchegrube. Dies ging vier Tage und vier Nächte so, wir wurden wie Vieh transportiert, die Kameraden wurden schon böse zueinander" (K. Brinkgerd, 44a).

Da es manchmal in den Wagen sehr heiß war, wurde der Schlafplatz neben dem Latrinenloch noch als eine Erleichterung angesehen. Da konnte man wenigstens "frische" Luft schnappen (E. Wittbecker, 4). Manche Güterwagen, die vorher Vieh, Kohlen, Salz und andere Massengüter geladen hatten, waren ungenügend gereinigt. So ist es nicht verwunderlich, daß es dadurch zu zusätzlichen Erkrankungen der Gefangenen kommen konnte (F. Vehring II, 2f., vgl. G. Meurer, 20f.).

d. Verpflegung

Die Verpflegung war während des Transportes minimal. Sie bestand in der Regel aus Wasser, einer dünnen Suppe und ein paar Scheiben Brot, zunächst Frischbrot, später dann durchweg Trockenbrot. Es bereitete große Schwierigkeiten, dieses harte russische Brot gerecht zu verteilen. "Inzwischen war auch nun der Frischbrotvorrat unseres Transportes zu Ende; hierfür gab es als Ersatz im allgemeinen zwei bis drei Scheiben Trockenbrot am Tag. Es war nervenaufreibend, wenn Abend für Abend das Trockenbrot für unseren Waggon aufgeteilt wurde! Die Verteilung war insofern sehr schwierig, da der größte Teil der Schnitten zerbrochen und krümelig war. Es war wirklich eine Kunst, das Brot ohne Waage einigermaßen gerecht zu verteilen. Das Los mußte auch hier wieder entscheiden, wer welche Portionen bekommen sollte" (J.K., 96).

Einige Berichterstatter erwähnen, daß mit einfachen Mitteln provisorische Waagen gebastelt wurden. "Da jeder Angst hatte, der andere könnte etwas mehr bekommen, wurde aus zwei tschech(ischen) Kochgeschirren eine Waage konstruiert, um das Trockenbrot genau zu verteilen" (F. Brand, 23). Auch ein Soldbuch mußte als Waagschale herhalten: "Findige Köpfe hatten, geboren aus dem Verlangen nach gerechter Verteilung der kärglichen Portionen, eine Waage aus Bindfäden und Soldbucheinbänden gebastelt. Es dauerte zwar etwas, bis 50 Portionen in etwa abgewogen waren bei der Fahrt, aber es wurde letztlich doch anerkannt, was jedermann bekam" (J. Veit, 13).

Als Verpflegung kam oft noch ein Löffel Zucker pro Person hinzu (J.K., 94; vgl. W. Mattern, 11). Auch von Salzheringen wird berichtet: "Während der 14tägigen Bahnfahrt gab es jeden Tag einen Salzhering und ein Stück getrocknetes Brot, wovon man nicht im entferntesten satt werden konnte. Wasser wurde zweimal pro Tag zugeteilt. Den Salzhering empfanden wir als

bloße Schikane. Der Durst war so groß, daß die Leute nach Wasser schreien, bis der Posten durch den Waggon schoß, wobei aber niemand getroffen wurde. Diese 14 Tage waren schon dank der Salzheringe, die große Hitze und wenig Wasser ein Vorgeschmack auf die Hölle" (E. Wittbecker, 4; vgl. W. Somberg, 12).

Ein großer Glücksfall war es, wenn es regnete. "Mit Kochgeschirren und Konservendosen fingen wir das Regenwasser auf, das von unserem Waggondach herabließ. Aber auch das durfte von der russischen Bewachung nicht gesehen werden, wollte man nicht sein Kochgeschirr oder seinen Eßnapf verlieren. Die russischen Soldaten müssen wohl ihre Freude daran gehabt haben, mit den Maschinenpistolen auf hinausgehaltene Gefäße zu schießen" (J.K., 98).

d. Aufenthalte

Die Aufenthalte wurden zumeist nur dazu genutzt, die Toten auszuladen oder in einem besonderen Wagen zu sammeln, und das Essen zu verteilen. Ab und zu erhielten die Gefangenen die Erlaubnis, den Wagen zu verlassen, allerdings oft unter scharfer Bewachung: "Am 1. Oktober 1945, einem trüben und regnerischen Montag, wurden endlich einmal unsere Waggontüren ganz geöffnet und uns klargemacht, daß alle aus den Waggons herauskommen sollten. Rundherum war inzwischen der ganze Transport mit Maschinengewehren umstellt. Dazwischen patrouillierten russische Soldaten mit Schäferhunden. Was sollte denn das bedeuten? Weit und breit war endlose Steppe, kein Haus war zu sehen. Wir glaubten schon, daß die letzte Stunde für uns gekommen sei. Daher wagte es kaum einer von uns, den Waggon zu verlassen. Dolmetscher machten uns dann aber klar, daß wir die Waggons verlassen und uns an der frischen Luft erholen sollten. Wie 'rührend' war man auf einmal um uns besorgt. Oder waren etwa schon zu viele der Gefangenen auf dem zermürbenden Transport gestorben? Von der langen Fahrt und der schlechten und unzureichenden Verpflegung waren wir am Ende unserer Kräfte. Trotzdem bewachte man uns wie die Schwerverbrecher. Als ich wenige Minuten an der frischen Luft war, wurde es mir schwarz vor den Augen und schwindelig. So wie mir ging es auch den anderen Wageninsassen. Die achttägige Bahnfahrt hatte uns alle stark geschlaucht" (J.K., 97).

f. Tote

Die Zahl der Waggoninsassen wurde bei den Aufenthalten regelmäßig überprüft. "Der quälende Durst, die engen Verhältnisse im Waggon und das Ungewisse, ob wir auch lebend aus diesem beschissenen Waggon herauskommen würden" (W. Somberg, 12), waren für viele eine so große Belastung, daß sie die Fahrt nicht überstanden. Manchmal bedeutete der Tod eines Kameraden für die anderen Gefangenen eine Erleichterung. "Die Toten

wurden abends aus dem Waggon geworfen. Der Gedanke, solange ich es nicht bin und ich habe endlich Platz, mich hinzulegen, wurde immer stärker" (G. Breitkreuz, 2). So drückte ein Berichterstatter das Gefühl der Erleichterung aus. Auch die Essensportionen der Verstorbenen standen nun den anderen zur Verfügung, wenn sie den Tod so lange wie möglich geheimhielten.

A. Lehmann (1986, 84) spricht in diesem Zusammenhang von der "Alltäglichkeit des Todes", der offensichtlich die Kriegsgefangenen kaum noch erschüttern konnte. Ein solcher Umgang mit dem Tod ist für uns heute, die wir derartige Grenzsituationen nie erlebt haben, nicht so recht nachzuvollziehen.

g. Zählappelle

"Eine - wenn auch nicht willkommene - Abwechslung stellten die Zählappelle dar ... Am besten gefiel es mir, wenn irgendwann mal anlässlich eines Haltes auf freier Strecke mit Riesengebrüll - das sollte wohl die Aufforderung zum Aussteigen sein - die Waggontüren aufgerissen wurden. Dieses Ereignis kündigte sich phonetisch schon längere Zeit vorher an, die Nachbarwagen vor uns waren eher dran. Man konnte günstigenfalls draußen ein paar Schritte gehen, stand aufrecht, es war luftig, nicht so stickig wie im Waggon. Es störte wenig, daß die Addition von 40 Köpfen lange Zeit in Anspruch nahm, mehrfach wiederholt wurde und von Chargierten nachgeprüft wurde. Beim zweiten Verfahren dagegen betraten die Wachen den Waggon. Wir mußten uns hinlegen (wir lagen sowieso fast immer). Die Kontrolle des Vorhandenseins von 10 Mann oben und unten links sowie oben und unten rechts war anscheinend auch nicht so ganz einfach. Die Wachen regten sich bisweilen sehr auf. Es kam auch schon mal vor, daß es ein paar Schläge gab. Bis in meine Ecke oben links kamen die aber nicht" (J. Halfpap, 12).

Durch diese Zählungen wurde die Zahl der Toten festgestellt, aber auch derjenigen, denen es trotz aller Sicherungsmaßnahmen gelang zu entfliehen. Besonders in den ersten Tagen der Bahnfahrt waren Fluchtversuche einigermaßen erfolgversprechend. Eine Fluchtmethode bestand darin, den Boden des Waggons aufzuhebeln oder sich nachts durch die Luken durchzuzwängen. Die Wachmannschaften waren natürlich bestrebt, die Flucht zu vertuschen. Solange der Transportzug noch durch Polen, Ungarn oder Rumänien fuhr, wurden nicht selten die geflohenen Gefangenen durch Einheimische ersetzt, die sich zufällig in der Nähe befanden. So berichtet A. Schotte (4): "Auf dieser Fahrt geschah es, daß deutsche Offiziere, die in einem besonderen Wagen lagen, durch Anheben bzw. Ausbrechen von Fußbodenplanken bei Nacht aus dem Zug getürmt waren. Es sollen sieben Mann gewesen sein, sie mußten ergänzt werden, denn am Ende der Fahrt mußte die genaue Stückzahl abgeliefert werden. Ich sah, daß in der Nähe des Bahnhofs Przemysl polnische Rottenarbeiter mit dem Umnageln von

Schienen beschäftigt waren. Der Zug mußte hier warten und plötzlich kam die russische Wachmannschaft, umzingelte die Rotte und schnappte sich aus ihr die fehlende Anzahl Männer. Das gab ein mächtiges Geschrei, als diese in die Waggon gepreßt wurden. Ich sah dann noch, daß einige Frauen der Rottenarbeiter ... mit Kleidungsstücken für ihre Männer gelaufen kamen, die mit bloßem Oberkörper gearbeitet hatten." A. Holleck (5) und J. Beckbauer (2) erlebten ähnliche Szenen. Man kann daraus schließen, daß solche Handlungen wohl häufiger vorgekommen sind.

Bei der Entdeckung von Ausbrüchen griffen die Wachmannschaften manchmal zu gewaltsamen Abschreckungsmaßnahmen: Sie riefen die Waggonältesten des Zuges zusammen und ließen vor deren Augen einen Gefangenen aus dem Wagen der Entflohenen erschießen.

h. Fahrtrichtung

Der Spalt an der Tür und die vergitterten Luftklappen im oberen Wagenteil waren tagelang die einzigen Möglichkeiten, Kontakt mit der Außenwelt zu halten. Die Plätze in der Nähe der Luken wurden als Vorzugsplätze empfunden, die sich sehr viele unserer Gewährsleute zu verschaffen suchten (vgl. z.B. A. Wegener, 39; J. Veit, 9b; A.B. Lukat II,10; J. Halpapp, 10; W. Mattern, 11). Der Anblick der vorüberziehenden Landschaft und der Bahnhöfe lenkte von der traurigen, aussichtslosen Situation ab. Durch die Luken konnte die Richtung des Zuges festgestellt und damit wenigstens ein kleiner Teil der ungewissen Zukunft überblickt werden. Außerdem beschäftigte die erkannte Fahrtrichtung die Phantasie der meisten Wageninsassen, was ein geringes Maß an Ablenkung verschaffte. In vielen Fällen erwiesen sich die Soldaten, die kyrillische Buchstaben entziffern konnten, als wichtige Spezialisten. "Einer im Waggon, ein alter Rußlandlandser, kannte die großen kyrillischen Buchstaben. Er hatte sie auf ein Stück Papier ... gemalt. Eines Tages hielt der Zug auf dem Bahnhof einer größeren Stadt. Ich sah ein Namensschild mit sechs Buchstaben, die ich schnell (an Hand des Zettels) entziffern konnte. Die Stadt hieß Kaluga, südsüdwestlich von Moskau. Da ich mich immer für den jeweiligen Frontverlauf im Zuge des Rußlandfeldzuges (ohne bereits Soldat zu sein) interessiert hatte und auch gute Karten besessen hatte, wußte ich, wo wir uns befanden. Kaluga war im Herbst 1941 von deutschen Truppen erreicht worden. Die nächste Stadt, deren Name ich feststellen konnte und deren Name ich auch kannte, war Tula, unweit Moskau. Dann wurde es schwieriger, ich konnte zwar noch einige Namen entziffern, wußte aber nicht, wo diese Städte lagen" (A. Wegener, 41f.).

Die Kenntnis der genauen Richtung der Züge war deswegen für die Gefangenen von Bedeutung, da eine Gefangenschaft in einem Lager in Sibirien als härtestes Schicksal angesehen wurde, das einen deutschen Landser treffen konnte. So schreibt A. Bierhaus (26f.): "Wir fahren gegen Osten. Als wir nach langer Fahrt den Namen 'Ufa' entziffern, trifft es alle

wie ein Keulenschlag: die Reise geht nach Sibirien. Und schon bald erkennen wir die schneebedeckten Kappen der Vorberge des Urals. Die Stimmung sinkt auf den Nullpunkt, und Spekulationen über die entferntesten Deportationsorte in Sibirien bewegen die Gemüter ... Das Wort 'Sibirien' löst unter dem monotonen Rattern der Räder unseres Wagens Gedankenassoziationen aus: unendliche Ferne und Verlorenheit, Eis und Schnee mit Kältegraden, die für Westeuropäer unerträglich sind, eine fremde Welt von Verbannten, kräftezehrenden Arbeitsbedingungen. Dazu die marternde Frage nach der Möglichkeit einer Rückkehr." Ähnliche Vorstellungen von Sibirien beschreibt W. Kroes (2): "Man sah im Geiste vor sich ein Land, das mit ewigem Schnee und Eis bedeckt war, wo es weniger menschliche Ansiedlungen gab als in der ukrainischen Steppe, wo die Eisbären die Genossen der Wölfe, der Rentiere und der Eisfuchse sein sollten. Und schließlich das Land der Verbannten! Ein gänzlich dürres, vereistes, unfruchtbares Land, über welches die Stürme vom Eismeer hinwegbrausten. Jahrelanger Zwangsaufenthalt tausender Strafgefangener."

Für viele Gefangene bedeutete daher die Abweichung des Transportes von der Ostrichtung ein belebender Hoffnungsschimmer. "Der Zug setzte sich noch in der Nacht in Bewegung. Bei sternklarem Himmel erkundete ein Kamerad der oberen Etage durch die Luke nach dem Stand der Sterne die Fahrtrichtung. Nach einigen Tagen des Transportes hatten wir die vage Hoffnung, nach drei Tagen die tröstliche Zuversicht, nach einer Woche die endgültige Gewißheit: es geht nicht nach Osten, sondern nach Norden! Solche Erkenntnisse weckten die Lebensgeister und den Willen zum Durchhalten. Wir wurden nicht nach Sibirien verschleppt, sondern befanden uns auf Nordland-Fahrt! Wir merkten es auch an den ständig abnehmenden Temperaturen, vornehmlich während der Nächte. Von Rumänien her waren wir an angenehme Temperaturen gewöhnt, jetzt spürten wir die Kälte umso mehr" (H. Kruse II,10; vgl. H. Ladwig II,2).

Wesentlich größere Anstrengungen, die Richtung des Transportes auszumachen, mußten jene Gefangenen unternehmen, die in Wagen ohne Zwischenpritschen untergebracht worden waren. Der Türspalt reichte für eine Orientierung nicht aus. "Soweit einer versuchte, den Kopf zu weit 'raus zu stecken, wurde scharf geschossen. Mehrmals am Tag mußte einer bockstehen. Ein zweiter mußte auf den Schultern des Unteren stehend versuchen festzustellen, wohin wir fuhren. Jeder sagte etwas anderes. Der eine sagte: 'Wir fahren zum Osten'. Der andere sagte: 'Wir fahren zum Süden'. Die Stationsschilder waren in kyrillischen Buchstaben geschrieben, die natürlich keiner lesen konnte. Wir stellten nur fest, daß es immer wärmer wurde. Einer ... wollte sogar Palmen gesehen haben. Den haben wir für verrückt erklärt und ihn gefragt, ob er glaube, der Russe würde uns in ein Paradies bringen. Jedoch stellten alle fest, daß es durch eine bergige und landschaftlich herrliche Gegend ging. Einige meinten, in Sibirien gäbe es auch Berge, und

Sibirien könnte landschaftlich auch schön sein. Ich habe immer nur gedacht, abwarten und Tee trinken. Wenn wir ausgeladen werden, werden wir wissen, wo wir sind. Eines Tages war es dann so weit. Der Beobachter, der die Palmen gesehen haben wollte, hatte tatsächlich recht gehabt. Unsere Fahrt war durch den Kaukasus und Georgien gegangen, und wir standen auf dem Bahnhof der Stadt Erevan in der sowjetischen Republik Armenien" (A. Holleck I,5).

i. Dauer der Fahrt

Die Gefangenentransporte waren oft mehrere Wochen lang unterwegs. Viele Gefangene verloren das Zeitgefühl oder konnten sich nicht mehr an die Transportdauer erinnern. Einige ritzen Kerben in den Holzrahmen der Luken und hatten auf diese Weise eine Zeitkontrolle (J. Halfpap, 12; W. Mattern, 11). Die folgenden Angaben mögen eine Vorstellung von den zurückgelegten Entfernungen und der Dauer der Transporte in die verschiedenen Gebiete der UdSSR geben (vgl. dazu K.W. Böhme 1966, 61ff. und J. Anton, Karten 9, 10, 12, 16, 17):

- Neuhammer bei Görlitz - Baku: 3 1/2 Wochen (W. Somberg),
- Focsani (Rumänien) - Achme (Lettland): 3 Wochen (H. Kruse),
- Auschwitz - Kizel (Ural): 50 Tage (F. Brand),
- Mamarosz-Sziget (Ungarn) - Werchnj-Ufalej (Ural): 4 Wochen (O.B.),
- Oppeln - Krasnodar (Nordkaukasus): ca. 3 Wochen (H. Ladwig),
- Posen - Nebit Dag (Turkmenische SSR): 4 1/2 Wochen (W. Mattern),
- Sachsen - Bergbaugbiet Anschero-Sudschensk (Westsibirien): 4 Wochen (A.T.).

Von der technisch-logistischen Seite her gesehen war es eine erstaunliche Leistung, mehrere Millionen von Menschen über so lange Wege in das Innere Rußlands zu befördern. Die Kriegsschäden waren ja keineswegs beseitigt. Die Gefangenen beobachteten überall Gleisbautrupps und erwähnten, daß sie über Behelfsbrücken gefahren seien. Hinzu kommt, daß die deutsche Besatzung die ehemals russische Breitspurbahn umgenagelt hatte und die Breitspur erst wieder hergestellt werden mußte. Die Erfahrungen des Apparates der Stalin-Aera bei den Deportationen der eigenen Landsleute konnten nun bei die Verteilung der Millionen deutscher Gefangenen innerhalb der UdSSR genutzt werden.

k. Transporte in die westlichen Gewahrsamsländer

Im Westen, vor allem in Frankreich, verlief der Transport der Gefangenen ähnlich wie der in die UdSSR. Er erfolgte in überfüllten Güterwagen und unter zum Teil unmenschlichen Schikanen. Trotz allem blieb aufgrund der

kurzen Transportdistanzen das Maß der Strapazen für die Gefangenen erträglich, berücksichtigt man die vergleichsweise langen Transportwege in den Osten. Innerhalb des Gesamtgeschehens gewinnt man den Eindruck, daß vor allem Angehörige der Waffen-SS und deutsche Offiziere besonders brutal behandelt wurden. Hierzu folgender Bericht eines ehemaligen Stabsintendanten von den Reaktionen der belgischen und der französischen Bevölkerung über einen Offiziertransport: "Der Transport in gedeckten, überbelegten Vieh-Waggons ab Büderich mit mehreren Kranken, einseitig Bein- und Armamputierter zehrte an den Nerven verdreckter von Hunger und Durst geschwächter Kriegsgefangener zunächst in Richtung Holland, unter Schikanen der Begleitmannschaften. Bis zur Grenze versuchten bei Aufenthalt auf freier Strecke wiederholt Zivilisten und Kinder vergeblich, uns mit mangelndem Wasser und Verpflegung zu versorgen, wobei es nicht selten zu Handgreiflichkeiten und Einsatz von Pistolen kam. Nach einer Nacht in Maastricht erreichten wir am nächsten Tag bei spärlichem Glockenklang das zur Fronleichnamsprozession blumen- und flaggengeschmückte Lüttich mit uns von Kindesbeinen an bekanntem Schmuck und Transparenten: 'Ave panis angelorum, Lauda Sion, pange lingua' usw. Als die singende und betende Menge das Einlaufen des Zuges mit etwa 700 gefangenen deutschen Offizieren bemerkt hatte, vertauschte sie ihre Gebet- und Gesangbücher mit Kopf- und Pflastersteinen u.a., die dann von Straßen-Überführungen auf die Waggons niederprasselten, ohne größeren Schaden anzurichten ... Zur Entgegennahme von Wasser-Kanistern hielt dann der Zug an einem soeben bespielten Fußballplatz im Angesicht der ... bekannten Basilika von Saint Quentin ... Kaum hatten Spieler und Zuschauer unsern Zug bemerkt, als sich alles wiederholte, was uns zuvor in Lüttich passiert war. Als dann während der Weiterfahrt bald ein weiterer Todesfall eintrat, sank die Stimmung derart, daß es in der Verzweiflung zu Handgreiflichkeiten kam, die ein forscher Ritterkreuzträger schlichten konnte. Bis zum verzögerten Eintreffen auf dem kleinen Bahnhof von Attichy starben noch zwei weitere Kameraden. Dort empfing uns eine aufgebrachte Menge von Frauen und Kindern mit allerlei Wurfgeschossen u.a. Farbige am(erikanische) Soldaten versuchten, uns mit teilweise Erfolg zu schützen. Ich verließ als erster unseren Waggon, um den Amputierten beim Aussteigen und beim Anschnallen der Prothesen zu helfen, die zunächst zwischen den Schienen liegend sortiert werden mußten. Ein sich nähernder amerikanischer Offizier tat sehr erschüttert bei seiner Frage an einen der Krüppel: 'Was wollen Sie hier, was soll dieser Unsinn?' Die Antwort lautete: 'Das fragen Sie am besten Ihren General Eisenhower'" (B. Olbing, 4f.). 27 Tote sollen damals bei diesem Transport zu beklagen gewesen sein (J. Bacque, 37).

Viele Berichterstatter schilderten den Haß der aufgebrachten Niederländer, Belgier und Franzosen in den ersten Nachkriegsmonaten auf die Deutschen, der zu bedrohlichen Situationen und Mißhandlungen bei den

Transporten mit LKWs und Zügen führte. Hierzu ein weiteres Beispiel: "So erinnere ich mich an eine Stelle während der Fahrt, daß von einer Brücke, die unsere Kolonne unterquerte, Franzosen schwere Pfähle, Eisenteile, Panzerkettenglieder und Wasser in die auf den LKWs stehenden Gefangenen schleuderten. Dabei gab es damals Tote und Verletzte unter den PoWs ... Schrecklich waren diese Angriffe der französischen Bevölkerung auf uns. Immer wieder wurden wir beworfen mit Steinen oder anderen Gegenständen, die ihr Ziel auch selten verfehlten. Und die begleitenden Amerikaner sahen offensichtlich keine Veranlassung, dieses unwürdige Treiben zu unterbinden" (K. Drescher, 7; ähnlich F.B., 9). Diese Schilderung steht stellvertretend für viele andere: Von den 14 uns vorliegenden Berichten über die ersten Gefangenschaftsmonate in Frankreich enthalten acht ähnliche Begebenheiten. Bei diesen Ausschreitungen kam es fast immer zu schweren Verletzungen.

Die Berichte über den Seetransport nach Amerika, über die Eisenbahnfahrten in England und in den USA zeigen dagegen keine außergewöhnlichen Situationen. Als Beispiel sei folgende Schilderung einer Bahnreise durch die USA angeführt: "Wir kamen nach einigen Schritten auf einen Bahnhof, der für zivilen Verkehr abgesperrt war. Dort standen vier Sonderzüge abfahrbereit. Auf dem Bahnhof hieß es wieder: 'Snell, fife men eine Reihe!' Vor jedem Eisenbahnwagen stand bereits ein Wachtposten. Es wurden 75 Mann abgezählt, und der Mann am Eisenbahnwagen rief: 'Come on, let's go!' Wir stiegen in den Wagen ein. Es waren Personenwagen mit Polstersitzen. Der Wachtposten gab uns an, daß auf vier Plätzen jeweils drei Personen zu sitzen hätten. Das empfanden wir alle als sehr angenehm und großzügig, wo wir doch in Europa ein Gedränge im Güterwaggon gewohnt waren. Aber in Amerika kann man keine Personen im Güterwaggon transportieren, weil die Wagen keine Fenster haben und luftdicht verschlossen sind ...

Man teilte uns zunächst mit, daß die Fahrt mehrere Tage dauern sollte und nach Florence, Arizona, ging. Heute gäbe es noch keine Verpflegung, da wir erst ab morgen bei der Eisenbahngesellschaft in Verpflegung seien ... Aber es gab etwas zu trinken, nämlich Eiswasser. Wir durften, nachdem uns der Wachtposten, der immer den ganzen Wagen überblickte, durch Handzeichen die Erlaubnis gegeben hatte, aufstehen und uns Eiswasser aus einem Behälter zapfen. Dazu konnte man besonders dafür bestimmte Pappbecher aus einer Vorrichtung ziehen ... Rauchen durften wir nur nach jeder Mahlzeit ... An den späteren Tagen bekamen wir täglich drei Mahlzeiten aus dem vorhandenen Küchenwagen. Es war sehr gutes Essen, nur sehr wenig ... Nachts schliefen zwei Mann auf den Sitzen und einer auf dem Fußboden. Es ging immer um, wer auf dem Fußboden schlafen mußte" (W. Busch, 29f.). Die Fahrt dauerte fünf Tage und vier Nächte von New York über Albany, Cleveland, Chicago, Kansas City, Oklahoma, El Paso, Douglas, Tuscon nach Florence.

Eine Weltreise im wahrsten Sinne des Wortes erlebte W. Rohloff (N1), der 1942 in der Kattara-Senke bei El-Dabar in Nordafrika in Gefangenschaft geriet. Von einem Lager am Kleinen Bittersee am Suez (Gineifa) aus ging die Reise über "Massaua-Dschibuti (Abessinien) nach Durban (Süd-Afrika), dann per Eisenbahn nach Pietermaritzburg ... Von hier ging es nach Freemantle südlich von Perth in Süd-West-Australien. Nach einigen Tagen weiter nach Melbourne, Süd-Ost-Australien. Von hier nach Wellington in Neuseeland. Nach langer Fahrt über den Pazifik, vorbei an vielen Inseln landeten wir in San-Francisco. Von hier ging es per Bahn über Los-Angeles ... nach El Paso in Texas, Camp Maxey." W. Rohloff war auf dieser Reise vom 5.5.1943 bis zum 16.12.1943 unterwegs.

Die deutschen Kriegsgefangenen waren oft genug erstaunt darüber, daß sie in England und in den USA in bequemen Personenwagen befördert wurden. Spätestens hier zeigte es sich, daß die ehemaligen deutschen Soldaten, die ihre Gefangenschaft in einem Lager in Amerika oder England verbringen konnten, wesentlich bessere Lebensbedingungen vorfanden als ihre Schicksalsgefährten in den anderen Ländern. Wenn die Kriegsgefangenschaft der Millionen von Deutschen nach dem zweiten Weltkrieg aber als Sühne für begangenes Unrecht interpretiert werden soll, dann muß man dennoch feststellen, daß selbst in westlichem Gewahrsam von einer Gleichheit der Sühne keine Rede gewesen sein kann.

C. Das Leben der gefangenen Zwangsarbeiter in der UdSSR

Die Lebens- und Arbeitsverhältnisse in den Kriegsgefangenenlagern der einzelnen Gewahrsamsmächte waren recht unterschiedlich. Der Lageralltag und der Arbeitseinsatz in den USA und in England unterschied sich fundamental von dem in Rußland, obwohl die ehemaligen deutschen Soldaten in jedem Fall Zwangsarbeit verrichten mußten. Da sich die entscheidenden Strukturmerkmale der Lagerkultur am ausgeprägtesten in der besonderen Extremsituation der Gefangenschaft in der Sowjetunion aufzeigen lassen, die Albrecht Lehmann als "Hungerkultur" bezeichnet hat, stehen im folgenden Kapitel vor allem die Erlebnisberichte aus der russischen Kriegsgefangenschaft im Mittelpunkt. Hinzugezogen werden von Fall zu Fall Beschreibungen aus den französischen Arbeitslagern, vor allem aus jener Zeit, in der die Gefangenen weitgehend von der Zivilbevölkerung isoliert festgehalten wurden. Die Verhältnisse änderten sich in Frankreich erst, als die Gefangenen in engem Kontakt mit der französischen Bevölkerung leben und arbeiten durften. James Bacque (146) schreibt - vielleicht ein wenig übertreibend: "Viele Gefangene kehrten aus einer Welt des Todes ins Leben zurück, als sich die Lagertore für sie öffneten und ihnen den Weg in die Häuser der Dörfer oder auf die Bauernhöfe Frankreichs freigaben. Man darf mit großer Sicherheit vermuten, daß die Mehrheit der Gefangenen, die die französischen Lager überlebten, durch die Großzügigkeit französischer Zivilisten gerettet wurden, zumeist von Bauern und Dorfbewohnern."

1. Arbeitslager

Für so manchen Gefangenen bedeutete die Einweisung in ein Arbeitslager einen absoluten Tiefpunkt: "Die hier mit scharfen Hunden und aufgepflanzten Seitengewehren wartenden Posten trieben die durch langes Liegen in den Waggons und durch sehr mangelhafte Verpflegung geschwächten Gefangenen nicht nur durch ihr dauerndes 'Dawaj, dawaj', sondern mit Fußtritten und Kolbenstößen in das nicht weit entfernte Lager. Es war zum Heulen, und manch einer hat's auch getan. Den Zustand dieser totalen Hilf-, Wehr-, Ehr- und Rechtlosigkeit eineinhalb Jahre nach Kriegsschluß hatte keiner von uns mehr erwartet. Daß in diesem Riesenreich, wo schon so mancher spurlos verschwunden ist, schwere Arbeit bei unzureichender Verpflegung und ungewisser Zukunft auf uns wartete, ahnten wir wohl, hatten aber nicht damit gerechnet, wie Sträflinge behandelt zu werden" (K. Wagemann II,11).

Auf der anderen Seite brachten die Erlebnisse der ersten Lagertage so viel Ablenkung und Neuigkeiten, daß die eingelieferten Gefangenen damit be-

schäftigt waren, sich mit der neuen Situation zurechtzufinden. "Nach etwa zehn Kilometern und stundenlangem Marsch erreichten wir am frühen Morgen das Lager. Es lag gar nicht weit am Steilufer von der Wolga entfernt. Die letzten hundert Meter führten ganz steil den Berg hinauf und ermatteten uns vollkommen. Vor dem Lagertor machten wir Halt. Über ihm leuchtete ein großer roter Sowjetstern und darunter war in großen deutschen Buchstaben 'Proletarier aller Länder vereinigt Euch' zu lesen. Rechts und links von diesem Spruch hingen die Bilder von Lenin und Stalin. Auch in ungarischer, rumänischer und italienischer Sprache waren Inschriften angebracht.

Hinter der Butka, dem Wachhaus, erwarteten uns viele neugierige Kriegsgefangene. Sie hofften alle, irgendeinen Bekannten aus ihrer Militäreinheit oder aus ihrer Heimat zu treffen. Durch die kleine Tür der Wachstube wurden wir einzeln gezählt. Im Lager mußten wir gleich wieder antreten, wo uns der deutsche Lagerkommandant Reisinger in die Unterkunft der ersten Kompanie brachte. Hier bekamen wir durch den Brigadier Nuhn die ersten Anweisungen und Verhaltensmaßregeln. Dann ging's zur Entlausung, danach zur Registrierung, zur ärztlichen Untersuchung, zur Bekleidungsaufnahme, zur Aufteilung in Brigaden und zur Verteilung auf die Unterkünfte" (J. Probst, 99).

In dieser Weise vollzog sich gewöhnlich die Aufnahme in einem russischen Arbeitslager. In einigen Fällen wird berichtet, daß aus Sicherheitsgründen das Lagertor nur unter Einhaltung festgelegter Regeln durchschritten werden durfte: Aufstellen in Fünferreihen, Einhaken und Marschieren (J.K., 102). Die oben angeführte Prozedur: Baden, Entlausen der Kleidung, eventuell Rasur der Körperhaare, Gesundheitsuntersuchung mit Einteilung in die verschiedenen Arbeitsgruppen sowie die Unterkunftszuweisung wurde auch beim Wechsel von einem Lager in ein anderes durchgeführt.

In vielen Fällen mußten die Gefangenen erst einmal in tagelanger Arbeit ein Lager aufbauen oder es in einen einigermaßen bewohnbaren Zustand versetzen. "Einige Tage vergehen mit der Fertigstellung des Lagers. Es entstehen Wachttürme, aus Rundhölzern wird die Küche mit Nebenräumen, ein Lazarettraum gebaut. Die an einem Abhang in die Erde gegrabenen Bunker haben nur nach Süden einige Fenster. Der Gang trennt links und rechts zweistöckige Holzpritschen, so daß je vier Mann in einer Box kampieren können. Es wird kein Stroh ausgegeben, da davon nach Meinung der Russen nur Läuse kommen. Aus alten deutschen Teerfässern sind Öfen gebaut worden, die Dächer sind mit Rasensoden abgedeckt ..." (A. Bierhaus, 7).

Die Lager waren im allgemeinen durch Stacheldraht- oder Bretterzäune abgeschlossen und durch überdachte Wachttürme mit Überdachungen gesichert. Auch Hunde wurden zur Bewachung eingesetzt. Vor der eigentlichen Umzäunung verlief im Lagerinneren ein Sicherheitsstreifen, der beson-

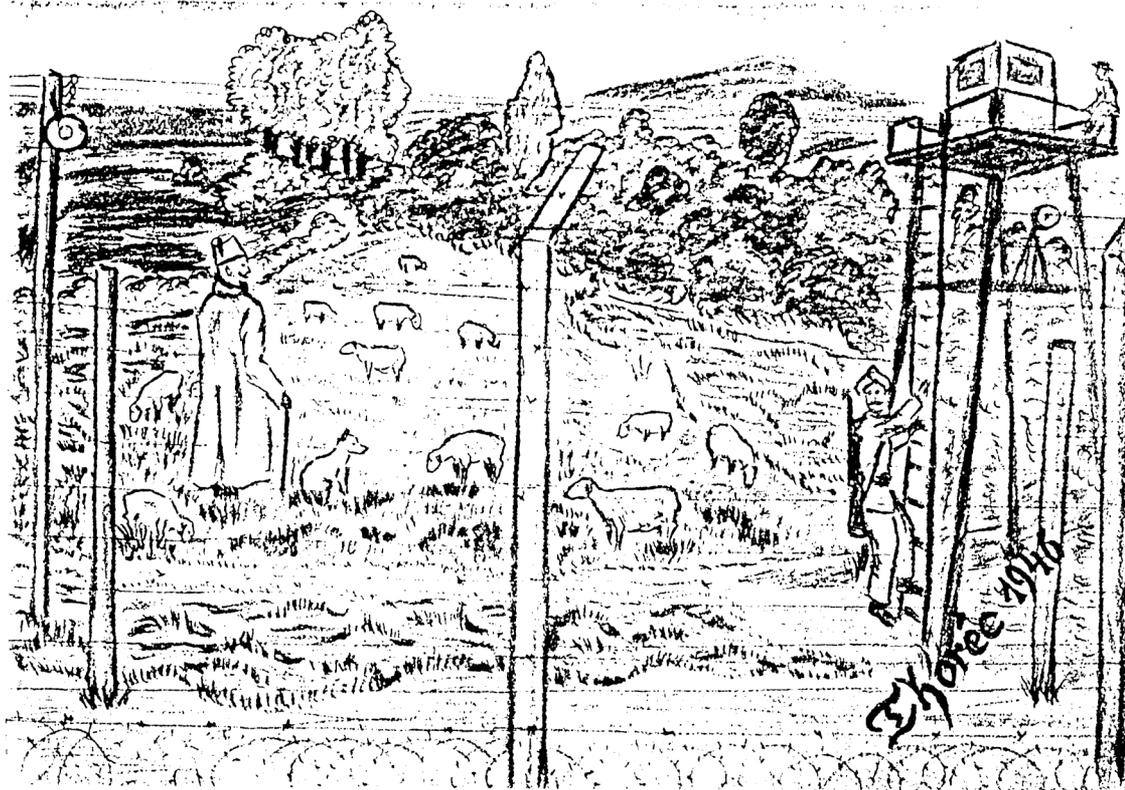


Abb. 15: Dépôt P.G. de l'Axe 402 Thorée-les-Pins/Sarthe 1946 (Zeichnung W. von Kentzinsky).

ders gekennzeichnet war und nicht betreten werden durfte. Es liegen viele Berichte darüber vor, daß die Wachtposten bei Nichtbeachtung dieses Gebotes rücksichtslos schossen. Neben den Unterkünften für die Gefangenen gehörte zu der Grundausrüstung eines sowjetischen Lagers eine Wasch- und Entlausungsbaracke, eine Küchenbaracke, eine Sanitätsbaracke, eine Abortanlage im Freien oder in einer Baracke, eine Verwaltungsbaracke für die deutsche und russische Lagerleitung sowie ein Appellplatz.

a. Unterbringung

Die einzelnen Arbeitsgruppen, die sogenannten Brigaden, wurden oft zusammen untergebracht. In den Hauptlagern standen in den Baracken links und rechts dreietagige Pritschen. "Sie waren aus Vierkanthölzern und Brettern gebaut. Sie waren so weit auseinander, daß man, wenn man saß, den Kopf soeben gerade halten konnte. Stroh oder Decken gab es nicht. Wir schliefen so, mit dem, was wir an hatten" (K. Brinkgerd II,14b).

Einigen Gefangenen gelang es, sich auf den Pritschen etwas bequemer einzurichten. "Im August hatte ich am Wegesrand jeden Morgen eine Hand voll Gras gerupft, um es nach zwei Tagen als Heu mit zu meiner Schlafstelle zu nehmen. Nun war meine Pritsche, ich lag unten, soweit mit Heu gefüllt, daß ich mich fast wie im Bett fühlte. Ein Nachbar, nur bettlägerig, dem ich auch Heu besorgte, bewachte meine Pritsche ständig, denn sonst wäre das Heu mit Sicherheit abhanden gekommen. Es war langes Heu, welches ich unten zu einer Höhle formte, die bis zu den Knien reichte. Die Beine im Heu, oben mit dem Rock bedeckt, so schlief ich nun ohne zu frieren. Ansonsten blieb die Kleidung Tag und Nacht am Leibe" (H. Griewel, 51).

In den Nebenlagern standen den Gefangenen häufig nur notdürftig hergerichtete Fabrik- oder Bahnhofsgebäude, manchmal sogar Zelte als Unterkünfte zur Verfügung. Besondere Erwähnung finden immer wieder die Erdhütten, die in Rußland weithin üblich gewesen sein müssen. "Im Lager selbst waren drei große Erdhütten. Das heißt, die Erde war etwa 2,5 m tief ausgeschachtet, die Grabenwände waren roh, aber fest. Es handelte sich offenbar um eine Art Mergel. Die Grube betrug etwa 10 mal 25 Meter. Darüber lag ein Dach aus Rundhölzern, die so gestellt waren, daß etwa eine 45%-Dachneigung entstand. Die Rundhölzer ruhten auf einer Firstpfette und zwei Bodenpfetten und waren mit Lehm abgedeckt. Licht gab es nur von den Giebelseiten her. Die Erdhütten - russ. Semljanka - waren dicht und im Winter auch relativ warm, wie ich später noch feststellen konnte. An einem Giebelende war ein gemauerter Ofen ... Bei starkem Regen konnte es auch passieren, daß von außen Wasser in die 'Semljankas' hereinlief, und dann war der Boden zeitweilig recht matschig" (A. Wegener, 44-47).

Ein anderer Berichterstatter schreibt, daß die Erdbaracken durch Kienspäne erleuchtet wurden: "Immerhin kenne ich seither die Steinzeitmethode der 'Kienspanbeleuchtung'. Aus dem wurzelnahen Markholz von Kie-

fern macht man - bis zu meterlange - kleinfingerdicke Späne, die schräg nach unten in eine Ritze gesteckt - langsam mit relativ heller Flamme abbrennen" (O.B., 7). In diesen Erdhütten lagen die untersten Pritschenflächen "etwa 50 cm über der Erde ... Von da kam es kalt hoch. Niemand wollte dort kampieren. Oben auf den Brettern der dritten Etage war es wärmer - also wurde gewechselt. Alles hatte seine Ordnung, und die wurde wie bei Deutschen üblich, pingelig überwacht" (H-J.L., 13).

Dieser Berichterstatter erwähnt auch die "blitzsauberen Bretter-Stege zwischen den Pritschen auf der Erde. Diese Laufstege mit der Breite von 80 cm bis 1 1/2 Meter wurden vor dem Ausmarsch zur Arbeit mit Wasser und einem Spachtel sauber geschabt. Die Blechstücke und Wasserdosen waren Heiligtümer ... Wer das Pech hatte, in dem zugeteilten Laufsteg-Abschnitt viele Äste zu haben, der war übel dran. Die Bretter ließen sich nicht so blitzsauber schaben. Manche Stellen wurden im Laufe der Wochen und Monate so dünn, daß fast die Erde darunter zu sehen war. Die morgendlichen Kontrollgänge der russischen und deutschen Lagerleitung oder deren Beauftragten war spannend genug, und oft mußte nachgearbeitet werden" (H.J.L., 13).

Bei den klimatischen Verhältnissen in der Sowjetunion war es wichtig, daß sich in jeder Baracke ein Ofen befand, der von den Gefangenen gebaut wurde. Dabei konnte es vorkommen, daß bei unsachgemäßem Ofenbau Vergiftungen auftraten (W. Hartmann I,10). Das Brennmaterial mußte teilweise in die Lager geschmuggelt werden, indem die Gefangenen Kohle- und Holzstücke am Körper verbargen. Nicht selten sammelten die Posten bei Filzungen das Heizmaterial ein, da sie es dringend für sich selbst benötigten.

Die Öfen entwickelten sich in den sowjetischen Lagern zu Mittelpunkten des Lebens in den Baracken. "Sie waren ständig, auch nachts von den Kameraden traubenähnlich umlagert, und solche waren die 'Könige', denen es gelungen war, aus den Küchenabfällen Rübenschalen zu ergattern, die sie dann, an langen Drähten aufgereiht, im Feuerloch rösteten, um sich damit eine fürstliche Mahlzeit zu bereiten" (H. Schwanke, 8).

Ein weiterer zentraler Punkt war ebenfalls durch die Nahrung bestimmt: der Tisch, auf dem vor aller Augen das Brot geschnitten und verteilt wurde. Die Baracke diente also nicht nur als Schlafraum, sondern hatte auch noch andere wichtige Funktionen im Leben der Gefangenen zu erfüllen.

Schwierig war es für diejenigen, die neu ins Lager kamen. Sie mußten sich zunächst einmal einen Schlafplatz erobern. "Bei unserem Eintreffen waren keine Pritschen frei. Da auf den engen Gängen nicht geschlafen werden durfte, war ich gezwungen, etwa zwei Wochen lang unter der untersten Pritsche auf meist feuchtem Fußboden mir einen Platz zu suchen. Wie freute ich mich, als ein älterer Kamerad mir anbot, seine Pritsche mit

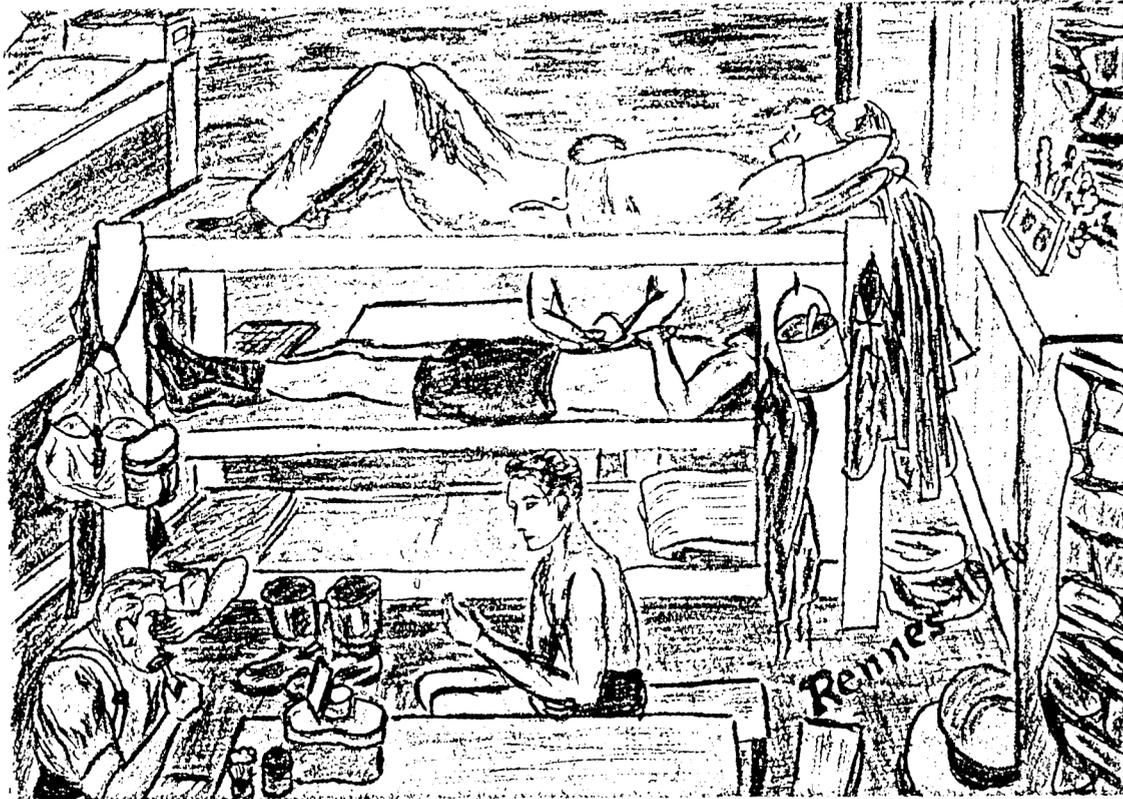


Abb. 16: Transit-Lager Dépot 1101, Rennes, 1946 (Zeichnung W. von Kentzinsky).

ihm zu teilen, obwohl ich gewarnt worden war, daß dieser Kamerad besonders stark verlaust sei" (G. Klöpfer, 7).

Wie groß die seelische Belastung sein konnte, die durch diese räumliche Situation hervorgerufen wurde, zeigt folgender Bericht: "Man lag eng nebeneinander. Das war sehr schlimm. Obwohl jeder ein Individuum ist, hier hatte man keinen noch so kleinen eigenen Raum, der nur einem selbst gehörte oder wohin man sich zurückziehen konnte. Alles spielte sich in der Öffentlichkeit ab, die Freude, wenn man einen Brief bekam, die Krankheit, wenn man erkältet war, der Schlaf, das Essen, einfach alles. Es kam auch vor, daß der Kamerad, der neben einem lag, sich breiter machte, als ihm zustand. War es versehentlich, z.B. im Schlaf, so war das nicht weiter schlimm. Ich habe, um etwas abgegrenzt leben zu können, meine Decke an der Längsseite und unten zusammengenäht. So hatte ich eine Art Sack, in den ich abends hineinkroch, d.h. hineinstieg. Ich fand das schön, war ich doch getrennt von den anderen und alleine. Ein Nachteil stellte sich heraus: die Höhe von der oberen Schlafpritsche bis zur Barackendecke reichte nicht aus, um stehend in den Schlafsack zu schlüpfen. Ich mußte das Hineinschlüpfen auf dem Erdboden stehend bewerkstelligen und dann irgendwie auf meine anderthalb Meter hohe Schlafgelegenheit gelangen. Schlimm ist es gewesen, wenn man nachts zur Toilette mußte. Meistens hatte man sich dann die Blase erkältet, hatte Durchfall und mußte mehrmals raus. Bis zu den Abortanlagen war eine Strecke von mehreren hundert Metern zurückzulegen. Wenn man dann zurückkam, hatten sich die nachbarlichen Kameraden im Schlaf gedreht und einen Teil des Schlafplatzes besetzt. Lag man dann endlich und wurde wieder warm, so mußte man abermals raus. Es war bisweilen schlimm" (J. Halfpap, 49f.).

Diese Schilderung zeigt sehr anschaulich, daß das Lagerleben jenen Soldaten leichter fiel, die vom Lebensstil her gewohnt waren, in einer Gruppe zu leben; diejenigen dagegen, die im Sinne der bürgerlichen Privatheit erzogen worden waren, hatten große Probleme mit der permanenten sozialen Kontrolle. In den Berichten klingt es immer wieder mehr oder weniger deutlich an, daß die Unterbringung in kleinen Räumen zur Herausbildung eines Gefühls der persönlichen Identität beitrug. H. Griewel (138) bemerkt dazu: "Von einer unscheinbaren 'Nummer', von der man eine unter Tausenden war, wurde man langsam wieder zu einem Menschen, wenn auch zu einem gefangenen." Dieses Selbstwertgefühl führte dann weiter dazu, daß sich auch die kleine Gruppe der Zusammenwohnenden als Wohngemeinschaft begriff und danach handelte.

b. Tagesablauf

Der Tagesablauf sah etwa folgendermaßen aus: Um 5 oder 6 Uhr morgens erfolgte das Wecken. "Dazu schlug man mit einer Eisenstange oder einem Hammer gegen ein aufgehängtes Stück Schiene. Genauso bimmelte auch der

Pope seine Herde zum Gottesdienst zusammen" (A. Schotte, N2). Da die Morgentoilette nicht überwacht wurde und die Gefangenen in ihrer Kleidung schliefen, war es jedem selbst überlassen, was er hinsichtlich der Körperpflege unternahm. In allen Lagern bestand das Problem vor allem darin, eine ausreichende Menge Wasser für das Waschen zu erhalten. Nach der Essensausgabe (Suppe und Brot) wurde der erste Zählappell abgehalten. Danach erfolgten die Arbeitseinteilung und der Abmarsch jener Arbeitskommandos, deren Tätigkeitsbereich sich außerhalb des Lagers befand. Die Arbeitskräfte für Lager- und Innendienst (meist diejenigen, die als nicht arbeitsfähig eingestuft waren), traten ebenfalls im Lager an und erhielten leichtere Arbeiten zugewiesen. Gegen Mittag kamen die Kommandos, die in der Nähe arbeiteten, in das Lager zurück zum Essensempfang. Wieder gab es Suppe und Brot oder auch Kascha (einen Brei aus Hirse, Mehl oder Sojaschrot). Anschließend zogen die Arbeitskommandos abermals aus dem Lager. Am Abend bekamen erst diejenigen Kommandos ihr Mittagessen, die mittags nicht ins Lager zurückkehren konnten und auch außerhalb des Lagers nicht verpflegt wurden. Sie erhielten es zusammen mit dem Abendessen, das aus Brot bestand. Dann erfolgte als Abschluß ein Zählappell, der sich Stunden hinziehen konnte. Erst nach Beendigung dieser Prozedur hatten die schwer arbeitenden Gefangenen Ruhe. Vor dem Schlafengehen verrichtete mancher noch persönliche Arbeiten, wie z.B. das Ausbessern der Kleidung. Jedoch die meisten Gefangenen waren von der Arbeit so mitgenommen, daß sie bereits nach dem Zählen erschöpft auf die Pritschen fielen.

c. Hygiene

In Notsituationen erhält die körperliche Hygiene einen besonderen Stellenwert. Wie die Berichte zeigen, kann gerade diesem kulturellen Bereich eine Vielzahl von Bedeutungen zugewiesen werden, die aber alle letztlich um das Überleben kreisen.

Die Probleme ergaben sich bereits bei den Latrinen. Die Toilettenanlagen befanden sich entweder im Freien oder in besonderen Bauten. Allein schon der Weg von der Schlafpritsche dorthin war, wenn die Gefangenen unter Dystrophie litten oder im strengen Winter nachts heraus mußten, schon eine große Quälerei und kostete zusätzliche Kraft und Überwindung. Hinzu kamen nicht wenige Unglücksfälle, so daß der Gang zur Latrine zu einem lebensgefährlichen Unterfangen werden konnte. "Immer wieder habe ich tagelang hintereinander Durchfall und kann mich nachts kaum bis zur Latrine schleppen. Diese liegt draußen im tiefen Schnee noch, die Rufe von Eulen und das Krähen von Raben sind mir Wegbegleiter. Eines Nachts schaffe ich den Weg nicht, unterwegs geht es voll in die Hose und in meine einzige Unterwäsche. Auf der Stelle reiße ich im Schnee schnell die Schuhe von den Füßen, dann die Stepphose, ehe die Brühe ganz durch ist, und laufe barfuß

mit dem ausgezogenen vollgeschissenen Unterzeug in der Hand zur Banja" (G. Meurer, 49).

Und in einem anderen Bericht heißt es zu diesem Problem: "Sanitäre Einrichtungen: Wasser floß ab u(nd) zu mal in Strohalmstärke - Latrine im Freien - Rundholz an einem Graben - einer rutschte nachts in den Graben - wurde herausgezogen - mußte seine Sachen erst im Schnee, dann im kalten Wasser (ohne Seife) waschen - sich selbst natürlich auch - dies alles völlig nackt - es hatte ja keiner ein Kleidungsstück zu viel. Der Barackenälteste lieh ihm eine Decke - die aber auch zum Brottransport gebraucht wurde" (A. Scholz, 1).

Doch nicht immer waren hilfreiche Kameraden zur Stelle, um den Verunglückten aus der Fäkaliengrube zu ziehen: "In diesen ersten vier Wochen haben wir uns nicht waschen können. Wir kannten uns vor Schmutz kaum noch. Es waren riesige Klosettgruben ausgehoben, ein Baum als Sitzstange darüber, sonst ohne jeden Halt. Viele waren durch Hunger, Durchfall usw. so schwach, daß sie sich bei Verrichtung der Notdurft nicht halten konnten und nach hinten herüber in die Grube fielen. Sie waren weg, tot!" (J.R., 3).

Auch bei der täglichen Körperpflege mußten sich die Kriegsgefangenen in Rußland umstellen. Da oft Wassermangel herrschte, waren sie gezwungen, mit einem Minimum an Wasser ein Maximum an Erfolg zu erzielen. Die Russen zeigten ihnen, wie man das macht: "Um sich sauber zu halten, brauchten sie morgens und abends nur einen mit Wasser gefüllten Becher. Sie nahmen zunächst etwas in den Mund und spuckten das Wasser langsam über beide Hände. Dabei rieben und wuschen sie sie eifrig. Dann nahmen sie den restlichen Teil ebenfalls in den Mund, ließen es in die hohlen Hände laufen und wuschen sich damit Gesicht, Hals und Ohren, feuchteten zum Schluß dazu noch ihre Haare an und verstanden es oft auch noch, etwas Wasser übrigzubehalten" (J. Probst, 117). Dazu der verblüffende Kommentar: "Man nehme einige Schlucke Wasser in den Mund und benutze die gespitzten Lippen als Wasserhahn; die Dosiermöglichkeit, Zielgenauigkeit und sparsame Einteilung bei Erreichbarkeit fast aller Körperteile mit den mit Wasser bespienenen Händen ist enorm" (J. Halfpap, 19; vgl. R.B., 5 und J. Beckbauer, 4).

Alle zehn bis vierzehn Tage fand eine Entlausung mit Körperreinigung und Rasur statt. "Für die Hygiene der Kriegsgefangenen wurde aus russischer Sicht viel getan. Ich meine das ernst. Zwar war uns manches fremd und schwer nachvollziehbar, aber die Bemühungen unserer Bewacher waren vorhanden und hatten sicher auch Teilerfolge. Hier ist die Entlausung zu erwähnen und speziell im Panzerlager die 'Banja'. Das war ... ein Steinhaus neben den Toiletten. In diesem Gebäude war ein großer Raum, in dem die 'Desinfektion' der Bekleidung vorgenommen wurde. Alles, was man hatte an Textilien, mußte man auf Drahtbügel hängen. Diese wurden ihrerseits auf Metallstangen gehängt. Dann wurde der Raum von außen aufgeheizt, ich

glaube mit Erdöl. Angeblich konnte die Temperatur so gesteigert werden, daß das Ungeziefer, welches wir in der Tat hatten, einging. Auf jeden Fall waren hinterher die Metallbügel immer so heiß, daß man sich regelmäßig die Hände verbrannte. In der Zeit, in der die Textilien erhitzt wurden, wurde man in den anderen großen Raum der 'Banja' getrieben. Man bekam eine Waschschüssel und mehrmals heißes Wasser. Seife hatte man selbst zu haben. Bevor die Zeremonie der Waschung beginnen konnte, wurde einem das Haupthaar völlig geschoren. Das machten deutsche Friseure mit so einer Art Hand-Haar-Schneidemaschine. Man war übrigens völlig nackt. Im Waschraum standen auch mehrere Gefäße mit einer bräunlichen Substanz. Da wurde man rangeführt, und dann mußte man mit der Hand etwas von dieser Paste nehmen und die Achsel-, Scham- und Körperhaare damit einschmieren. Das Zeug trocknete rasch, wenn es dann abbröckelte, und der Rest abgewaschen wurde, war man total enthaart. Eine wirksame, rauhe Methode. An bestimmten Stellen wurde auch schon mal mit dem Rasiermesser nachgeholfen. Es stellten sich manchmal üble Folgen dieser Prozedur ein. Es gab Entzündungen, man war wund, insbesondere, weil man bei der Arbeit viel schwitzte. Aber es heilte wieder, die Haare wuchsen nach, allerdings nur bis zur nächsten Behandlung" (J. Halfpap, 50f.).

Die äußeren Bedingungen dieser Reinigungsprozedur waren nicht ungefährlich: "Anfang Februar, an einem frühen, sehr kalten Sonntagmorgen, erhielten die sämtlichen Baracken des Lagers Befehl, zur Entlausung anzutreten. Von Baracke zwei bis sieben waren etwa 2000 Kriegsgefangene aufgefordert, sich notdürftig mit 'Bekleidung' zu versehen und der Reihe nach draußen vor der Baracke 1 auf den Eintritt zu warten. Die Bekleidung bestand - wie bei mir - aus zerrissenen Wollsocken, einem fadenscheinigen sogenannten Drillichanzug, einer Decke, die entlaust werden sollte, und einem Paar Strohsandalen. Keine Kopfbedeckung, keine Handschuhe, schon gar keinen Mantel. So wartete unsere Baracke 50 Minuten draußen im Halbdunkel, in Schnee und Eis, bis wir in die geheizte Baracke eingelassen wurden. Noch an demselben Sonntag gegen Mittag erkrankte ich mit noch einigen Kameraden von dem ausgestandenen plötzlichen Temperaturwechsel von fast -50 Grad C. draußen und +20 Grad C. in der Entlausungsbaracke. Ich hatte an diesem Tage noch 39 Grad Fieber, litt an einem starken Durchfall und wurde am Abend in die Krankenbaracke A eingeliefert. Am nächsten Tage hieß es: Typhus, steigende Temperatur" (W. Kroes I, 5).

Diese Entlausungsaktionen waren zunächst erfolgreich und dämmten die Läuseplage eine Zeitlang ein. Der Kampf mit den Flöhen, Läusen und Wanzen gehörte aber zum normalen Alltagsleben in den Lagern. "In diesen verdreckten Wäschestücken hielten sich die Läuse ganz besonders gerne auf. Die Biester vermehrten sich unwahrscheinlich schnell und zwickten und piekten uns an allen Körperstellen. Um dieser Plage einigermaßen Herr werden zu können, benutzten wir unsere Freizeit notgedrungen dazu, die Läu-

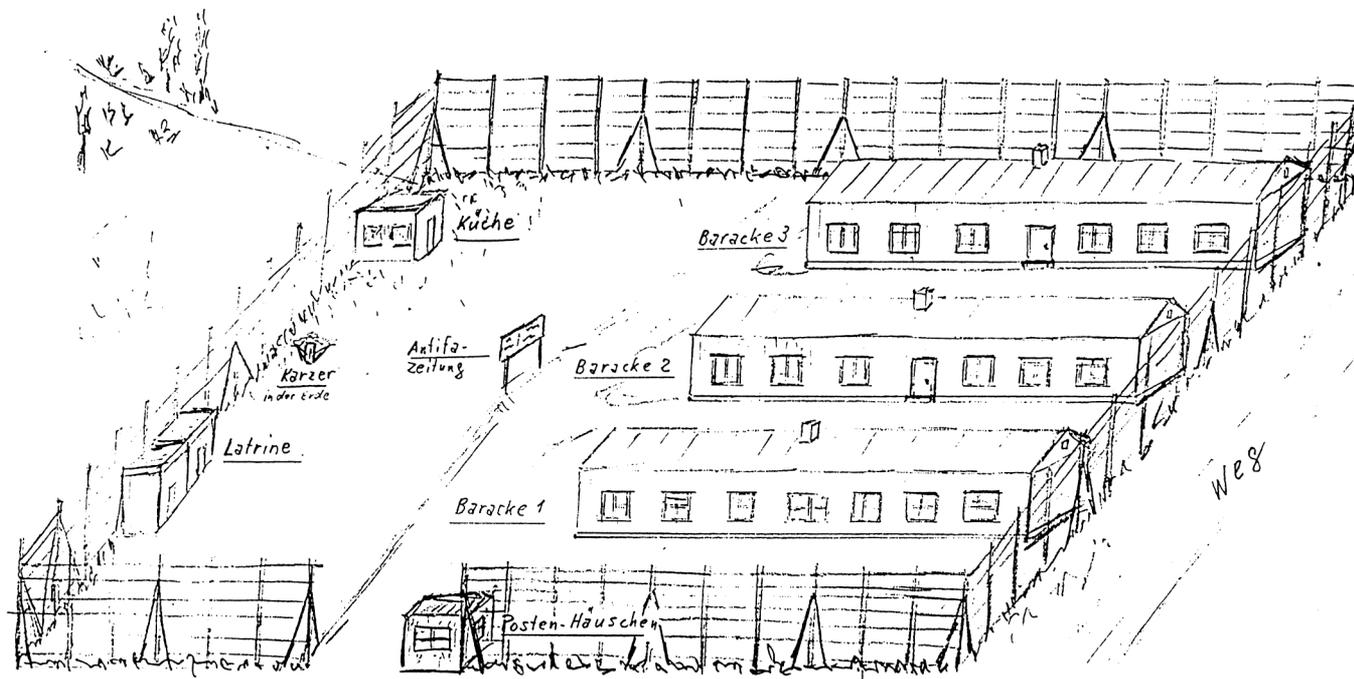


Abb. 17: Lager "Roter Oktober" Nr. 1701 am Stadtrand von Oktjabersk/Ural, 1946-1949 (Zeichnung W. Mattern).

se in den Wäschestücken zu suchen und zu knacken. Jede vernichtete Laus zählte in unserer Landsersprache als 'Abschuß'. An den windgeschützten Stellen unserer Behausung oder auch auf dem Feld zogen wir die Hemden aus, mit dem Wunsch, mit der Vernichtungsaktion wieder Ruhe am Körper zu bekommen. Aber das brachte nur vorübergehend Erleichterung. Wir waren wohl in der Lage, die kleinen und großen Läuse zwischen den Fingernägeln zu knacken - aber die Nissen, die Läusebrut zu vernichten war unmöglich. So war es dann keine Seltenheit, wenn wir bei einer Razzia 40, 60 oder 80 Läuse vernichten konnten. Einer übertrumpfte den anderen mit seinen 'Abschüssen', einer blieb dann jeweils der 'Tagessieger'. Es war ein seltenes Spiel. Wir waren aber alle nur von dem Wunsch beseelt, hier in dieser Wildnis kein Fleckfieber, das von kranken Läusen verursacht wurde, zu bekommen. Für diese lebensgefährliche Krankheit gab es hier auf der Sowchose keine Hilfe. Viele Soldaten sind während des Krieges und in der Gefangenschaft dieser heimtückischen Krankheit zum Opfer gefallen" (J.K., 282f.).

Diese Einstellung wird wiederholt in den Berichten deutlich: Sich nicht aufzugeben, nicht zu resignieren, das ist die rettende Devise, und ein Exerzierfeld dieses Aktionismus stellte oft genug die Hygiene dar: "Um unter solchen extremen Bedingungen körperlich und geistig widerstandsfähig zu bleiben, war es nötig, sich nicht gehenzulassen, sondern trotz der widrigen Umstände das Mögliche für die körperliche Hygiene und geistige Beweglichkeit zu tun. Die körperliche Hygiene bestand darin, daß man trotz der eisigen Kälte, die zum Teil bis unter 40 Grad minus betrug, über den Hof in die Waschbaracke ging, wo durch Holzrinnen, wenn es nicht gerade eingefroren war, Wasser geführt wurde, das durch einfache Holzstöpsel, die man hochdrücken mußte, Wassertropfen für Wassertropfen entnommen werden konnte. Das reichte gerade, um Gesicht und Hände zu benetzen. Aber auch dazu gehörte immer wieder große Überwindung. Ein großer Teil der Kriegsgefangenen hatte diese Widerstandskraft nicht mehr und wusch sich praktisch nur noch, wenn der Russe zur Entlausung aufforderte" (R.B., 8).

Welchen hohen Stellenwert die Hygiene haben konnte, wird im folgenden Bericht deutlich. J. Probst (63), der das Fleckfieber bei Stalingrad überstanden hatte, berichtete über seinen weiteren Lazarettaufenthalt: "Karl und ich hatten unsere Arbeit und trugen tagaus und tagein unter Lebensgefahr die Toten hinaus. Wir hatten erkannt, daß, wenn wir wieder nach Hause kommen wollten, wir uns bewegen und sauberhalten mußten und nicht liegenbleiben durften. Allzu viele hatten uns schon ein schlechtes Beispiel gegeben. Lieber vor Müdigkeit am Abend umfallen, als langsam und sicher im Dreck verkommen. Durch unsere Arbeit blieben wir gelenkig und bekamen Hunger. Draußen mußten wir stets am Brunnen vorbei, so daß wir täglich die Gelegenheit zur gründlichen Reinigung wahrnehmen konnten." Und um diese Einstellung zu unterstreichen, schreibt J. Probst (67f.) noch folgendes Erleb-



Abb. 18: Entladen eines Dampfers, der Mehlsäcke geladen hatte, Elabuga, "Klosterlager", 1945 (R. Eismann; vgl. K. Tappert, in: E. Berthold, 97ff.).

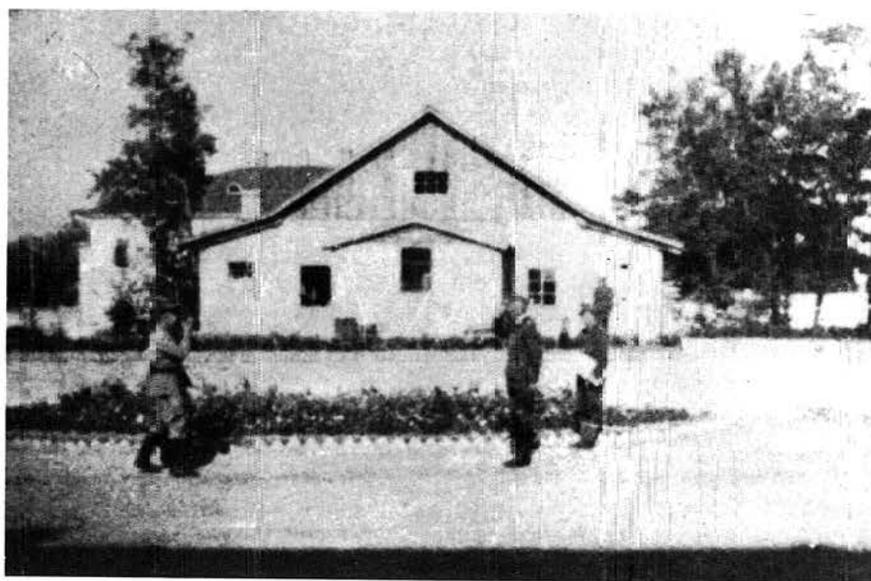


Abb. 19: "Deutschlandhalle" im "Klosterlager" von Elabuga, Unterkunft für 200 deutsche Gefangene (R. Eismann; vgl. K. Tappert, in: E. Berthold, 67ff.).

nis auf: "Mit Landsern aus einem Sägewerk an der Wolga kam vor einigen Tagen auch ein Kamerad aus meiner Heimatstadt Hagen-Haspe auf unser Zimmer. Er war Kraftfahrer bei einer Sanitätseinheit gewesen und hieß H.B. ... Sein Gesundheitszustand war ziemlich schlecht ... Hohes Fieber und starken Durchfall brachte er mit. Er bekam einen Platz ziemlich am Ende der Pritsche unter dem Stubenfenster nicht weit von unserem Lager auf der Erde, so daß ich mich mit ihm mühelos unterhalten konnte. Mir fiel auf, daß er stets und ständig auf seinem Platz liegenblieb und dauernd schlief. Zum Essen- und Brotempfang bewegte er sich nicht einmal von der Pritsche, sondern ließ sich durch seine Nachbarn alles mitbringen. Ich warnte ihn, sich weiter so zu verhalten und nicht auf etwas Sauberkeit zu achten. Meine Aufforderung, täglich zum Waschen und Entlausen mit mir nach draußen zu gehen, lehnte er ab. Ich tat so etwas täglich, was immer etwa eine Stunde dauerte. Karl war damit einverstanden, und bis zu seiner Krankheit taten wir es zusammen, H.B. schloß sich uns jedoch nicht an. Seinem Reden entnahm ich, daß er im Grunde nicht mehr an eine Heimkehr dachte und glaubte. Das war auch seine ganze Gleichgültigkeit. Alle Versuche, ihn umzustimmen, scheiterten an seiner Weigerung, umzudenken und auf mich zu hören ... Das, was bei ihm vorauszusehen war, trat dann auch bald ein. Zum Schluß trank er nur noch Wasser. Seine ganze Verpflegung dafür gab er seinem Nachbarn. An einem Morgen trugen wir ihn hinaus vors Lagertor."

Schließlich seien noch die Worte eines Kommandeurs wiedergegeben, die ein Berichterstatter so zusammenfaßt: "'Bis dahin', und dabei zeigte er bis zu seinem Kinn, 'meine Herren, in der Scheiße, aber rasiert, meine Herren!'" Und der Einsender fügt als Kommentar hinzu: "Dieser simple Spruch war dazu angetan, sich selbst in den schwierigsten Situationen daran zu erinnern, daß eine gewisse Selbstdisziplin, eben durch das Rasieren, nötig und hilfreich war, um sich als Mensch zu behaupten" (R.B., 12).

d. Zählappell

Die Zählappelle haben oft einen besonders nachhaltigen Eindruck bei den Gefangenen hinterlassen. Die Berichte enthalten eine Mischung von Belustigung und Verärgerung über die nicht notwendigen Strapazen. Das folgende Urteil über die Handlung ist beispielhaft für viele: "Jedesmal wurde gezählt, und das war immer eine sehr schwache Seite der Iwans" (O.B., 9). So ernst die Situation auch war, so machten sich doch einige den Spaß, durch Stellungswechsel oder langsames Antreten die Prozedur in die Länge zu ziehen. Im Normalfall verlief das Ritual wie folgt: "Der absolute Höhepunkt eines jeden Tages war die Zählung. Alles, was noch halbwegs auf den Beinen stehen konnte, mußte auf dem großen Lagerplatz antreten in Fünferreihen. Dann erschienen die russischen 'Deshurnyj'-Offiziere (Offiziere vom Tagesdienst) und zählten also ab. Während sie dann anschließend die Baracken durchgingen, um die 'Fußkranken' und Lazarettkranken, sowie das

Küchenpersonal und die übrigen 'Kommandierten' zu zählen, stand das 'Fußvolk' immer noch auf dem Appellplatz und hoffte nur, daß auch die Zahlen stimmten. In der Regel war das nicht der Fall, und die Prozedur wiederholte sich so oft, bis die Rechnung aufging. Oftmals standen wir 1 1/2 bis 2 Stunden in der Kälte. Als der Winter dann noch zulegte, fand die Zählung in den Baracken statt" (H. Schwanke, 10). Aus dem Lager Usman stammt der Bericht über ein anderes Zählverfahren: "Dann wurden die Arbeitskommandos durchs Tor gelassen, natürlich unter genauer Zählung. Wenn die im Lager Verbliebenen dann auch abgefüttert waren, kam das Kommando: 'R austreten zur Zählung!' In Reihen zu 5 Mann hintereinander, mit der Zahl 5 ließ sich am besten rechnen, standen wir dann oft bis zu zwei Stunden und noch länger im Hof ...

Für jede Krankenbaracke, für Schuster- und Schneiderstube, für Küche und Bäckerei usw. war je ein Zähler bestimmt. Diese kamen dann und meldeten ihre Ergebnisse. Das alles wurde dann addiert, und mit den bereits außen befindlichen Arbeitskommandos mußte das dann ja normalerweise die Gesamtgefangenenzahl des Lagers ergeben. Diese Zahl war ja auf der russischen Schreibstube bekannt. Aber auch der deutsche Lagerführer kannte diese Zahl ... Ich bin nie dahintergestiegen, ob hier in Usman die genaue Zahl je ermittelt wurde, vermutlich wohl nicht. Je nach Laune des russischen Kommandanten wurde dann die Zählung mittags wiederholt, oder aber auch im Anschluß gleich noch einmal" (W.R., 95).

Der Zählappell hatte eine hohe Bedeutung für die sowjetischen Bewacher. Er war für die gesamte russische Mannschaft ein Akt der Entlastung: "Der Russe fand einfach kein Vertrauen, sich die Bestandsmeldungen von den Führungskräften geben zu lassen. Die Zählungen waren problematisch, weil einmal die Arbeitsbrigaden noch draußen waren, zum anderen es täglich im Lazarett personelle Veränderungen gab" (H. Schwanke, 11). Die Zahl mußte aber stimmen, sonst gab es Scherereien mit den vorgesetzten Dienststellen.

Sowohl in den sowjetrussischen als auch in den westalliierten Lagern wurden Zählappelle - ganz abgesehen von ihrer formalen und organisatorischen Bedeutung - nicht nur als ein wirksames Disziplinierungsmittel, sondern vor allem auch als bloße Machtdemonstration eingesetzt. Tricks, mit denen sich die Gefangenen die Prozedur erleichtern wollten, wurden natürlich auf Dauer durchschaut: "Beim Zählappell ließen (sie) uns manchmal stundenlang warten. Die schwach auf den Beinen waren, haben sich Stützen gemacht. Wenn die Franzosen das sahen, ... (kamen) sie von hinten und schoben mit dem Stock die Stütze weg, so daß der Mann auf den Rücken fiel" (F.B., 28).

Je nach Temperament des Lagerkommandanten konnten die Zählappelle in militärischen Drill ausarten, der angeblich den Russen besonders an den deutschen Soldaten gefiel: "Dann dauerte es auch nicht lange, bis die russische Lagerleitung erschien. Wie bei Preußens erschallten dann die

Kommandos 'Stillgestanden' und 'Zur Meldung - die Augen links'. Dann kommandierte der russische Major 'Wolno' ('Rührt Euch') ... Der Major sprach einige Sätze, der Ungar übersetzte abwechselnd ins Ungarische und Deutsche. Wieder und wieder dieselbe Prozedur. Gute und schlechte Kameraden mußten vortreten, mußten Lob und Tadel über sich ergehen lassen. Müdigkeit und Erschöpfung waren kein Grund, uns in die Quartiere abrücken zu lassen. Da wir uns ja alles in Ungarisch, Deutsch und Russisch anhören mußten, leuchtete es ja ein, daß der ganze Zauber allabendlich sehr lange dauerte. Die Krönung folgte dann aber noch mit einigen Runden um die Fabrik. Ungarn und Deutsche marschierten in getrennten Gruppen und schmetterten ihre Soldatenlieder in die Nacht. Der Boden war sehr holprig und glatt, oft stolperte man über seine eigenen Füße. Wir sangen meistens Lieder des ersten Weltkrieges, so z.B. 'Fern bei Sedan', 'Argonnenwald um Mitternacht' oder auch 'Kehr' ich einst in meine Heimat wieder'. Wir hatten bald herausgefunden, daß wir mit diesen Liedern bei der russischen Lagerleitung, besonders bei dem Major, Eindruck schinden konnten. Oft wurden die deutschen Gefangenen wegen der Disziplin und des guten Gesanges von der russischen Lagerleitung sehr gelobt. Eine Runde um die Fabrik betrug wohl 800 bis 1000 Meter. Am Ausgangspunkt wieder angekommen, stand dann der Major auf einem Schneehügel, umgeben von zwei oder drei russischen Offizieren. In richtiger Entfernung erscholl dann von dem Führer unserer Gruppe das Kommando 'Zum Parademarsch - Achtung! Die Augen links!' Und im Stehschritt ging es an der russischen Lagerleitung vorbei. War der Major mit unserem Parademarsch zufrieden, konnten wir in die Unterkünfte abrücken. Ansonsten drehten wir noch eine weitere Runde oder auch zwei und drei Runden. Je nach Zufriedenheit der Russen konnten entweder die Ungarn oder die Deutschen zuerst in die Unterkünfte abrücken. Wie oft haben wir dieses Theater verflucht! Aber was half alles Murren und Schimpfen. Wir mußten den von den Russen angeordneten Blödsinn schon mitmachen" (J.K., 130f.).

Dieses Beispiel verdeutlicht, daß die Welt der Kriegsgefangenen trotz allem durch die militärischen Lebensformen geprägt blieb. Das System von Befehl und Gehorsam, der Drill und viele andere militärische Formen hatten sich erhalten. Die Schwierigkeiten des Übergangs von der "Militärkultur" zur "Lagerkultur" der Kriegsgefangenen liegen offensichtlich nicht so sehr in den unterschiedlichen kulturellen Systemen, sondern an einer kollektiven Verhaltensunsicherheit, die auf den Einsturz der bislang gültigen Wertordnung zurückzuführen ist.

e. Lagerkommandant/Deutsche Lagerleitung

An der Spitze eines sowjetischen Lagers stand der Lagerkommandant, der von einigen weiteren Offizieren unterstützt wurde. Einer von ihnen war für die Arbeitseinteilung (Arbeitsoffizier) zuständig, ein anderer für die

Versorgung des Lagers (der Wirtschaftsführer). Manchmal war ihnen noch ein Arzt oder eine Ärztin beigeordnet. Die Mannschaften, die die Bewachung des Lagers und der Arbeitsbrigaden durchführten, ließen sich meist nicht im Lager selbst sehen oder betreten es in der Regel ohne Waffen.

Die Charakterisierung der Lagerleitung ist recht unterschiedlich. Viele Berichterstatter schreiben, daß die Behandlung in der Sowjetunion den Umständen entsprechend durchaus "human" gewesen sei. Sie erkennen an, daß viele russische Offiziere und Mannschaften sich bemühten, das Beste aus der Situation zu machen. Manche Kommandanten haben sogar einen recht positiven Eindruck hinterlassen. Dazu das folgende Beispiel: "Am 01.04.1947 bekamen wir einen anderen russischen Lagerleiter. Man sagte uns, daß er ein Jude wäre, der in Österreich in Gefangenschaft gewesen sei und es gut gehabt hätte. Dadurch kam es dann, daß unter seiner Leitung keine Lebensmittel verschoben wurden, die für das Lager bestimmt waren. Jeden Morgen stand seine Frau am Ausgangstor und schaute nach, wessen Kleidung oder Schuhwerk schlecht waren. Sie mußten erst zur Kleiderkammer ... Auch zum Produktenempfang war sie dabei. Das Vorratslager mußte jedes Gramm Öl oder Zucker oder Mehl usw. herausrücken. Das hob unsere Stimmung, denn das Essen wurde wirklich etwas besser. Alle redeten nur von der 'Mama'" (J. Beckbauer, 8).

Andere Lagerkommandanten waren dagegen gefürchtet: "Der Lagerkapitän wurde ausgewechselt, es kamen unangenehme Gestalten, ein Kapitän, der den Spitznamen 'Trubka' erhielt, weil er Pfeife rauchte. Ekliger noch war der 'Sechsmotorige' der nachts zu Blitzkontrollen durch die Baracken sauste, um konspirative Zirkel, Kartenspieler und geheime Schnapsbrenner zu erwischen" (A.T., 25). Interessant ist an diesem Beispiel auch, daß die Lagerkommandanten mit Spitznamen versehen wurden. Die Kommandanten repräsentierten die Macht im Lager und werden in vielen Episoden als die Beherrscher der Gefangenen geschildert.

Der eigentliche Chef eines russischen Lagers war allerdings der Politoffizier. Die Berichte über diese Funktionäre sind recht widersprüchlich und ergehen sich oft in Mutmaßungen. So wird immer wieder behauptet, daß alle anderen sowjetischen Soldaten vor ihnen Angst gehabt hätten. Als Beispiel für die Machtfülle eines dieser Mandatsträger sei folgender Bericht angeführt: Ein Gefangener, der eine gewisse Vorzugsstellung erreicht hatte, unternahm mit seinem Politmajor eine Fahrt in die nahe Stadt. "Das offensichtliche Vertrauen, das ich genoß, gab mir den Mut, offen auf seine Fragen zu antworten. Ich erzählte ihm, welch räuberisches Verhalten seine Kollegen an den Tag gelegt hatten beim Wegnehmen letzter Habseligkeiten. Ich vermute, daß er sowieso mit den anderen abzurechnen hatte und ihm mein Bericht zupaß kam. Quasi über Nacht wurde die gesamte Führungsspitze entthront: Lagerchef, Offiziere, Arzt. Sie wurden dienstlich degradiert und ersetzt. Mir wurde fast schwindelig, ob der ausgelösten Lawine" (A.T., 10).

Die "Grünen", wie die politischen Offiziere genannt wurden, verfügten in jedem Lager über ein gut funktionierendes, oft nur durch kleine Zeichen nach außen hin sichtbar werdendes Spitzelsystem. Allein das Wissen um die Existenz dieses Informationsnetzes wirkte sich sehr desintegrierend auf die Gefangenen aus (vgl. S. 131ff. und 136f.).

Wesentlich leidenschaftlicher und episodenhafter ist die Beschreibung der deutschen Lagerleitung. Die Gewahrsamsmächte bedienten sich einer Gruppe von Gefangenen, die die Befehle weitergaben und deren Ausführung überwachten. So war es ganz selbstverständlich, daß an der Spitze der Gefangenen ein deutscher Lagerleiter stand, der von der Gewahrsamsmacht eingesetzt wurde. Dieser Lagerleiter, häufig ein Unteroffizier oder ein höherer Mannschaftsdienstgrad, besetzte seinerseits die weiteren Schlüsselpositionen in der Lagerverwaltung, z.B. die Küchenkräfte, die Sanitäter, die Hilfskräfte bei Entlausungen und die Lagerpolizei. Diese Gruppe der Gefangenen besaß eine ungeheure Machtposition und führte in den Augen der von ihnen Abhängigen ein Luxusleben: bessere Kleidung, ausreichende Nahrung, wenig Arbeit, Innendienst und keine Rasur der Haare. Es ist daher kein Wunder, wenn diese bevorzugte Schicht von den "normalen" Gefangenen beneidet und gehaßt wurde, zumal dann, wenn die Vorzugsstellung ganz offensichtlich auf Kosten der Allgemeinheit ging. In der Sowjetunion waren diese Positionen oft von ausgewiesenen Kommunisten oder Überläufern besetzt. Die Urteile über die damalige deutsche Lagerprominenz ist, wie A. Lehmann (1986, 45) herausgearbeitet hat, "voller Aggressionen, voller Haß und Ressentiments".

Meistens wird geschildert, daß die deutsche Lagerleitung korrupt war und von den Vertretern der Gewahrsamsmacht gedeckt wurde: "Im Kriegsgefangenenlager Orscha begrüßte uns ein zunächst freundlicher Gefreiter, der sich als eingesetzter Lagerleiter, wie wir hörten, mittels beschaffter Litzen eine Art Leutnants-Schulterstücke hergerichtet hatte. Dieser gab sich sehr besorgt um uns - und unsere noch geretteten Wertsachen und erbot sich, letztere in Gewahrsam zu nehmen, bis die bevorstehenden, tagelangen Filzungen durch die Russen vorüber seien. Die noch Arglosen unter uns verließen sich auf das Wort des 'Kameraden'. Sie mußten später erkennen, daß der Lagerleiter mit dem russ(ischen) Kommandanten gemeinsame Sache machte, d.h. er übergab alles dem Russen und war an dem Raub beteiligt. Es gab große Unruhe im Lager. Daraufhin ließ der russ(ische) Kommandant den deutschen Lagerleiter von Posten mit Maschinenpistolen abführen. Das war für uns alle eine Genugtuung - bis wir vernahmen, daß der Hinausgeführte zum Lagerleiter im Zentrallager befördert worden war" (B. Petrat, 4). In dem folgenden Bericht wird ein weiterer dreister Raub geschildert: "Eines Abends, als wir von der Arbeit kamen, waren unsere paar Sachen durchwühlt. Mir fehlten der gute Pullover und ein Paar Socken, die ich schon gut gegen Butter, Brot und Tabak beim Russen hätte tauschen können, aber nicht getan

hatte wegen des kommenden Winters. Ich hatte weder Mantel noch Decke. Ein paar Tage später hatte unser deutscher Lagerkommandant den Pullover an. Als ich ihn zur Rede stellte, sagte er, der Russe hätte uns das weggenommen und ihm den Pullover gegeben" (H. Ladwig II,4).

Wie in vielen Fällen konnten die deutschen Hilfskräfte 'echte Kameradenschinder' sein. So berichtet z.B. W. Seeliger (II,32f.) aus dem französischen Lager Châtelailon-Plage: "Hier stand es nun, unser Empfangskomitee! Geschniegelte französische Offiziere, lässig mit der Reitgerte unter dem Arm ... Dann die deutsche Lagerleitung. Gut genährt, in sauberen Uniformen. Mit einer sie ausweisenden Armbinde gekennzeichnet. Das Kommando führte ein deutscher Obermaat ..., Hamburger oder Norddeutscher. In lautem Befehlston tat er uns sofort kund, daß er hier der deutsche Lagerkommandant sei. Auf die anderen, mit einer Armbinde gekennzeichneten Angehörigen des deutschen Lagerpersonalsweisend, erklärte er, dies sei die deutsche Lagerpolizei. Sie alle zusammen wären nun unsere Vorgesetzten, deren Befehlen unbedingt Folge zu leisten wäre ...

Es erfolgte die Einweisung in die Baracken. Auch hierbei taten sich die Herren der deutschen Lagerleitung und der Lagerpolizei durch lautstarkes, stoßendes und schlagendes Benehmen hervor. Ich selbst erhielt im Barackengang von diesem deutschen Lagerkommandanten einen harten Faustschlag vor die Brust, welcher mich rückwärts taumeln ließ. Genau in die Richtung eines schon bereitstehenden französischen Bewachers. Dieser beförderte mich dann mit einem gezielten Kolbenstoß, welcher den Körperbereich der Lendenwirbel traf, in die mir zugeteilte Unterkunft." Und in dem Bericht von J. Hagenbach (2f.) heißt es: "Ein übles Pack waren die deutschen Antifaschisten. Allen voran der deutsche Lagerleiter, ein ehemaliger Regierungsrat ... wohlgenährt, in Maßuniform und voll Haß gegen uns arme Schweine, der bei Vergehen gegen die durch ihn eingeführte sehr strenge Lagerordnung die Prügelstrafe, Strafarbeit in Nachtarbeit (Wasserholen aus einem unterhalb des Lagers gelegenen See) und Essensentzug anwandte. Er war Mitglied im Komitee Freies Deutschland und im Bund deutscher Offiziere. Ein Schwein in Menchengestalt." Es ist daher kein Wunder, wenn die Redewendung auftauchte: "Wir sind nicht mehr in russischer Gefangenschaft, sondern in deutscher Gefangenschaft in Rußland" (J.K., 110).

Die deutsche Lagerleitung in sowjetischen Lagern war manchmal in den Händen von Polen, Ungarn oder Grenzlanddeutschen, die Russisch verstanden und auch sprechen konnten. Die Sprachkenntnis brachte überhaupt entscheidende Vorteile bei der Erringung von Machtpositionen. In folgendem Bericht wird dargestellt, wie eine Gruppe von Offizieren versucht, sich gegen eine entmachtete Führungsgruppe durchzusetzen: "Zwei Tage nach dem Zusammenstoß mit dem Ziegeleidirektor komme ich vom (Arbeits-)Kommando ins Lager, da hat die russische Führung den Oberst zum Lagerleiter eingesetzt - B. ist abgesetzt worden, aus heiterem Himmel sozusagen,

jedenfalls ohne eine für uns erkennbare Begründung. Allerdings, man hat ihn zum 'Wirtschaftskommandanten' eingesetzt. Der Oberst macht mich zum Lageradjutanten, wir wollen es besser machen als bisher, wir wollen die bisher von B. und W. gehandhabte Prügelstrafe, wenn jemand etwas ausgefressen hat, ersetzen durch die 'Karzerstrafe', die ausgesprochen werden soll, wenn genügend geprüft ist.

B. schläft weiter in der Küche, man könnte sagen, in seiner Küche, denn die Küche ist die Machtposition im Lager ... Uns streicht man jede großzügige Handhabung bei der Verpflegungsausgabe, und B. führt dafür etwas Neues ein: Die Kompanieführer bekommen besonderes Essen, und da auch einige Offiziere Kompanieführer sind, auch diese. So erreicht B. es schnell, uns uneinig zu machen: bei dem Protest gegen diese Schikane schließen sich die begünstigten Kompanieführer schon nicht mehr an. Sie leben von B.s Gnaden.

Wir anderen Offiziere bekommen auf unseren Protest hin 'aus unseren Produkten' eigenes Essen gekocht, damit fällt alles, was wir sonst auf die Hand bekamen, fort; das ist jetzt angeblich 'im Essen drin'. Unsere Verpflegung wird damit unterdurchschnittlich schlecht. Wir sind als Lagerleitung dem Boykott kaum gewachsen, zumal der Oberst überhaupt kein Russisch spricht und ich nicht annähernd perfekt. B. und seine Freunde aber haben keine Verständigungsschwierigkeiten" (G. Meurer, 47f.).

Dieses Beispiel verdeutlicht neben der allgemeinen Schwierigkeit, bestehende Strukturen zu verändern, auch die recht ambivalente Stellung der Offiziere in den Lagern, in denen sie zusammen mit den Mannschaften leben mußten. In der Gefangenschaft blieben sie zwar Autoritäten, doch sie verloren zumeist die höheren Positionen. Sie konnten sich unter diesen Umständen gegen die in vieler Hinsicht wendigeren, mehr auf die Praxis bezogenen Unteroffiziere nicht durchsetzen.

Für viele Gefangenen war es tröstlich, daß sie immer wieder beobachteten, wie schnell die Bevorzugungen durch die Gewahrsamsmächte wechselten. Vor allem in den sowjetischen Lagern konnte es von heute auf morgen zu grundsätzlichen Veränderungen kommen. "Aber die russische Gunst wechselte mitunter schnell, und es galt, sich hervorzutun, wenn man sie erhalten wollte. Dies Hervortun konnte nur im Antreiben und Ausbeuten der übrigen Gefangenen liegen, und so waren die Wege weithin vorgezeichnet" (G. Meurer, 108).

Wiederholt wird berichtet, daß 'Schindertypen' noch während der Gefangenschaft oder aber auch danach "fertiggemacht" (O.B., 6) wurden oder aber ihre "entsprechende Packung" (W. Staacks, 4) erhielten. Hierzu der folgende Bericht: "Von der Baustelle haben wir Holz organisiert. Uns war es egal, ob es Türen oder Fenster waren. Das Holz hatten wir als Brennholz verkauft. In der Nähe war ein kleines Wäldchen, dort versteckten wir die Bündel und nahmen sie abends mit zum Verkaufen. Eines Tages war unser

Holz weg. Das ging einige Tage so. Nun paßten wir auf und sahen, daß deutsche Gefangene zusammen mit russischer Wachmannschaft den Wald als Toilette benutzten. Sie nahmen unser Holz mit. Es war eine Strafbrigade, die wir nicht kannten. Zu unserer Freude sahen wir unseren ehemaligen Lagerältesten Kurt K.. Wir waren etwa 15 Mann, jeder hatte Geld. Wir haben eine Flasche Wodka gekauft. Haben uns mit einem Posten unterhalten. Nach Einigung bekam er den Wodka und wir den Kurt K.. Vier Jahre haben wir unter seiner Führung gelitten. Die Wut von vier Jahren haben wir 15 ihn spüren lassen. Er sah schlimmer aus, als der Russe, der meinen Pelzmantel geklaut hatte. Angst vor dem Posten brauchten wir nicht zu haben. Wir kannten die Meinung der Posten von solchen Leuten ... Das mir das gelungen ist, darüber bin ich heute noch froh" (G. Breitkreuz, 30f.).

Vereinzelt soll es sogar nach der Heimkehr zu Verurteilungen wegen Kameradenschinderei gekommen sein (R.B., 6). Und es wird berichtet, daß ein deutscher Lagerkommandant aus Angst vor Rache als freiwilliger Arbeiter in Frankreich geblieben sein soll (M. Grän, 13).

f. Wachmannschaften

Die Erinnerungsberichte an das Wachpersonal sind recht widersprüchlich. Zum Wachdienst konnten die unterschiedlichsten Gruppen herangezogen werden. "Bis etwa Anfang Juni 1945 wurden wir in den Lagern nur von ganz jungen und ganz alten Rotarmisten (wir sagten Veteranen, Rentnern, Invaliden und Schülern) bewacht. Die jungen Iwans waren recht unfreundlich, ja sie schikanierten uns und schienen noch Freude daran zu haben, wenn wir Schmerzen und Qualen erleiden mußten, oder wenn einer zusammenbrach, was recht oft der Fall war. Sie waren politisch sicher aufgehetzt, hatten keine Lebenserfahrungen und konnten sicher nicht begreifen, daß wir auch nur unsere Pflicht gegen unser Vaterland erfüllt haben. Die alten russischen Soldaten dagegen waren oft anders. Sie zeigten meistens menschliche Züge und hatten Mitleid. Es gab in beiden Gruppen auch Ausnahmen.

Nach Beendigung des Krieges, etwa ab Juni 1945, bekamen wir im Lager dann eine komplette neue Wachmannschaft. Über diese russischen Soldaten konnten wir uns im allgemeinen nicht beklagen. Dabei hätten gerade sie Grund zu Haß und Wut haben können. Hatten sie an der Front doch die Last und Not des Krieges erlebt. Viele waren in Deutschland, bei Berlin, Frankfurt usw. gewesen. Manche sprachen auch etwas Deutsch. Sie meinten: 'Deutschland gut'. Diese Wachmannschaft tat zwar ihre Pflicht, man trieb uns auch zur Arbeit an, wenn der Natschalnik (= Arbeitsführer) oder russische Offiziere in der Nähe waren ... so waren sie, in dieser Hinsicht, fast wie richtige Kameraden zu uns, nur eben auf der anderen Seite" (J. Schulz, 16). Bei den Außenkommandos versahen auch Zivilposten die Bewachung, über die im allgemeinen recht Positives berichtet wird.

Wenn die Posten es wollten, fanden sie stets Anlässe, die Gefangenen zu schikanieren: "Das ging bei der Proverka (= Prüfung, Zählung), so oft wie nur denkbar, los und endete beim Filzen am Lagertor bei der Rückkehr von der Arbeit. Und natürlich erst recht während des Marsches zur Arbeit und auf der Arbeitsstelle selbst. Es ist verständlich, wenn z.B. ein russischer Soldat durch Kriegseinwirkungen - verursacht von den Deutschen - in seiner Heimat Geschwister, Vater und Mutter hat opfern müssen, sei es durch Verschleppung, Verwundung oder gar Tod. Kann er da uns gegenüber, wer weiß wie freundlich sein? Solche und andere Ursachen kamen oft genug zum Ausbruch, wenn einmal nicht alles so lief, wie sich unsere Bewacher das dachten. Dann schimpften sie fürchterlich auf die Faschisten und Nemzjij (Deutschen) ...

Ich habe wohl auch arge Hiebe bezogen - oft aus nichtigem Anlaß. Es war verboten, von der Arbeitsstelle etwas mit ins Lager zu nehmen. Einmal wurde ich erwischt, als ich ein paar rostige Nägel zur Befestigung der Pritschenbretter dabei hatte. Oder als ich nach Meinung des Postens zu langsam die gepreßten Betonsteine aufeinanderstapelte. Oder als ich beim Ausladen von losem Gips bei strömendem Regen mich selbst und meine verklebte Schaufel reinigen wollte. Oder als ich einen Offizier nicht korrekt begrüßt hatte. Oder als ich beim Bruchsteine-Aufladen eine Pause einlegte, weil mir der Rücken weh tat. Es ließen sich noch (weitere) Beispiele aufzählen. Was soll's. Ich will nicht anklagen - letztlich waren wir zu Recht in den Augen unserer Bewacher diejenigen, die ihr Land überfallen hatten. Ob ich dabei war - oder nicht. Im passenden Moment kam das dann doch zum Ausbruch" (H.J.L., 14f.).

Die Posten waren die dauernden Antreiber der Gefangenen. Durch das "ständige Schimpfen und Fluchen, die ewige Antreiberei ('dawaj, dawaj!') im ganzen Auftreten wollten sie deutlich zeigen: 'Wir sind jetzt die Herren, wir haben Euch besiegt, wir haben zu bestimmen'. Ich habe kein irgendwie geartetes menschliches Verhältnis zwischen russischen (vielfach aus der Mongolei stammenden) Posten und deutschen Kriegsgefangenen bemerkt" (W. Pohl, 9). Dieses letzte Beispiel zeigt, daß die asiatischen Bewacher schlecht einzuschätzen waren, wohl aus Unkenntnis über die Bedeutung der körperlichen Signale und aus einer gewissen Reserve gegenüber den Asiaten.

Vereinzelt wird von Fällen berichtet, in denen Wachsoldaten Gefangene kaltblütig niederschossen. Es waren durchweg Situationen, die als Fluchtversuch mißdeutet werden konnten und somit den Posten eine Rechtfertigung nach außen hin eröffneten. Von einem regelrechten Vorsatz hören wir allerdings nur vereinzelt: "Nun waren unsere Bewacher einmal wieder ausgetauscht. Unter den neuen befand sich ein ganz gehässiger. Wörtlich sagte er am ersten Morgen den von ihm bewachten Kriegsgefangenen: 'Bisher habe ich achtzehn Deutsche erschossen, hier kommt der neunzehnte dran'. Einen Anlaß, so meinte er, würde er schon finden ... Und eines Tages

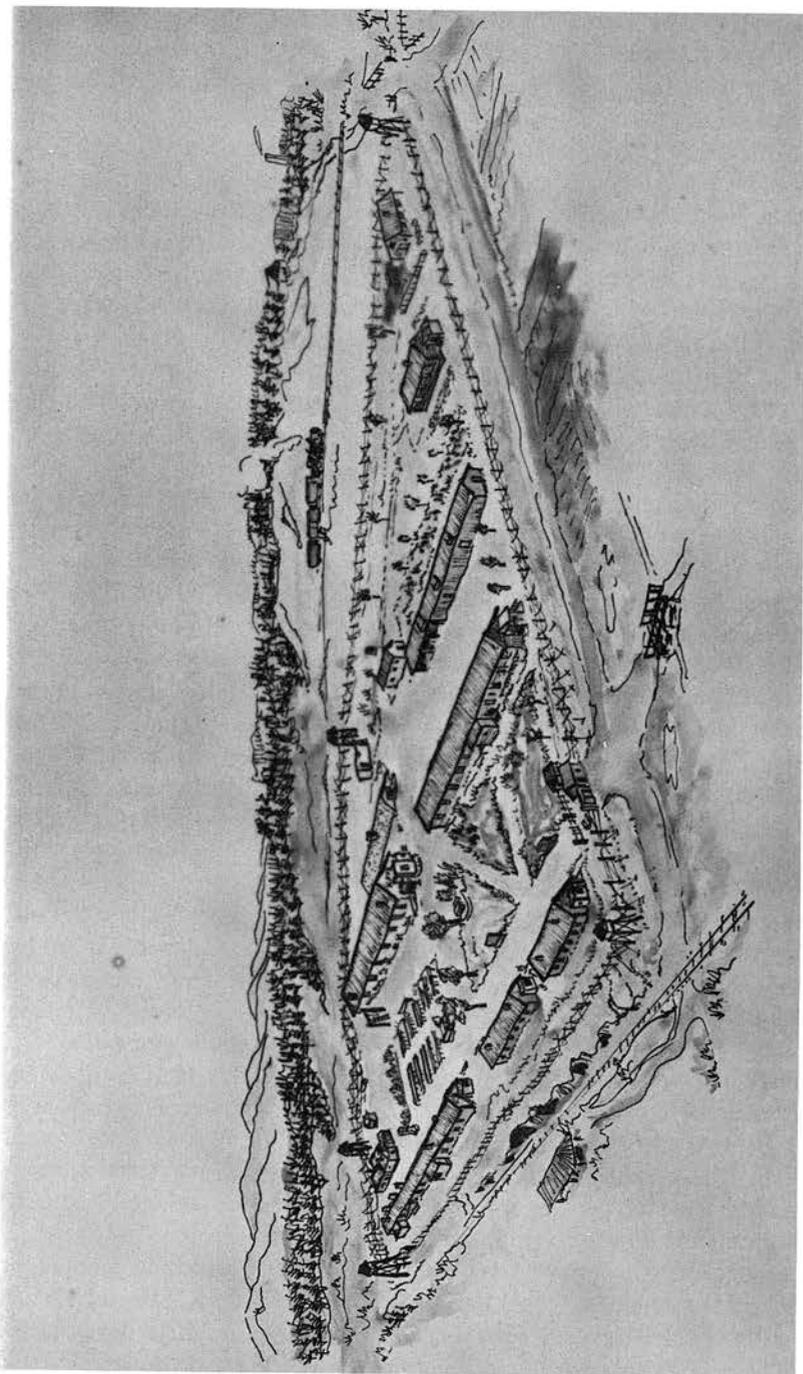


Abb. 20: Lager Kyz'tym/Ural (Zeichnung von W. Tell).

war es dann passiert. Durch das Lagertor kam ein Kommando mit gesenkten Häuptern vom Arbeitseinsatz zurück. Man trug eine flüchtig zusammengebaute Bahre, und darauf lag Wilhelm Bender - tot. Ein Familienvater von mehreren Kindern hatte auf gemeinste Art in der Fremde sein Leben lassen müssen. Was war geschehen? ... Kurz vor Feierabend erhielt Bender vom Wachtposten den Auftrag, vom nahen Waldrand Reisig für Besen zu sammeln. Der Waldrand lag aber außerhalb der für die Gefangenen erlaubten Grenze. Bender ahnte daher wohl, was ihm bevorstand und versuchte daraufhin dem Posten klarzumachen, daß er die Grenze nicht überschreiten dürfe. Daraufhin zog der Posten kurzerhand seine Pistole und erschoss Bender aus nächster Entfernung. Wären nicht noch weitere Posten in der Nähe gewesen, ich glaube, die Kameraden hätten sich im maßlosen Zorn auf den Mörder gestürzt. So aber konnten sie nichts weiter unternehmen, als schweigend eine Bahre zu bauen, um den Toten ins Lager zu tragen" (W.R., 47; vgl. W. Somberg, 14f.).

Viele Berichterstatter betonen dagegen, daß die Posten sich korrekt, wenn auch nicht gerade liebenswürdig verhalten haben. Man ging sich oft, soweit das möglich war, aus dem Wege. Berichtet werden aber auch lustige und menschliche Erlebnisse mit den Posten. Verbreitet sind Erzählungen über betrunkene Wachtsoldaten, denen die Gefangenen die Waffe hinterhertragen mußten: "Ich entsinne mich aber sehr gut an eine Begebenheit, die sich folgendermaßen zugetragen hat: Es war Feierabend. Wir standen angetreten und warteten auf den Posten, der uns ins Lager zurückbegleiten sollte. Es war nur ein Posten. Hiwis hatten wir nicht. Der Posten kam, und wir sahen schon von weitem, daß sich unser Iwan kaum noch auf den Beinen halten konnte. Er war total betrunken. Dann torkelte er vor uns herum, Maschinenpistole auf uns gerichtet und lallte: 'Kamerad alle machen kaputt'. Der Mann war vollkommen blau, wußte er noch, was er eventuell zu tun gedachte? Zwei Mann von uns schnappten ihn kurzerhand, nahmen ihm die MP ab, hakten ihn unter, und so marschierten wir dem Lager zu. Unseren Iwan gaben wir an der Wache ab, ebenso die MP. Für uns hatte das keine Folgen. Für unseren Freund aber sicher, denn wir sahen ihn nie wieder" (H. Gabriel, 15f.). E. Wittbecker (7) und A. Wegener (80-80a) berichten ähnliche Episoden.

Die zumeist sehr altertümliche Bewaffnung, vor allem der Zivilposten, war nicht gerade dazu angetan, den Respekt vor den Posten zu vergrößern (J.K., 157; vgl. Gabriel, 16). Einige Berichterstatter betonen, daß es zu freundlichen Gesprächen mit den Wachen gekommen sei, man zusammen so manches Mal eine Zigarette geraucht, natürlich auch zusammen Geschäfte gemacht und sich, so oft es ging, immer verständigt habe.

Es entsteht also ein ähnliches Bild, wie bei den Lagerkommandanten, lediglich auf einer tieferen Herrschaftsebene. Während der Kommandant - ob gut oder böse - die Respektsperson bleibt, schwankt das Bild des Wachtsoldaten von dem schießwütigen Rotarmisten bis hin zum tollpatschigen

russischen Posten. Interessant ist, daß die Berichterstatter die Widersprüchlichkeit des Verhaltens mit der russischen Mentalität zu begründen suchen (z.B. W. Somberg, 41f.).

In den westlichen Lagern scheint eine gewisse Solidarität mit den farbigen Wachsoldaten bestanden zu haben. So heißt es z.B. im Bericht von Frau Marks (II,2): "Schwarze Soldaten waren in allen Lagern und auf den Transporten die freundlichsten. Es waren immer weiße Soldaten, die unsere Rucksäcke durchsuchten oder uns impften, manche darunter waren wohl geborene Zyniker." Über ein französisches Lager wird u.a. berichtet: "Als wir diese Marokks bei Tage auf ihren Wachtürmen näher kennenlernten, mußten wir feststellen, daß sie eigentlich ein schlechteres Leben hatten als wir. Sie hatten Hunger und nicht genug Unterwäsche: so tauschten sie mit den Gefangenen ein Unterhemd für ein Stück Brot oder Brot gegen Zigaretten ... Diese marokkanischen Soldaten waren etwa in meinem Alter, und in ihrer Mentalität waren sie von einer unbeschwerten Fröhlichkeit wie die Kinder. In der Zahnstation erzählten sie mir von 'Abd el-Krim' (marokkanischer Freiheitskämpfer)! ... Das französische Joch abschütteln! Also hatten Marokkaner und Kriegsgefangene ähnliche Interessen" (W. von Kentzinsky, 21 und 57).

Viele Einsender sind der Meinung, daß die Bewachung in der UdSSR eigentlich überflüssig gewesen sei. Die Entfernungen nach Deutschland waren so gewaltig groß, daß eine erfolgreiche Flucht nach Hause unmöglich erschien. Solche Überlegungen mögen in den Jahren 1948 und 1949 wohl ihre Berechtigung gehabt haben, nachdem sich die Verhältnisse stabilisiert hatten und viele Gefangene nicht das Risiko eingehen wollten, ihre Chancen, nach Hause zu kommen, zu verringern. In den ersten Jahren der Gefangenschaft waren aber Fluchtversuche recht häufig, was natürlich nicht ohne Auswirkung auf das Verhalten der Posten gegenüber den ihnen anvertrauten Gefangenen blieb.

g. Flucht

Die Flucht aus einem Arbeitslager bedeutete in mehrfacher Hinsicht ein großes Wagnis. Schon kurz nach der Gefangennahme war den deutschen Soldaten von den Russen angekündigt worden, daß bei einer Flucht die Angehörigen des Betreffenden in der Heimat zur Rechenschaft gezogen würden. Trotzdem versuchten bei den Transporten und aus den Sammellagern viele, sich der Gefangenschaft zu entziehen. Solange die Soldaten noch in Mitteleuropa waren, bestand eine einigermaßen berechtigte Hoffnung, den Weg nach Hause zu schaffen. Jedoch als die Gefangenen das Innere der Sowjetunion (oder auch Südfrankreich) erreichten, waren die Chancen durchzukommen, sehr gering.

"Die Bewachung hier draußen auf der Sowjose war sehr mangelhaft. Im Laufe des Tages hatten wir schon oft Gelegenheit, das Weite zu suchen ...

Wir waren durch die harte Arbeit und schlechte Verpflegung sehr schwach geworden, zum Teil nur noch Haut und Knochen, daher nicht in der Lage, größere Strapazen zu überstehen. Daher hat es bei uns auch keiner gewagt, auf eigene Faust den Weg in die über 3000 km entfernte Heimat zu Fuß anzutreten" (J.K., 281).

Über Fluchtversuche aus russischen Lagern wird verhältnismäßig oft berichtet, allerdings in den meisten Fällen mit dem Ziel, auf die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens hinzuweisen. Für die Gefangenen, die im Süden der Sowjetunion festgehalten wurden, bestand allerdings eine gewisse Chance, in den Iran oder die Türkei zu gelangen. Aber auch aus Zentralrußland sind Fluchtversuche unternommen worden: "Im März 1946 wurden wir wieder nach Minsk verlegt, und zwar ins 'Mehl-Kombinat', das heißt: diese staatliche Brotfabrik hatten wir - meist mit Schuppe und Hacke - erst einmal aufzubauen. Das 'Skoro domoj'- 'Bald nach Hause' hatten wir längst als plumpe Lüge entlarvt. Ich beschloß daher, den Gedanken an eine Flucht in mir zu 'nähren' und wachzuhalten. Zufällig traf ich einen dieser 'Fernfahrer' (so nannten wir humorvoll die Geflüchteten) und erfuhr von ihm diesen wichtigen Satz: 'Weißt Du, Kumpel, man muß Glück haben!' Er hatte allerdings kein Glück gehabt, sondern war bei Brest-Litowsk wieder gefaßt worden und mußte nun drei Monate in Minsk in die Strafkompagnie. Lange Überlegungen bei mir folgten. Ich ging wirklich nicht 'Hals über Kopf' in diese schwere, aber auch mutige Entscheidung. Die Russen mußten auch hin und wieder erfahren, daß wir uns nicht alles bieten ließen. 'Warum sollte ich kein Glück haben?'- Etwas Marschverpflegung hatte ich mir zurückgelegt. Am 2. Juli 1946 sollte die 'Fernfahrt' über Litauen - Ostsee - Schweden losgehen. Aber ich hatte derartige Rheuma-Schmerzen, daß ich den Fluchttag verschieben mußte auf den 15. Juli 1946. Ich fuhr - wie alle anderen zur Baustelle, ging aber nicht zum Geräte-Empfang, sondern gegenüber in einen Zementschuppen, der im Grenzgebiet der umzäunten Baustelle lag. Der Posten im 'Schießstand' konnte mich nicht sehen - das hatte ich ausgekundschaftet ... Keiner beachtete mich, wie ich im Zementschuppen verschwand. Beherrzter Sprung, Schleichen wie ein Fuchs, und nach 100 Metern war ich auf der Hauptstraße, die von Minsk nach Osten führte. Ich sah aus wie ein richtiger Russe: Wattejacke, Wattehose, Wattermütze. Auf der Schulter eine Ein-Meter-Fünfundzwanzig Meßlatte, wie ein Plotnik (Zimmermann) sie trägt ... Dann schlug ich mich nach Norden und warf mich am Rande eines Kornfeldes überglücklich nieder. Die Sonne meinte es gut mit mir. O Gold der Freiheit! Einmal durfte ich Dich richtig spüren ...

Ich gelangte an eine Eisenbahn, sah einen Güterzug heranwumpeln, wollte mich hinaufschwingen, aber er war doch noch zu schnell. Weiter zum nächsten Bahnhof, in einem Verschlag versteckt, bis der Personenzug kam Richtung Litauen. Stieg ein - ohne Fahrkarte - mein Herz schlug heftig, je schneller die Fahrt ging. Fuhr bis in die Nähe der Grenze nach Litauen und

wußte nicht, wie scharf die Grenze bewacht war. Ein Milizionär wollte meine Papiere sehen. Da war's um mich geschehen ... Nun mußte ich mit dem Zuge wieder nach Minsk ins alte Lager, wo ich vom russischen Kapitän anständig, vom deutschen Lagerleiter und seinem 'Antifaschisten' brutal behandelt wurde. Sie wollten sich beim Russen einschmeicheln" (K.H. I, 1f.).

Eine wichtige Triebfeder für den Versuch einer Flucht war es, sich und den anderen zu beweisen, daß man alles unternahm, um sich nicht mit dem Gefangenendasein abzufinden. Diese Handlungen bedeuteten für manche eine große psychische Entlastung: "Über drei Jahre trug ich am Arm das Zeichen WP (wojenno-plennij). Gefangen nach außen: Stacheldraht! Einmal sogar ein dichter Bretterzaun, der mir jede Aussicht nahm. Bis zum 'Fliehen' drängte das Herz den Körper hinaus, es sprengte die äußeren Bande. Und als die Flucht mißlang, da hielt es ruhig und ohne schlechtes Gewissen aus; nun waren die Ketten keine Schande. Sie wurden getragen, weil's anders nicht ging; doch nie ward die Seele gefangen! Sie blieb männlich und stolz und blieb klug und mutig genug " (K.H., II,1f.).

Auch der Lagerkoller hat manchen Gefangenen dazu getrieben, die Flucht trotz vieler einleuchtender Gegenargumente zu unternehmen. Einige der Schilderungen von Fluchtversuchen erinnern an Wahnsinnstaten.

Die Flucht eines Gefangenen bedeutete für das Wachpersonal und die Lagerleitung eine unangenehme Situation: "Solange im Lager selbst und auch im Arbeitskommando die Zahlen der Kriegsgefangenen stimmten, hat es zwischen den Kriegsgefangenen und dem russischen Wachpersonal keine Schwierigkeiten gegeben. Die meist jüngeren Wachsoldaten wirkten auffallend erleichtert, wenn sie ihr Kommando wieder vollständig durch das Lagertor zurückgebracht hatten. Kameraden, die aus reiner Verzweiflung Fluchtversuche unternommen hatten, wurden meist am nächsten Tag oder an den folgenden Tagen ins Lager zurückgebracht. Das für den Zeitpunkt des Fluchtversuchs verantwortliche Wachpersonal, welches sicherlich in irgendeiner Form bestraft wurde, ließ seinen Zorn dann an den gefaßten Kriegsgefangenen aus. Es herrschte stets niedergeschlagene Stimmung im Lager, wenn die Schmerzensschreie aus dem 'Bunker' zu hören waren. Unsere Bewacher teilten wohl nicht unsere Auffassung, wonach jedem Kriegsgefangenen nach den Genfer Konventionen die Möglichkeit eines Fluchtversuchs straffrei zustehen soll" (G. Klöpfer, 16f.).

Es ist verständlich, wenn die Wachmannschaften "ihre" Flüchtlinge besonders hart bestrafen. Es mußte ein Exempel statuiert werden, das abschreckte. Hierzu ein Bericht aus Jugoslawien: "Ein schöner Maientag brach an, alle Arbeit ruhte. Die Außenkommandos wurden alle im Weinberglager zur Maifeier eingeladen. Es wurden Ansprachen gehalten, die Vorzüge des Sozialismus wurden gepriesen ... Nach dem Absingen des Arbeiterliedes "Brüder zur Sonne, zur Freiheit" meldete sich unser Lagerführer Sch. noch einmal zu Wort. Er sagte uns, in wenigen Minuten werden zwei Nazis, die

sich der Wiedergutmachung durch die Flucht entziehen wollten, im Hinterhof des Lagers erschossen. Auf Befehl des Kommissars muß jeder einzelne sich die beiden Erschossenen ansehen ... Überall standen die Wachtposten mit ihren Waffen im Anschlag und sorgten dafür, daß der Befehl des Kommissars ausgeführt wurde ... Wir wußten ja alle, jeder, der die Flucht wagte, hatte den Tod als seinen Begleiter" (H.W. Schneider, 41; vgl. B. Petrat, 5). Solche Hinrichtungen waren selten. Die Wiederaufgegriffenen wurden oft zusammengeschlagen und kamen in den Karzer, an den Pranger oder in eine Strafkompagnie.

Von einer zwiespältigen Lösung des Zahlenproblems wird in folgendem Fall berichtet: "Aufregung gab es einmal im Lager, als bei der morgendlichen Zählung ein Kriegsgefangener fehlte. Da wurde das ganze Gelände durchsucht, was bei der riesigen Ausdehnung gar nicht so einfach war. Die Verwaltungsstellen wurden geschlossen, und die Suche ging außerhalb des Lagers weiter. Alle Fahrzeuge beteiligten sich daran. Am zweiten Tag kamen sie zurück. Sie hatten einen erwischt. Für die Russen war nun alles in Ordnung ... Weil die Russen den (entflohenen) Offizier nicht fanden, klauten sie von einem Außenkommando eines anderen Lagers einen Mann. Er war Gefreiter, wurde aber bei uns nun als Offizier geführt. Wir waren wieder vollzählig, und kein Posten konnte verurteilt werden" (A.P., 10).

Besonders viele Berichte und Erzählungen über gelungene oder mißlungene Fluchtversuche stammen aus französischen und amerikanischen Lagern in Frankreich. "Da ist einer gewesen, der einen schwarzen Anzug von der Leine und vom Friedhof einen frischen Kranz mitgehen ließ; solange der Kranz nicht vertrocknet war, hat ihn niemand angehalten. Ein anderer hat dem Pastor die Soutane, in der sich auch Francs ... (befanden) und ein Gebetbuch (entwendet). Der fuhr in der Bahn, bis ein Amtskollege zugestiegen ist, da half auch kein Beten" (F.B., 48f.). Und M. Grän (8) berichtet über folgende Begebenheiten: "Einer von uns, der kaum Französisch sprach, hatte sich einfach seine 'Baßgeige' geschultert - ein Lagerorchester hatten wir schon bald - die Baskenmütze aufgesetzt und war als 'fahrender Musikant' auf die Walz gegangen und hatte Deutschland erreicht ... Ein überaus sprachgewandter Fallschirmoberfeldmeister dagegen, der in der Jahreswende auch mit Hilfe seiner 'Italienfreundin', die jetzt in der Schweiz lebte, bei Eis und Schnee über die Alpen nach der Schweiz gekommen war, landete wieder bei uns. Wieso? Als er sich 'ordnungsgemäß' bei der Schweizer Behörde meldete, mußte er erfahren, daß die Schweiz zum (gerade vollzogenen) Jahreswechsel sich Frankreich gegenüber verpflichtet hatte, dorthin geflohene Kriegsgefangene wieder auszuliefern. Ein anderer Kamerad war bis zum Gare du Nord in Paris gekommen, studierte dort die Fahrplantafel und fiel dem - ebenfalls in Paris sich aufhaltenden Lagerdolmetscher auf. So etwas wußten wir alle. Ob es wirklich alles 'stimmte', wußten wir natürlich nicht."

Günstige Ausgangspunkte für eine Flucht waren die in Grenznähe liegenden Kohlengruben im Norden und Westen Frankreichs, in denen sehr viele deutsche Gefangene arbeiten mußten. P. Schreiber berichtet über seinen Fluchtweg im Oktober 1947 von St. Arnold über Völklingen, Saarbrücken, Homburg/Saar, Schifferstadt, St. Goar, St. Goarshausen nach Bad Schwalbach. A. Thies (S. 75f.) schildert seine abenteuerliche Flucht in einer Holzkiste. W. Seeliger (II,81) gelang die Flucht aus dem Bergbaukommando Petite Rosselle: "Die Lagerbewachung wurde auch hier von schwarzen Soldaten der französischen Armee durchgeführt und war ziemlich lässig. Es war nicht sonderlich schwer, das Barackenlager zu verlassen. Auch die offizielle Landesgrenze, welche Frankreich und das Saargebiet trennt, war auf dem Weg über den Friedhof von Saarbrücken leicht zu überwinden. Freundliche Saarländer halfen weiter. Schon Tage nach meiner Abkehr traf ich in Karlsruhe ein." Zu den Beweggründen seiner wiederholten Fluchtversuche bemerkt W. Seeliger (Nachtrag, 3 f.) folgendes: "Als Folge einer eingepfiffen Weltanschauung habe ich die Kriegsgefangenschaft eigentlich immer als eine beschämende Zeit empfunden. Der Wille, diesen erzwungenen Zustand zu korrigieren war ebenfalls mitbestimmend bei den Versuchen, meinen weiteren Lebensweg nach Möglichkeit selbst zu bestimmen ... Jedes Scheitern einer Flucht war der Ansporn für eine neue Planung, das 'Nungerade ...' der Antrieb, die Vorbereitungen für einen neuerlichen Versuch zu beginnen. Nicht auf eine willkürliche, in ferner Zukunft liegende Entlassung zu vertrauen, sondern den Weg aus eigener Kraft zu gehen. Selbstbestätigung! Eine gewisse Sturheit und ein fester Wille waren sicherlich vonnöten, um das gesteckte Ziel zu erreichen, diesen harten Weg der Entbehrungen des öfteren zu gehen."

h. Strafen

Strafen - unterschiedlichster Art - gehörten zum Lageralltag. Wer bei Diebstahl oder Tauschgeschäften ertappt wurde, wer sich Befehlen widersetzte, bei Sabotagemaßnahmen entdeckt oder nach mißlungener Flucht zurückgebracht wurde, wanderte in den Karzer, der in keinem Lager fehlte. Diese Arrestzellen waren oft in den Boden eingelassen und räumlich so beengt, daß die zu Bestrafenden darin weder stehen noch sitzen konnten. Schon eine kurze Strafdauer konnte zu schweren gesundheitlichen Störungen des Delinquenten führen.

"Es gab im Lager Wolosowo einen Bezirk (einen alten Stall), in dem die besonders 'Bestraften' untergebracht waren. Sie waren ganz von den anderen Kriegsgefangenen isoliert (mit Stacheldraht extra eingezäunt). Hier mußte die ausgesprochene Strafe abgesessen werden. Es gab auch darin noch Unterschiede: leichter Karzer für leichtere Vergehen und schwerer Karzer für schwerere Delikte. Diejenigen, die nun 'leichten' Karzer abzusitzen hatten, bekamen täglich auch 400 Gramm Brot und 1/2 l dünne Suppe zu essen,

durften tagsüber auch die zwei Decken behalten und sich hinlegen. Bei besonderen Vergehen wurde man zu 'schwerem Karzer' verurteilt (Flucht und Fluchtversuch - schon Aufbewahren von Brotrationen galt als Fluchtversuch, Sabotage, Arbeitsverweigerung usw.). Sie bekamen täglich nur 200 Gramm Brot (und etwas warmes Wasser zu trinken) und jeden zweiten Tag 1/2 l dünne Suppe zu essen. Am Tage durften sie sich auch nicht hinlegen, nur nachts erhielten sie eine Decke zum Zudecken und lagen auf kaltem Betonboden. Wer z.B. drei, vier oder mehrere Tage zu schwerem Karzer verurteilt worden war, kam in der Regel anschließend ins Krankenrevier. Die Bestraften waren dann meistens so entkräftet, daß sie weder gehen noch stehen konnten. Mir ist ein Fall bekannt, wo einer den schweren Karzer von 28 Tagen überlebt hatte. Er war geflohen und wurde erst nach drei oder vier Tagen wieder aufgegriffen. Zwei andere hatten die 28 Tage, die auf Flucht stand, nicht überlebt" (J. Schulz, 9).

In einigen Lagern waren offizielle oder geheime Strafbrigaden eingerichtet, die Arbeiten unter den unmenschlichsten Bedingungen verrichten mußten. Ein Berichtstatter schreibt: Ich kam "in eine quasi 'Strafbrigade'. Man hörte diese Bezeichnung bei den Russen nicht besonders gerne, denn Arbeit war für sie allumfassend ... Wir wurden damit beschäftigt, die tonnenschweren Kisten mit den Maschinenteilen aus Deutschland in einigen notdürftig zusammengehauenen Lagerhallen 'von Hand' vier- bis fünfstöckig zu stapeln. Das war Schwerstarbeit, und nie erreichten wir die festgelegte Norm. Entsprechend geringer waren auch unsere Brotrationen, anstelle 600 g erhielten wir 400 g pro Tag ... Mein Freund Trusow (Politoffizier) ließ nicht locker und sorgte dafür, daß ich wieder in eine 'Schwerstarbeiterbrigade' kam. So arbeitete ich 'mal im Steinbruch, auf dem Schlackenplatz oder im Schwefellager. Hier wurde acht Stunden lang Schwefel geschaufelt, ohne Maske zum Schutz der Gesundheit. Wenn die Schicht beendet war, spuckte man noch stundenlang diese giftgrün/gelbe Masse aus. Diese Phase war wohl die schwerste in meiner Kriegsgefangenschaft" (H. Schwanke, 21).

Im folgenden Fall bedeutete die Zuteilung zu einer Strafbrigade sogar das Todesurteil: "Nach einem kurzen Bericht des ungarischen und deutschen Lagerleiters mußte unser Kumpel vortreten, der sich in 'Sar I Nergo' (einer Fabrik) erdreistet hatte, den Arbeitseinsatz des russischen Direktors mit solch bösen deutschen Schimpfwörtern zu kritisieren ... Abwechselnd wurde uns die Ansprache des russischen Majors in Ungarisch und Deutsch übertragen. Am Schluß seiner langen Ausführungen kam dann die zu erwartende Strafe: auf unbegrenzte Zeit Arbeit in der Eisengießerei am Sieb. Das bedeutete tägliches Verrecken! Langsam aber sicher ging unser Kumpel ein. Von Tag zu Tag wurde er weniger. Es mochten wohl vier Wochen vergangen sein, da erkannten wir unseren Arbeitskameraden kaum noch wieder. Durch die harte Arbeit und die schlechte Verpflegung war er zum Skelett abgemagert, war



Abb. 21: Lager Nr. 212, Barrois bei Saint-Avold/Frankreich, 1947 (P. Schreiber).



Abb. 22: Unterkunftsbaracken in dem Lager Zelenodol'sk (R. Eismann; vgl. K. Tappert, in: E. Berthold, 97ff.).

er nur noch Haut und Knochen! Er wurde ins Lazarett befördert, und wir haben von ihm nie wieder etwas gehört noch gesehen" (J.K., 151ff.).

Menschenschinderei, drakonische Strafen, psychologische Einschüchterungen und sadistische Mißhandlungen, dieses eigenartige Gemisch gehört offensichtlich zum Soldatenleben dazu. Solche Maßnahmen werden z.B. auch aus englischen Lagern berichtet. Hierzu ein Erlebnis von H. Sandkühler (66), der in einem Lager am Suez als Sanitätsdienstgrad lebte: P. V. "war die oberste deutsche Instanz im 'Kaddabusch', also der Strafanstalt des Lagers. Da ging es oft grausam zu. Ich habe selbst gesehen, wie PoW's in der Mittagssonne nackt durch den Sand robben mußten. Gehört habe ich, daß andere abends, wenn es sehr kühl war, sich nackt hinstellen mußten und mit kaltem Wasser übergossen wurden. Dann kamen sie ohne Bekleidung in die Steinzellen, in denen sie auch noch mit Wasser beschüttet wurden ... Einmal mußte ich einen PoW ... zum 'Kaddabusch' bringen ... Da sah ich, wie einige PoW's in der glühenden Mittagshitze einen Sack in der Hand hatten, der an einer Zellentür von außen befestigt war. In diesem Sack waren Steine oder andere kleine schwere Teile, und sie mußten den Sack ununterbrochen herumschleudern.

Andere Kriegsgefangene standen vor einer Wellblechwand, entweder hochaufgerichtet auf den Zehenspitzen mit ausgestrecktem Arm oder in der Hocke sitzend und mußten mit einem Kieselstein immer an der Blechwand schaben. Eine unmenschliche Beschäftigung ... P. V. war im 'Kaddabusch' noch schlimmer als die Engländer selbst. Er war der bestgehaßte Mann im ganzen Lager ... Als er mich einmal in meinem Zelt besuchte, sagte ich zu ihm: 'Warum machst Du das? Weißt Du, wie man im Camp von Dir spricht?' 'Was soll ich machen, die Engländer erwarten dies von mir'".

i. Verhöre, Spitzel und Kriegsverbrecherprozesse

Die Kriegsgefangenschaft über die Zeit der Kapitulation hinaus und das Ausnutzen der Arbeitskraft der Kriegsgefangenen beruhen auf der selbstverständlichen Annahme, daß jeder deutsche Soldat Verbrechen begangen habe und diese durch Arbeitsleistung, Umerziehung oder Bestrafung gesühnt werden müssen. Dies gilt gleichermaßen für Ost und West.

Die Verhöre kreisten bis zum Kriegsende vorwiegend um Informationen, die für die Kriegführung bedeutsam sein konnten. Dann wurde es wichtig, diejenigen Soldaten herauszusuchen, die Einheiten angehörten, die nach Meinung der Siegermächte besonders umfangreiche Kriegsverbrechen begangen hatten. Vor allem die Angehörigen der SS-Einheiten wurden gesucht. Dabei fand eine recht genaue Überprüfung der Personalien der Gefangenen statt. Auch wird aus einigen russischen Lagern von einem Fragebogen berichtet, der ca. 50 Fragen enthielt und in dem nach "Name, Vorname, Vorname des Vaters, Dienstgrad, Alter, welche Einheit, Auszeichnungen, wo im Einsatz gewesen, Beruf, Wohnort, Vermögensverhältnisse der

Eltern, Unternehmer ja, nein, wie viele Leute beschäftigt, Landwirte - wie viel Morgen, Großgrundbesitzer, Verwandte in den Ostblockstaaten, Parteizugehörigkeit, Nummer des Parteibuches, Volksdeutscher usw." gefragt wurde (W. Somberg, 15). Die Gefangenen konnten zu diesen Punkten wiederholt vernommen werden. Tauchten dann Widersprüche zu früheren Aussagen auf, dann hakten die Befragenden immer ein. Die Verhöre fanden oft in der Nacht statt: "Eine besondere Liebe unseres Politoffiziers in Krasnoe (bei Smolensk) war es noch, in verdächtigen Fällen nachts Verhöre zu machen. So plötzlich aus dem Schlaf gerissen, machte der eine oder andere doch eine Aussage, die er bei richtig wachem Zustande vielleicht nicht gemacht hätte" (W.R., 101).

Nur andeutungsweise ist den Berichten zu entnehmen, daß viele Soldaten bei der Gefangennahme oder kurz danach entscheidende Seiten aus ihren Soldbüchern entfernten und ihre Personaldaten veränderten, um sich zu schützen. Das war natürlich auch den vernehmenden Vertretern der Gewahrsamsmacht bekannt. So ist es nicht verwunderlich, wenn z.B. die Politoffiziere in der Sowjetunion die Aussagen der Gefangenen erst einmal grundsätzlich in Zweifel zogen. "Oftmaliger Themenwechsel ist keine Seltenheit, damit bereitet er Fangfragen vor. Die Antworten muß man kurz halten. Stellt er Abweichungen oder Widersprüche in der Darstellung vormals gegebener Auslassungen fest, dann erzeugt man bei ihm Mißtrauen, und er stößt erbarmungslos und beharrlich in solche Lücken hinein. Verstrickungen, die die Folge sein können, haben sicherlich bei manchem Kameraden zu stiller Verfolgung und späterer Verurteilung geführt" (H. Schwanke, 20).

Für die Soldaten, die unrichtige Aussagen gemacht hatten, um sich zu schützen, waren die Verhöre besonders problematisch, da sie nicht wissen konnten, über welche Dokumente die Russen in der Zwischenzeit verfügten. Die Gefangenen staunten oft darüber, wie viele Details über ihr Leben ihre Personalakten enthielten. So schreibt J. Veit (46a): "Aber kein Mensch wußte, welche Unterlagen dem Russen bei Kriegsende in den Wehrmachtss-archiven in die Hände gefallen waren. Und es gab genug Kameraden, die vordem zu einer ... (von) den Russen gesuchten Eliteeinheit gehört hatten." Auch kleinere Abweichungen bei den verschiedenen Aussagen konnten große Folgen haben. "Bei der Aufnahme im Lager hatte ich alles richtig angegeben, Einheit, Regiment, Abschnitt, Geburtsort und -datum. Als Geburtsort hatte ich Ennigloh bei Bünde angegeben. Beim nächsten Verhör versprach ich mich und sagte: Bünde bei Ennigloh. Dadurch hatte der Russe Zweifel an der Richtigkeit meiner Angaben. So wurde ich immer wieder zum Verhör bestellt. Ich wurde fotografiert und nach Tätowierungen untersucht. Die Russen suchten nämlich SS-Leute und solche Gefangene, die auf ihren Listen standen. Ich erfuhr erst später, was das bedeutete" (A.P., 6).

Ein ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS berichtet darüber, unter welchen Bedingungen er seine Unterschrift unter ein Verhörprotokoll setzte:

"Bald wurde auch ich von der NKWD vernommen. Ich habe immer die Wahrheit gesagt und bin dabei gut gefahren. Da ich bei einer selbständigen Panzerabteilung war und den einzelnen Divisionen immer unterstellt war, gehörten wir keiner Division an. Der vernehmende Politoffizier kannte kein Pardon, da meine Einheit auch bei Charkow im Einsatz war, haben wir auch nach seiner Auffassung Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen, zum Beispiel Häuser in Brand gesteckt, oder Zivilisten verschleppt zur Zwangsarbeit nach Deutschland. Die Dolmetscherin sprach ein gutes Deutsch. Alle Fragen, die er mir stellte, waren so gerichtet, etwas zuzugeben, das ich nicht getan habe. Bei jeder Antwort, die ich ihm gab und die nicht in sein Konzept paßte, erhielt ich mit einem Lineal aus Blech einen Schlag auf meinen kahlgeschorenen Kopf. Der Raum, in dem die Vernehmung vorgenommen wurde, war so lärm- und wärmedämmend hergerichtet, daß kein Schrei nach draußen zu hören war. Ich sollte doch unbedingt die Kriegsverbrechen zugeben, die ich begangen habe, sonst würde ich im Karzer landen. Als die Vernehmung nun endlich zu Ende war, hatte die Dolmetscherin mehrere Din A4 Papier(seiten) beschrieben, dann sagte sie zu mir, ich lese jetzt ihr Protokoll vor. Sie las es in russischer Sprache. Anschließend mußte ich unter Zwang meine Unterschrift leisten. Ich weiß bis heute noch nicht, was ich damals unterschrieben habe. Der Offizier bot mir noch eine Papirossy (Zigarette) an, gab mir Feuer und sagte 'dawaj', ich könnte gehen. Wenn die Vernehmung noch länger gedauert hätte, ich glaube, ich hätte mein eigenes Todesurteil unterschrieben. Die NKWD nutzte unsere erbärmliche Lage schonungslos aus" (W. Somberg. 35f.).

Wie dieses Beispiel zeigt, waren die Verhöre oft mit Mißhandlungen der Befragten verbunden, da die Vernehmenden hofften, auf diese Weise an bisher verschwiegene Informationen heranzukommen. Dabei wurde nach der üblichen Devise "Mit Zuckerbrot und Peitsche" verfahren: "1947 fragte man uns in einem guten Plauderton: 'Was habt Ihr denn an der Front gegessen?' 'Wer hat Euch das geholt? Hast Du Hunger? Ja, nimm Dir ein Stück Brot', es lag ja auf dem Tisch. Nach dem Reinbeißen mußte man das Brot wieder ausspucken, den Rest mit den Fingern aus dem Mund kratzen. Es wurde gefragt, zum Beispiel: 'Wer hat denn das Schwein, Kuh, oder Huhn usw. besorgt?' 'Fritz Meier', der Name wurde aufgeschrieben. 'Willst du rauchen?' 'Ja', nach zwei, drei Zügen wurde die Zigarette ausgemacht. 'Weiter, in welcher Einheit war der Meier'? Das wurde auch aufgeschrieben. So kamen viele Namen zustande. Ich habe heute noch am Oberschenkel je eine Stichwunde (Narbe), am Kopf eine Narbe von einem Pistolenknau. So waren die Verhöre. Später mußten wir im Lager ein Viereck bilden, dort stand das Tribunal und verurteilte diejenigen, deren man habhaft werden konnte, die in irgendeinem (anderen) Lager waren. Es waren alles Namen, die bei den Verhören genannt wurden. Sie wurden je nach Angabe wegen Plünderung der russischen Bevölkerung verurteilt. Das ging von einem Jahre

bis zu 25 Jahren Zwangsarbeit. Das Schlimme war, wir mußten 'Pfui' rufen" (G. Breitkreuz, 25).

Fast jeder Bericht erwähnt Spitzel, die in den russischen Lagern als allgegenwärtig empfunden wurden. Dies war bei alltäglichen Äußerungen und Reaktionen aus Verärgerung oder Gereiztheit schon eine erhebliche Gefahr. Weitreichende Auswirkungen konnte die Bespitzelung haben, wenn es um die Überführung als Kriegsverbrecher ging, ein Dauerverfahren, das endgültig erst 1949 abgeschlossen wurde.

Die Spitzelfurcht behinderte natürlich auch die Bildung von Gruppen im Lager. "Man mußte im Kreis von mehreren Kameraden vorsichtig sein mit der Auffrischung von Kriegserinnerungen. Kampfhandlungen, die zum Nachteil der Russen führten, oder 'Heldentaten', darüber schwieg man besser, sonst gab es ein böses Erwachen, wenn vom MWD (Angehöriger des Innenministeriums) bei Verhören plötzlich Fragen zu solchen Themen gestellt wurden und man nicht wußte, woher sie diese Informationen hatten. Der Russe hatte ein gut funktionierendes Netz von Spitzeln aufgebaut, die man nicht recht ausmachen konnte. Wurden aber solche 'Briefträger' einmal einwandfrei identifiziert, dann fiel es dem Russen nicht ein, sich vor sie zu stellen und (sie) zu schützen. Eine alte Weisheit sagt: 'Der Russe liebt den Verrat, verachtet aber den Verräter'" (H. Schwanke, 20f.).

Einen Einblick in das Spitzelsystem eines Lagers gibt der folgende Bericht eines Gefangenen, der auf der Schreibstube beschäftigt war. "In unregelmäßigen Abständen, etwa alle vierzehn Tage, tauchte der Politoffizier vom Hauptlager auch bei uns auf. Daß er dann im Lager weilte, erkannte man an einer Tageszeitung, die er jeweils als (eine) Art halbhoher Gardine ans Fenster des kleinen Nebenraums der Wachstube aufhängte. Sein erster Gang war dann meist zu mir auf die Schreibstube, übergab mir seine Namensliste: 'Dawaj, Willi, fertigmachen!' War nun inzwischen jemand gestorben oder abgestellt in ein anderes Lager, wurde er in der Liste gestrichen. Neuankömmlinge wurden nachgetragen. Es mag dann gegen Ende 1945 gewesen sein, als im Flüsterton davon gemunkelt wurde, der Kriegsgefangene E. sei vom Politoffizier als Spitzel im Lager eingesetzt ...

So geschah es dann eines Tages, daß wieder einmal der Politoffizier auftauchte und mir seine Namensliste zur Vervollständigung brachte. Rein zufällig fiel mir dabei auf, daß hinter dem Namen des Spitzels E. ein winzig roter Punkt zu sehen war. Zunächst glaubte ich an eine Faser in dem etwas rauhen Papier. Bei näherer Betrachtung stellte ich dann aber doch fest, daß es sich um einen winzigen Tupfer mit dem Rotstift handelte. Natürlich trieb mich die Neugier sofort auf die Suche nach weiteren Punkten. Und siehe da, insgesamt wurden es sieben. Ganz ungewollt kannte ich plötzlich sämtliche Spitzel des Lagers.

Aber noch mehr Interessantes stellte ich dabei fest, und es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Der Spitzel K., mit dem ich persönlich wenig

Kontakt hatte, war in letzter Zeit so oft in meiner Nähe aufgetaucht. Ging ich abends durch die Baracken, um mich mit diesem oder jenem zu unterhalten, tauchte auch ganz in der Nähe wiederholt K. auf. Bislang hatte ich dem keine weitere Bedeutung zugemessen, jetzt war es mir nach Auffindung des roten Punktes aber klar: K. war der Mann, der mich zu bespitzeln hatte.

Natürlich brauchte ich nun jemanden, mit dem ich im Vertrauen darüber reden konnte, und das war der deutsche Lagerführer. Auch dieser erkannte dann sofort unter den sieben seinen Spitzel. Einige Wochen später mußte unser Lager 30 Gefangene abstellen zum Waldlager. Die Liste der Abzustellenden mußte auf der deutschen Schreibstube erstellt werden. Mit dem Lagerführer war ich einig: Die sieben werden abgestellt. Zwar war uns nicht wohl dabei zu Mute, aber wir blieben dabei. Und schon einen Tag später gab es in unserem Lager keinen Spitzel mehr ...

Der Politoffizier tauchte auf ... (und) wollte wissen, warum gerade diese sieben, die er auch mit Namen nannte, abgestellt seien. Mit keiner Silbe erwähnte er natürlich, daß es sich um seine Spitzel handelte. Aber der Lagerführer blieb hart, er habe mit mir die Liste aufgestellt und aus jedem Kommando ein paar ausgesucht, damit die Kommandos gleichmäßig geschwächt würden ... Am Tag darauf fuhr der Politoffizier ins Waldlager, nahm sieben Kriegsgefangene aus unserem Lager mit, und schon gegen Abend brachte er die sieben Spitzel wieder mit ... Vielleicht, so sagte ich mir, hat der Politoffizier die sieben zwar zurückgeholt, um uns glauben zu lassen, die würden weiter im Amt bleiben, und dabei hat er sicher neue eingesetzt. Und wie ich später erfuhr, war es auch so.

Bespitzelt wurden in erster Linie wohl die Kameraden, die beim Militär einen höheren Dienstgrad hatten. Auch Kameraden von bestimmten deutschen Einheiten wurden bespitzelt. Auch der Name spielte vielfach eine große Rolle. So weiß ich von einem Kriegsgefangenen namens Hiller, der beim Politoffizier unbedingt zugeben sollte, daß er Hitler heiße und seinen Namen nur abgeändert habe. Auch wer ein 'von' oder 'van' vor seinem Namen hatte, war für den Russen verdächtig" (W.R., 33-36).

Bei der Anwerbung von Spitzeln sind die Politoffiziere sehr rigoros vorgegangen, wenn man davon absieht, daß natürlich hungernde und schwer arbeitende Menschen leichter für Denunziationen zu gewinnen waren. Ein Beispiel für Erpressung sei im folgenden angeführt: "In der übelsten Weise wurden Männer aus unseren Reihen erpreßt, jedes Wort, das gesprochen wurde, dem 'Politoffizier' der Iwans zu berichten. Etwa so: 'Sie sind doch aus Dresden (Leipzig, Magdeburg usw.), und ihre Frau mit den drei Kindern wohnt dort in der X-Straße. Es geht ihrer Familie sehr schlecht. Wir haben die Möglichkeit, etwas für sie zu tun, wenn Sie uns über alle Gespräche usw. in der Baracke berichten. Sollten Sie das nicht tun, könnte das sehr üble Folgen für Ihre Familie in Deutschland haben' usw. usw. In dieser Situation war ein Nachgeben des Erpreßten einigermaßen verständlich" (O.B., 19).

In vielen Lagern kursierten Gerüchte, die Russen würden ihre Gefangenen bis zum Ende des Jahres 1948 bzw. 1949 entlassen. Und tatsächlich fanden 1947/48 größere Entlassungswellen statt. Gleichzeitig wurden aber die Verhöre intensiviert, von denen es abhing, ob ein Gefangener auf die Entlassungsliste kam oder nicht. Die sowjetische Führung hatte - aus welchen politischen Gründen auch immer - die Weisung erteilt, möglichst viele Gefangene, die arbeitsfähig waren, als Kriegsverbrecher zu überführen und ordnungsgemäß nach geltendem nationalen und internationalen Recht zu Zwangsarbeit zu verurteilen. Laut Genfer Abkommen waren "Kriegsgefangene von der Repatriierung nur dann ausgeschlossen ..., wenn sie von einem Gericht des Gewahrsamsstaates zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden seien, und zwar für die Dauer der Vollstreckung der Strafe" (H. Reckmann, 3).

So berichtet H. Reckmann (12), dem zunächst seine Tätigkeit als Kriegsrichter in keiner Weise zur Last gelegt worden war, daß erst Ende 1949 ein erstes offizielles Verhör mit ihm durchgeführt wurde. Im Mai 1950 verurteilte ihn dann ein Militärtribunal in einem Massenprozeß zu 25 Jahren Arbeitslager, "weil er durch seine Tätigkeit als Vorsitzender des Kriegsgerichtes der 126. Infanteriedivision der deutschen Wehrmacht auf russischem Territorium an Verurteilungen teilgenommen und so dazu mitgewirkt hat, die faschistische Herrschaft auf sowjetischem Territorium zu errichten".

Der Richter schreibt über die Prozesse der damaligen Zeit weiter: "An jedem Tage wurden von diesem einen Gericht 80-85 Mann abgeurteilt. Etwa 8 Stunden arbeitete das Gericht täglich. Es ging also im Galopp. Bei den meisten Kameraden wurden nur die Personalien festgestellt. Dann wurde ihnen die Anklageschrift verlesen und die Frage gestellt, ob sie sich im Sinne der Anklage für schuldig bekennen wollten. Nachdem diese Frage regelmäßig verneint worden war, wurde das bereits fertig vorliegende Urteil verlesen. Zeugen wurden nicht gehört. Die Grundlage für das Urteil waren die eigenen Angaben der Angeklagten, die sie in ihren Vernehmungen gemacht hatten. Höchstens 5 Minuten dauerte daher bei den meisten Kameraden die ganze 'Hauptverhandlung'" (H. Reckmann, 9).

Im folgenden sei noch eine ausführliche Schilderung einer solchen Gerichtsverhandlung angeführt: "Als dann schließlich die Reihe an mir war, wurde ich von einem Wachtposten in einen ca. 30 qm großen Raum geführt und sogleich vom Posten aufgefordert, auf dem Fußboden Platz zu nehmen. An der Fensterfront war ein ca. 4 Meter langer Tisch aufgebaut, der mit einer roten Flagge bedeckt war. Als das 'Hohe Gericht' den Raum betrat, wurde ich aufgefordert, mich zu erheben. Als das Tribunal, der Vorsitzende im Majorsrang und die zwei Beisitzer, je einer von der Roten Armee und der Miliz und die Dolmetscherin Platz genommen hatte, durfte ich mich wieder setzen, auf den Fußboden wohlgemerkt. Die Dolmetscherin war eine vollschlanke Dame, die sich, mit einem knallroten Pullover ausgestattet,

gewaltig aufgedonnert hatte ... Mit meinem geschorenen Kopf und der russischen Einheitskleidung, Wattejacke, Wattehose, sowie Leinenschuhen mit Holzsohlen kam ich mir schon vor wie ein Schwerverbrecher. Nun wurde also das schon erwähnte Protokoll verlesen, anschließend wurde ich gefragt, ob ich dem noch etwas hinzuzufügen hätte. Als ich diese Frage verneinte, erhoben sich die hohen Richter und teilten mir mit, daß sie sich zur Beratung zurückziehen. Das ganze Verhör war eine Angelegenheit von schätzungsweise 10 Minuten, das konnte doch wohl nicht wahr sein. Zehn Minuten dauerte es auch, als die Beratung beendet war und das Tribunal-Gespann wieder den Raum betrat. Es erließ folgendes Urteil: Der Vernommene ist schuldig, er erhält in Abänderung der Todesstrafe eine Verurteilung von 25 Jahren Erziehungs- und Arbeitslager, weil, so das Hohe Gericht, er ... einer Division angehörte, die Greuel und Missetaten verübt hat. Ob ich das Urteil annehme, wurde (ich) gefragt. Meine Antwort: ein klares Nein. Im Anschluß daran erteilte man mir noch ein letztes Wort, und dann legte mir die Dolmetscherin ein beschriebenes Blatt Papier vor, Butterbrotpapier ähnlich, Format Din A4, mit der Bitte, dieses zu unterschreiben. Ich schaute auf das Papier und sah in schlechtem Deutsch, handgeschrieben, das Verhandlungsprotokoll. Ich gab ihr den Fetzen zurück mit der Bemerkung, daß ich es nicht unterschreibe, weil ich den Text nicht lesen könnte, und wenn dieses der Urteilspruch wäre, dann würde ich es gerade nicht unterschreiben, weil, ich mich unschuldig fühle. Als sie mir sodann erklärte, daß ich die Möglichkeit habe, gegen das Urteil Berufung einzulegen, und meine Unterschrift sei nur die Bestätigung, daß ich den Spruch zur Kenntnis genommen hätte, gab ich den Richtern zurück, daß ich nichts, aber auch gar nichts unterschreiben würde. Im übrigen erklärte ich, daß diese Verhandlung einem Schmierentheater gleichkäme, in dem es einen Richter, aber keinen Verteidiger gäbe. Als ich mir die ganze Empörung vom Leib geredet hatte, machten die Richter einen fast verlegenen Eindruck, man konnte ihnen aber auch anmerken, daß sie zum hundertsten Male ihr Soll innerhalb von 20 Minuten erfüllt hatten. Als die Richter den Saal verlassen hatten, wurde ich abgeführt und landete in einem Raum von ca. 8-9 qm, in dem sich mindestens schon 30 Kameraden befanden. Hier waren auf engstem Raum die Verurteilten versammelt, es war eine Stimmung, mehr als deprimierend. Die meisten Kameraden waren fassungslos, einige weinten sogar, und aus der Unterhaltung konnte man schließen, daß keiner so recht wußte, warum er verurteilt war. Es ging auch weiter daraus hervor, daß in vier Räumen verhandelt wurde, mal nur kurz, aber auch länger. Man konnte bei oberflächlicher Hochrechnung davon ausgehen, daß dort täglich ca. 100 Kameraden verurteilt wurden" (H. Schwanke, 26-27).

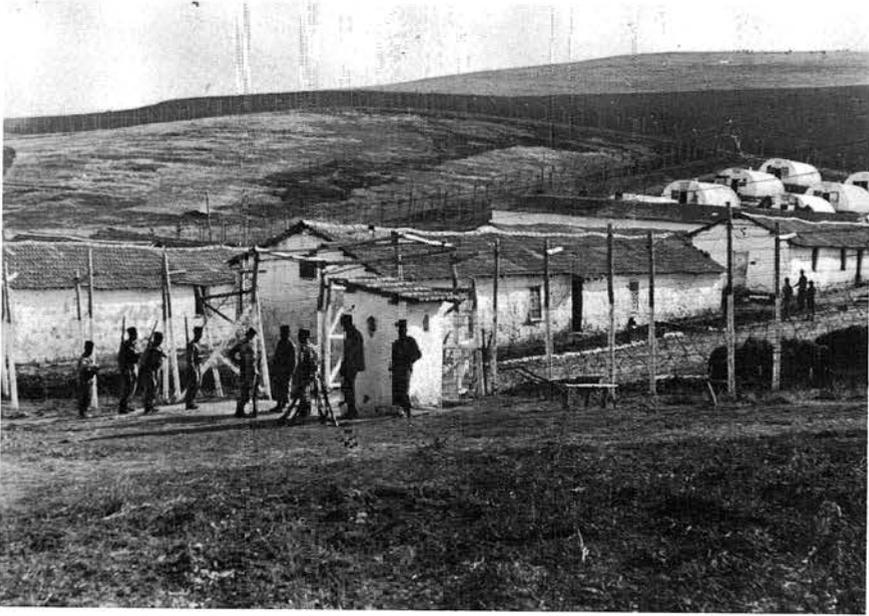


Abb. 23/24: Lager Constantine/Algerien (P. Schreiber).

k. Kameradschaft und Freundschaft

Kamerad, Kameradschaft

Einen Aspekt, den die Erinnerungen der ehemaligen Kriegsgefangenen immer wieder ansprechen, ist das Phänomen der Kameradschaft. Es entsteht der Eindruck, daß das Sich-aufeinander-Verlassen-Können, das Der-eine-für-den-anderen-Einspringen und das wechselseitige Vertrauen oft mit großem Lehrgeld erkaufte werden mußten. Zunächst begegnen wir einer gewissen Skepsis gegenüber der Kameradschaftsbeziehung. "Die Kameraden sind bei Stalingrad gefallen", heißt es immer wieder in den Berichten, oft genug mit dem Zusatz: "jetzt gibt es nur noch Lumpen". Damit wird die Vorstellung zum Ausdruck gebracht, daß spätestens mit der Gefangenschaft sich das Verhältnis der deutschen Soldaten untereinander zu ändern begann. Auf der anderen Seite scheint den russischen Soldaten "Kameradschaft" typisch für die deutschen Soldaten gewesen zu sein, denn sie redeten die deutschen Gefangenen sehr häufig mit "Kamerad" an. Dazu meint H. Gabriel (9): "Ich bin sicher, daß sie sich über die Bedeutung des Wortes Kamerad nicht im klaren waren." Aber auch die gefangenen Deutschen schienen sich nicht so recht darüber klar gewesen zu sein. Manche berichten, daß das Wort Kamerad verpönt gewesen sei. So schreibt H. Griewel (79): "Unter den harten Lebensbedingungen in diesem Lager ergab es sich, daß sich das Wort 'Kumpel' als Anrede durchsetzte. Dieses Wort, das im deutschen Bergbau vor allem unter Tage von den Bergleuten schon immer benutzt wurde, hatte hier neue Bedeutung erlangt. So wurde das Wort 'Kamerad' mehr und mehr aus unserem Sprachschatz gestrichen ... Meine wenigen Bekannten sprach ich ohnehin mit dem Vornamen an, alle anderen jedoch waren zu dieser Zeit noch anonyme Leidensgefährten und 'Kumpel' genannt." Der Begriff "Kumpel" deutet auf den Versuch einer geistigen Auseinandersetzung mit dem neuen Bezugssystem der ehemaligen Soldaten untereinander und auf eine Versachlichung der Einstellung zueinander hin. Er drückt nicht persönliche Sympathie aus, sondern weist auf das Aufeinanderangewiesensein in einer besonders existenzbedrohenden Situation innerhalb eines abgeschlossenen Raumes hin. Somit kann man ihn als Ausdruck der Unfreiheit, der Gefangenschaft ansehen.

In den Berichten heißt es oft sinngemäß: Eigentlich war die Kameradschaft ein brüchig gewordenes Verhältnis. Doch dann werden viele positive Erfahrungen beschrieben, wobei immer wieder betont wird, daß es kleinere Gruppen waren, in denen sich das herausbildete, was man früher unter "Kameradschaft" verstand. Es entsteht der Eindruck, daß die von der Truppenführung verordnete Solidarität mit allen Angehörigen einer militärischen Einheit, dem Zug, Bataillon, Regiment usw. nun aufbrach und einem neuen Beziehungsgeflecht Platz machte. "Überhaupt war schon bald von der vielgerühmten Kameradschaft in der deutschen Wehrmacht kaum noch etwas

zu spüren. Jeder war nur noch auf sein eigenes Wohlergehen bedacht. Lediglich in unserer Zeltgemeinschaft war die Kameradschaft ganz tadellos. Alles war unter uns vieren Gemeingut. Wir teilten unser Brot und die sonst noch vorhandene Verpflegung brüderlich. Keiner von uns vieren nahm irgend etwas, worüber der andere nichts wußte" (J.K., 35).

Ein anderer Berichterstatter beschreibt das Verhältnis auf ähnliche Weise: "Die 'Kameradschaft' war sehr begrenzt. Das war auch nicht anders möglich. Die Situation mußte den Einzelnen zum Egoisten werden lassen, wenn er überleben wollte. Dem steht nicht entgegen, daß es auch im Lagerleben Kameradschaft gab, besser gesagt, statt Kameradschaft gab es freundschaftliche Verhältnisse, die sich auf einen kleinen Kreis beschränkten" (W. Pohl, 9). Diese Passage zeigt auch die Formulierungsschwierigkeiten, die viele Berichterstatter immer noch hatten und die mit dem Ersatzbegriff "Kumpel" nicht behoben sind. Manche bezeichnen, wie man an den Zitaten dieses Buches sehen kann, in ihren Aufzeichnungen ihre Mitgefangenen weiterhin als "Kameraden".

Solidarität innerhalb kleiner Gruppen

Dieser Rückzug auf kleine Gruppen oder gar auf eine intensive Zweierbeziehung war notwendig, da viele Gefangene rücksichtslos um des geringsten Vorteils willen ihre Leidensgenossen übervorteilten. Wie wir gesehen haben, war die Angst vor Spitzeln groß (vgl. S. 131f.). Daher waren die Gefangenen sehr vorsichtig, wenn sie neue persönliche Kontakte knüpften: "Eines kann ich überzeugt aussagen: Es gab Mitgefangene, die ich als echte und ehrliche Kameraden kennen- und schätzengelernet habe - an denen ich mich aufgerichtet habe und an die ich noch heute ab und zu denke. Aber es gab auch Mitgefangene, die ich oft mehr als unsere Bewacher verflucht habe ... Die Tatsache, daß ganz gemeine und hinterhältige Mitgefangene, die gegen besseres Wissen denunzierten und keine Lüge scheuten, in der Latrinengrube verreckten oder sonstwie umgebracht wurden, sagt alles ... Gespräche untereinander - besonders in den ersten Jahren - waren immer riskant. Wie sonst war es möglich, daß über den Kriegseinsatz bestimmter deutscher Einheiten so exakte Informationen vorlagen - oft mit den Namen der Offiziere usw." (H.J.L., 10).

Die Bewacher hatten natürlich ein Interesse daran, daß sich die Gefangenen eben nicht zu einer verschworenen Gemeinschaft verbanden, sondern daß die Beziehungen so locker wie möglich blieben. "Wir waren in den Lagern im Alter von unter zwanzig bis etwa um siebzig Jahre alt. Darunter gab es vom Akademiker bis zum Zuhälter - vom Soldat und Zivilisten bis zum höheren Offizier über alle Berufs- und Standesgruppen hinweg Pritschen-Nachbarn und Arbeitskameraden. Jeder versuchte mit Gleichgesinnten zusammenzusein. Das beobachteten die Aufpasser eine Zeit - und schon war Schluß damit. Trotzdem gelang es hier und da über längere Zeitabschnitte.

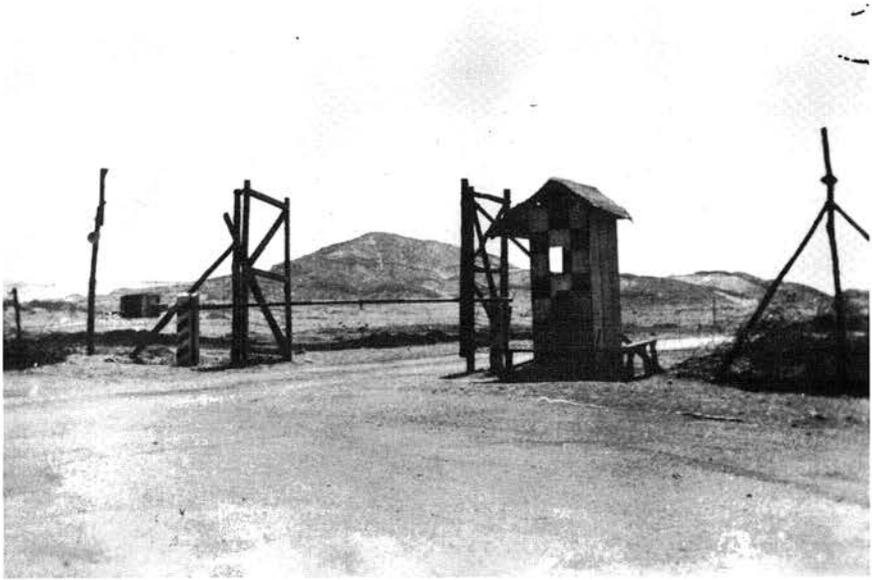


Abb. 25: Arbeitskompanie 2719 am Bittersee/Ägypten, Westausgang, 1947 (H. Sandkühler).

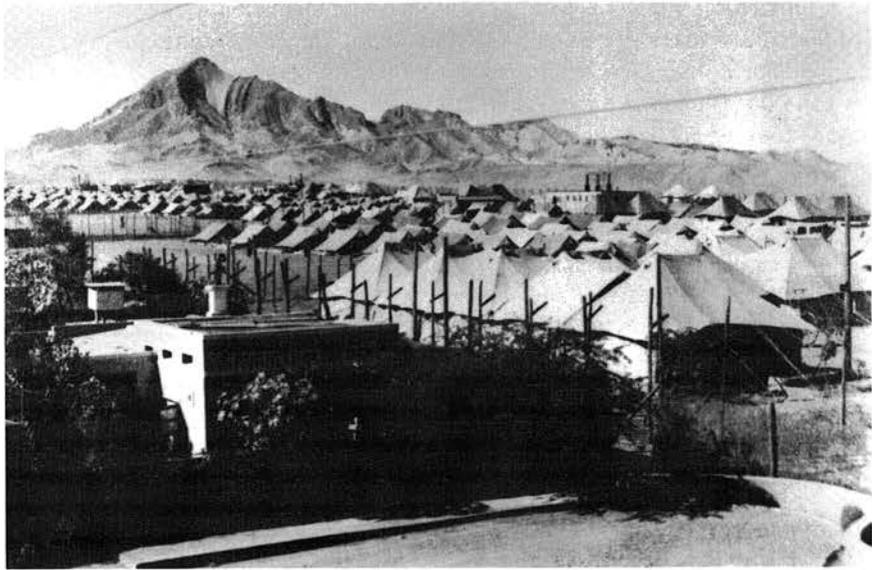


Abb. 26: Entlassungslager 307 am Bittersee/Ägypten. Im Hintergrund "The Big Fles" (H. Sandkühler).

Lange Gespräche/Unterhaltungen bei der Arbeit, bei dem Marsch dorthin usw. waren nicht erlaubt. Auch hier: Es gab großzügige Bewacher. Befürchtet wurde ein Komplott zum Aufruhr, zum Fluchtversuch o.ä. Bei kleineren Kommandos habe ich sehr oft mit aufrichtigen Kameraden im Sinne der Bedeutung von Gott und der Welt gesprochen und als lebensunerfahrener Mann die Ohren gespitzt. Was da so mancher alles zu berichten wußte aus seinem Privat-, Dienst- oder Geschäftsleben, - aber auch unverbesserliche Helden-Typen schwärmten von ihren Taten. Und sie wunderten sich, wenn einige Tage/Nächte im Karzer ohne Suppe und Brot der Lohn ihrer Berichte war.

Ich war mit einigen mehrere Jahre zusammen. Da wuchs in der Tat echte Freundschaft - dann und wann auch mit Enttäuschungen einhergehend. Wie im Leben sonst auch" (H.J.L., 16).

Einige Berichtersteller versuchten, weiter zu differenzieren. "Kameradschaft. Da die Lager, die ich passierte, durchweg eine personelle Stärke von ca. 1.200-1.500 Kriegsgefangenen hatten, konnte sich die Pflege der Kameradschaft nur in kleinen Gruppen entwickeln. Im ersten halben Jahr ging es jedem Kriegsgefangenen ums nackte Überleben, der Sinn für Kameradschaft war während dieser Zeit weniger stark ausgeprägt. In den Brigaden war die Kameradschaft schon etwas stärker ausgeprägt, da war man auch hinsichtlich der Gemeinschaftsleistung stärker auf sich angewiesen" (H. Schwanke, Anhang).

In den Kapiteln Zwangsarbeit (vgl. S. 157ff.) und Organisieren (vgl. S. 226ff.) wird deutlich, daß sich vor allem innerhalb kleinerer Gruppen ein gut abgesichertes und tragfähiges Solidaritätsgefühl herausbildete. Denn nur gemeinsam konnte man die hohen Normen erfüllen oder hintergehen, konnte man Kranke und Schwache mit durchziehen, konnte man die Bewachung überlisten und Geschäfte machen. So bildeten sich die verschiedensten Gruppen: "Jeder hatte mit sich selbst zu tun. Natürlich half einer dem anderen, so gut oder schlecht es ging. Natürlich bildeten sich Gruppen: Ehemalige Kompanieangehörige, Landsmannschaften (Elsässer, Ungarn, Rumänen, Japaner, Holländer usw.) nicht zu vergessen die Gruppe mit Freizeitinteressen wie Singen oder später auch Theaterspiel, das von den Russen gefördert wurde. Arbeitskommandos hielten auch unter Führung ihres 'Woina Konwojs' (Kommandoführers) eng zusammen und bildeten eine oft gut funktionierende Hilfgemeinschaft" (H. Büning, 3).

H.W. Schneider (32), der in jugoslawischer Gefangenschaft war, schildert sehr anschaulich, daß neue Situationen sofort auch einen räumlichen Zusammenschluß der Gruppe hervorriefen: "Es war schon immer so: Kam etwas Neues auf uns zu, dann hockten wir alle dicht zusammen, und das Erzählen ging los, über unsere weitere Verwendung und die Zukunft. Durch das Dichtbeieinandersitzen spürten wir auch die Kälte und unsere nassen Kleider nicht mehr. Ein jeder hielt den anderen warm."

Freundschaft

Ein anderer Bericht macht deutlich, welch kaum wahrnehmbarer, langfristiger Prozeß die Herausbildung einer Freundschaft unter den besonderen Bedingungen der Gefangenschaft darstellen konnte: "Der Prozeß des Kennenlernens dauerte länger. Man war mißtrauisch, weil man manchmal mit Kameraden schlechte Erfahrung gemacht hatte: verschiedentlich wurde man wegen seiner Truppenzugehörigkeit benachteiligt. Es war allgemein gut, nicht so viel von sich zu erzählen; jedenfalls so lange nicht, wie man den anderen nicht richtig kannte und einschätzen konnte. Günther und ich stellten aber doch sehr bald fest, daß unsere Lebensläufe Parallelen hatten. Wir gewöhnten uns aneinander. Es gelang uns auch, in der Unterkunft in die gleiche Einheit (Brigade, Zug, Kompanie) zu kommen. Allerdings waren wir später in Tiflis und Kutaisi nicht immer auf derselben Baustelle oder im gleichen Arbeitskommando. Das war aber nicht unbedingt ein Nachteil, wie sich später herausstellte ...

Unsere Gemeinschaft war eine Kameradschaft im besten Sinne, es wurde eine Freundschaft, wie man sie nur einmal im Leben erleben kann. Sie wuchs und entwickelte sich sehr langsam, wir merkten es zunächst sicher nicht. Sie war im Anfang zum großen Teil wirtschaftlich begründet: wenn der eine in guten Zeiten dem anderen abgab, revanchierte sich der andere, wenn es ihm gutging. Das Vertrauen zueinander wuchs, man konnte sich auf einander verlassen. Auch war das Gespräch sehr wichtig, dazu benötigte man einen zweiten Menschen. Wir merkten, daß man nicht nur essen muß, um zu leben, sondern daß man auch sprechen und zuhören muß. Uns beiden schloß sich ein dritter Kamerad an: Wilhelm Blum. Vorübergehend waren wir vier Mann in unserer Gefangenschaft ...

Unsere häuslichen Verhältnisse im Lager waren durchaus geordnet. Wenn ich Stubendienst oder Revierreinigen hatte oder in der Freizeit zu Lagerarbeiten eingeteilt wurde, machte Günther das für mich. Dafür machte ich dann immer Putz- und Flickstunde. Ich glaube, Günther hat in seinem Leben keinen Knopf angenäht, keine Hose geflickt, keine Fußlappen genäht. Seine Klamotten gewaschen hat er allerdings. Unsere Arbeitsteilung funktionierte.

... Wir bauten sicher auch gesprächsweise Luftschlösser, die in der Zukunft lagen, wir gingen in Gedanken in der Heimat spazieren, machten Pläne und versuchten, das Ende der an Hoffnung so armen Zeit herbeizurenden. Er konnte nicht zurück nach Troppau, ich nicht zurück nach Stettin; keiner konnte an die Stätten der glücklichen Kindheit zurück. Aber ich war besser dran als Günther, ich hatte noch meine Eltern, sie waren in Gütersloh. Was lag näher, als Günther mitzunehmen" (J. Halbpap, 68ff.).

H. Griewel (123) beschreibt einen ähnlichen Prozeß der Vertrauensfindung, allerdings im Rahmen einer Zimmergemeinschaft: "Da gab es Kumpel, denen man die Unsauberkeit schon ansah. Sie wurden so lange zur Sauberkeit angehalten, bis sie sich fügten oder freiwillig in ein anderes

Zimmer überwechselten. Schwieriger war es schon, Dieben oder Denunzianten auf die Spur zu kommen. Doch mit der Zeit entlarvte man auch diese. So kam es, daß sich die einzelnen Zimmer nach und nach mit Gleichgesinnten füllten. Aus den Gleichgesinnten wurden später Vertraute. Doch dies war noch ein langer Weg."

Zumeist ergab sich aus praktischer Lebensklugheit heraus die Rücksichtnahme auf den anderen und das Vertrauen darauf, daß der Überlebensewille des Mitgefangenen nicht unbedingt eine lebensgefährliche Bedrohung darstellte.

Bei den Berichten über engere Bindungen fällt häufig der Begriff "Freundschaft". "Wie im 'normalen' Leben gab es auch in der Gefangenschaft Freundschaften, deren Kreis aber überschaubar blieb. So habe ich etwa 15 Kameraden näher gekannt und mit diesen Adressen ausgetauscht. Enger befreundet war ich mit sechs teils Gleichaltrigen, teils erheblich Älteren. Die Gespräche mit einem der Älteren (er war Studienrat für Alte Sprachen) waren wohl maßgebend für meine spätere Berufswahl. Der andere wurde 1956 Taufpate meines ältesten Sohnes - er starb - etwa 55 Jahre alt - vermutlich an den Folgen der Gefangenschaft. Mit einem der Gleichaltrigen (er war Österreicher, wohnte aber bei Nürnberg, wo er eine Patentanwaltspraxis unterhielt), habe ich von der Entlassung an bis jetzt Kontakt gehabt. Vor 14 Tagen erhielt ich die Todesanzeige. Er wurde 63 Jahre alt. Die gleichaltrigen Freunde waren, soviel ich weiß, Schüler oder Abiturienten wie ich. Uns interessierten eben gleiche Fragen und gleiche Themen ... Zu dem weiteren Freundeskreis gehörte z.B. ein Bauernsohn aus Bayern, der mir viel von seinem Hof und seinen Zukunftsvorstellungen auf diesem Hof erzählt hat. Wir Freunde versuchten natürlich, wenn es sich eben einrichten ließ, bei der Arbeit zusammenzubleiben. Nur dann wagten wir, unseren Reden freien Lauf zu lassen" (W. Pohl, 19f.).

Vor allem für die Jüngeren war es wichtig, ältere Gefangene zu finden, die ihnen in kritischen Situationen Halt geben konnten. "Bei der Arbeit auf dem Kartoffelacker lernte ich Konrad Hahr aus Sindelfingen, Hauptmann und Kommandeur eines Bataillons, kennen. Er setzte es durch, daß ich zu ihm in seinen Erdbunker ziehen konnte. Dort legten wir abends ein Feuer an, um Kartoffeln zu kochen und vor allem die erstarrten Glieder aufzuwärmen. In den drei Wochen des Zusammenseins bildete sich eine Freundschaft, die bis zu seinem tragischen Tod am 16. September 1948 in Sibirien gehalten hat.

Dieser Mann mit Charakter hat mir in dieser ersten großen Krise meines Lebens vieles gegeben. Er gab von dem Wenigen, was stets hilfsbereit, lenkte durch gute Unterhaltung von der beginnenden Verrohung ab. Konrad Hahr war ein Mensch, den man nie vergessen kann. Friede seiner Seele!" (A. Bierhaus, 10).

Es gab natürlich Tests, mit denen die Solidarität und Bindung an die Gruppe geprüft wurde. In einem Kreis von Offizieren war folgende Probe

üblich: "Die jüngeren Offiziere hatten sich gleich zusammengefunden und eine Art Corpsgeist entwickelt. So wurde z.B. in unsere Gruppe niemand aufgenommen, der nicht den sogenannten Brottest bestanden hatte. Das wenige Brot, das wir als Verpflegung bekamen, wurde geteilt, und dem neuen Kameraden angeboten. Wenn dieser nicht das ihm nächst liegende Stück sofort ohne Zögern nahm, sondern sich das größte aussuchte, hatte er den Test nicht bestanden und wurde nach Möglichkeit nicht in unsere Gruppe aufgenommen" (R.B., 7f.).

Kontakte entstanden nicht nur durch den Arbeitsplatz und den Schlafplatz, sondern auch durch eine gemeinsame Vergangenheit. Die Beziehung war - allerdings in einer früheren und anderen Zeit - bereits erprobt. So ergab sich beispielsweise ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl durch die gemeinsame Tätigkeit in einer bestimmten militärischen Einheit während des Krieges. "Ein paar Tage später sprach ich mit einem Kameraden der ehemaligen 6. Batterie. Er war genauso wie ich Tischler, August Bunnefeld aus Leer bei Steinfurt. Er sagte mir, er gehe mit einem kleinen Kommando zu einer Nagelfabrik, dort brauchten sie noch einen Schreiner. Es sollten dort Fenster und Türen für den Wiederaufbau der Fabrik gemacht werden. Am nächsten Morgen bin ich gleich mitgegangen. Es war zwar etwas weiter zu laufen, aber es war wenigstens unter einem Dach in einer Werkstatt, und ich war wieder in meinem Beruf" (B. Kordt, 13). Eine gewisse Nähe und Vertrautheit bildeten der gleiche Dialekt und die Herkunft aus der gleichen Region, wenn nicht sogar aus dem gleichen Kreis oder Ort: "Ich hatte mich besonders an einen Hamburger Kameraden namens Hans angeschlossen, er war Hafenarbeiter von Beruf. Wir sprachen Platt und halfen uns bei der Arbeit" (H. Büld, 5). Und in einem anderen Bericht heißt es: "Da der Gulaschhans immer Feuer hatte, schlichen wir um die Küche herum, um Feuer zu ergattern. Dabei erwischte mich der deutsche Arzt und fluchte ... fürchterlich, aber auf Plattdeutsch. Ich antwortete Plattdeutsch und so stellte sich heraus, daß er aus unserem Nachbarort Mühlen i. O. kam. Anton Wördemann hieß er und war viel älter als ich. Er nahm mich ein bißchen unter seine Fittiche, und ich bekam hin und wieder heimlich einen Essenszuschlag" (A. Wegener, 50f.).

Besonders zu Beginn der Gefangenschaft läßt sich beobachten, daß die Angehörigen der gleichen Landsmannschaft sich suchten und enger zusammenrückten. "Landsmannschaften suchten sich. So war es auch mein Bestreben, Mitgefangene aus dem Münsterland ausfindig zu machen. Am dritten Tag nach meiner Ankunft in Elabuga veranlaßte mich die Sprache eines Stalingraders, nach seinem Namen zu fragen. Er gab an, aus Alstätte, einer Nachbargemeinde Vredens, zu kommen, sei aber Schlachthausdirektor in Oschatz in Sachsen. Wir hatten viele gemeinsame Bekannte und haben uns oft gegenseitig besucht ...

Vom Lager Koschkoma kam ich in das Lager Zelenodolsk. Als ich im Innern des Lagers auf Einweisung in die Unterkünfte wartete, wurden wir, wie es immer üblich war, von Gefangenen umringt und nach woher und wohin gefragt. Ein Bayer erklärte mir, es sei auch ein Münsterländer im Lager, er sei aus Vreden ... Er sei in der Ambulanz. Dorthin begab ich mich und besah mir im Warteraum die dort Sitzenden. Auf einen ging ich zu und fragte: 'Kennst Du mich'? 'Du bist aus Vreden, aber wie Du heißt, weiß ich nicht', war die Antwort. Er wurde, da krank und arbeitsunfähig, nach einigen Monaten entlassen und konnte als Erster meiner Frau und meinen Kindern persönliche Grüße bestellen und über mein Ergehen berichten. Er wurde ein Freund meiner Familie. Ich habe mit allen im Münsterland geborenen Mitgefangenen Plattdeutsch gesprochen" (E. Eismann, 13ff.). Zum Verständnis des letzten Berichtes sei angemerkt, daß der Verfasser sich in der münsterländischen Dialektologie und der Verbreitung der Familiennamen gut auskannte.

Der enge Zusammenhalt einer Gruppe wird besonders bei festlichen Situationen deutlich. So heißt es in einer Schilderung einer Geburtstagsfeier im Schacht-Lager: "Gernot Hanweg hatte ein Gedicht gemacht und schenkte mir 500 g Brot, Friedrich Luig hatte von seinem Arbeitslohn 400 g Zuckerkonfekt als Geschenk für mich gekauft. Walter Kraus gratulierte mit zwei Tomaten und Heinrich Werner mit 1/2 l Milch und einer Rasierklinge. Welche Kostbarkeiten das damals waren, kann ein Außenstehender sich heute kaum vorstellen. Der ideelle Wert solcher Freundschaftsbeweise in der russischen Gefangenschaft sprengt ebenfalls alle heutigen Maßstäbe" (K. Schnier, 98f.).

Es wird immer wieder betont, daß die engen zwischenmenschlichen Beziehungen entscheidend dazu beigetragen haben, die Gefangenschaft zu ertragen. Die folgenden Formulierungen stehen für viele Berichterstatter: "Trotzdem gab es auch gute Freundschaften, Freunde, die wirklich die letzte Kartoffel mit einem teilten. Das waren die Lichtblicke in dieser Situation auf der untersten Stufe der Kreatur, wo es nur ... ums Überleben ging" (B. Petrat, 7). - "Wenn diese Kameraden sich gefunden hatten, und sich ihrer sicher sein konnten, bildeten sich auch neue Kameradschaften und wahre Freundschaften, die sich vor allem in Zeiten des großen Hungers, der Ungewißheiten und Depressionen bewährt haben. Der Zusammenhalt und die meist unausgesprochenen seelischen Stützen gehören zweifellos mit zu den positiven Erfahrungen in der Kriegsgefangenschaft" (K. Schnier, 98).

2. Antifa/Nationalkomitee/BDO (Renate Brockpähler)

Die antifaschistische Umerziehung der deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion kann aus den uns vorliegenden Berichten nur bruchstückhaft rekonstruiert werden, da es sich bei dem Material um Einzelaussagen handelt, die einen Zusammenhang nicht ohne weiteres erkennen lassen. Deshalb wurde zusätzlich eine neuere Spezialuntersuchung von Karl-Heinz Frieser mit einbezogen, die es ermöglicht, die Einzelaussagen in einen größeren Rahmen zu stellen und zeitlich einzuordnen. Gleichzeitig war es dadurch möglich, Unklares zu erhellen und Fehlendes, soweit notwendig, zu ergänzen.

K.-H. Frieser unterscheidet für die Umerziehung der deutschen Kriegsgefangenen drei Perioden: Die erste Phase reicht vom Kriegsbeginn bis zum Sommer 1943 (Stalingrad). In dieser Zeit waren hauptsächlich sowjetische Politoffiziere und deutsche Exilkommunisten als antifaschistische "Instruktoren" eingesetzt. Die zweite Phase ist gekennzeichnet durch die Aktivitäten des Nationalkomitees "Freies Deutschland" und des "Bundes Deutscher Offiziere" (BDO) und erstreckt sich von der Gründung des Nationalkomitees im Juli 1943 bis zu dessen Auflösung im November 1945. Die dritte Phase umfaßt die Zeit von 1946 bis 1950. Die Propaganda war jetzt wieder orthodox kommunistisch (K.-H. Frieser, 27f.).

Die erste Phase wird von Frieser nochmals in drei Zeitabschnitte unterteilt, deren dritte (Februar bis Juli 1943) der Vorbereitung zur Gründung eines Nationalkomitees diente. Bereits 1942 bestand in Oranki eine Antifa-Schule, die später nach Krasnogorsk verlegt wurde (K.-H. Frieser, 55f.).

a. Antifaschistische Frontpropaganda

"Schon während des Krieges erklang an der Front von der russischen Seite deutsche Marschmusik. Im Anschluß daran sprachen deutsche Überläufer oder wer auch immer zu uns, forderten uns auf, die Waffen wegzuworfen und uns zu ergeben. Flugblätter wurden abgeworfen, mit denen uns gute Behandlung und baldige Heimkehr nach Kriegsende versprochen wurden" (J.K., 161f.).

"Über Lautsprecher aus der etwa 30-40 Meter entfernten vordersten russischen Linie wurden wir in der Nacht durch antifaschistische Propagandaleute (Antifa) aufgefordert, vor dem alles vernichtenden Angriff der Roten Armee (Beginn 4 Uhr früh) überzulaufen. 'Bis dahin erfreuen wir Euch mit bekannten und beliebten Melodien', hieß es dann noch. Das waren dann die Walzerklänge, die exakt zu der angekündigten Zeit vom Trommelfeuer der russischen Artillerie abgelöst wurden" (K. Wagemann II,19). Dieses sind in unserem Material die beiden einzigen Belege für antifaschistische Frontpropaganda.

Die Agitation war zunächst sehr primitiv angelegt; es herrschte ein starker Kontrast zwischen dem Pathos der Sowjetpropaganda, welche die UdSSR als "Paradies aller Werktätigen" anpries und der "trostlosen Realität des Landes" (K.-H. Frieser, 62).

1942 erfolgte ein Umschwung zum "nationalpolitischen Kurs"; im Gefolge dessen wurde als "Manneswort eines deutschen Hauptmanns" eine Rede Hadermanns in 500 000 Exemplaren verbreitet (K.-H. Frieser, 56). Es sollte versucht werden, "die Wehrmachtsführung zu einer Aktion gegen Hitler zu bewegen, die den Krieg beende"; im Gegenzug wolle die Sowjetregierung sich "für ein Reich in den Grenzen von 1937 einsetzen" (K.-H. Frieser, 79).

b. Nationalkomitee "Freies Deutschland" und Bund Deutscher Offiziere

Trotz all dieser Bemühungen wurde noch immer keine Breitenwirkung erzielt. Deshalb erfolgte im Juli 1943 nach längerer Vorbereitungszeit die Gründung des Nationalkomitees "Freies Deutschland" (NKFD) (K.-H. Frieser, 79; vgl. auch 67ff.). Da die meisten Offiziere unter den Kriegsgefangenen immer noch zögerten, dem Nationalkomitee beizutreten, wurde im September 1943 zusätzlich der "Bund Deutscher Offiziere" (BDO) gegründet, hauptsächlich, um ein "Gegengewicht" zum übermächtigen kommunistischen Einfluß zu schaffen (K.-H. Frieser, 78f.). Doch bald geriet auch der BDO ganz in das kommunistische Fahrwasser. In einer zweiten Antifa-Phase nach Kriegsende erfolgte eine Neuordnung der Agitation und Propaganda (K.-H. Frieser, 271).

In unserem Material ist diese Entwicklung nicht so genau zu erkennen. Aus der ersten Antifa-Phase werden genannt: " ... Mitglieder des 'Nationalkomitees Freies Deutschland', nach dem Fall Stalingrads von ehemaligen deutschen Offizieren unter General Paulus und Überläufern in der Gefangenschaft gegründet. Sie verfolgten angeblich das Ziel, Deutschland nach der Niederwerfung zu einer demokratischen Erneuerung zu verhelfen. Daß dies unter kommunistischen Vorzeichen zu geschehen habe, stand zumindest für die russischen Initiatoren dieser Bewegung ganz außer Frage" (H.B., 109f.).

A. Wegener (18) schildert seine Eindrücke von den Vertretern des Komitees "Freies Deutschland" so: "Es handelte sich dabei um deutsche Kommunisten und ehemalige deutsche Soldaten, die bereits 1941/42 in russische Gefangenschaft geraten und von den Sowjets 'umgedreht' worden waren." [Oft schlugen die Emotionen hoch, wenn die Berichtstatter an die Vertreter des Nationalkomitees denken: "Das Nationalkomitee Freies Deutschland, unter dem Zeichen der schwarz-weiß-roten Banderole (deutsch-national) stand unter der Regie von General von Seydlitz. Er, seine Exgeneräle und sonstigen Gefolgsleute wollten uns in ihren Artikeln weismachen, daß sie schon immer gegen den Krieg waren und sahen

plötzlich den Russen als ihren Verbündeten an. Diese Herren hatten eine Kehrtwendung von 180 Grad vollzogen und genierten sich nicht, als Kontrapropagandisten aufzutreten. Sie alle hatten doch den Kessel von Stalingrad schadlos überstanden, während Abertausende von Soldaten dort ihr Leben ließen oder den dornen- und verlustreichen Weg in die Gefangenschaft antreten mußten. Was haben sich diese höchst- und hochrangigen Offiziere, die einmal den Eid auf den Führer geleistet haben, dabei gedacht, uns mit solch plumper Propaganda zu kommen? Sie saßen doch im Trockenen, als Tausende von Soldaten in den Kriegsgefangenenlagern vor Kälte, Hunger und Krankheit umkamen. Kann man heute noch Achtung vor solchen Leuten haben, die in Stalingrad eine ganze Armee verbluten ließen, sich vom Führer für diese Tat noch befördern und hoch dekorieren ließen und schließlich auch noch in der sowjetisch-besetzten Zone als Helden gefeiert und hofiert wurden? Ich meine den Generalfeldmarschall Paulus, und auch der Junker Graf Einsiedel gehört dazu, der später in der DDR wohl erkennen mußte, daß er sich auf das verkehrte Pferd gesetzt hatte und unbehelligt in den Westen kam. Warum, so fragt man sich heute, haben die Herren Generäle und ihre Gefolgsmänner nicht lange davor verhindert, daß die Einmärsche in Polen, Frankreich und Rußland stattfanden. Sie hätten es meines Erachtens in der Hand gehabt, ein von vornherein zum Scheitern verurteiltes 'Unternehmen Barbarossa' schon in der Vorbereitung zu verhindern" (H. Schwanke, 17f.).

Vor allem stieß das luxuriöse Leben der hohen Offiziere und der Leitung des Nationalkomitees auf vollkommenes Unverständnis, zumal in der deutschen Armee ein latentes Gefühl des Zweiklassenrechtes immer noch vorhanden war. "Große Abbildungen in der Zeitung zeigten uns, wie und wo die Herren des Nationalkomitees lebten. Sie saßen auf jeden Fall im Trockenen und hatten gewiß genug zu essen. Sie füttern uns mit Lügen und Phrasen und sahen still zu, wie Tausende ihrer Soldaten in den Lagern verhungerten. Mit einer (Un)verfrorenheit ohne gleichen schilderten sie, wie sie in Luxuslimousinen und Schlafwagen nach Moskau transportiert worden waren, während Hunderttausende in Massengräber gekommen waren" (J. Probst, 91).]

c. Mittel der Umerziehung

W. Altfrohne (7) weist auf die Schulungsabende hin, in denen die Kriegsgefangenen umerzogen werden sollten. Dazu noch weitere Belege: "Die geistige Betreuung liegt im Hospital Kiviöli, ebenso wie in den Arbeitslagern, die ich bisher kennenlernte, in den Händen deutscher Kameraden, die sich in den Dienst der 'Antifa' gestellt haben. Ihre Arbeit, die in enger Fühlungnahme mit den Kommissaren vom NKWD erfolgt, besteht aus der 'Schulung' der Lazarettinsassen" (H. Kruse I,22). Was man von dieser "Schulung" hielt, zeigt folgendes Zitat: "Post gab es nicht, dafür

aber 'Berieselung' mit kommunistischen Schulungsvorträgen des in Rußland gegründeten 'Nationalkomitees Freies Deutschland'" (H. Büld, 3).

Einige der Berichtersteller besuchten sogar eine der Antifa-Schulen: " ... ich bin einmal sogar in einer politischen Schulung gewesen, ... einer 'Antifa-Schule', und da habe ich den Marxismus-Leninismus zwei Monate lang wie ein Schüler gepaukt. Wir mußten das sogar schriftlich geben und bekamen zum Schluß sogar eine Prüfung." Diese Schule lag in Tscheljabinsk; sie hatte einen "sehr anständigen Leiter ..., ich nehme an, er war ein deutscher Kommunist, aber er war sehr nobel" (W. Tell, 25).

Näheres darüber, was und wie "gepaukt" wurde, schreibt H. Gabriel (12): "Ende 1948 wurde ich gefragt, ob ich nicht interessiert sei, in Moskau einen Antifa-Lehrgang mitzumachen. Ich wollte. Aus unserem Lager waren 30 Mann dazu auserkoren. Vorher wurden wir noch neu eingekleidet, und dann ging es in Begleitung eines Kommissars gen Moskau ... Am Stadtrand von Moskau kamen wir in ein kleines Lager. Hier waren schon einige Landser aus anderen Lagern ... Das 'Lehrpersonal' waren Deutsche, bewährte Antifaschisten. Ich würde heute im nachhinein sagen: überzeugte Kommunisten. Aber doch wirkliche Kumpels ... Der Lehrgang war so aufgebaut, daß drei Monate für die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, drei Monate für die Geschichte der russischen Arbeiterbewegung einschließlich Oktoberrevolution, und drei Monate für die marxistisch-leninistische Philosophie ... angesetzt waren."

Auch J. Halfpap (74f.) gibt eine ausführliche Schilderung: "Ab 1948 etwa wurden mehrmals jeweils 6-8 Mann von unserem Lager Kutaisi (7518/3) zu einem Lehrgang in das Hauptlager Tkibuli (7518/1) abkommandiert. Nach welchen Gesichtspunkten die Teilnehmer ausgesucht wurden, ist mir nicht bekannt geworden. Jedenfalls traf es mich auch eines Tages. Wir waren 35 Mann etwa ... Ich glaube mich zu erinnern, daß es durchweg jüngere Leute waren, damals so um die 20 bis 30 Jahre alt ... An jedem Arbeitstag, wenn die anderen Kameraden aus dem Lager heraus zur Arbeit gingen, hatten wir Unterricht. Und zwar genau so viele Stunden, wie die Kameraden arbeiten mußten. Unterrichtsgegenstand war die Geschichte der KPDSU, das Kommunistische Manifest, das Leben Stalins, der Dialektische Materialismus, der Unterschied zwischen dem Kapitalismus und dem Bolschewismus usw."

Über Formen der Umsetzung des "Gelernten" wird wenig berichtet. Hier eine der wenigen Äußerungen zu diesem Aspekt: "In dieser Zeit kamen auch drei Gefangene ins Lager, die eine politische Schule in Saratow (a. d. Wolga) besucht hatten. In Versammlungen sollten sie uns mit dem Sozialismus bekanntmachen und dazu bekehren. Nur wenig Interesse war vorhanden. Eine Wahl wurde angeordnet für einen Antifaschistischen Ausschuß" (W. Hartmann, 21).

G. Meurer (82f.) beschreibt die Wahl eines solchen Ausschusses: "Die von der Lagergemeinschaft unter russischer Aufsicht mit Stimmzetteln frei

(allerdings nicht geheim) gewählten Antifaleute benehmen sich erträglich ... Es ist ein mehrköpfiger 'Ausschuß', in dem jeder um die Gunst der Wähler für die nächste Wahl buhlt."

Die Bekleidung eines solchen Amtes war jedoch nicht zwangsläufig mit einem vorangehenden Wahlverfahren verbunden, sondern konnte auch die Folge eines Zusammenspiels unmittelbarer Zufälle sein, wie A. Schotte (10) sehr anschaulich beschreibt. Er hatte im Lager, in dem Bestreben, sich geistig zu betätigen, einen Vortrag gehalten "über die gesellschaftlichen Verhältnisse, vor allem der Sklaven, im alten Griechenland - im Gegensatz zum alten Orient. Da erhielt ich die Ernennung zum 'Propagandisten' in einem neugebildeten 'Antifaschistischen Komitee'. Wie kam ich dazu? Nun, dieser Vortrag paßte, ganz unbewußt, so recht in die kommunistische Doktrin von den fünf Entwicklungsstufen der menschlichen Gesellschaftsordnung. Ich dachte nur: 'Einer muß jetzt der Schweinehund sein, der dieses Amt übernimmt. Aber bevor hier ein gewissenloser Scharfmacher eingesetzt wird, mache ich aus der Not eine Tugend'. Das 'Antifaschistische Komitee' bestand aus einem Triumvirat: Vorsitzender, Propagandist und Kulturwart, das nicht zur Arbeit hinausging. Diese drei hatten im Lager der hohen Aufgabe nachzugehen, die Kriegsgefangenen zu brauchbaren Demokraten umzuerziehen, denn 'echte Kommunisten werden die Deutschen doch nie', sagte man uns. Diesem Antifaschistischen Komitee standen einige Aktivisten zur Seite, die sie sich aus der Masse selbst aussuchen konnten, die aber ihrer gewohnten Außenarbeit nachgingen ... Was gab es nun für mich zu tun? ... Vorträge halten, Losungen schreiben, die Kameraden zu Demokraten machen." In anderen Lagern wurden die Kriegsgefangenen erst "nach strenger Prüfung ihrer Gesinnung zu Propagandisten ernannt" (A.T., 8).

Außer Vorträgen und Schulungen in den Lagern und Antifa-Schulen waren es vor allem Zeitungen und der Rundfunk, die im Dienste der "Umerziehung" standen: "Eines Morgens ... fand ich am Rande der Lagerstraße eine neue deutsche Zeitung. Ich traute meinen Augen nicht. 'Freies Deutschland' stand in großen Buchstaben fettgedruckt auf der Titelseite ... Zuerst glaubte ich, ein deutsches Flugblatt gefunden zu haben, das deutsche Flieger in der Nacht abgeworfen hatten. Beim Lesen der ersten Zeilen ging mir jedoch ein Licht auf. Es war eine Zeitung, die speziell für uns Kriegsgefangene in Rußland gedruckt worden war. Herausgeber war das in Moskau gegründete Nationalkomitee 'Freies Deutschland' ... Man las die Namen von Generälen und hohen Offizieren, von Gefreiten, Unteroffizieren und emigrierten Zivilisten. Besonders die Generäle, wie Paulus und von Seydlitz faselten da von Großzügigkeit und menschlicher Behandlung durch die Russen" (J. Probst, 90).

Die Zeitung "Freies Deutschland" hatte die frühere Kriegsgefangenen-Zeitung "Das freie Wort" abgelöst und wurde später durch die von den Sowjets herausgegebene Propagandaillustrierte "Freies Deutschland im Bild"

ergänzt (K.-H. Frieser, 86). Ab 1. Januar 1946 traten bis 1949 an die Stelle der Zeitung "Freies Deutschland" die "Nachrichten für die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion" (K.-H. Frieser, 271). Diese Zeitung "war bei den Gefangenen gar nicht beliebt, weil sie 1. nicht 'rauchbar' war, denn im Gegensatz zu russischen Zeitungen flammte sie bei jedem Zug auf, und 2. es stand nur kommunistische Propaganda darin" (A. Wegener, 123; vgl. auch H. Hackler, Interview, 19).

Der ebenfalls als propagandistisches Sprachrohr genutzte Rundfunk findet in den Berichten kaum Erwähnung. Nur H. Hackler weist in seinen Ausführungen auf Anwerbungsversuche hin, die mit dem Lockmittel verbunden waren, durch namentliche Nennung der Kriegsgefangenen im Radio den Angehörigen einen Hinweis auf ihren Verbleib zu geben, sofern die Kriegsgefangenen ihrerseits bereit seien, sich dem BDO oder der Antifa anzuschließen. "Und es haben sich tatsächlich Leute gefunden, die, nur um ihren Angehörigen ein Lebenszeichen zu geben, sich da angeschlossen haben" (H. Hackler, Interview, 31).

Näheres schreibt K.-H. Frieser (86): Der Rundfunksender "Freies Deutschland" begann am 20.07.1943 mit der Ausstrahlung seines Programms. Erkennungsmelodie waren die ersten vier Takte des Liedes "Der Gott, der Eisen wachsen ließ", Text von Ernst Moritz Arndt.

Die Umerziehungs-Versuche mit Hilfe der aufgezählten Mittel hatten kaum Erfolg. "Das Interesse war sehr gering, die Müdigkeit nach der Tagesarbeit war übermächtig, es herrschte eine politische Verdrossenheit, und es bestand wenig Neigung, sich zu engagieren, wofür auch immer" (J. Halfpap, 74). Das galt auch für die Vorträge und Schulungen: "Den großen Haufen ließ das Palaver weitgehend kalt. In den vorderen Reihen ... mußte man notgedrungen den aufmerksamen Zuhörer mimen, auf den hinteren Bänken wurde Skat gespielt" (J. Veit, 31).

Doch wer sich drücken wollte, bekam das zu spüren: "Der mangelnde Besuch der Vorträge hatte zur Folge, daß die Abendessen-Ausgabe vom Besuch der Vorträge abhängig gemacht wurde. Wer nicht hinging, bekam kein Abendbrot. Das machte uns den Marxismus-Leninismus auch nicht sympathischer. Außerdem waren die meisten Mitglieder des Antifa-Komitees nicht sehr vertrauenerweckend" (A. Wegener, 123f.).

[Es werden die verschiedensten Formen des Widerstands gegen die Propaganda beschrieben. So konnte man z.B. einem Propagandisten das Leben dadurch erschweren, indem man ihm Fragen stellte und sich über jede schlecht gekonterte Antwort oder gar verlegene Ausrede innerlich amüsierte oder sie gar als Triumph feierte. So berichtet ein Gefangener, daß er einen Propagandisten, der Hitlers Überfall auf Rußland als faschistisch verdammt, mit dem Hinweis auf den Überfall Rußlands auf Finnland verunsicherte (A.T., 8). Es galt das Motto: "Denken konnte man ja, was man wollte, nur man durfte nicht laut denken" (H. Gabriel, 12) oder: "Wir waren Antifaschi-

sten - aber zugleich auch Antibolschewisten. Doch das auszusprechen, bedeutete Sibirien" (B. Petrat, 11). In diesem Sinne haben viele Gefangene bei den Umerziehungsmaßnahmen mitgewirkt und sich dadurch ihr persönliches Schicksal erleichtert. Oft wurde dabei allerdings ein gefährliches intellektuelles Spiel getrieben, bei dem sich so mancher über die "dummen Russen" insgeheim lustig machte: "Im August 1949 erhielt ich den Auftrag, in einer Feierstunde eine Gedenkrede auf den ungarischen Dichter und Freiheitskämpfer Petöfi Sandor (Alexander Petöfi) anlässlich seines 100. Todestages zu halten. Bis dahin kannte ich Petöfi nur dem Namen nach und wußte sonst auch nur etwas vom Ungarnaufstand 1848/49. Aber auf dem Realgymnasium Osnabrück hatte man uns früher schon beigebracht: 'Wenn man etwas nicht mehr weiß, dann lustig darauf loslügen, nur nicht steckenbleiben'. So schilderte ich einfach die damaligen Zeitumstände und erwähnte nur häufig den Namen Petöfi. Informationsmaterial gab es nicht, aber es genügte völlig. Eine andere Feierstunde war dem russischen General Suworow gewidmet. Es war ein 150-jähriger Gedenktag, aber welcher? Ich rechnete nach: 1799 war doch der zweite Koalitionskrieg gegen die Franzosen auf italienischem Boden. Das wußte ich noch, und ich erinnerte mich noch der Novelle 'Die Marquise von O.' von Heinrich von Kleist, in der auch etwas vom Einsatz russischer Truppen in Oberitalien erwähnt wurde. Auch hier konnte ich mit vielen Worten wenig sagen. Die Hauptsache, der Name Suworow wurde in jedem Satz erwähnt. Anders erging es einem Kameraden, der in der Feierstunde über Karl Marx reden sollte. Er hatte kurz vorher in einer Zeitschrift einen längeren Aufsatz über Wilhelm Marx gelesen, und in seiner Rede beide verwechselt. Die Russen verstanden es nicht, die Wissenden schmunzelten, die Menge hat es nicht gemerkt ... Es gab im Lager einen jungen Mann aus Wiesbaden, der von sich behauptete, alter Kommunist zu sein und sich auch ständig für die kommunistische Idee eingesetzt zu haben. Ich trug ihm einmal, lange bevor ich als Propagandist eingesetzt wurde, einige politische Schlagworte vor. Er war davon höchst begeistert und behauptete, gerade dafür sich stets eingesetzt zu haben. Ich konnte ihm nur sagen: 'Du altes Rindvieh, das waren einige der 23 Programmpunkte der NSDAP'. Er war geknickt, kam aber bald darauf mit einem Krankentransport heim" (A. Schotte, 17f.) Und H. Gabriel, der an einem Antifa-Lehrgang in Moskau teilnehmen durfte, dann aber als unverbesserlicher Militarist wieder zurückgeschickt wurde, schildert folgendes Erlebnis: "In einer Gemäldegalerie erklärte uns ein russischer Museumsführer die dort ausgestellten Bilder. Vor einem Bild verweilte er sehr lange und erklärte uns mit tiefem Ernst, daß dieses Bild von einem Leibeigenen gemalt worden sei. Die Farben hat er zum Teil aus seinem Blut gemischt. Einige von uns fingen laut an zu lachen, und einer meinte, allerdings in Deutsch: 'Das ist die Sixtinische Madonna und die habt Ihr aus dem Dresdner Zwinger geklaut'. Lautes Gelächter. Der Russe, der uns

natürlich nicht verstand, schaute wohl etwas komisch drein, aber er hatte seinen Vers einstudiert bekommen und wußte es sicherlich nicht besser" (H. Gabriel, 12). Bei einem solchen Kommunikationsstil konnte natürlich keine wirkliche Auseinandersetzung mit den Erlebnissen der letzten Jahre stattfinden. Viele Zwischenbemerkungen lassen jedoch vermuten, daß damals zumindest die Chance bestanden hat, die zum Teil neuen Informationen über den Nationalsozialismus, die die Gefangenen in der Gefangenschaft erhielten, dazu zu benutzen, einen Denkprozeß in Gang zu setzen.

Die Antifa-Leute werden von der überwältigenden Mehrheit der Berichterstatter als charakterlose Menschen dargestellt.] Da heißt es etwa, die Mitglieder des National-Komitees "waren nicht beliebt, einmal, weil sie sehr arrogant auftraten, und zum anderen, weil sie als Verräter angesehen wurden. Zum Teil waren sie es auch, vor allem diejenigen, die sich durch besondere Gemeinheit gegenüber den Gefangenen auszeichneten, so daß sogar Russen manchmal den Gefangenen beistanden" (A. Wegener, 18). Diese Bewertung speziell der deutschen Antifa-Leute spricht auch aus folgendem Zitat: "Deutsche bewachten ihre eigenen Landsleute! Sie sprachen so gut wie überhaupt nicht mit uns, behandelten ihre eigenen Landsleute wie die Verbrecher. Wir sahen es viel lieber, wenn russische Posten uns bei den Arbeitseinsätzen überwachten" (J.K., 162). Weiter heißt es von den deutschen Bewachern: "Von den meisten Kriegsgefangenen wurden sie ... gehaßt und verachtet ... Sie verrieten ihr Vaterland für ein Butterbrot, denn aus echter Überzeugung waren die meisten von ihnen keine Kommunisten, das ist jedenfalls meine Meinung" (J. Schulz, 12).

Ein ähnlich hartes Urteil ist aus einem Lager im Westen (Rheinberg) überliefert: "Die Lagerpolizei rekrutierte sich fast ausschließlich aus Überläufern und Saboteuren ... Fast alle brüsteten sich damit, der 'Antifa' anzugehören. Ich habe unter diesen Gesellen nur charakterlose, gefühllose Elemente kennengelernt, die darauf ausgingen, wehrlose Menschen zu quälen" (B. Olbing, 3).

A. Lehmann (1986, 50) schreibt hierzu: "Ausgewogene, um Gerechtigkeit bemühte Urteile über die schwierige Lage dieser Gruppe, die am sozialen Rande zwischen deutschen Kameraden und sowjetischer Gewahrsamsmacht stand, sind selten." Eine Aussage wie die folgende fällt unter diesem Aspekt daher völlig aus dem Rahmen: Einer "hatte die Antifa-Schule durchlaufen, aber er war doch ein anständiger Mensch geblieben"! (H. Hackler, Interview, 61).

d. Gründe zum Beitritt in Antifa und Nationalkomitee

Es erhebt sich schließlich die Frage, welches die Gründe waren, die zum Beitritt in die antifaschistischen Vereinigungen führten. Dazu K.-H. Frieser (17, Vorwort): "Auch wenn die Masse lediglich aus opportunistischem Kalkül oder - unter dem Druck der Sowjets - aus Existenzangst den Lagergruppen

des NKFD/BDO beitrug, so gab es doch einige Gefangene, die diesen Schritt aus ehrlicher Überzeugung unternahmen. Sie wollten in ihrer Verzweiflung nicht tatenlos zusehen, wie Hitler das Deutsche Reich in den Abgrund stürzte, sondern nahmen das Risiko eines Bündnisses mit Stalin und den deutschen Exilkommunisten unter Ulbricht auf sich. In ihrem Schicksal liegt eine besondere Tragik, denn sie mußten erleben, daß sie zum zweiten Mal von einem Diktator für machtpolitische Ziele mißbraucht wurde."

Ähnliche Überlegungen - Opportunismus oder echte Überzeugung - sind in unserem Material sehr selten: "Nun traten Offiziere auf, bei denen man sich die Frage stellen müßte, ob sie aus reinem Opportunismus handelten, oder aber auch aus echter Überzeugung, daß ihr bisheriges Tun falsch gewesen sei, und daß man es für die Zukunft besser machen wolle" (G. Meurer, 92f.).

Die Privilegien, die die Antifaschisten genossen, traten für alle offen zutage: bessere Verpflegung und Kleidung, bessere Unterkünfte, Freizügigkeiten beim Verlassen des Lagers und teilweise auch Arbeitsbefreiung waren die am häufigsten genannten: "Die ... Antifaschisten hatten eine extra Unterkunft. Sie waren auch nicht unterernährt wie wir anderen Gefangenen, trugen weit bessere Uniformen und hatten auch die Haare länger. Sie sahen gepflegt aus, brauchten auch nicht zu arbeiten" (J. Schulz, 12). "Sie lebten wie die Maden im Speck, wurden verachtet und mißachtet." (J.K., 162; vgl. auch H. Kruse I, 22: "Sonderverpflegung"; W. Somberg, 13: "Arschkriecher"). - Sie "durften ein- bis zweimal in der Woche mit einem Posten in die Stadt gehen, um für die Lagerwerkstätte alles Mögliche zu besorgen" (K. Brinkgerd, 18b).

Ein besonderes Erlebnis waren für manche Kriegsgefangenen die bereits oben erwähnten Exkursionen (vgl. S. 147), die oftmals am Ende der Kurse in den Antifa-Schulen stattfanden: "Am Ende des Lehrgangs ... stand eine Exkursion. Diese Reise als deutscher Kriegsgefangener war für mich mit Abstand das beeindruckendste Erlebnis in den Jahren 1948 und 1949" (J. Halfpap, 75). Im folgenden schildert dann J. Halfpap (76) ausführlich diese Fahrt von Tkibuli nach Tiflis, mit Besuch der Oper und des Museums und als Höhepunkt eine Fahrt mit einer Seil- oder Zahnradbahn zu einer Art Aussichtspunkt hoch über der Stadt Tiflis: " ... es war herrlich anzuschauen. Und doch, wir waren gefangen, unfrei, fern von zu Hause, ohne Angehörige, letzten Endes doch jeder von uns allein." Von ähnlichen Exkursionen und Ausflügen berichten, nicht ganz so ausführlich, W. Tell (26: Museumsbesuch) und H. Gabriel (12: Fabrikbesichtigungen, Museumsbesuche etc.).

Die Hoffnung auf eine frühe Entlassung hat sicher manchen bewogen, dem Nationalkomitee beizutreten, zumal immer wieder Versprechungen in diese Richtung zielten: "Wer eintrat, tat es eigentlich nicht zu sehr aus Begeisterung für die kommunistische Propaganda oder deren Ziele, sondern er tat es im Grunde genommen, um sich eine möglichst baldige Rückkehr in

die Heimat sicherzustellen" (H. Hackler, Interview, 22). Von einer Erfüllung dieser Hoffnung hören wir nur ein einziges Mal: "Dann mußten wir unterschreiben, nie mehr eine Waffe in die Hand zu nehmen und gegen die Russen zu kämpfen. Zwei Tage später hatten wir das Glück, in die Heimat entlassen zu werden. Die Mitgliedschaft hatte sich gelohnt" (H. Altefrohe, 7).

Die besonders harten Repressalien gegen Opponenten (vgl. K.-H. Frieser, 58) ließen andererseits den Betroffenen manchmal gar keine andere Wahl, als der Antifa beizutreten. Hier aber ein beeindruckendes Gegenbeispiel: "Nun sollte ich ... der Antifa beitreten und einen Eid auf die russische Rote Armee leisten, was ich natürlich ablehnte ... 'Kommunist' konnte ich nie werden, ... weil ich genau erkannte, daß man dabei vom Regen in die Traufe käme. So wurde ich (zur Strafe) in ein schweres Kommando (Erdarbeiten im geplanten Staubecken) gesteckt, wo ich auch nach einigen Wochen vor Entkräftung und Hunger zusammenbrach" (J. Schulz, 12).

e. "Wiedergutmachtungspflicht"

Nach K.-H. Frieser (271) standen 1946/47 bei der "Umerziehungsarbeit" folgende Themenkreise im Vordergrund: "Anprangerung des Nationalsozialismus, Mitverantwortung der Gefangenen im Rahmen der Kollektivschuld und daraus resultierend die Wiedergutmachtungspflicht. Diese sollte sich vor allem in erhöhten Arbeitsleistungen ausdrücken. Daher lautete eine der wichtigsten Propagandalosungen: 'Antifaschist ist, wer ein guter Arbeiter ist!'"

Auch die für sie gemachten Zeitungen riefen die Kriegsgefangenen ständig "zur Selbstverpflichtung für höhere Arbeitsleistungen - zum Zwecke der Wiedergutmachtung auf" (A. Wegener, 124). Allerdings waren die Gefangenen auch hier wieder Repressalien ausgesetzt, z.B. wurde ihnen gesagt, "nach Hause schreiben könnten demnächst nur die, welche vorbildlich ihre Arbeit zur Wiedergutmachtung leisteten. Tatsächlich erhielten etwa nach einem halben Jahr die ersten Bestarbeiter vor den neidischen Augen der übrigen je eine Postkarte als Anerkennung ausgehändigt", während die anderen eine solche erst später bekamen (B. Petrat, 6).

Etwas sarkastisch bemerkt G. Meurer (26): "Im Lageralltag bereiten uns zwei deutsche Propagandisten auf die Verpflichtung zur Wiedergutmachtung vor. Sie sind vom 'Freien Deutschland' und tragen schwarz/weiß/rote Kokarden. Es hört sich so an, als ob sie schon viel wiedergutmacht hätten."

Aus unserem Material geht hervor, daß die Verpflichtung zur Wiedergutmachtung von den Kriegsgefangenen auch ohne die Antifa häufig sehr deutlich gesehen wurde: "Wir waren ja diejenigen, die denen das Land kaputt gemacht haben" (O. Issel, 4) und: "So wie wir während des Krieges die Ostarbeiter nach Deutschland geholt haben, so waren wir jetzt da die Leute, die das wiederaufbauen mußten; und das war auch bei unserer Gefangennahme, was die Russen uns, die auf dem Vormarsch waren, zuriefen: 'Du

Moskau alles wieder fertig machen, ... Kamerad, Du mußt arbeiten'" (O. Issel, 6).

P. Petrat (15) bekennt: "Als überzeugter Anhänger des Regimes in den Krieg gezogen, mußte ich zuletzt erkennen, daß mein Einsatz für diese Idee einem verbrecherischen Gewaltssystem zugute gekommen war. Darum sah ich meine Gefangenschaft als eine gute Lehrzeit, eine Möglichkeit der Wiedergutmachung und zur Begegnung mit dem russischen Volk an." Entgegen den Einsichten der Kriegsgefangenen selbst wird diese Tatsache nach Meinung der Berichterstatter von Außenstehenden nicht immer so erkannt: "Die Kriegsgefangenen, die doch in gewissem Sinne eine Wiedergutmachung mit ihren eigenen Händen geleistet haben, werden kaum erwähnt" (R.B., 2).

Schließlich noch eine Stellungnahme von H. Kruse, der im Vorwort seines Berichtes schreibt: "Stalin hatte eine 'deutsche Wiedergutmachungsleistung' in den Konferenzen von Jalta ... und Potsdam ... gefordert. Die Alliierten haben dieser Forderung zugestimmt. Diese Wiedergutmachung wurde nach Beendigung des zweiten Weltkrieges stellvertretend für Gesamtdeutschland ... abgeleistet. Diese Wiedergutmachung war ein erster Schritt zur Versöhnung zwischen der Sowjetunion und Deutschland."

f. Widersprüche

In unserem Material gibt es nur vereinzelte Hinweise darauf, daß die Antifa-Leute vielfach ehemalige Nazis waren, und als "der Krieg verloren war, waren sie plötzlich gegen die Nazis und somit gegen den Faschismus und machten sich dadurch beim Russen beliebt" (K. Brinkgerd, 19a). J. Hagenbach (2f.) berichtet von einem ehemaligen SS-Mann, der als Lagerdolmetscher im Steinbruchlager Syzran eine Vorzugsstellung bekleidete. K.-H. Frieser (12) schreibt, es sei "erstaunlich, wie viele ehemalige Nationalsozialisten in den Lagergruppen des Nationalkomitees und des BDO eine dominierende Rolle spielten".

Verhängnisvoller war die Rolle, die Antifa-Leute, Mitglieder des Nationalkomitees und des BDO in den Lagern als Spitzel spielten. G. Meurer (92) berichtet von zwei Offizieren, "die in einem reinrassigen Offizierslager in Moskau" gewesen waren und dort alle Annehmlichkeiten erfahren hatten; nun sind sie "echte Antifaschisten. Das offene Wort bei der Arbeit wird also gefährlich". Und J. Schulz (12) schreibt: "Selbstverständlich gab es auch Spitzel im Lager, und man mußte sich vor ihnen sehr in acht nehmen ... (Die) Aufgabe (der Antifa) war eben die politische Arbeit, Propaganda, Spitzelei usw."

K.-H. Frieser (273, 278) verweist noch auf die unselige Rolle, welche die Antifa im Hinblick auf Entlassungen von Kriegsgefangenen und auf Strafgefangenen-Prozesse gespielt hat, wobei die dort vorgebrachten Informationen zumeist von Spitzeln stammten. Auch nach dem Krieg, noch in den 50er, 60er Jahren, versuchte der sowjetische Geheimdienst, der

"Personalakten von Hunderttausenden ehemaliger Kriegsgefangenen besitzt", diese durch belastende Dokumente zur Agententätigkeit zu erpressen.

Grundsätzliche Schlußfolgerungen aus den Umerziehungsversuchen durch Antifa, Nationalkomitee und BDO können aus dem uns vorliegenden Material, das durchweg nur Einzelaussagen bietet, nicht gezogen werden. K.-H. Frieser (285ff.) faßt in einer "Schlußbetrachtung" die "Auswirkungen der sowjetischen Kriegsgefangenschaft auf das politische Bewußtsein der Heimkehrer" zusammen. - "Den Sowjets bot sich im Gefolge des 2. Weltkrieges die einmalige Chance, ein Millionenheer deutscher Kriegsgefangener zum Kommunismus zu bekehren ... Doch wie sah das tatsächliche Ergebnis aus? Bei keiner Bevölkerungsgruppe in der Bundesrepublik ist der Antikommunismus derart stark ausgeprägt wie bei den Heimkehrern aus sowjetischer Gefangenschaft." Ein Grund für diese Haltung wird in der Erfahrung der Kriegsgefangenen gesehen, daß die Sowjets eine Umerziehung mit den Mitteln der Gewalt durchzusetzen versuchten, so daß sich für sie der Begriff "Kommunismus" zum Synonym des Wortes "Gewalt" entwickelte (vgl. K.-H. Frieser, 286).

In eine ähnliche Richtung zielen Überlegungen eines Berichterstatters: "Die Wirklichkeit war doch sehr weit entfernt von dem, was diese 'bezahlten Politboten' uns zu vermitteln versuchten. In einer solchen Versammlung habe ich einmal die Frage gestellt, was der dialektische Sozialismus dem Menschen denn für außergewöhnliche Vorteile brächte, und warum in diesem Lager nach einem gewonnenen Krieg nicht mehr Menschenwürde praktisch umgesetzt würde, besonders in der Phase, wo man versucht, uns politisch umzukehren? ... Wie kann man uns zu Freunden der Sowjetunion machen, wenn man täglich erleben muß, wie wir ausgebeutet, gedemütigt, geschunden werden, ohne daß die Minimalforderungen an ein menschenwürdiges Dasein erfüllt werden?" (H. Schwanke, 16).

[Hinzu kam die Flucht der Gefangenen aus dem Politischen ins Private, Menschliche. "Wir haben uns oft gefragt, für wen halten die uns da vorne eigentlich. Erstens waren wir 'noch' keine Idioten, und zweitens war meines Erachtens diese Umschulung vom Faschisten zum Kommunisten so überflüssig wie ein Kropf. Denn wir waren nie Nazis, sondern nur Soldaten gewesen. Wir hatten als Soldaten nur unsere Pflicht getan, und das auch nur unter Zwang. Um Parteipolitik hatten wir uns nicht gekümmert. Ich selber war noch nicht einmal wahlberechtigt, wie ich eingezogen wurde. Zum anderen saßen wir noch gegen allen Völkerrechts hinter Stacheldraht und hatten unter menschenunwürdigen Verhältnissen Schwerstarbeit zu verrichten. Sollten wir jetzt, nach zweijährigen unmenschlichen Verhältnissen auf einmal Hosianna singen? Nein, wir wollten nur eins, und zwar nach Hause, nach Deutschland, in die Heimat. Alles andere war für uns vollkommen uninteressant" (A. Holleck, 9).

Bezeichnend ist folgende Geschichte vom "geheilten Kommunisten": "Mein Nachbar war aber wohl 10 Jahre älter als ich. Was er mir erzählte, mußte zu denken Anlaß geben. Schon seit frühester Jugend ... war er ein überzeugter Kommunist gewesen. Aufgrund seiner politischen Einstellung wurde er 1933 schon bald nach der Machtergreifung Hitlers verhaftet und ins Zuchthaus gesteckt. Er erzählte mir auch, daß die Verpflegung in den deutschen Zuchthäusern bei den Nazis weitaus besser gewesen war, als hier in der russischen Gefangenschaft. Dort gab es zum Kommißbrot noch Rübenkraut und Margarine, während wir in der russischen Gefangenschaft unser Brot fast ausschließlich ohne Belag essen mußten. In den deutschen Gefängnissen erhielten die Inhaftierten Kommißbrot, ein kräftiges Brot, während das Brot in der russischen Gefangenschaft erheblich schlechter war.

... Zu Beginn des Krieges durchwanderte er verschiedene Konzentrationslager und wußte auch von hier viel Schreckliches zu berichten. Anfang des Rußlandfeldzuges steckte man ihn in ein Bewährungsbataillon, mit dem er den Krieg gegen Rußland mitmachte, und bei der Kapitulation in Gefangenschaft geriet. Nun, da er bei seinen Parteifreunden war, glaubte er, endlich das 'Paradies der Arbeiter und Bauern' erreicht zu haben. Aber weit gefehlt! Zunächst nahm man ihm seine kommunistische Gesinnung gar nicht ab. Er wurde wie alle anderen Plennys genau so gut und genau so schlecht behandelt. Als dann der Postverkehr mit Deutschland anlief, schickten ihm seine Angehörigen eine Bescheinigung, aus der seine langjährige Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei Deutschlands hervorging. Nun glaubte er, daß sich für ihn alle Türen und Tore öffnen würden. Er mußte zur Lagerleitung kommen, und da stand diese Erklärung zur Diskussion. Fassungslos berichtete er mir, daß vor seinen Augen diese Bescheinigung von einem russischen Offizier zerrissen und in den Papierkorb geworfen wurde. Und er als überzeugter Kommunist hatte geglaubt, daß er nun bevorzugt behandelt würde und schnellstens seine Heimreise antreten könnte.

Die schlechte Behandlung und große Enttäuschung konnte er nicht überwinden, er versicherte mir immer wieder, daß er allen sein Schicksal mitteilen werde. Alle wollte er nach seiner Rückkehr warnen, sich der kommunistischen Idee zu verschreiben. Er hatte am eigenen Leibe den Kommunismus nackt erlebt. Viele Jahre war er den kommunistischen Idealen treu geblieben, hatte Zuchthaus und Konzentrationslager erduldet, hatte an das Paradies der Arbeiter und Bauern geglaubt. Erst die Realitäten in Sowjet-Rußland brachten ihn wieder auf einen anderen Weg" (J.K., 321f.)]

3. Zwangsarbeit

Kriegsgefangenenlager waren in der Nachkriegszeit durchweg Zwangsarbeitslager. Das zeigen schon die Parolen über den Eingängen, ob es sich nun um "Arbeit macht frei" oder "Arbeit für Freundschaft mit der UdSSR" oder ähnliche Sprüche handelte (H.J.L., 20; J. Veit, 15a). Die Lager befanden sich meistens in der Nähe von größeren Arbeitsstätten und Warenumschlagplätzen, wie z.B. Fabriken, Bergwerken, Kraftwerken, Sägemühlen, Bahnhöfen, Überlandstraßen, Stauseen und anderen Großbaustellen. Die Arbeit diktierte den Tageslauf und die Menge der Nahrung. Sie bestimmte letztlich das ganze Leben der Gefangenen, deren Arbeitskraft ausgebeutet wurde. Hier gab es prinzipiell keine Unterschiede zwischen den Gewahrsamsmächten. Vor allem in den Gebieten, in denen durch den Krieg Verwüstungen entstanden waren, sind die Gefangenen für den Wiederaufbau eingesetzt worden. Wie den Berichten zu entnehmen ist, wurde der Wiedergutmachungsgedanke von vielen ehemaligen deutschen Soldaten akzeptiert (vgl. S. 153f.), und sei es nur unter der Devise: "Der Verlierer muß die Zeche zahlen." Doch in vielen Fällen war die Art und Weise der zu verrichtenden Arbeiten und das Klima, in dem sich diese Arbeit vollzog, wenig dazu angetan, die Gefangenen zur Arbeit zu motivieren. So schreibt A.B. Lukat (1): "Wir wurden Zwangsarbeiter, moderne Sklaven, entrechtet und entehrt. Der Willkür unserer russischen Bewacher ausgesetzt. Wenn ihre Laune es ihnen eingab, waren wir für sie Spielzeug, oft auf grausame Art und Weise. Jeder Widerstand wäre sinnlos gewesen. Aufbegehren wurde mit Schlägen und Fußtritten, mit Bespucken und wüsten russischen Flüchen beantwortet." Die Arbeitslager der Gefangenen waren also letztlich Strafgefangenenlager, in denen allerdings keineswegs Willkür herrschte, wie das obige Zitat vermuten lassen könnte. Das Leben spielte sich auch dort nach fest umrissenen Regeln ab.

Lassen wir einmal die Einsätze von Kriegsgefangenen bei der Minensuche und schwierigen Munitionstransporten außer Acht, so zeigt es sich, daß die Ausbeutung der Gefangenen bis zu deren körperlichen und seelischen Erschöpfung planvoll durchgeführt wurde, ganz im Sinne der Prämisse: "Wer nicht arbeitet, soll auch nicht leben." Von einer bewußten Tötung von Kriegsgefangenen durch den Arbeitseinsatz wird allerdings in den seltensten Fällen berichtet. Die Kontrollsysteme waren vielmehr so angelegt, daß die Gefangenen bei einem körperlichen Zusammenbruch vorübergehend aus dem Arbeitsprozeß ausgegliedert wurden, damit sie wieder neue Kräfte sammeln konnten. Trotz alledem - die Arbeitsbedingungen in der UdSSR, in Jugoslawien und in vielen Lagern in Frankreich waren gesundheitsschädlich und unmenschlich.

Um einen Eindruck von den durch die Arbeitsbedingungen geprägten Lebensverhältnissen in sowjetischer Kriegsgefangenschaft zu geben, sei zunächst folgendes Beispiel angeführt: "Nach Ablauf der Quarantänezeit

wurden wir zur Arbeit eingeteilt. Wir wurden zu Arbeitsbrigaden aufgestellt, deren Führung jeweils ein deutscher Offizier übernahm. Unteroffiziere und Mannschaften waren gleichgestellt. Um 6 Uhr wurde geweckt, anschließend war Brot- und Suppenempfang. Um 1/2 8 Uhr mußten wir antreten und marschierten brigadeweise zur Arbeitsstelle. Wir wurden beim Häuserbau eingesetzt, und zwar wurden kleine Zweifamilienhäuser gebaut. Wir mußten zunächst Löcher buddeln, in die dicke Stämme eingerammt wurden. Darauf wurden Balken für den Grundriß der Häuser gelegt und auf diesen Balken die Wände errichtet. Diese wurden von einem Bauhof fertig geliefert. Es war ein langwieriger Prozeß, da wir ja mit wenigen Ausnahmen keine Fachkräfte waren und aus den verschiedensten Berufen kamen.

Jeder bekam also zunächst ein Loch zugewiesen, das er weiter auszuschnachten hatte. Dabei wurde eine Norm angesetzt, und nach Arbeitsschluß wurde festgestellt, wieviel Prozent der Norm die Brigade jeweils erfüllt hatte. Bei der Bewertung waren wir der Willkür des jeweiligen Natschalniks ausgesetzt. Nach den ausgeschriebenen Prozentsätzen wurde dann im Lager das sogenannte Zusatzbrot ausgegeben, es begann bei 50 g, und bei 100%iger Erfüllung der Norm konnten 200 g pro Mann und Tag erreicht werden. Unter den Landsern setzte zunächst eine große Treiberei ein ... Wir kamen bald zu der Überzeugung, daß es besser war, mit den schwachen Kräften haushälterisch umzugehen. Es stellte sich heraus, daß die Versprechungen in Bezug auf die Verpflegung nicht gehalten wurden, mit fortschreitender Jahreszeit wurde das Essen immer schlechter ... Bald traten die ersten Krankheitsfälle auf, und das Revier mußte vergrößert werden. Ich bekam Ende September wieder starke Schwellungen verbunden mit Entzündungen und mußte das Revier aufsuchen. Ende September fiel der erste Schnee, damit hielt der Winter seinen Einzug. Als ich das Revier wieder verließ, herrschte schon klares Winterwetter. Wir erhielten gute Winter-Bekleidung, jeder hatte einen Pelzmantel, Pelzmütze und Pelzhandschuhe, z.T. auch Filztiefel. Trotzdem war es schwer für uns, bei den starken Kältegraden, die bis zu 45-50 Grad erreichten, draußen zu arbeiten ... Wir erhielten eine neue Baustelle und mußten zunächst über einen Meter hohen Schnee entfernen und in dem gefrorenen Boden die üblichen Löcher buddeln. Nachdem wir die Frostdecke durchgearbeitet hatten, stellten wir stark sumpfiges Gelände fest und standen schon nach einem halben Meter im Wasser. Mit Konservendosen mußte das Wasser mühsam herausgeschöpft werden. Inzwischen waren die Wachen verstärkt worden, und wir durften keines der fertigen Häuser mehr aufsuchen, um uns 'mal aufzuwärmen. Wenn wir morgens im dichten Schneetreiben die Arbeitsstelle vor uns liegen sahen, waren wir fast verzweifelt, wie wir den Tag überstehen sollten" (F. Brand, 24f.).

Von einer Extremsituation berichtet A. Holleck, die er bei dem Bau eines Kraftwerkes im Ararat erlebt hat: "Die Arbeit auf den Baustellen war in den ersten zwei Jahren die Hölle ... Vorsichtsmaßnahmen gab es grundsätzlich



Abb. 27/28: Deutsche Gefangene als "Zugtiere" in der Nähe der Ortschaft Kosyl-Tau (R. Eismann; vgl. K. Tappert, in: E. Berthold, 94f.).

nicht. Es kümmerte den Russen einen Dreck, wieviel Menschen draufgingen. Es waren nur 'Wojna-Plennys' oder Verbannte, die eine Strafe zu verbüßen hatten. Es gab mehr Schläge als zu essen. Es wurde uns immer ein Plansoll vorgegeben, das so hoch war, daß es nie erfüllt werden konnte. Es mußte alles manuell gemacht werden, außer Bohren und Sprengen. Dann hatten wir nicht bloß acht Stunden, sondern 16 Stunden unter Tage zu arbeiten. Außerdem ging ein Bericht an die Kaderleitung. Die Folge war, es gab Kostabzug. Dies blieb natürlich nicht ohne Folgen. Die Kameraden starben wie die Fliegen. Jeden Tag fuhr ein Panjewagen durch das Lager und nahm die Leichen mit von denen, die nachts gestorben waren. Sie waren alle wegen Unterernährung oder wegen Mißhandlung gestorben ... Das Leben hier oben war einfach mörderisch. Oft kam es zu Selbstmordversuchen. Andere besorgten sich Viehsalz aus der Küche und gaben dafür ihr Brot ab, um die Entlassung zu erzwingen. Aber alles dies kam bei dem Russen nicht an. Die Belegschaft des Lagers nahm rapide ab. Ebenso kamen die Arbeiten auch nicht von der Stelle. Am schlimmsten waren die Winter ...

Ich habe manches Mal meinen alten russischen Militärmantel auf der nackten Holzpritsche über den Kopf gezogen und ein Stoßgebet gebetet. Wenn man dann aber wieder Fußtritte oder Kolbenhiebe bekam, nur weil man einen Tritt aus der Reihe kam, habe ich wohl mit Fug und Recht an einem gerechten Herrgott gezweifelt. Es war tatsächlich zum Verzweifeln" (A. Holleck I,6f.).

Aber es wäre falsch, davon auszugehen, daß die Arbeitsbedingungen in der Gefangenschaft durchweg durch unmenschliche Härte geprägt waren. Man gewinnt im Gegenteil den Eindruck, in der Sowjetunion habe eine kollektive Erfahrung geherrscht, Menschen durch Arbeit so stark zu belasten, ohne daß im Normalfall eine unmittelbare Lebensgefahr für die Arbeitenden bestand. Russische und deutsche Arbeiter kamen an den Arbeitsplätzen oft zusammen, und - den Berichten nach zu urteilen - gab es prinzipiell keinen Unterschied zwischen beiden Gruppen, z.B. im Bergwerk, in der Gießerei, im Hoch- und Tiefbau usw. Der Hinweis darauf, daß die meisten Russen, mit denen die Gefangenen zusammenkamen, entweder deportierte Rußlanddeutsche oder Verurteilte waren, ist in diesem Zusammenhang zwar wichtig, denn es handelte sich auch hier um Zwangsarbeit.

Wenn man also keine mitteleuropäischen Maßstäbe ansetzte, eine gewisse Bereitschaft zeigte, sich auf die anderen Verhältnisse um- und einzustellen, und wer es physisch und psychisch ertrug, schwere körperliche Arbeit unter zusätzlicher seelischer Belastung zu verrichten und dabei mit einem Existenzminimum auszukommen, der hatte eine gute Chance, die Zwangsarbeit zu überleben.

Das nach außen hin so autoritär wirkende System der Zwangsarbeit eröffnete jedoch bei Einsatz von Phantasie und Willen dem Einzelnen viele Möglichkeiten, die Arbeit einigermaßen erträglich zu gestalten. Viele kleine

über kürzere oder längere Zeiträume sich erstreckende Arbeitserleichterungen und Vergünstigungen ermöglichten dabei eine Strategie des Überlebens. Dieses Phänomen ist um so bedeutsamer, als die Rahmenbedingungen so angelegt waren, daß die Gefangenen auf einem schmalen Grat des Existenzminimums dahinlebten. Jede Abweichung konnte daher für die Gefangenen Glück, Unglück, Überlebenschance oder gar das Todesurteil bedeuten.

Der Krieg und die ersten Erfahrungen der Gefangenschaft bedeuteten für viele eine harte Schule, in der jeder für sich Überlebensstrategien entwerfen mußte. Es galt, ein Gespür für den kleinsten Vorteil zu entwickeln und ihn ohne Zögern zu nutzen. K. Schnier (51) formulierte diese Einstellung folgendermaßen: Durch das von den Russen Erlernte, "gepaart mit alter 'Landsler-Schläue', erreichte die Arbeitsbrigade, der ich angehörte, auch hier allmählich einen Platz auf der 'Ehrentafel der Arbeit', die im Lager die 100- und mehrprozentige Erfüllung der Arbeitsnorm bekanntgab. Doch mit jedem Wechsel des Lagers und der Arbeitsstelle mußten wir uns neue Tricks einfallen lassen."

a. Rotation

Rückschauend stellt ein Berichterstatter fest: "Wenn ich im nachhinein behaupte: es gibt keine Arbeit, die ich nicht gemacht habe, so soll eine lückenhafte Aufzählung diese Aussage bekräftigen: Dachdecker, Maurer, Zimmermann, Holzfäller, Bergmann, Tischler, Handlanger, Erdarbeiter, Elektriker, Arbeiter im Straßenbau, im Stahlwerk, in der Kupferhütte, im Betonwerk, am Verlade- und Entladegleis der Eisenbahn, im Zementwerk, im Steinbruch, in der Ziegelei, im Sägewerk, im Gleisbau, auf der Kolchose - und alles was sonst noch mit diesen Berufen zu tun hat. Oftmals auch mit den dazugehörenden Maschinen usw. Und das alles, obwohl ich eigentlich nur ein sogenannter 'Tscherno Rabotschij' war, was etwa den ungelerten Arbeiter bezeichnet" (H.J.L., 17).

Es fällt auf, daß viele Gefangene teilweise ohne ersichtlichen Grund von einem Arbeitskommando zum anderen und von einem Lager zum anderen versetzt wurden. Ein typisches Beispiel sind die Stationen, die A. Bierhaus über seine Gefangenschaft notierte:

- 11. Juli 1945: Ankunft im Arbeitslager Krasnyj-Bor 218/327, etwa 7 km westlich von Smolensk;
- Juli 1945 - Januar 1946: Arbeit in einem Kalksteinbruch bei Krasnyj-Bor, Feldarbeit auf einer Kolchose, Arbeit auf einer Baustelle, Steineklopfen in einem Ruinenfeld der Panzerkaserne Smolensk;
- 27. Januar 1946: Abkommandierung zu einem Holzfäller-Kommando in Krasnyj- Gorka;
- April/Mai 1946: Arbeit auf dem Autofriedhof in Smolensk;

- 1. Juni 1946: Verlegung in das Waldlager (Zweiglager) von Wadina bei Dorogobusch;
- 1. März 1947: Einlieferung in das Revier des Lagers Wadina: Arbeitsunfähigkeit als Dystrophiker, zeitweise Krankenpfleger und Helfer in der Lagerküche;
- September 1947: Koch für meine 50 Mitgefangenen in Wadina;
- 30. September 1947: Auflösung des Waldlagers, Abtransport nach Brjansk in das Lager 7326/A;
- Oktober 1947: Arbeit in einem Sägewerk bei Brjansk;
- 2. November 1947: Deportation mit etwa 100 Kriegsgefangenen nach Sibirien (Prokopewsk);
- 29. November 1947: Ankunft im "Internierten"-Lager 7525/13,
- bis 11. Dezember 1947: Quarantäne, Aufstellung der 4. Arbeitskompanie;
- 12. Dezember 1947: Erste Einfahrt in den Kohlschacht "Stalin";
- November 1948: 10 Tage Urlaub im Lagerlazarett;
- Dezember 1947 bis März 1949: Arbeit unter Tage als Wagenbelader, Holz-Transporteur, Kohlschipper vor Ort und Arbeiter bei der Rohr-Montage;
- ab 1. April bis Mitte Mai 1949: Übertage-Arbeit auf dem Projekt "Schacht 8", Erdarbeit im gefrorenen Boden;
- Mitte Mai bis Ende Juni 1949: Versetzung zur 7. Arbeitskompanie: Arbeit auf dem Zechenkomplex "Powarnicha", Versetzung zur 2. Arbeitskompanie: Arbeit als Transporteur auf dem Eisenberg im Kombinat Mech-Sawod (A. Bierhaus, 1).

Um die körperlichen Kräfte so rationell wie möglich einzusetzen - und dies war bei dem mangelhaften Ernährungszustand der Gefangenen zum Überleben notwendig - mußte jeder Arbeiter sich natürlich immer wieder bei jedem Wechsel an die neue Arbeit gewöhnen. Dies bedeutete einerseits neue und zusätzliche Anstrengungen, andererseits immer wieder die Hoffnung auf ein erträglicheres Los und vor allem stets erneut die Möglichkeit, sich kleinere Vorteile zu verschaffen, die das Leben wenigstens für kurze Zeit erleichterten. So förderte gerade dieses System der ständigen Veränderung die geistige und körperliche Fähigkeit der Gefangenen, neue Situationen schnell zu erfassen und für sich zu nutzen. Daraus wird verständlich, wenn ein Berichtstatter schreibt: "Unter uns Gefangenen ist Selbsterhaltung oberstes Gebot und das heißt: Kampf um einen erträglichen Arbeitsplatz und ständige Suche nach etwas Eßbarem" (G. Meurer, 32).

Neben den besseren Überwachungsmöglichkeiten - die Rotation verhinderte feste Gruppenbildungen der Gefangenen, die zu Widerstandshandlungen führen konnten, aber auch die Herausbildung von längerfristigen Machtstrukturen unter den Gefangenen (G. Klöpfer, 22) - hatte dieses System

wenigstens theoretisch den Vorteil, daß die Gefangenen ihrem jeweiligen, immer schwankenden gesundheitlichen Zustand gemäß eingesetzt werden konnten. Die nur bedingt Arbeitsfähigen wurden zu Innendienstarbeiten herangezogen. Die voll Arbeitsfähigen waren dagegen im Normalfall in den kräftezehrenden Außenkommandos tätig. Eine grundsätzliche Vorzugsstellung hatten die Arbeiter im Innendienst, die über einen längeren Zeitraum hinweg gewisse Funktionen für die Lagergemeinschaft zu erfüllen hatten (Schreibarbeiten, Küchenarbeiten, Wartung der Sauna usw.). Hierzu gehörten auch Handwerker, wie z.B. Schneider, Schuster, Schreiner, die oft genug für das Wachpersonal und die Zivilbevölkerung arbeiteten.

b. "Kommissionierung"

Alle vier bis sechs Wochen fand eine ärztliche Reihenuntersuchung statt, die offiziell "Kommissionierung", inoffiziell "Fleischbeschau" oder "Arschbackenvisite" genannt wurde. Zweck dieser Kontrolluntersuchung war es, den gesundheitlichen Zustand jedes einzelnen Gefangenen genau festzustellen und ihn erneut in Gruppen der Leistungsfähigkeit einzustufen. Da diese Untersuchungen über die zu erfüllende Arbeitsleistung des kommenden Monats entschied, nahm an ihr nicht nur das ärztliche Personal, sondern auch die russische Lagerleitung teil. Immer wieder wird berichtet, daß sich unter der Ärzteschaft sehr viele Frauen befanden, vor denen sich die Gefangenen nackt ausziehen mußten. "Daß die jungen Russinnen ihre Bemerkungen machten und kicherten, blieb nicht aus" (W. Hartmann, 7). Keiner der Berichtersteller erwähnt jedoch einen Akt der bewußten Demütigung. Die Gefangenen wurden genau gemustert, die Armmuskeln befühlt und vor allem das Gesäß abgetastet. Je nach der Festigkeit der Muskulatur und der Spannkraft der Haut erfolgte die Einstufung in die Leistungsgruppe, eine Prozedur, die bei den Betroffenen die unterschiedlichsten Assoziationen weckte. B. Petrat (10) fühlte sich z.B. an die Mastprobe der Hexe im Märchen von Hänsel und Gretel erinnert. Und ein anderer Berichtersteller schreibt: "Wie das Vieh auf dem Markt, so wurden wir auch hier wieder auf unsere Gebrauchsfähigkeit beurteilt" (J.K., 241). In einem anderen Kommentar dazu heißt es: "Das führte dann bei uns zu dem sarkastischen Ausspruch: 'Wirft der ... auch Falten, wir bleiben stets die Alten'" (K. Schnier, 43). Aus ökonomischen Gründen wurden sehr viele Gefangene von der Lagerleitung in höhere Gruppen eingestuft, als es dem Gesundheitszustand nach zu verantworten gewesen wäre. "Das Lager durfte nur eine bestimmte Anzahl Kranke, Dystrophiker und Genesende ... beherbergen. War die vorher festgesetzte Norm erreicht, wurden die Untersuchungen entweder abgebrochen oder von den noch zu Untersuchenden niemand mehr krankgeschrieben. Wer Pech hatte, mußte trotz seines Zustandes bis zur nächsten ärztlichen Kommission weiterarbeiten" (J. Probst, 112).

Die Zahl der für den Arbeitseinsatz geeigneten Gefangenen war deswegen so wichtig, weil die Gefangenen an die Betriebe verkauft wurden: "Natürlich war an einer solchen Entwicklung die russische Kommandantur stark interessiert, denn jeder Arbeitsfähige war für das Lager bares Geld, das vom Kombinat in die Kasse der Kommandantur ging, um damit Unterbringung, Verpflegung und Bekleidung für die Kriegsgefangenen kostenmäßig zu bestreiten" (H. Schwanke, 12).

Die Arbeitsfähigen wurden in vier Hauptgruppen eingeteilt:

- I. voll arbeitsfähig,
 - II. eingeschränkt arbeitsfähig,
 - III. für leichte Arbeiten verwendbar.
- OK Im Landserdeutsch wurde dieses Kürzel ("Ozdorovitel'naja komanda" = Genesenden-Kommando) als "Ohne Kraft" bezeichnet (vgl. H. Fleischhacker, 14f.). Hierzu gehörten die Unterernährten, die nur zum Innendienst tauglich waren.

Und schließlich kamen als fünfte große Gruppe der Gefangenen die Dystrophiker, die nicht zur Arbeit eingesetzt werden konnten und daher ins Lagerlazarett eingeliefert wurden. "Sie kamen ... in eine Sonder-Unterkunft, wurden täglich fünfmal zum Essen in die Küche geführt. Sie wurden aufgepäppelt, ihre Verpflegung war besser und abwechslungsreicher, wenn eigentlich auch noch nicht ausreichend. Doch viele dieser Kameraden hätten sicher auch kaum mehr vertragen. Ihr Gesundheitszustand war oft wirklich kritisch. Manche wurden dann von dort auch auf den Friedhof gebracht. Sie waren nachts still und schmerzlos eingeschlafen. Organisch waren sie meistens ja auch nicht krank, sie waren verhungert, das Herz war vor Entkräftung stehengeblieben" (J. Schulz, 13).

c. Die Lagerärztinnen

In vielen Berichten ist ein eigenartiges Phänomen zu beobachten: die Glorifizierung der russischen Lagerärztinnen. Sie werden durchweg als Jüdinnen gekennzeichnet, die in der Regel vorzüglich Deutsch sprechen und auch in Deutschland ihre Ausbildung erhalten haben. "In meinem letzten Lager war ich vier Jahre. Die Lagerärztin war eine Jüdin. Sie hatte in Heidelberg studiert. Ihr Mann war im Lager der Arbeitsinspektor. Die Ärztin hieß bei uns nur Mutti. Sie hat mit den Sterbenden gebetet" (G. Breitkreuz, 6). Viele Geschichten verdeutlichen, wie sich die Ärztinnen mit Erfolg gegen die Unmenschlichkeit durchzusetzen versuchen. Hierzu das folgende Beispiel: "Jeden Morgen um fünf Uhr beim Ausrücken der Arbeitsbrigaden bot sich das gleiche Bild: Beim Warten auf den Abmarsch machten regelmäßig ein paar Männer schlapp. So entkräftet waren sie. Wenn der russische Lagerkommandant aufkreuzte, dann war was los. Er jagte die Posten und auch wohl die

Antifa-Leute durch die Baracken, um alles herauszuholen, was noch stehen und gehen konnte: auch diejenigen, die krank geschrieben waren. So kamen sie dann aus den Baracken herausgewankt, den rechten Arm geschient (Sehenscheidenentzündung) ... Bald lagen diese sanitären 'Errungenschaften' im Dreck. Der Lagerkommandant machte sich einen Spaß daraus, sie den Gefangenen persönlich herunterzureißen. Dawaj, raboti! Das war dann auch immer der Augenblick, da eine Frau in Uniform aus der Revierbaracke herabgestürzt kam, als habe sie auf diesen Augenblick gewartet: die Lagerärztin.

Aus dem nun anhebenden Wortgefecht zwischen ihr und dem Lagerkommandanten verstanden wir nur die uns schon seit langem bekannten drastischen Fluchworte. Der Erfolg war meist, daß ein großer Teil der Kranken nun doch im Lager bleiben konnte. Die Ärztin hatte ihre Zuständigkeit behauptet. Sie war Jüdin! Noch jung und hübsch dazu. Man erzählt sich, daß die Deutschen während des Krieges ihre ganze Familie vergast oder sonstwie umgebracht hatten. Trotzdem war diese jüdische Ärztin für uns der Engel des Torflagers 277/6. Manchem deutschen Kriegsgefangenen hat sie das Leben gerettet. Mir auch" (E. Eggemann, 13f.).

In einem anderen Fall kümmerte sich die Lagerärztin regelmäßig darum, daß bei hohen Kältegraden die Gesichter der Gefangenen mit Frostschutzsalbe eingecremt waren (J. Stach, 22). G. Klöpfer (26) schreibt: "Unsere neue Ärztin hat schnell das Vertrauen und die Zuneigung wohl aller Gefangenen gewonnen. Sie setzte durch, daß bei Außentemperaturen von, wenn ich mich recht erinnere, unter minus 20 Grad Celsius, keine Außenarbeitskommandos ausrücken durften. Auch überzeugte sie sich stichprobenweise am Lagertor davon, daß Handschuhe und Filzstiefel beim Ausrücken nicht feucht waren. Wenn nachweisbar war, daß diese Bekleidungsstücke am Vorabend in den Trockenraum gegeben wurden, lehnte die Ärztin einen Arbeitseinsatz der betreffenden Kameraden ab." Die Ärztin kontrolliert das Essen (K. Brinkgerd, 44b) oder schiebt die Gesundheitschreibung hinaus (J. Stach, 11).

Trotz mancher Erfolge im einzelnen waren dem Wirken der Ärztinnen auf Grund der allgemeinen Verhältnisse enge Grenzen gesetzt. Doch sie stellten ein Element des Menschlichen in dem grauen Alltag des Lagerlebens dar, konnten durch ihre Stellung in der Lagerhierarchie den Gefangenen vorübergehend kleinere oder gar größere Erleichterungen verschaffen. Sie waren die einzigen Frauen in der Männergesellschaft, daher projizierten die Gefangenen die Eigenschaften sowohl einer Mutter als auch einer Gefährtin auf sie. So wird es verständlich, wenn die Ärztin im nachhinein verklärt dargestellt wird, obwohl sie ja als Fachkraft dafür zu sorgen hatte und es auch wohl routinemäßig tat, daß die Arbeitskraft der Gefangenen möglichst erhalten blieb.

d. Der Weg zur Arbeit und von der Arbeit

Angesichts der schweren Bedingungen der Zwangsarbeit klingt es geradezu wie Hohn, wenn berichtet wird, daß in manchen Lagern morgens beim Ausmarsch der Arbeitskommandos eine Musikkapelle Marschmusik oder Zigeunerweisen spielte (R. Niederhellmann, 10). Daß es sich hier nicht um einen Akt reiner Menschenfreundlichkeit handelte, zeigt die Praxis in einem Lager, wonach jedem Arbeitskommando ein bestimmtes Musikstück zugewiesen wurde. Ertönte es, dann war es das Zeichen für diese Gruppe, aus dem Lager auszumarschieren (J. Beckbauer, 6).

Der anschließende Marsch zur Arbeitsstätte konnte schon die ersten schweren Strapazen für die Gefangenen bedeuten: "Wenn es regnete, wurde man ja naß und ließ die Kleidung am Körper wieder trocknen. Die begleitenden russischen Soldaten waren meist ordentlich und menschlich. Aber es gab auch andere, die uns gern peinigten. Waren wir zu Fuß, mußten wir fast im Eilschritt laufen, besonders, wenn es später geworden war. Wer zurückblieb, wurde mit dem Kolben zur Eile getrieben" (J. Beckbauer, 6).

Immer wieder wird berichtet, daß der Gang zur Arbeit oder oft auch von der Arbeit zum Lager mit Gesang erfolgen mußte, weil das Wachpersonal die deutschen Lieder so gern hörte. Gesungen wurden deutsche Soldatenlieder u.a. "Heidemarie", "Wenn wir am Rhein marschieren" (J. Veit, 15a), Wanderlieder, z.B. "Wer recht in Freuden wandern will" (W. Hartmann, 33f.) oder das Propagandalied "Brüder zur Sonne, zur Freiheit" (W. Pohl, 14). Das Singen mancher Lieder geschah aus Trotz: Die Gefangenen sangen voll Freude in der sozialistischen Sowjetunion faschistische Lieder, ohne daß es den "dummen Russen" auffiel. Aber alles in allem kann man wohl davon ausgehen, daß diese Lieder die ermüdeten Soldaten dazu ermunterten, die letzten Kräfte zusammenzunehmen und den langen Marsch zu bewältigen.

Im Winter erwiesen sich die Fußmärsche als besonders strapaziös. Sie kosteten Kraft und Energie: "Der Sturm wurde so heftig, wir mußten uns unterhaken und gegenseitig festhalten, der Sturm trieb uns den harten gefrorenen Schnee in die Augen, Nasenlöcher und Ohren. Wir mußten alle paar Meter stehenbleiben und uns umdrehen und den Rücken zum Wind drehen und Luft holen" (K. Brinkgerd, 49a). Und A. Bierhaus (12) schreibt: "Der Monat Dezember 1945 brachte harte Arbeitstage. Täglich marschierte das 'Ziegelkommando' durch Kälte und Schnee nach Smolensk. Die Marschstrecke vom Lager durch den Waldweg auf die eisige Rollbahn wurde im Schnecken-tempo bezwungen. Gefürchtet war der Anstieg auf den Hügel, auf dem die Ruinen der ehemaligen russischen Panzerkaserne von Smolensk standen. Bei starkem Schneefall dauerte dieser Marsch bis zu 2 1/2 Stunden, ehe wir auf der kahlen Höhe im tiefen Schnee nach Ziegeln suchten, um diese vom Mörtel zu befreien und zu stapeln."

Die Bekleidung war in vielen Fällen mehr als mangelhaft und die Fußbekleidung durchweg in besonders schlechtem Zustand. Obwohl eine

Verordnung bestand, daß jeder auf jeden zu achten hatte und festgestellte Erfrierungen sofort mit Schnee eingerieben werden mußten, kam es doch bei vielen Gefangenen zu dauerhaften Schäden. Bei schweren Schneestürmen kümmerte sich manchmal das Wachpersonal nicht darum, ob auch alle Gefangenen mitkamen.

Der Rückmarsch war oft noch anstrengender, da die schwere Arbeit die Gefangenen schon stark geschwächt hatte. "Die schlimmste Arbeit war die im Wald. Einmal die langen Wege, die zwar häufig - dicht zusammengepfercht - wegen der Entfernung bis zu 10 km im Studebaker ... zurückgelegt wurden. Aber es kam auch vor, daß diese abends nicht erschienen und dann der ganze Weg, nachdem man 10-12 Stunden nichts zu essen bekommen hatte, zu Fuß durch tiefen Schnee zurückgelegt werden mußte. Dann erreichte man das Lager vielleicht gegen 21 Uhr" (W. Pohl, 14).

e. Der Brigadier

Jede Arbeitseinheit, die Brigade genannt wurde, führte ein kriegsgefangener Brigadier, oft ein Offizier, Unteroffizier oder ein Vertrauter der Lagerleitung. Von den Russen eingesetzt, zeichnete er für die Erfüllung der Arbeitsleistung verantwortlich. Von diesem Mitgefangenen hing somit vieles ab. Er war es, der stets und ständig die Arbeiter beaufsichtigte, und an ihm lag es, welches Klima am Arbeitsplatz herrschte. Manche von ihnen entwickelten sich zu einem willigen Werkzeug der Russen: "Sie standen während der Arbeitszeit mit den Händen in den Taschen herum, unterhielten sich mit den Wachtposten und russischen Meistern und trieben zur Arbeit an. Besonders, wenn gegen Mittag und Abend der Arbeitseifer nachließ und niemand mehr so recht konnte, wie er wollte, dann schrieten und fluchten diese Brigadiere mehr als die Russen. Sie schlugen und traten und drohten mit Lagerstrafen. Wir waren ja an allem selbst schuld, wurden als Saboteure und arbeitsunwillige Faschisten hingestellt" (J. Probst, 108).

Die Brigadiere hatten die Macht, ihre Arbeiter zu schinden: "Die Männer im Alter von fünfzig bis sechzig Jahren bekamen die schwerste Arbeit. Sie mußten in den Steinbruch. Dieser lag in einer Schlucht, umgeben von hohen Felswänden am Fuße des Kara Balkhan, der bis zu 1.600 m hoch aus der Steppe herausragte. Die Sonne brannte den ganzen Tag unbarmherzig auf die Männer ... Viele machten schlapp. Sie konnten einfach nicht mehr. Der Brigadier trat auf die Männer mit Füßen ein und schrie sie an, weiter zu arbeiten. Sie mußten solange arbeiten, bis sie zusammenbrachen. Von den fünfzig Männern dieser Brigade lebten nach zwei Monaten kaum mehr als zehn Mann. Die Schuld für das Sterben dieser Männer trug allein dieser unmenschliche Brigadier. Und gerade die Älteren hatten sich große Hoffnungen gemacht, frei zu leben, leichte Arbeit zu bekommen und bald nach Hause zu fahren" (W. Mattern, 16).

Es wird wiederholt berichtet, daß der Druck, der auf den Brigadiere lastete, sehr groß war und daß daher viele verantwortungsbewußte und menschliche Brigadiere von den Russen abgesetzt wurden. "Daß ein Brigadier auf zwei Schultern trägt, mußte ich dann im Winter 1945/46 erfahren. Es war im Februar 1946 bitterkalt, und die Aufrechterhaltung eines flüssigen Betriebes, geschweige denn das Erreichen der vorgegebenen Norm, war kaum zu erreichen. Es war auch schier unmöglich, neun Stunden lang in der Kälte permanent zu arbeiten. Das betraf insbesondere die Kameraden, die von den gefrorenen Holzstapeln die Stämme von weither an den Elevator (Förderband für Baumstämme) zu rollen hatten. Da auch die Sägegatter vor den gefrorenen Stämmen kapitulieren mußten, ordnete ich an, daß sich jeweils die Hälfte der Brigade in der Schlosserei aufwärmte, während der Rest versuchte, den Betrieb einigermaßen aufrechtzuerhalten.

Während ich mich gerade mit einer Gruppe in der Schlosserei aufwärmte, kam plötzlich Meister Taronow wie eine Furie herein, stürzte sich, tötlich werdend, wie ein wildgewordener Stier auf mich und befahl uns, den Raum unverzüglich zu verlassen und an die Arbeit zu gehen. Meister Taronow hatte wohl nicht damit gerechnet, daß ich seinen Angriff nicht nur abwehrte, sondern zurückschlug. Ich ließ ihn über Maria als Dolmetscherin wissen, daß er sich hüten solle, einen solchen Angriff zu wiederholen. Meister Taronow war aber nicht zu beruhigen, und so entspann sich dann ein Handgemenge, und schließlich lag der Meister zusammengeschlagen unter der Werkbank, wo er sich noch immer nicht beruhigen konnte, und mir mit einem Stück Eisen weiterhin drohte. Ich hatte mich sehr schnell mit einem Schlagwerkzeug bewaffnet und ließ ihn über Maria wissen, daß ich zu allem entschlossen wäre, wenn er sich noch einmal erhebe und die Fortsetzung des Streites provoziere. Er legte das Stück Eisen zur Seite, erhob sich, wohl erkennend, daß die Niederlage für ihn wohl perfekt war. Er verließ daraufhin den Raum, konnte es sich aber nicht verkneifen, mir im Weggehen anzuzeigen, daß er es mir noch geben würde. Interessant in diesem Zusammenhang ist die Tatsache, daß der Posten in diese Auseinandersetzung nicht eingriff, sich sogar noch amüsierte, als der Meister wie ein Haufen Elend am Boden lag. Wie ich während der gesamten Dauer der Kriegsgefangenschaft beobachten konnte, haben sich die Wachmannschaften bei solchen oder ähnlichen Konfliktsituationen stets herausgehalten, weil sie angehalten sind, nur ihrem Auftrag zu folgen und die ihnen anvertrauten Kriegsgefangenen zu bewachen.

Es war mir vollkommen klar, daß diese Auseinandersetzung Folgen haben würde, und als wir in das Lager kamen, stand dort schon mein alter Freund Alois Feldmann. Er war aus Estland, sprach perfekt Russisch und hatte die Funktion eines 'Kommandanturdieners' ... Alois machte mir also klar, ich solle unverzüglich zum 'Blauen' kommen, so nannte man die Offiziere vom MWD, die an ihren blauen Tellermützen erkennbar waren. Hier saß nun mein späterer 'Freund' Oberleutnant Trusow ... (Er) ließ dann über die Dolmet-

scherin Nelly, ebenfalls eine Wolgadeutsche, fragen, was sich im Sägewerk abgespielt und warum ich den russischen Meister geschlagen habe. Als ich ihm erklärte, daß ich in Notwehr gehandelt habe, wollte er nur wenig davon wissen und meinte, ich hätte den Vorfall doch im Lager melden können. Als ich ihm dann entgegnete, ob er billigend in Kauf nehmen würde, wenn mich der Meister Tarakonow möglicherweise zum Krüppel geschlagen hätte, und darauf keine Antwort kam, gab ich ihm zu verstehen, daß ich in einer ähnlichen Situation genauso handeln würde. Das Gespräch und meine Laufbahn als Brigadier waren beendet. An meine Stelle trat der Kamerad Otto B., ein gebürtiger Ostpreuße, Stalingradkämpfer und absolut linientreu." Resumierend trifft der Berichterstatter die Feststellung: "Der Brigadier hat nur eine Chance, auf seinem Posten zu bleiben, er muß genau das machen, was die Russen von ihm verlangen, auch die Gabe (haben), die Kameraden mit allen Mitteln, notfalls auch Schlägen, auf Vordermann und Leistung zu bringen. Entwickelt ein Brigadier allzu kameradschaftliche Tendenzen, dann ist er für einen solchen Posten ungeeignet" (H. Schwanke, 14f.).

In großen Brigaden herrschte ein anonymes und unpersönliches Arbeitsklima. War die Brigade klein, bestand die Möglichkeit, daß sich Gleichgesinnte zusammenschließen konnten und in echter Solidarität füreinander einstanden.

f. Arbeitsnorm

Die Entlohnung der Arbeit bestand vor allem in der Verpflegung, und diese erfolgte wiederum nach Leistung. War die gesetzte Norm erfüllt, erhielten die Gefangenen die ihnen zustehende Verpflegung. Wurde die Norm übererfüllt, gab es Zulagen, konnte sie nicht erfüllt werden, mußten die Gefangenen mit Abzügen rechnen. Dieses System war natürlich besonders für diejenigen bedrohlich, die durch die volle Erfüllung der Normwerte lediglich ein Existenzminimum an Grundnahrungsmitteln erhielten. Jede Nichterfüllung der Norm verringerte allmählich die Widerstandskraft und Leistungsfähigkeit der Gefangenen. Und so wird wiederholt von folgendem unausweichlichen Kreislauf berichtet, auf den das Zwangsarbeitssystem der Sowjetunion ausgerichtet war: Allmähliches Nachlassen der Arbeitskraft, körperlicher Verfall, Einstufung in niedrigere Leistungsstufen, bei weiterem Verfall Einweisung in ein Lazarett oder ein Erholungslager mit leichter Arbeit und der Möglichkeit, sich nebenbei zusätzliche Nahrungsmittel zu beschaffen. Wenn die Gefangenen dann wieder halbwegs eingesetzt werden konnten, wurden sie voll arbeitsfähig geschrieben, und der Kreislauf begann von vorne.

Die Normen richteten sich in der Regel nach einem deutlich meßbaren Arbeitsergebnis. Maßgeblich waren allerdings Quantität und nicht Qualität. Hinzu kam, daß die Quantität sich nicht auf die tatsächliche Produktion bezog, sondern lediglich bestimmte kurzfristige Arbeitsschritte bewertet

wurden. Sinnvolle, qualitätsvolle und auf Dauer ausgerichtete Arbeiten konnten unter diesen Umständen nur selten durchgeführt werden. Und wenn auch die meisten sich schließlich auf diese Spielregeln einstellten, so blieb doch ein gewisses Unverständnis, wenn nicht gar Desinteresse an der eigenen Arbeit.

An zwei Beispielen sei veranschaulicht, wie sich im einzelnen dieses Grundsystem auswirkte. Zunächst ein Bericht aus der Praxis der Landwirtschaft: "Wie dann aber die Ernte der Erbsen vorgenommen wurde - wir waren sprachlos. Die Schoten waren schon trocken geworden. Wir mußten die Erbsensträucher mitsamt Erbsen büschelweise herausreißen und in Abständen auf Haufen zusammenwerfen. Die Erbsen rieselten fortwährend heraus. Das alles ging sehr schnell, wir waren dabei auch nicht zimperlich. Am nächsten Nachmittag erschienen dann einige Panjewagen, um das Erbsenstroh mit den restlichen Erbsen abzufahren. Beim Beladen der Wagen fielen noch Erbsen in Massen auf den Boden. Ebenfalls war der Weg vom Feld bis zum Dorf mit Erbsen gezeichnet. Wir kamen einfach aus dem Staunen auch hier nicht heraus! So gedankenlos und unverantwortlich wurde die Erbsenernte durchgeführt ... Die Frauen hatten inzwischen im Dorf einen Platz hergerichtet, auf dem das Erbsenstroh abgeworfen wurde. Mit einer Steinwalze, gezogen von einem Pferd, wurden dann die noch verbliebenen Erbsen aus dem Stroh herausgedrückt. Anschließend wurde das Erbsenstroh abgefahren. Zurück blieb ein ganz kleines kümmerliches Häufchen Erbsen. Der Agronom oder der Natschalnik der Sowchose konnte aber seiner vorgesetzten Stelle Meldung machen, daß heute soundso viel Hektar Erbsen geerntet worden waren. Welch ein Schwindel, welch ein Betrug!" (J.K., 272).

Das nächste Beispiel bezeichnet K. Schnier als "Komödie in 5 Akten". Der Arbeitseinsatz vollzog sich bei der Arbeitsbrigade "Schlacke-Beton" in Nowgorod: "1. Akt: Am Rande der Stadt sollte eine kleine Siedlung aus Schlacke-Ziegeln errichtet werden. Zu diesem Zweck wurden wir zu dem vorgesehenen Ort geführt, wo das Rohmaterial lagerte. Aus körniger Schlacke und Zement hatten wir mit Hilfe von Holzbrettchen Blöcke einer bestimmten Größe zu fertigen. Einem von uns wurde aufgetragen, nach einem Muster Formen aus Eisenblech herzustellen. Eine tragbare alte deutsche Feldschmiede mit Fußbetrieb für ein eingebautes Gebläse stand zur Verfügung. Zur Inbetriebnahme fehlte aber die Kohle. Nun wurde unserem angehenden Schmied erklärt, daß in der Nähe im Hafengelände Kohle lagere. Für jeden Eimer Kohle, den er von dort hole, ohne sich erwischen zu lassen, würde ihm die 100prozentige Erfüllung der Arbeitsnorm quittiert. Es hat geklappt!

2. Akt: Mit jeder in den ersten Tagen fertiggestellten Form konnten wir zur Freude unserer Auftraggeber unsere Produktion steigern. Uns wurde bald in Aussicht gestellt, daß wir bald nicht mehr, den Unbilden des Wetters ausgesetzt, im Freien arbeiten müßten. Mit den bis jetzt fertiggestellten Schlacke-Blöcken solle eine künftige Fabrikationshalle errichtet werden. Das

Kernstück einer großen Mischmaschine war schon antransportiert worden, und ein paar Kameraden, die jetzt aus der Produktion genommen werden konnten, fingen an, rings um die Maschine und unseren Arbeitsplatz die Mauern zu errichten. Gleichzeitig quälten sich einige andere damit ab, die Maschine Zentimeter um Zentimeter auf mehreren Lagen Eisenbahnschwellen in eine arbeitsgünstige Höhe zu hieven. Auch hierfür gab es bestimmte Normen.

3. Akt: Inzwischen war auch das noch fehlende Teil der Maschine, eine große Eisentrommel eingetroffen. Doch die wollte sich absolut nicht anbringen lassen. Unser russischer Mann von Schlacke-Beton stellte fest, daß die Trommel um 2 cm zu groß sei, und in der sicheren Erkenntnis, daß er so schnell keine passende bekommen würde, ließ er schnell sein Improvisationstalent sprechen. Er setzte zwei Mann von uns mit Hammer und Meißel an, die nun 8 Stunden lang - ping, ping, ping - versuchen mußten, die Trommel auf die vermeintlich richtige Größe zu bringen. Auch hierfür gab es eine bestimmte Norm.

4. Akt: Nach zwei oder drei Tagen stellte sich heraus, daß die Reparatur der Trommel ein Trugschluß war und nun auch der schon hochgebockte Maschinenteil wertlos war. Also wurden mehrere Männer damit beschäftigt, sie mühsam Stufe für Stufe von ihrem Schwellengerüst herunterzuhebeln, um sie fortschaffen zu können. Auch hierfür gab es eine bestimmte Norm.

5. Akt: Der abmontierte Maschinentorso wurde im Innern der Halle - die Mauern hatten inzwischen eine Höhe von ca. 3 Metern erreicht - auf Rundhölzern zur Toröffnung transportiert. Da stellte sich heraus, daß diese für die Maschine zu eng oder aber die Maschine für das Tor zu breit war. Unser russischer Meister entschied sich für die erste Erkenntnis und ließ als logische Folgerung aus ihr die soeben fertiggestellte Mauer in der erforderlichen Breite aufbrechen. Auch hierfür gab es eine bestimmte Norm. 'Happy End' dieser Komödie: An allen Tagen brachten wir von Schlacke-Beton die schriftliche Bestätigung mit ins Lager zurück, daß wir innerhalb der Acht-Stunden-Schicht unser Leistungssoll nach den entsprechenden Normen 100prozentig erfüllt hatten!" (K. Schnier, 52-54).

Im Grunde genommen überwog aber bei den Arbeiten nicht das Komödien-, sondern das Tragödienhafte. In vielen Fällen konnte die geforderte Norm beim besten Willen nicht geschafft werden, da sie zu hoch angesetzt und der Arbeitsablauf nicht rationell genug durchzuführen war. Hierzu ein Beispiel aus den Steinbrucharbeiten: "Nur selten wurde gesprengt. Mit Brechstangen mußten die Steine losgebrochen und die großen Gesteinsbrocken zerkleinert werden, damit wir sie überhaupt tragen und in die hohen Kippwagen werfen konnten. Das Gestein lag viel zu weit von den Loren entfernt. Zudem lebte man ständig in der Gefahr, von herabhängendem Gestein oder von den darauf lagernden Erdmassen verschüttet zu werden. Die Tagesnorm war einfach eine Utopie und konnte auch mit bestem Arbeitsgerät

und normalen Körperkräften nicht erfüllt werden. Oft erreichten die 'Karrjer-Brigaden' nur Tagesnormen von zwanzig bis dreißig Prozent. Daß wir am ersten Tag siebenunddreißig Prozent erreichten, lag daran, daß wir nur bedingt arbeitsfähig waren und die Tagesnorm für uns von vornherein um die Hälfte herabgesetzt worden war" (J. Probst, 107).

Der Rhythmus von Arbeit und Nichtarbeit war unterschiedlich geregelt. Im Bergbau und in der Eisengießerei wurde z.B. im Schichtdienst gearbeitet. Unter anderen gab es Lager, in denen nicht jeder Sonntag arbeitsfrei war, sondern nur jeder 10. Tag. Nach einem 8-10stündigen normalen Arbeitstag kam es oft vor, daß Sonderschichten eingelegt werden mußten, wenn z.B. Ladearbeiten zu verrichten waren. Auch an arbeitsfreien Tagen wurden häufig Freiwillige für Arbeitseinsätze gesucht. Obwohl solche Sonderkommandos eine zusätzliche Schinderei bedeuten konnten, fanden sich doch genügend Freiwillige, da die Hoffnung auf eine wie auch immer geartete Vergünstigung durchaus nicht unbegründet war. Die Lagerleitung handelte für solche Zusatzarbeit manchmal sogar besondere Bedingungen aus, die auch den Gefangenen zugute kamen, wie z.B. in folgendem Fall: "Dann kam 'mal eines Abends ein Güterzug und brachte für den ganzen Ort Feldfrüchte, wie Weißkohl, Möhren, Rote Beete, Zwiebeln und dergleichen. Nur, alle diese für die Einlagerung in die Magazine bestimmten Früchte kamen in offenen Güterwagen, bedeckt mit Schnee. Da man weitere Verluste durch das längere Stehen bei Temperaturen um 20 Grad minus vermeiden wollte, suchte man im Lager Freiwillige zum Entladen der Waggons. Da ein Sattessen an den Möhren zumindest in Aussicht stand, meldeten sich trotz der am Bau geleisteten Arbeit genügend Leute. In Anbetracht unserer hinter uns liegenden Tagesschicht von 8-10 Stunden gelang es unserem Lagerkommandanten, vom Russen die Zusage zu bekommen, daß dieses Abladekommando nach Entleerung der Waggons als Belohnung die Taschen voll Feldfrüchte mit ins Lager nehmen konnte ...

So haben wir die nahrhafte Fracht dieser drei Güterwagen fast im Laufschrift in die halb unter der Erde liegenden, großen Magazine gebracht. Ja, dann kam der für uns alle wichtigste Augenblick, es wurden die Taschen, die zugebundenen Hosenbeine und Ärmel der Tarnanzüge, die wir trugen, gegenseitig vollgestopft. In die Kapuze kam ein Weißkohl und zwei davon unter die Arme. So ging es etwa um 2 Uhr früh ab ins Lager, das heißt, wir schlichen und gingen breitbeinig, selbst der Posten am Lagertor schüttelte sich vor Lachen, als wir so daherkamen. In den Baracken wurde dann ausgepackt, und die daheimgebliebenen Kameraden übernahmen das Kochen und Bruteln auf den rotglühenden Ofenplatten. Das war für viele ein richtiges Fest. Möhrenkascha mit Rote Beete und Zwiebeln ... Noch tagelang haben wir von diesem Vorrat gekocht und gegessen. Erntedankfest 1945" (J. Veit 16b-17).



Abb. 29: Straßenbaukommando deutscher Kriegsgefangener in London (W. Rohloff).



Abb. 30: Holzkommando deutscher Kriegsgefangener in der UdSSR (H. Hackler).

In manchen Lagern war es üblich, daß die besseren Arbeiter einen Nachschlag bei der Suppenverteilung erhielten, oft sogar auf Kosten der Allgemeinheit: "Es war deprimierend zu beobachten, wenn eine Gruppe vonkräftigeren Männern, die 'rangehauen' (oder geschickt gemogelt) hatte, zu einem Nachschlag in die Küche marschierte, während die anderen hungrig auf ihre Pritschen krochen" (O.B., 8).

In anderen Fällen erhielten diejenigen, die ihre Norm erfüllten, zu Mittag Kascha, meist einen Eßlöffel Hirsebrei (R. Niederhellmann, 10). In den häufigsten Fällen aber wirkte sich die Arbeitsleistung auf die täglichen Brotrationen aus, wie bei folgendem Fall: Bis 80% Normerfüllung 400 g; bis 90% Normerfüllung 500 g; 100% Normerfüllung und darüber 600 g (A. Bierhaus, 20).

Während der Kriegszeit lagen die Rationen noch wesentlich niedriger, wie folgendes Beispiel zeigt: "Bei einer Arbeitsleistung bis zu 50% = 50 Gramm, bis zu 75% = 150 Gramm, bis zu 100% = 250 Gramm, über 101% = 400 Gramm" (J. Probst, 109).

Wurde die Norm übererfüllt, konnte sich die Brotzuteilung weiter erhöhen. Als Zusatzverpflegung gab es auch Öl oder im Asbest- und Kohlebergbau ein Stückchen Speck oder einen Löffel Zucker. Diese handfesten Ergebnisse der Normerfüllung wirkten überzeugender und auf größere Gruppen als die üblichen leeren Versprechungen, Lob und Tadel an den Wandtafeln und bei den Appellen oder die moralischen Mahnungen: "Immer wieder aber bläute man uns ein, daß wir zum Wiedergutmachen in der Sowjetunion seien und nur mit noch mehr und besserer Leistung unseren Willen zur Wiedergutmachung unter Beweis stellten" (H. Gabriel, 8).

Ernst genommen wurden zu Beginn der Kriegsgefangenschaft die Zusicherungen vieler Lagerleitungen, daß diejenigen, die sich anstrebten und den Plan übererfüllten, früher entlassen würden. "In diesem Sommer machte der Russe auch viel Propaganda mit dem Satz: 'Wer die Norm übererfüllt, fährt früher in die Heimat!' Da wurde ein Exempel statuiert. Ein Maurerpolier (Walter B. aus Dortmund) vermauerte in einer 60 cm starken Fabrikwand, die ohne Fenster und Türen war, so viele Ziegel, so daß am Abend eine Leistung von über 1000% festgestellt wurde. Eine Brigade (8 Mann) stand ihm zur Verfügung. Er selbst tat am wenigsten, klopfte hier und da an einen Ziegel, der nicht richtig lag und gab Anweisungen. Dieser Walter B. fuhr tatsächlich in die Heimat! Mit dieser frühzeitigen Entlassung machte man viel Propaganda, um auch andere zu solchen Leistungen zu bewegen. In meiner Eisenbieger-Brigade waren auch einige Gutgläubige, die auf ähnliche Art frühzeitig in die Heimat wollten. Wenn sie auch 700% erreichten, vorzeitig entlassen wurde keiner mehr" (W. Hartmann, 16f.).

Obwohl sich meistens die vorzeitige Entlassung als eine leere Versprechung erwies, gab es tatsächlich viele Gefangene, die besondere Anstrengungen unternahmen. Denn man konnte ja nicht wissen! Doch dies

beschleunigte lediglich den schon beschriebenen Kreislauf. "Und trotzdem durchschauten einige Plennys den Schwindel mit den Prozenten nicht. Immer wieder ließen sich einige von den schönen Parolen antreiben und machten sich körperlich kaputt. Am Ende stand nicht die Heimfahrt nach Deutschland, sondern ein Lazarett für einen vorübergehenden Aufenthalt. Hatte man sich wieder etwas erholt, war das Gesäß wieder rund geworden (Dank der Bierhefe oder der Hefe in fester Form; vgl. S. 203), dann marschierte man in die nächste Fabrik. Der Lauf konnte wieder von vorne beginnen" (J.K., 155).

Als Vorbilder wurden den Gefangenen die Bestarbeiter Stachanow, der seine Norm mit über 350% erfüllte, und der Ostzonenheld Adolf Hennecke mit über 300% Sollerfüllung entgegengesetzt. Solche Bestleistungen gab es auch bei vielen gefangenen Arbeitern. Jedoch kamen sie nach langen Vorbereitungen, bei bester Ausgangsleistung und günstigsten Arbeitsbedingungen zustande und waren einmalige Spitzenleistungen. "Es war für die Masse einfach unmöglich, die vorgelegte Norm zu erbringen, bzw. auf Dauer zu halten" (H.J.L., 20; vgl. z.B. J. Veit, 13a). Wenn es unter großem körperlichen Einsatz und besonders niedrigen Normanforderungen gelang, die Norm über einen längeren Zeitraum tatsächlich zu erhöhen, konnte es vorkommen, daß die zu leistende Norm für alle einfach heraufgesetzt wurde. Es ist verständlich, wenn Übererfüllungen von den anderen Gefangenen nicht gerade gern gesehen wurden. "Manch einer hat bei einer Nacht- und Nebelaktion zu spüren bekommen, was die Allgemeinheit von ihm hielt" (H.J.L., 20).

Auch mit Geld versuchte man, die Gefangenen zu ködern. Allerdings führte dies erst zu einem nachhaltigen Erfolg, als nach der Währungsreform Ende 1947 die Kriegsgefangenen sich für das Geld zusätzliche Nahrungsmittel oder andere Güter des täglichen Bedarfs kaufen konnten.

Die "Normpeitsche" (Maschke 1969, XXXIV) führte dazu, daß offiziell Leistungen vorgetäuscht wurden, um die Kontrollinstanzen hinters Licht zu führen. Daß Potemkin noch viele Nachahmer in der sozialistischen UdSSR hatte, verdeutlicht der folgende Bericht: "Weit draußen in der Steppe, 15 km vom Lager, sollte an einem Abhang ein Gebäude aus Aschebetonsteinen errichtet werden ... Als der Beton hergestellt werden sollte, war kein Wasser da. Die Wasserleitung war eingefroren. Die Betonierung konnte nicht ausgeführt werden. Erst Anfang April wurde an dieser Arbeitsstelle weiter gearbeitet. Senkewitsch leitete die Baustelle. Zum 1. Mai mußte der Bau fertig sein. Mit Hochdruck arbeiteten die Männer. Senkewitsch trieb sie immer wieder an. Aber es mangelte an Material, vor allem an Steinen. Den Männern war es gleich. Als Senkewitsch sah, daß der Termin nicht eingehalten werden konnte, griff er zu einer List. Da das Vermauern der Steine zu lange dauerte, ließ er die Steine nur aufeinanderschichten. Von außen wurden die Fugen etwas mit Mörtel verputzt. Noch vor dem festge-

setzten Termin stand das Gebäude. Am 30. April kam eine Kommission zur Besichtigung. Waslikow gab den Genossen, fünf an der Zahl und in Uniform, ausführliche Erläuterungen. Sie zeigten sich sehr erfreut über die schnelle und saubere Arbeit. Nach 15 Minuten war der Spuk vorbei. Als die zwei Jeeps um den nächsten Hügel verschwanden, fiel Senkewitsch ein Stein vom Herzen. Keiner der Kommission hatte etwas bemerkt. Im Innern des Gebäudes sind sie gar nicht gewesen. Die nur lose aufgesetzten Steine wurden wieder abgetragen, was keine große Mühe machte. In den nächsten Tagen wurde das Gebäude in aller Ruhe wieder aufgebaut. Senkewitsch bekam von der Kommission eine Sonderprämie von 2000 Rubel zugesprochen" (W. Mattern, 77f.).

Wie sehr die Verantwortlichen in ihre eigene Tasche wirtschafteten, zeigt das folgende Beispiel der Planerfüllung: "Im Sommer 1945 mußte ich an einigen Tagen mit mehreren Kameraden zu einer Sowchase in die Kartoffelernte. Ein Pole oder ein Tscheche legte mit einem einfachen Schwingpflug, von einem Pferd gezogen, die Kartoffeln frei, und wir lasen sie auf in Körbe. Da die Ernte gut war, durften wir uns in einem Eimer 'Pellkartoffeln' kochen. Doch nach nur wenigen Tagen hatte dieses Glück ein Ende. Das Plan-Soll war offensichtlich erreicht, obwohl der riesengroße Acker noch gar nicht voll abgeerntet war.

Eines Tages wurden wir wieder auf das Feld geschickt, ohne unseren Pflüger, und wir hatten zunächst große Schwierigkeiten, zu verstehen, was man von uns verlangte. Schließlich machte man es uns vor. Eiligst das auf dem Acker noch sichtbare Kartoffelkraut ausreißen, dabei die Knollen getrost in der Erde lassen, damit am nächsten Tag das kleine 'Kontrollflugzeug' den Eindruck eines abgeernteten Ackers bekam. Das war für uns das russische Lehrbeispiel Nr. 1, wie man schnell sein Leistungssoll erreichen kann.

Doch im frühen Winter mußten wir wieder auf denselben Acker, diesmal mit Hacke und Brechstange. Wir hatten uns ja schon an einiges gewöhnt, aber dies verstanden wir wieder einmal nicht, bis uns ein alter Russe klarmachte, daß sich aus angefrorenen Kartoffeln sehr gut - natürlich schwarz - Kartoffelschnaps brennen ließ" (K. Schnier, 69).

Das sowjetische Arbeits- und Normensystem führte zu unglaublichen Material- und Wertverlusten: "Um 'Normen' zu schaffen, mußte für geringwertige Leistungen oft weitaus Wertvolleres vernichtet werden. Das war auch dem Aufsichtspersonal völlig gleichgültig, und wir nannten das nur 'Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln'. Ob Zucker oder Zement, Mehl oder Kohle, alles kam unverpackt in ungereinigten, zum Teil offenen Wagons, dem Wetter und dem Verderb ausgesetzt" (A. Schotte, 9). Und in einem anderen Bericht heißt es über die Kotflügelherstellung in einer Automobilfabrik: "Das Rohblech muß mit der Hand unter die Stanze gelegt werden. Wenn es nun klemmt und nicht rechtzeitig richtig liegt, wird es schief ausgestanzt und ist praktisch Schrott. Gäbe aber der Arbeiter das Blech

nicht weiter, so fehlte den Weiterverarbeitenden etwas an der Stückzahl für die Norm! Also wird das Schrotstück gebogen, vorgepreßt, nachgepreßt, rostschutzgespritzt, lackiert und registriert und dann - auf den Schrotthaufen geworfen. Wenn die neuen Autos bis zu 50 Meter aus der Fabrik laufen, ist die Norm erfüllt. Wenn sie dann stehenbleiben, geht es die Fabrik nichts mehr an: Dann ist die Reparaturwerkstatt zuständig" (O.B., 14).

g. Zusammenhalt der Brigade

Besonders wichtig war es, daß die Mitglieder einer Arbeitsgruppe auch an einem Strang zogen. Team- und Gruppeneist konnte die Arbeit in beachtlichem Maße erleichtern. Und dies bedeutete wiederum, daß dadurch die gesamten Lebensverhältnisse der Mitglieder einer Brigade positiv beeinflußt werden konnten. "Ebenso kann das Verhältnis untereinander in der Brigade, mit der man ja auf Gedeih und Verderb - im wahrsten Sinne des Wortes - oft wahllos zusammengestellt worden war, in keiner Art verallgemeinert werden. Es hat prächtige Kameraden gegeben, mit denen die Arbeit beinahe Spaß gemacht hat. Das liest sich sicherlich komisch. Aber es gab auch Mitgefängene, die sehr gut anderen bei der Arbeit zuschauen konnten. Und dann noch meckerten, wenn uns bei den Mahlzeiten etwas abgezogen wurde. Da half nur Selbstjustiz - leider. Grundsätzlich war das anders bei Kranken und Alten: die wurden mit der Gruppe als Einheit durch die Norm genommen. So gut das eben möglich war. Leicht war das nicht" (H.J.L., 19).

Aber auch die russischen Arbeitskollegen mußten mitziehen. Einen Idealfall schildert J. Probst: "Mit den in der Gießerei arbeitenden schwäbischen Landsern und der Aufsicht der Russen hatte ich natürlich engen und auch besten Kontakt. Wir verstanden uns einfach blendend, und die Russen brachten auch viel Verständnis für uns auf. Es fiel nie ein böses Wort. Es war aber auch so, daß das Arbeitsteam derart aufeinander eingespielt war, daß überhaupt kein Leerlauf entstand oder entstehen konnte. Es wurde wirklich hart und schwer gearbeitet, und jeder ließ sich in Zweifelsfällen von anderen belehren. Die Russen erteilten uns dazu Tips und zeigten uns, wo es was Eßbares zu holen oder zu verdienen gab. Dann wurde reihum ein Mann abgestellt, der für alle etwas zu organisieren hatte und für den während seiner Abwesenheit mitgearbeitet werden mußte. Die mit uns arbeitenden Russen pflegten beispielsweise den besten Kontakt zur Werksküche. So erfuhren wir, wenn es für die Küche etwas zu erledigen gab, sei es, daß Brot, Produkte usw. abzuladen waren oder andere Arbeiten verrichtet werden mußten. Dabei fiel natürlich immer etwas ab, das redlich aufgeteilt wurde" (J. Probst, 167f.).

Es ist ganz selbstverständlich, daß sich - wie bereits in anderen Kapiteln erwähnt - Freundschaften in den Lagern bildeten und die Freunde versuchten, immer wieder in dieselben Arbeitsgruppen zu gelangen. Obwohl die Gefangenen normalerweise keinen direkten Einfluß darauf hatten, welcher

Arbeitsgruppe sie zugewiesen wurden, gab es doch in der Praxis auf Grund von persönlichen Beziehungen die Möglichkeit, sich Vorteile zu verschaffen. Wichtig war hierbei neben einem Kontakt zur Lagerleitung die landsmannschaftliche Solidarität. "In Titu (Rumänien) traf ich Landsleute an, die schon länger dort waren. Sie hatten auch teils Funktionen, teils waren sie Handwerker, wie Schneider, Schuster usw., welche Berufe in der Kriegsgefangenschaft nicht zu bezahlen sind. Durch diese Beziehungen besserten sich meine Verhältnisse, ich wurde Hilfsbademeister und einem Berliner, der gleichzeitig die deutschen Wehrmachtklamotten verwaltete, zugeordnet" (H. Borgert I,4).

Wenn sich alle Angehörigen einer Gruppe einig waren, gab es die verschiedensten Möglichkeiten, einzelne Mitglieder vorübergehend zum Nutzen der Allgemeinheit zu be- oder entlasten. Als Beispiel sei das Gutschriftverfahren angeführt: "Auch unser Brigadier Schorch Lohr läßt sich nicht zu Arbeitswettbewerben herausfordern und versäumt absichtlich den gestellten Termin. Prompt folgt in den nächsten Tagen Abkommandierung unserer Brigade zu Betonsawod, Nachtschicht! Ganz schlechte Arbeit: 60 t geschlossene Pullmanwaggon mit unverpacktem, staubigem Zement müssen von innen heraus durch die kleinen Öffnungen an den beiden Enden der Seitenwände leergeschaufelt werden. Man bekommt darin kaum Luft, und die 8 Mann von uns können kaum zu gleicher Zeit arbeiten. Das meistert Schorch überlegen: Er sagt dem russischen Natschalnik, daß nur für vier Mann Arbeit sei, und fordert für die anderen vier andere Arbeit. Die hat der Natschalnik an diesem Arbeitsplatz aber nicht. So bekommen wir für die vier 'Arbeitslosen' eine Gutschrift, als ob sie gearbeitet hätten, und zwar 100% - weil sie ja wollten, aber nicht konnten. Dieses russische System für Arbeitsgutschrift ohne Arbeitsleistung nennt man 'Prostoi', und es ist für findige Brigadiere eine wahre Fundgrube. Bei uns wirkt es sich dann so aus: Vier arbeiten fleißig im Waggon, die anderen machen Pause gegen Prostoi-Gutschrift. Dann werden die Erschöpften von den Ausgeruhten abgelöst - Ergebnis ist eine überdurchschnittliche Leistung der vier dauernd im Waggon tätigen Mannen, die aber nicht immer dieselben waren. Deren Prozente zuzüglich der Prostoi-Gutschrift für die Nichtarbeiter ergibt eine phantastische Arbeitsleistung der Brigade. Wir bekommen die 'rote Fahne' für die Bestarbeiterbrigade" (G. Meurer, 91f.).

Neben dem Organisationstalent des Brigadiers war entscheidend, ob der Gruppe handwerklich geschickte Personen angehörten, die Arbeitsabläufe exakt analysieren und erkennen konnten, wo durch Einsatz von Gerät oder gemeinsame Handlungen Kräfte einzusparen waren. Ein besonders großes Glück bedeutete es, wenn einer Brigade von ungelernten Arbeitern auch ein Fachkraft angehörte: "Jeweils fünf Gefangene bildeten eine Gruppe und bekamen ihr Revier zugeteilt, in dem sie bis auf das Jungholz alles abzuholzen hatten. Nicht mit Kettensägen. Gottlob war ich zusammen mit einem gelernten Zimmermann, der schon bei der Zuteilung der etwa

meterlangen Säge mit den zwei eingesteckten Rundhölzern an den Enden sehr genau auf die Zahnung achtete - und auf die Feile zum Schärfen. So war es auch bei Axt und Beil, deren Stahlqualität er zu prüfen verstand. Das alles hört man am Klang des Metalls. Sein Fachwissen war für uns mehr als einige Hundert Gramm Brot wert. Auch bei der Waldarbeit selbst. Daß zudem noch ein Gärtner bei uns in der Fünfer-Gruppe war, half kolossal ...

Die beiden Erichs wußten immer, was zu machen war. Und wir wollten mit unseren Kräften haushalten. Bei uns verfiel sich sehr selten ein stürzender Baum in einem noch stehenden. Und auch beim Sägen auf 2- oder 4- oder 6-Meterenden und beim Ausholzen der Äste kannte ich bald die Kniffe, wie auch beim Hinrollen oder Tragen zum Stapel. Das alles war so viel wert. Heute zu sagen: Es hat Spaß gemacht - das wäre sicher kaum verständlich. Aber wir waren zu jener Zeit prima Kumpel" (H.J.L., 18).

Es ist natürlich verständlich, daß die Fachkräfte - soweit sie es konnten - Einfluß auf die Zusammensetzung ihrer Arbeitsgruppe nahmen. Und die Auswahlkriterien waren oft keineswegs nur egoistische.

h. Der Spezialist

Spezialist, das war ein Schlüsselwort in der sowjetischen Wirtschaft. Wer sich durch besondere Kenntnisse und Fähigkeiten auszeichnete und diese wirkungsvoll einzusetzen vermochte, gewann ein so hohes Sozialprestige, daß er mit vielen Vergünstigungen rechnen konnte. Die Normen der Spezialisten, die von ihnen allein zu erfüllen waren, lagen im Vergleich zu den Hilfsarbeiten und den Gruppenarbeiten verhältnismäßig niedrig. Oft wurden von den Spezialisten noch nicht einmal großes Fachwissen und handwerkliches Geschick verlangt. "Mit Absicht", so vermutet A. Schotte (II,9), "man wollte so die eigenen Landsleute ermuntern, einen Beruf zu erlernen, um als Spezialisten aufsteigen zu können". Diese Anforderungen ermöglichten es vielen aktiven und geschickten Gefangenen, sich als Spezialisten auszugeben und auch zu behaupten.

Ein bezeichnendes Schlaglicht wirft die folgende Erzählung: "Eine Familie, in deren Haus ein Maurer mit seinem Handlanger zu arbeiten hat, fährt für einige Feiertage fort und schließt aus Versehen im Keller den Maurer ein, der seinen Handlanger zum Bierholen weggeschickt hatte und selbst eingeknickt war. So sitzt der Meister ('Spezialist') mehrere Tage im verschlossenen Keller - allerdings im Vorratskeller unter den Regalen mit allen Köstlichkeiten der russischen Küche.

Die heimkehrende Familie findet ihn dort und ist entsetzt, daß er unter diesen Eßvorräten verhärmt und abgemagert am Boden in einer Ecke sitzt - fast wäre er verhungert! Auf die Frage, warum er sich denn nicht von den reichhaltigen Regalen etwas heruntergeholt hätte, es sei doch alles dagewesen, kann der 'Spezialist' nur sagen: 'Wie sollte ich denn? - Ich hatte doch keinen Handlanger!'. Der Berichterstatter fährt dann fort: "Der Spezialist

wird im russischen System völlig ungerechtfertigt bevorzugt. Wenn etwa ein Steinbau hochgezogen wird, schreit er an seinem Arbeitsplatz nach Mörtel und Steinen, läßt die Handlanger für ihn laufen, am liebsten läßt er sich noch die Steine direkt auf die richtige Stelle legen und geht dann nur mit seiner Kelle vorbei, um den Speis glattzustreichen - und ihm wird der Lohn zuteil, für die von den angetriebenen Handlangern geleistete Arbeit. Ein Beispiel von vielen" (G. Meurer, 86).

Bei der Vergabe von Arbeitsaufträgen sorgte die Lagerleitung in der Regel nicht dafür, daß Handwerker und andere Fachkräfte in ihrem erlernten Beruf oder gemäß ihrer Fähigkeiten und Fertigkeiten eingesetzt wurden. So hatte ein ausgebildeter Stukkateur zunächst Straßenbauarbeiten zu verrichten, bis sich ihm schließlich die Möglichkeit, als Putzer, Ofenmaurer und Stukkateur zu arbeiten, bot (W. Somberg, 33). Viele Fachkräfte mußten oft erst nach günstigen Gelegenheiten suchen, um sich als Spezialist ausweisen zu können. Wiederholt wird über solche Möglichkeiten in den Berichten gesprochen. Hierzu die folgende Geschichte: "Als wir eines Tages auf der Baustelle ankamen, es wurde übrigens in drei Schichten gearbeitet, stand auf einem Abstellgleis eine Diesellok, Fabrikat 'Plymouth', entweder englischer oder amerikanischer Herkunft. Es war ein vorsintflutliches Monstrum. Vermutlich war das ein Ladenhüter bei den Lieferanten, und für den vorgesehenen Zweck dreimal zu groß. Mit dieser Maschine sollten die vollen Steinwagen, die aus dem Schacht kamen, auf die Halde gefahren werden. Bislang mußten wir das mit der Hand machen. Bei der Arbeitseinteilung wurde gefragt, wer mit Dieselmotoren umgehen könne. Hierauf habe ich mich sofort gemeldet. Ich bekam jetzt den Auftrag, den Apparat in Gang zu bringen. (Ich) habe mir aber eine Zeit für eine genaue Besichtigung ausgebeten. Diese Zeit wurde mir sofort bewilligt. Hierbei ging die halbe Schicht, also vier Stunden, drauf. Dann habe ich den Russen gesagt, sie müßten Dieselmotorkraftstoff besorgen. Daraufhin wurde jemand zum Magazin geschickt. Der kam mit zwei Eimern Benzin wieder. Ich habe mit Engelszungen geredet, um die Russen davon zu überzeugen, daß das ein Dieselmotor sei und kein Benzinmotor. Sie legten sich einfach darauf fest und sagten die LKWs liefen auch damit, also müßte die Lok auch damit laufen. Die LKWs waren nämlich amerikanische Stutebaker und Dodg mit Benzinmotoren. Zum Schluß habe ich ihnen gesagt, wenn ich keinen Dieselmotorkraftstoff bekäme, würde ich das Ding nicht anrühren. Mit Benzin würde ihnen die Maschine um die Ohren fliegen. Das half. Es wurde ein Lastwagen auf die Reise geschickt, der nach ca. zwei Stunden mit einem 200-Literfaß Diesel zurückkam. Mir war es letzten Endes egal, ob das Ding auseinandergeflogen wäre oder nicht. Es ging mir um meinen Job über Tage. In der Zeit, in der der LKW unterwegs war, hatte ich noch in der Betriebsanleitung geblättert. Sie war zwar in Englisch geschrieben, und ich konnte sie nicht lesen. Aber aus den Skizzen konnte ich doch so manches entnehmen. Vor allen Dingen

konnte ich feststellen, daß der Apparat, der da stand, das Baujahr 1939 war, also doch ein Ladenhüter. Ich hatte auf jeden Fall die Lok mit Öl aufgefüllt und nach Plan abgeschmiert. Diesel wurde aufgefüllt, der Motor vorschriftsmäßig entlüftet, und der erste Start klappte auf Anhieb. Es gab ein großes Freudengeschrei und ein langes Händeklatschen. Mittlerweile war unsere Schicht zu Ende. Ich bekam für die 'große Tat' zusätzlich ein ganzes Brot. Das war für mich mehr wert als die ganze Diesellok. Ab sofort war ich Maschinist und wurde auch so gerufen. Bei Schichtende habe ich den Natschalnik darauf aufmerksam gemacht, daß der Gleisunterbau für die Maschine zu leicht sei und verstärkt werden müsse. Das sah er auch ein. Mit den Verstärkungsarbeiten ist auch in den beiden folgenden Schichten begonnen worden. Auf dem Weg zum Lager habe ich zu einem Kameraden gesagt: 'Es soll mich wundern, ob die den Unterbau stark genug machen'. Ich zweifelte daran. Als wir am anderen Mittag auf der Baustelle ankamen, war genau das passiert, was ich geahnt hatte. Die Russen waren zu neugierig gewesen und wollten nun auf einmal ihr Plansoll übererfüllen. Ein Russe war mit der tonnenschweren Maschine von der ca. 5 Meter hohen Halde abgerutscht. Nun lag das Ding da unten. Es war lediglich das Führerhaus verbeult. Die Maschine lief aber noch. Mit drei LKWs haben wir die Lok wieder nach oben gezogen ... In den nächsten Wochen hatte ich den Auftrag, für jede Schicht zwei Lokfahrer auszubilden. Die Lok wurde dann nur noch von deutschen Kriegsgefangenen gefahren. Wir haben 'unsere Lok' dann in den nächsten Jahren gehegt und gepflegt wie ein rohes Ei. Denn es ging um unseren Job über Tage. Wir wollten auf keinen Fall wieder runter in (die) Kälte und Nässe" (A. Holleck I,10f.).

Die Vorzugsstellungen waren aber stets gefährdet, und jene Gefangenen, die eine solche Stellung innehatten, mußten findig sein, um über eine längere Zeit die günstigere Arbeit behalten zu können, denn der Konkurrenzkampf war groß. So erinnert sich F. Brand (26): "Den Grund für die Beendigung des Kommandos haben wir nicht erfahren. Wir vermuteten, daß der Neid unter den übrigen Gefangenen eine Rolle spielte. Diese gönnten uns nicht, daß wir besser gepflegt wurden als sie, die draußen ebenso schwer arbeiten mußten. Wir bekamen nun wieder eine Baustelle zugewiesen, und uns war hundeelend zumute, als wir morgens wieder mit den anderen Brigaden zur Arbeit in der Kälte ausrücken mußten."

i. Schwarzarbeit

Wiederholt klingt in den Berichten an, daß diejenigen Handwerker ein angenehmeres Auskommen hatten, die in ihrem erlernten Beruf tätig werden konnten. Hier trafen mehrere äußerst günstige Faktoren aufeinander. Die Schneider, Schuster, Maler, Tischler, Klempner usw. waren als Spezialisten in ihrer täglichen Arbeit nicht so streng zu kontrollieren wie Hilfsarbeiter. Die Dauer für das Nähen eines Anzuges und das Schnitzen einer Figur

konnte eben nicht genau zeitlich festgelegt werden. Hinzu kam, daß die Handwerker in den Besitz von wertvollen Materialien gelangten, die bei geschickter Verarbeitung nicht vollständig für das zu erstellende Werkstück verbraucht wurden. Die abgezweigten Materialreste nutzten sie zur Herstellung von weiteren Produkten, die sie dann als Nebenverdienst verkauften.

Es war oft sehr mühselig, die schwarz erstellten Produkte zu verkaufen oder an den Auftraggeber zu bringen: "Eines Tages trat einer jener Kumpel an mich heran, mit denen ich im Sommer auf dem Bau gearbeitet hatte. 'Du', sagte er, 'ich habe einen Kunden in der Stadt, der ein Fenster benötigt'. Nach einigen Überlegungen führten wir einen sorgsam bedachten Plan aus. Zuerst wurde das Fenster mit der Hilfe eines Berufskollegen nach Maß hergestellt. Ohne daß es der zwischenzeitlichen Kontrolle gelang, dieses Vorhaben aufzudecken, lag das Fenster nach einigen Tagen, in Einzelteile zerlegt, gut verborgen in einer Werkstattecke. Jetzt hieß es, die getrennten Fensterstücke einzeln, mit dem langen Mantel verdeckt, durch die Kontrolle zu bringen, wobei uns die morgendliche Dämmerung zu Hilfe kam. Nachdem dies nun vom Vermittler, der sich wiederum eines Bekannten bediente, in mehrmaligem Gang durch das Lagertor geschmuggelt war, und alles glücklich den Weg zum russischen Kunden gefunden hatte, dauerte es noch einige Tage, bis schließlich die Bezahlung erfolgte. Ein großer Aufwand mit Risiko für alle vier Beteiligten erbrachte den Gesamtlohn von fünfzig Rubeln. Diese Summe wiederum geteilt durch vier ergab zwölf einhalb Rubel, den Gegenwert zweier Brotschnitten" (H. Griewel, 103).

War erst einmal der Anfang gemacht, dann konnte man bei entsprechender Kenntnis von Schleichwegen und hilfreichen Russen einen recht schwungvollen Handel mit den Erzeugnissen der Schwarzarbeit aufbauen. "Es war wohl im Frühjahr 1946, als ich nach dem Verlust meines Brigadierpatents von der deutschen Arbeitsleitung der Elektrobrigade als Klempner zugeordnet wurde ... Die Elektrobrigade war, gemessen an den anderen Arbeitsbrigaden, ein sehr vornehmer Haufen und setzte sich vorwiegend aus hochqualifizierten Elektrospezialisten zusammen, die in dem sog. Elektrodjel laufend damit beschäftigt waren, reparaturbedürftige Motoren aller Größenordnungen, die aus dem Werk kamen, neu zu wickeln. Der Arbeitsplatz war sehr ordentlich und sauber und bot besonders für die Wintermonate Schutz gegen die Kälte. Ich wurde in erster Linie damit beschäftigt, die Schaltgehäusedeckel zu erneuern. Diese Arbeit jedoch füllte mich nur teilweise aus, um auf die geforderte Norm zu kommen. Der Natschalnik (Betriebsleiter) fand aber eine für mich interessante Lösung, indem ich fast täglich ca. drei Stück Kochplatten fertigen mußte, die der gute Mann dann abends einsackte, um sie dann zwecks Aufbesserung seines Gehaltes auf dem freien Markt zu veräußern. Ich hatte also keine Sorge um meine Norm und fand diese Arbeit sehr abwechslungsreich" (H. Schwanke, 18f.).

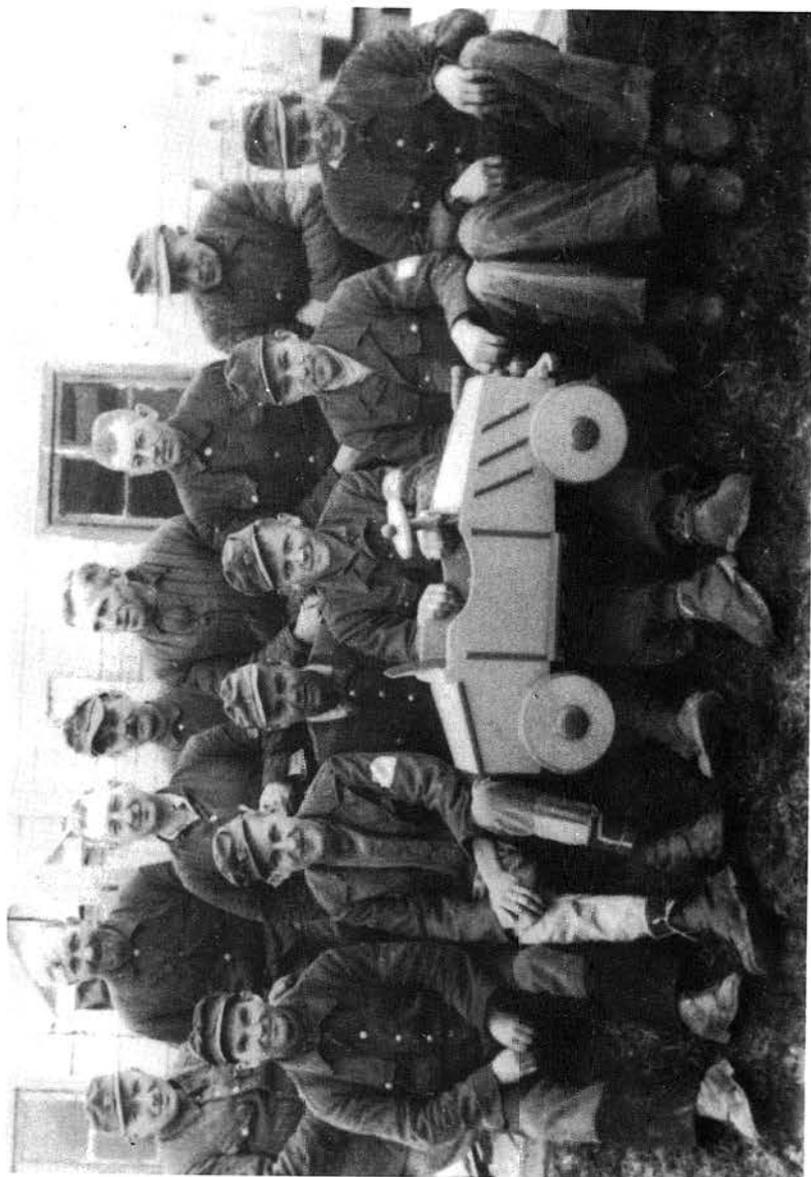


Abb. 31: Tischlergruppe im Lager Witebsk/UdSSR (W. Loos).

Spezialisten stellten in Heimarbeit Gegenstände her, die primär für den "Binnenhandel" des Lagers interessant waren und die auf dem Tauschwege vertrieben wurden. So hören wir von einem Nähadelhersteller folgendes: "Auf meiner Stube hatte sich ein deutscher Kriegsgefangener darauf spezialisiert, Nähadeln herzustellen. Auf irgendeinem Außenkommando hatte er sich einen kleinen Amboß angefertigt. Darüber hinaus hatte er sich sehr starken Stahldraht besorgt. Auf dem kleinen Amboß schlug er zunächst die passenden Stücke Stahldraht ab. Beide Seiten wurden mit Hilfe einer winzigen Feile angefeilt. Auf dem Amboß wurde anschließend noch das Nadelöhr eingeschlagen - fertig war die Nähadel ... Gegen Naturalien fertigte er jede Menge Nähadeln. Aber auch diese Heimarbeit mußte unter Ausschluß der Öffentlichkeit getan werden. Immer wieder mußte er seine Arbeit unterbrechen, Material und Werkzeug mußten verschwinden, wenn plötzlich eine Razzia angesetzt wurde" (J.K., 337).

Geschickte Handwerker verfertigten aus Dosen, Nägeln, Holzstückchen oder dem Papier von Zementtüten für die Kameraden wichtige Gegenstände des täglichen Gebrauchs. "Bewundert habe ich immer die Handwerker, die mit so primitiven Werkzeugen aus allen Materialien etwas machen konnten. Ob es der Holzlöffel oder ein Eßgefäß war - ob es Dosen oder Pinsel waren - ob es die Brotwaage oder der Machorkameßbecher (Meßbecher für Tabak) war: es wurde irgendwie angefertigt von ungemein einfallreichen Spezialisten. Messer und andere Schneidwerkzeuge waren in den ersten Jahren verboten; trotzdem gab es welche. Plattgeklopfte dicke Drähte oder Nägel am Stein scharfgewetzt halfen in der Not, Scheren eigenartiger Form - sogar primitive Feuerzeuge gab es. Pferdeschwänze wurden gestutzt für Pinsel und Bürsten. Was aus Oscar-Meyer-Konservendosen und anderen Metallstücken alles fabriziert worden ist, und aus Treibriemenresten. Und was eine mehrschichtige Zementtüte alles hergibt: jedes Blatt für einen besonderen Zweck - vom Zigarettenpapier bis zum Gang zur Latrine. Und man konnte drauf schreiben - mit Holzkohle ...

Als wir in den letzten Jahren unsere Haare wachsen lassen durften, da fehlten die Kämmen. Aluminium u.ä. wurde in Streifen geschnitten und millimetergenau mit der Metallsäge von Hand eingesägt - so entstanden Lauseharken am laufenden Meter. Dieses Material war ohnehin begehrt. Es ließ sich gut verarbeiten und gravieren. Da gab es wahre Künstler unter uns. Ich habe auch noch ein Schächtelchen aus der Zeit. Und eine Bürste. Improvisieren war lebensnotwendig. Wir lernten es von den Altgefangenen und von den Russen" (H.J.L., 16).

Nicht unerheblich war die Beteiligung der russischen Wachsoldaten oder der bei der Arbeit Aufsicht führenden Zivilrussen. So entstand in einer Symbiose zwischen Gefangenen und Bewachern eine Produktion, die der staatlichen Zwangswirtschaft entzogen wurde und deren Erlös zwar nicht immer gerecht geteilt, aber doch zum großen Vorteil der Gefangenen ausfiel.



Abb. 32: Arbeiten deutscher Gefangener im sowjetischen Lager Narwa: Kochgeschirr, Kästchen für Fotos, Holzskulptur, Geldbörse, Buchschoner, Zierteller aus Kupfer, Zigarettenetui, Feuerzeug, Seifenschale, kleines Kästchen, Buchständer, Kästchen für Stimmgabel mit Lederetui, Kleiderbürste, Taschen- und Küchenmesser, Eßlöffel, Notenpapierzieher, Taktstock, Aschenbecher und Zündholzschatulle (A. Möller).

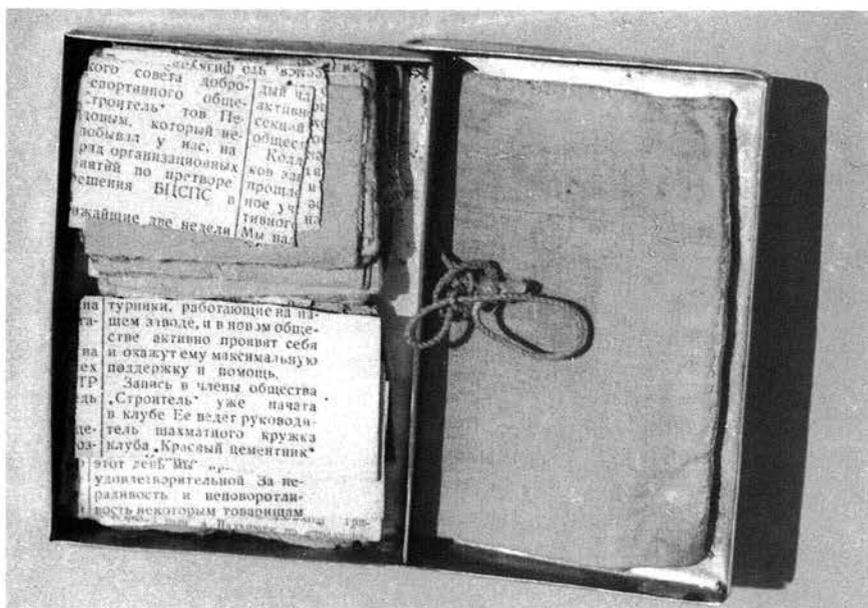


Abb. 33/34: Zigarettenetui, Außen- und Innenansicht mit Tabaksbeutel und Zeitungspapier für Papirossy (J.K.).



Abb. 35: Zur Entlassung gab es eine neue "Fufaika" (Steppjacke), Juli 1949 (A. Bierhaus).

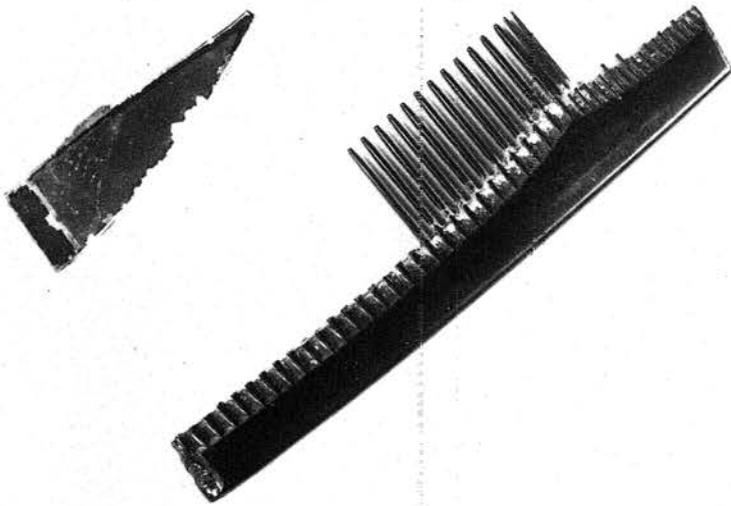


Abb. 36: Kammrest und Spiegelscherbe, Andenken an den Aufenthalt in den US-Lagern Andernach, Sinzig-Remagen und Rheinberg (J. Buschmann).

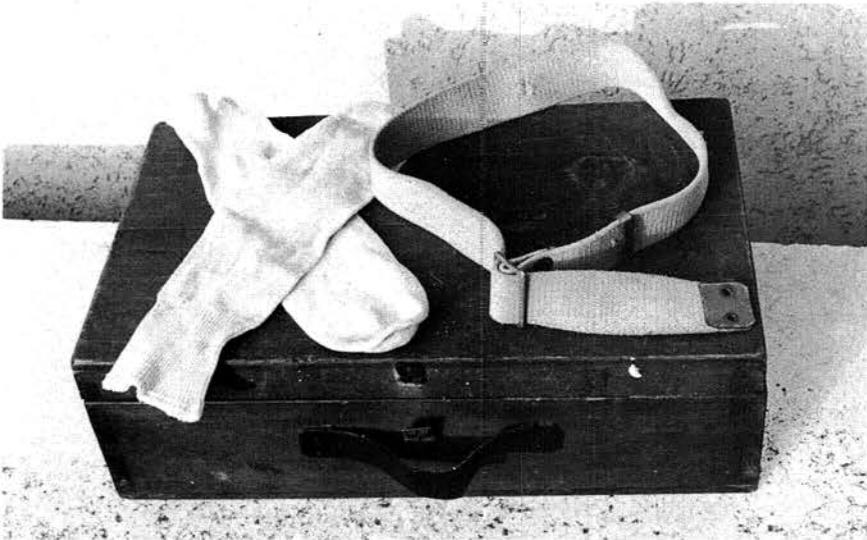


Abb. 37: Holzköfferchen aus der Lagerschreinerei, der "Schachter"-Gurt erinnert an die Zeche "Stalin" in Prokopjewsk, Baumwollsocken ohne Fersen (A. Bierhaus).



Abb. 38: Tabaksdose aus Aluminium eines deutschen Gefangenen in sowjetischem Gewahrsam (Gorki und Moskau), auf dem Flohmarkt gekauft von P. Czauderna, Minden (Foto Koßmann, Minden).

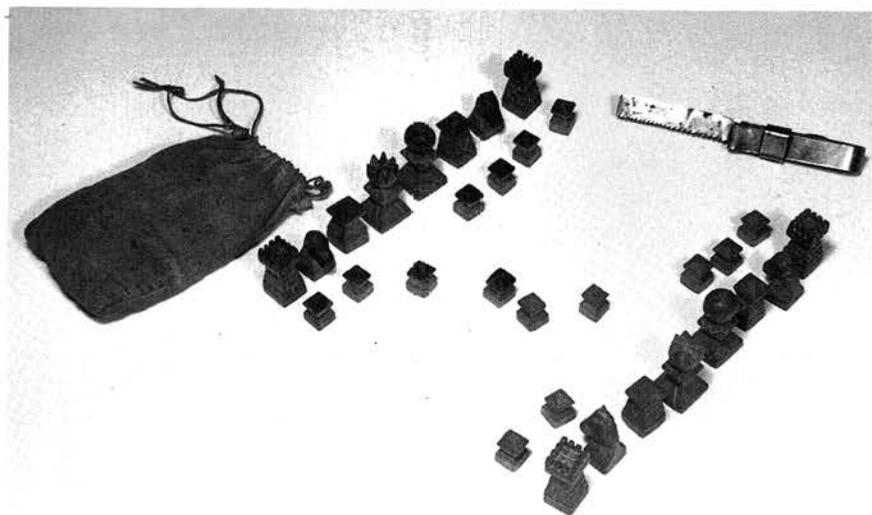


Abb. 39: Schachspiel mit Aufbewahrungssäckchen, hergestellt in einem Gefangenenlager in Südfrankreich, Bes.: Riehl, Sulingen (Foto Koßmann, Minden).



Abb. 40: Werkzeugtäschchen mit Schere, Rasierklinge, Ahle und Nadel, Gefangenenlager in Südfrankreich, Bes: Riehl, Sulingen (Foto Koßmann, Minden).



Abb. 41: Schuhe, hergestellt aus Säcken und einem Lederkoppel, Gefangenenlager in Südfrankreich, Bes.: Riehl, Sulingen (Foto Koßmann, Minden).



Abb. 42: Rasierset, angefertigt aus einer Keksdose und verschiedenen Blechresten, britische Kriegsgefangenschaft, Bes. S. Jeschkowsky, Nammen (Foto Koßmann, Minden).

Die Gegenstände der Abb. 39-43 wurden im Rahmen der Ausstellung "Notlösungen" im Mindener Museum vom 21.2.-1.5.1988 gezeigt.

Außerdem entwickelten sich auf diese Weise Kontakte, die - wenn sie auch nicht unmittelbar zur Verbesserung der Situation führten - sich auf die Dauer für die Gefangenen vorteilhaft auswirken konnten.

Entscheidend war allerdings, daß die deutschen Gefangenen auch wirklich etwas leisteten oder zumindest Produkte anboten, für die in der russischen Bevölkerung eine gesteigerte Nachfrage bestand. Die Kreativität der Kriegsgefangenen mag folgende Geschichte eines Malers veranschaulichen: "So kam ich im Frühsommer zur Arbeitsbrigade 'Kanonenfabrik'. Diese Geschützfabrik lag etwa 40 km oberhalb Perm an der Kama. Auf der Höhe über dem steilen Westufer waren für verdiente Arbeiter Eigenheime gebaut worden. In dieser kleinen Siedlung mit ihren etwa 8 mal 8 m im Geviert messenden Holzhäusern sollten noch Malerarbeiten getätigt werden. Und zwar sollten die Tür- und Fensterverblendungen einen farbigen Anstrich erhalten, so recht in Blau und Rot, wie die Russen es liebten. Für diese Bauten war ein Oberingenieur des Werkes zuständig, der, wie sich im Gespräch herausstellte, als Kriegsgefangener bei Hoesch in Dortmund gearbeitet hatte. Dem habe ich dann mal ein Haus probeweise mit rotem Sowjetstern, umrahmt von grünem Eichenlaub auf weißem Grund gestaltet. Da er und auch die Bewohner vom Sowjetstern mit Eichenlaub begeistert waren, wurde die ganze Siedlung so gestaltet.

Auch hier blühte die Schwarzarbeit, jeder wollte sein Quartier, meistens nur ein Zimmer, bunt gewichelt (gestrichen) haben und oben her einen Blumenfries, ein 'Travaret', wie die Russen es nannten. Selbst der Nat-schalnik ließ sich seine Zwei-Zimmer-Wohnung von uns herrichten. Er revan-chierte sich, indem er des öfteren morgens belegte Brote mitbrachte, eine bei den Russen wenig bekannte Art zu frühstücken" (J. Veit, 43).

k. Vergünstigungen und Arbeitserleichterungen

Für alle Gefangenen war es erstrebenswert, im Winter - wenigstens vorübergehend - nicht im Freien arbeiten zu müssen. Daher bemühte sich jeder um Innendienst-Arbeit im Lager, die aber die Lagerleitung gewöhnlich den Nicht-Handwerkern erst dann zubilligte, wenn diese als nicht mehr arbeitsfähig angesehen wurden. Die kranken oder geschwächten Menschen betrachteten die teilweise recht anstrengende Arbeit im Lager als eine besondere Vergünstigung. "Da ich dritte Kategorie, manchmal auch 'OK' war, weil ich Wasser in den Beinen hatte und mich halb die Treppe heraufziehen mußte, hatte ich öfter Lagerarbeiten, so auch jetzt. Da waren dann Kartoffeln zu schälen für die Küche, Gemüse mußte eingeräumt werden, so z.B. Rote Beete, Kappes, Kartoffeln usw. Immer war man auf der Hut, etwas zu organisieren ..." (H. Ladwig, 10).

Es versteht sich von selbst, daß die Mächtigen in der Lagerhierarchie Mittel und Wege fanden, um die Gefangenen, von denen sie sich gewisse Vorteile versprachen, auch zu Lagerarbeiten heranzuziehen: "Deshalb wurde

angeregt, die Baracken von innen mit Pinsel und Farbe etwas wohnlicher zu gestalten. Farbe und Pinsel mußte man natürlich selbst herstellen. Ich malte nun Bilder der Heimat, so wie ich sie in Erinnerung hatte, an unsere Wände. Als dann einmal der russische Lagerarzt durch die Baracken ging und meine Bilder sah, war er entzückt, vor allem vom Lengericher Römer und von der Tecklenburger Legge. Sofort wurde ich aus der Arbeitsbrigade herausgezogen und bekam den Auftrag, die Lazarettwände zu bemalen, vorwiegend mit deutschen Stadttoren. Zu diesem Zweck wurde ich krankgeschrieben und bekam auch die bessere Krankenkost" (A. Schotte, 6).

Auch A. Bierhaus (3) berichtet, daß er als Kranker durch seine Verbindungen zusätzliche Nahrung durch Arbeit in der Küche erhielt: "Mitte Februar bekomme ich Fieber, und auch der Darm revoltiert. Ich bin zunächst von der Arbeit befreit, und der Sanitäter Finger nimmt mich in seine Revierstube. Mit geröstetem Brot und Hirsesuppen, natürlich die Holzkohle-Medizin nicht zu vergessen, bin ich vor Schlimmerem bewahrt worden. Finger spricht mit dem Koch Franz Götzfried, und ich darf bei der Essensausgabe helfen. Zum Lohn sind täglich die eisernen Töpfe zu reinigen, denn ein Ansetzen ist nicht zu vermeiden. Diese angesetzten Speisereste füllen meinen Magen."

Nach der normalen Arbeit wurden von den Gefangenen noch gern Arbeiten im Lager verrichtet, die etwas einbrachten: "Im Herbst 1948 - nach meiner Entlassung aus dem Lazarett - suchte der Oberkoch unseres Lagers Kartoffelschäler. Es war Kino-Abend, aber mich interessierte dieser Film nicht. Ich wurde vom Koch angesprochen, als ich am 'Schwarzen Brett' die Bekanntmachungen las. Die Köche kannten mich von meiner Zeit der Dystrophie und OK-Lagerarbeit her. Ich sagte ihm, daß ich nur schälen kommen würde, wenn ich dann als Stammschäler jeden Abend kommen dürfte. Er sagte zu, und ich ging von Stund' an nach Feierabend Kartoffelschälen. Es schälten 8 bis 10 Mann. Wenn ich also in das Lager einrückte, gab ich meinen Mantel und sonstige entbehrliche Utensilien einem Kumpel. Der holte dann mein Abendessen und aß die Suppe auf, das Brot hob er für mich auf, morgens ebenso. Dafür mußte er dann die für mich vorgesehenen Gemeinschaftsarbeiten (Kleidungsstücke einsammeln und zur Handwerkerstube bringen, Stube fegen usw.) erledigen.

Wenn wir unsere Arbeit im Schälraum antraten (der im Winter gut geheizt war), bekamen wir zunächst einen tüchtigen Schlag Suppe. Zwischendurch gab es nochmal etwas zu essen - gut und reichlich. Zwei Mann wurden dann am Ende der Arbeit (gegen 23 Uhr) zum Säubern eingeteilt: Schalen heraustragen und den Schälraum mit Schlauch sauberspritzen, Schälmaschine reinigen. Diese beiden Männer bekamen dann von der guten Suppe (oder einem Brei) - der auch für die Köche bestimmt war - ihr Kochgeschirr voll und durften dies mitnehmen, weil sie es ohnehin nicht mehr essen konnten. Ich war meist bei diesen beiden. Das Essen bekam, nachdem ich ihn geweckt hatte, auch noch mein Kumpel" (J. Stach, 36).

Für viele Gefangene bedeutete die dauernde Überwachung und das ständige Angetriebensein durch die Bewacher oder die Vorarbeiter eine nicht unerhebliche seelische Belastung. Daher waren solche Kommandos begehrt, die den Gefangenen wenigstens vorübergehend das Gefühl vermittelten, sich frei bewegen zu können. Hierzu ein Beispiel aus einem Waldlager: "Ich sollte bzw. durfte mit noch einem zur Zeit arbeitsunfähigen Kameraden im nahe gelegenen Wald Pilze suchen, die unseren Speiseplan bereichern konnten. Zwei Stunden und länger genoß ich das unbeschreibliche Gefühl, mich ohne Bewachung frei bewegen zu können. Vor Freude hätte ich im Wald laut singen mögen, und nahezu glücklich kehrten mein Kamerad und ich zum Lager zurück. Jeder von uns hatte einen Eimer voller Pilze, die wir der Küche ablieferten" (K. Schnier, 79). Eine solche Bewegungsfreiheit bestand natürlich nur bei kleinen Gruppen und bei Spezialaufträgen. Auch war sie nicht von Dauer. Doch ein solches Erlebnis gab neue Kraft, die Dauerbelastung der Zwangsarbeit weiter zu überstehen.

Ein Hauptmotiv, sich um ein Kommando zur Feldarbeit zu bemühen, lag neben der Möglichkeit, sich einmal sattessen zu können, vor allem in dem Drang nach zumindest vorübergehender Freiheit, obgleich diese Form der Arbeit häufig mit einer zusätzlichen körperlichen Belastung verbunden war. Die Landarbeit vermittelte vielen Gefangenen das Gefühl, frei zu sein, da nicht so strenge Kontrollen erfolgten und die räumliche Enge bei der Arbeit entfiel. "Nach der Weinernte erlebte ich die beste Zeit meiner Gefangenschaft. Eine Feldwache sollte aufgestellt werden außerhalb des Lagers, denn der Mais und vor allem die Kartoffeln wurden reifer. Etwa eine halbe Stunde Fußweg außerhalb des Lagers über zwei Hügel hinweg sollte die Wache postiert werden. Ein Kamerad, August Gruber, aus Neu-Ulm und ich wurden dazu ausersehen. Unsere Aufgabe bestand darin, das große Kartoffel- und Maisfeld zu bewachen, damit vorbeifahrende Bauern oder sonstige Zivilpersonen keine Kartoffeln oder Mais klauten. Es war dort auch die Grenze unserer Kolchose. Ein viel befahrener Weg führte dort zur Kleinstadt Annina vorbei, wo zweimal in der Woche Markt war. Wir bekamen ein Zelt, welches wir über eine 30 cm tiefe Mulde etwa 10 m entfernt des Verkehrsweges aufbauten. An der einen Seite das große Maisfeld, 40 ha Fläche, an der anderen Seite das große Kartoffelfeld. Einer von uns zweien war immer auf Kontrollgang, bei Tag und bei Nacht ...

Ab und zu wurden wir auch 'mal kontrolliert, ob wir noch da waren. Im großen und ganzen waren wir freie Leute. Unsere Verpflegung, Suppe und Brot, holten wir zweimal am Tag vom Lager. Ein schöner Gang, morgens und abends über die zwei Hügel. Unterwegs in einer Talmulde war eine schöne, saubere Quelle. Dort konnten wir uns waschen und Trinkwasser holen. Schon bald versuchten wir, auch etwas besser zu leben. Einen guten emailierten Topf hatten wir irgendwo gefunden. Kartoffeln gab es nebenan auf dem Feld, Möhren und Zwiebeln unterwegs zum Lager und Salz in der

Küche. Im großen Maisfeld haben wir zwei uns eine Kochstelle eingerichtet. Als Brennmaterial haben wir uns trockenes Holz von den Weinstöcken geholt. Es rauchte kaum. Jeden Abend haben wir uns einen Topf voll gekocht" (B. Kordt, 22f.).

Die Abkommandierung aufs Land bot für die Gefangenen viele Möglichkeiten, sich das Leben zu erleichtern und vorübergehend zu neuen Kräften zu kommen. Diese Tatsache ist von manchen Lagerleitungen geschickt genutzt worden, indem sie abgearbeitete Gefangene zur "Erholung" in ein Landarbeiterkommando versetzten. In einem Lager in Stalino fand sogar ein turnusmäßiger Wechsel zwischen Schachtarbeit und Kolchosearbeit statt (H. Büning, 3). Der Arbeitseinsatz der Gefangenen geschah zum größten Teil nicht willkürlich, sondern erfolgte nach einem wohldurchdachten Plan erfolgte, wobei die Arbeitskraft jedes einzelnen nach Möglichkeit berücksichtigt wurde.

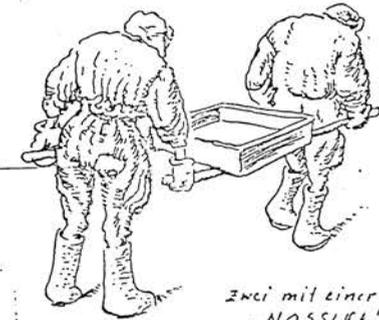
Neben solchen positiven Berichten über die Arbeit in der Landwirtschaft findet man natürlich auch andere, die zeigen, daß es sich dabei keineswegs um eine Idylle gehandelt hat, sondern höchster körperlicher Einsatz gefordert werden konnte: "Etwa 50 Kilometer östlich von Smolensk befindet sich die Sowchose der Sonderarbeitsbataillone 327, 328 und 329. Dort sind seit etwa vierzehn Tagen etwa 120 Woina-Plennys bei der Kartoffelernte. Inmitten der riesigen Kartoffelfelder ist die Hütte eines Feldhüters der zentrale Punkt, dazu drei kleine Erdbunker. Aus Ästen und Zweigen, die zu einem spitzwinkligen Dach zusammengeflochten sind, haben die Gefangenen zwei Hütten gebaut. Ohne Fenster und Türen boten sie etwa 120 Menschen Schutz vor den Nachtfrost. Für uns war kein Platz, also kampierten wir unter freiem Himmel. Dann wurden die ersten Kranken, unter anderem auch Kameraden mit Erfrierungserscheinungen in das Hauptlager gebracht, so daß wir die freigewordenen Plätze in der erbärmlichen Hütte einnehmen konnten.

Diese Tage im Oktober 1945 bleiben (mir) unvergeßlich: Vor dem Morgengrauen wurden wir geweckt. Beim Suppenempfang konnte man die froststarrten Finger am Kochgeschirr wärmen. Die Suppe war schnell gelöffelt, und fort ging's auf den Acker. Ohne Pause wurde gearbeitet, teilweise wurde mit der Spitzhacke der bis zu 5 cm gefrorene Boden in großen Schollen abgehoben und dann die Kartoffeln ausgebuddelt. Die Kartoffelsuppe zum Mittag und das Stück Brot wurden auf dem Feld verzehrt, und die Arbeit ging weiter ohne Pause, möglichst viele Kartoffeln mußten geborgen werden. ... In der Dunkelheit erfolgte der Rückmarsch, jeder versuchte, in der Hütte sich auf ca. 50 cm Raum breitzumachen. Keine Lampen, kein Wasser, kein Brennholz. Ein jeder schlief in seiner Kleidung mit Schuhen, einige in ihren Filzstiefeln. Wehe den Kameraden, die bereits Blasenleiden hatten und im Finstern über die Füße der getretenen Kameraden das Freie suchen mußten" (A. Bierhaus, 9).

Abb. 43-46: Zeichnungen von "Ernst a.d.Mosel", 1979, über seine Erlebnisse in der sowjetischen Kriegsgefangenschaft. Auf dem Titelblatt: "Wenn dir die Welt, in der du lebst, nicht gefällt, erinnere dich ..." (vermittelt durch O. Issel).



"По пути"



Zwei mit einer
"НОСЛКА"



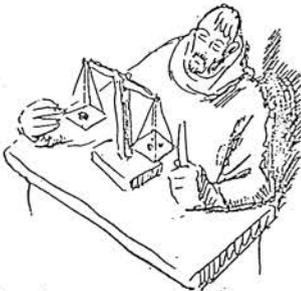
Кладка



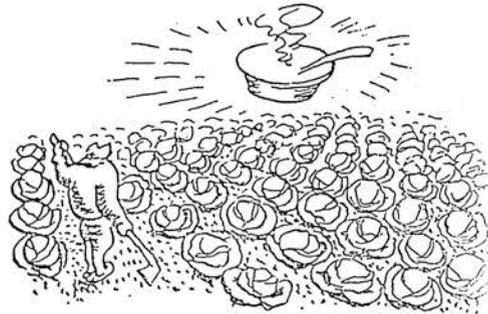
„Der große Regen“



„KOMMISSIONIERUNG
„dava na rabochu“



Brotwaage



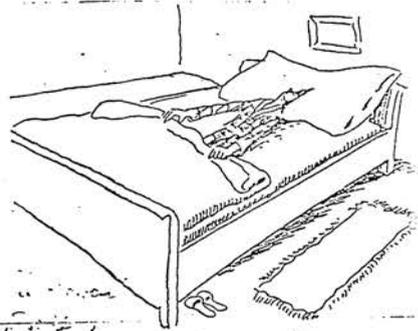
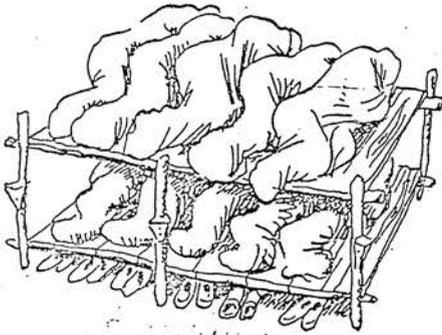
„Хлепуста-дран“



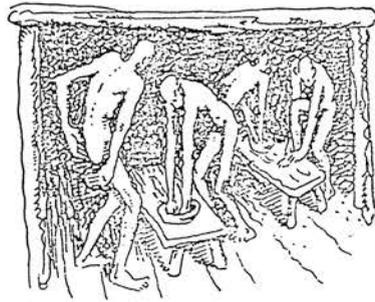
„Ruhr“



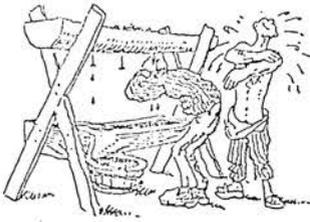
„Show-Orchester“ im Club



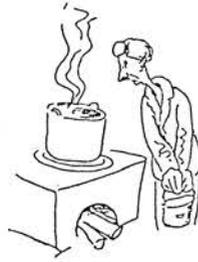
Prüfungsbüro



„Banja“



„Großreinigung“



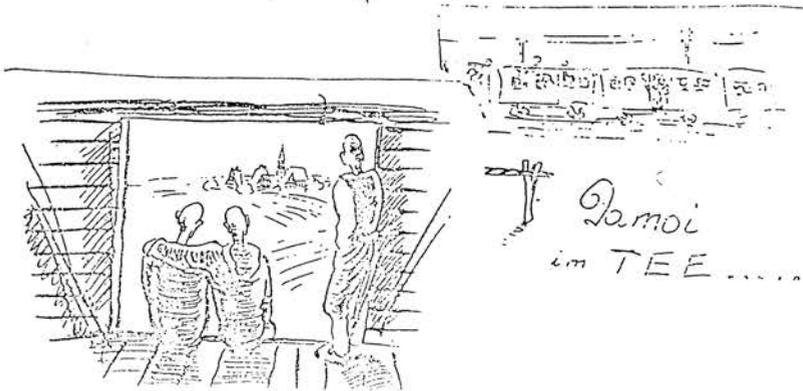
„Zusatzverpflegung“



„auf der Jagd“



„Kultura“



1. Aktiver und passiver Widerstand

Zu dem Repertoire, sich vorübergehend Arbeitserleichterungen zu verschaffen, gehörte auch der Streik am Arbeitsplatz. Diese Notbremse, so scheint es, ist oft genug gezogen worden, ohne daß die vermeintlichen oder angedrohten Konsequenzen tatsächlich eintraten. Wenn die Konflikte sich begrenzen ließen, gab es allem Anschein nach einen recht beachtlichen Spielraum, der auch genutzt wurde. Im folgenden seien drei Beispiele angeführt. Sie zeigen, daß es sogar bestimmte Spielregeln gab, um bedrohliche Situationen aufzufangen: Rechtlos - im Sinne der Willkür des Einzelnen preisgegeben - waren die kriegsgefangenen Zwangsarbeiter in der Sowjetunion nicht. "Nach 14-tägiger Lehrzeit sollten wir pro Mann soviel Lehmziegel fertigen, wie die modernere Ziegelei in der Stadt. Unmöglich! Wir streikten und verlangten eine Kommission. Mehr als 230 Steine je Former waren bei diesen primitiven Verhältnissen nicht zu schaffen. Die Kommission kam. Wir erklärten die Sachlage und auch die gesundheitsabträglichen Aspekte. Man gab uns recht! Wir konnten in Ruhe produzieren" (B. Petrat, 7).

"Zwei Jahre arbeitete ich in einer Sperrholzfabrik. Der erste Einsatz der Kriegsgefangenen hier begann mit Mißhelligkeiten. Auf der angrenzenden Wolga war ein Floß nicht rechtzeitig an Land gebracht worden und mitten im Flußlauf festgefroren. Wir Gefangene erhielten Eispickel und sollten damit die Holzstämme einzeln losmachen und zur Fabrik schaffen. Die Arbeit erschien uns nutzlos. War der Stamm an einem Ende frei, war das andere freie Ende schon wieder festgefroren. Nach und nach stellten wir die Arbeit ein und bewegten uns auf- und abgehend auf der Eisfläche. Die Aufforderung der Posten, die Arbeit wieder aufzunehmen, wurde nicht beachtet. Nervös geworden, lud der Posten sein Gewehr durch und forderte einen Gefangenen auf, sich auszuziehen. Viele Gefangene stellten sich zwischen den Posten und den von ihm bestimmten Gefangenen und verhinderten so das Entkleiden. Bald erschien dann auch der Leiter der Sperrholzfabrik. Er war sehr ungehalten und ließ durch den Dolmetscher mitteilen, die verlangte Arbeit sei notwendig. Es fehle an Brennholz, und bei Einfrieren der Rohre in der Fabrik entsteht ein unübersehbarer Schaden. Unsererseits wurde ihm vorgeschlagen, Dynamit zu besorgen, man könne dann die Stämme lossprengen. Am nächsten Tag kam Dynamit. Unsere Pioniere wurden tätig und sprengten viele Stämme los, die dabei zu Bruch gingen. Die Fabrik war gerettet. In der Folgezeit wurden Gefangene an diesem Floß nicht mehr eingesetzt. Wir konnten beobachten, daß russische Zivilisten dort arbeiteten und laufend Holz auf Schlitten zum Werk brachten" (R. Eismann, 24).

"Die Arbeiten an dem Neubau der Transformatorstation waren bei den vorangegangenen Sonnentagen gut zu ertragen gewesen, wurde aber nun von Tag zu Tag schlechter, als es Tag für Tag in Strömen regnete. Um nicht durch und durch naß zu werden, versuchten wir immer wieder unter Angabe

irgendeines Grundes für einige Zeit unter Dach zu kommen. Die Maurerarbeiten gingen aber so nicht weiter; das Donnerwetter des Natschalnik mußte bald auf uns herniederprasseln. Dann, eines Tages war es dann so weit! Da ich in unserer Gruppe schlecht und recht den Dolmetscher mimte, wurde ich - als sich die ganze Außengruppe wieder einmal verkrümelte hatte - vom Natschalnik gerufen. Kaum war ich in seiner Nähe, als auch schon seine Redekanonade sich über mich ergoß. Während er mit der einen Hand in der Luft herumfuchtelte, schob die andere Hand seine Soldatenmütze von hinten nach vorne und wieder zurück! Ich stand da vor ihm wie ein begossener Pudel und muß offen gestehen, daß ich von all dem herzlich wenig verstanden habe. Zu seiner Beruhigung sagte ich hin und wieder 'da, da' und 'karascho' (ja, ja, gut). Mit meinen geringen Sprachkenntnissen machte ich ihm klar, daß es in dem Neubau auch genügend Arbeit gibt, die wir bei Regenwetter ausführen können, ohne naß zu werden. Das Rededuell ging noch einige Zeit hin und her. Ohne eine Anweisung zu geben, drehte er sich dann plötzlich um und verschwand. Unser Brigadier H. war sprachlos. Welche Folgen würde meine Sturheit wohl haben? H. war auch jetzt wieder der Antreiber. Mit ganz massiven Drohungen versuchte er, uns zu zwingen, draußen im Regen die Arbeit wieder aufzunehmen. Sein Schuldkonto wuchs immer mehr an. Wir hatten uns nun aber einmal geweigert, draußen zu arbeiten und mußten nun auch darauf bestehenbleiben, durften nicht umfallen. Wir wärmten uns an unserem Kanonenofen und versuchten, unsere Sachen etwas zu trocknen, als unser Natschalnik wieder erschien, und wie es schien, sich wieder beruhigt hatte. Er erteilte mir nun den Auftrag, mit den anderen vom Außenkommando innerhalb des bedachten Gebäudes Schlitzte und Löcher für die elektrischen Leitungen zu stemmen. Wie glücklich waren wir, daß wir nicht mehr dem Regen ausgesetzt waren. Die Außenarbeit war dank meiner Standhaftigkeit endgültig zu Ende. Das war eine Lehre für mich, später in ähnlichen Situationen nicht weich zu werden" (J.K., 111f.).

Es gehörte schon ein großes Selbstvertrauen der Anführer dazu, den russischen Anordnungen nicht Folge zu leisten. Doch die Berichte zeigen immer wieder, daß tatsächlich gerechtfertigter Protest Erfolg hatte und zur Entlastung vieler Kommandos führte.

m. "Normalisierung"

Vereinzelt schon seit 1946, seit 1947/48 dann in zunehmendem Maße wurde es üblich, an die Kriegsgefangenen in der UdSSR Geld auszuzahlen. Die Verrechnung erfolgte so, daß das Lager für Kost und Logis einen Grundbetrag einbehielt, der in etwa der 100prozentigen Normerfüllung entsprach. Was die Gefangenen darüber hinaus verdienten, erhielten sie allerdings nur bis zu einer Gesamtsumme von 150-200 Rubeln pro Monat ausbezahlt. Die restlichen Beträge wurden auf einem Konto in Rußland gutgeschrieben. Dieses Guthaben sollte bei der Entlassung ausgezahlt werden. Allerdings

haben die Gefangenen, soweit den Berichten zu entnehmen ist, von dieser Gutschrift nie wieder etwas gehört.

Durch das Bargeld verbesserten sich die Lebensverhältnisse in den Lagern der UdSSR um einiges, da viele Gefangene sich ihrem Bedarf und ihren Wünschen entsprechend zusätzliche Dinge kaufen konnten. Auf dieser Grundlage entwickelte sich ein schwungvoller Handel. Hierzu ein Beispiel aus einem Bergarbeiterzwangslager: "Die Wache erlaubte auch, daß 2-3 Mann zum Basar im Ort gehen konnten und dort vor allem Zwiebeln und Kartoffeln kauften. Die Zivilisten, meistens waren es ältere Russinnen auf dem mehr als bescheidenen freien Markt, die Produkte aus ihren Gärten anboten. Sie hatten bald das Geschäft mit den Plennys gewittert. Das ging so weit, daß schon vor Schichtbeginn bzw. unserem Abmarsch zum Schacht einige von ihnen am Lagertor auftauchten und Ziegenmilch anboten. Und diese Genossinnen wurden auch mit der Wachmannschaft fertig und ließen sich nicht so schnell verdrängen, redengewandt, wie eben richtige Marktfrauen sind. Jetzt da Geld im Lager war, wurde auch eine Kantine eingerichtet, die Weißbrot, Butter, Zucker, Zigaretten und andere nützliche Dinge anbot" (J. Veit, 35b).

Viel wichtiger als die Möglichkeit, sich mehr und bessere Nahrungsmittel und auch Luxusgüter kaufen zu können, war für die Gefangenen die psychologische Wirkung des Geldes: Das Gefühl, über eine Summe verfügen zu können, vermittelte einen Hauch von Freiheit: "Ein knappes Jahr später, als ich im Bauxit-Schacht arbeitete ..., kam ich mit all meinen Kameraden zum ersten Male auch in den Genuß einer geldlichen Entlohnung für geleistete Arbeit. Im Dezember 1947 wurden mir 60 Rubel und im Januar 1948 50 Rubel ausbezahlt. Um zu verdeutlichen, welche Kaufkraft der Rubel damals hatte, seien hier einige Beispiele genannt:

1 kg Kartoffeln	1,00 Rubel
1 kg Brot	3,00 Rubel
1 kg Zucker	14,00 Rubel
1 gefülltes Brötchen	1,10 Rubel.

Nun sollte man annehmen, ich hätte meine ersten Rubel ausschließlich in Grundnahrungsmitteln angelegt. Doch mit einem Freund und Arbeitskameraden kam ich nach kurzer Überlegung zu einem anderen Entschluß. Eine Möglichkeit, unser Geld während der Arbeit sicher aufzubewahren, gab es kaum. Ebenso war eine Bevorratung mit Kartoffeln oder Brot wenig sinnvoll, da wir ja die Ratten, die es in jedem Lager gab, nicht auch noch füttern wollten. Auch wollten wir niemanden zum Kameradendiebstahl verleiten. Die Versorgungslage der Russen hatte sich bis zu dieser Zeit - Dezember 1947 - abgesehen von immer wieder auftretenden Engpässen in einzelnen Bereichen, merklich gebessert, was auch wir gut angeschriebenen

Schachtarbeiter zu spüren bekamen. Da wir aber nicht selbst in der Stadt einkaufen konnten, gaben wir dem Privilegierten vom 'Antifaschistischen Aktiv', der einen Passierschein besaß, unsere Bestellung auf, die er auch korrekt erledigte. Für meinen oben erwähnten Kameraden und für mich je 250 Gramm Pralinen und für das restliche Geld Brot, eine Konservendose Erbsen und Kartoffeln. Zu acht Mann haben wir uns dann einen Eimer Pellkartoffeln gekocht und umgehend verzehrt. Butter und Milch waren zur Zeit leider nicht zu haben. Das frische Brot ist bei uns auch keinen Tag alt geworden, und die Pralinen haben wir zwischen zwei Arbeitsschichten, auf unserem Lager liegend, genüßlich langsam verzehrt, restlos, in dem behaglichen Gefühl, einen ganz besonderen Tag zu erleben. Während ein anderer Kamerad, der ganz auf Brot gesetzt hatte, infolge der ungewohnt einmaligen Prasserei einen Tag krank war, ist uns die lukullische Orgie mit den Pralinen ganz gut bekommen. Ja, wir haben sie zwischendurch immer wieder mit zwei russischen Redewendungen bekräftigt: 'Wo! Prasnik'-(wörtl.: 'Feiertag', übertragen: 'viel Essen')!" (K. Schnier, 63f.).

Bei diesen Berichten über Erleichterungen der Arbeits- und Lebensbedingungen sollte man jedoch nicht vergessen, daß die harte Zwangsarbeit, die Einschränkung der Bewegungsfreiheit und oft auch der Hunger auf der Tagesordnung standen und bis zum Ende der Gefangenschaft für das Leben der Gefangenen die bestimmenden Momente blieben.

4. Lazarett

Wie bereits angedeutet, war im Zwangsarbeitssystem der UdSSR der vorübergehende Aufenthalt der Gefangenen im Lazarett oder in Erholungslagern bewußt eingeplant. Die Gefangenen wurden so lange körperlich ausgebeutet, bis sie zwangsläufig zu einer Erholungspause aus dem Arbeitsprozeß herausgezogen und wieder hochgepöppelt werden mußten. Die Gefangenen brauchten in dieser Zeit nicht zu arbeiten und erhielten ein besseres Essen. Diese "Kraftnahrung" bestand oft aus etwas Fett, Milch(produkten), dicken Breien und Bierhefe. Letztere hatte die Aufgabe, den Körper aufzuschwemmen: "Im Laufe des Vormittags gab es ab und zu flüssige Bierhefe, die einzig und allein den Zweck erfüllen sollte, daß wir wieder bessere 'Formen' annehmen sollten. Diese Bierhefe schmeckte uns sehr gut und hatte, wie der Name schon sagt, einen bierähnlichen Geschmack, sah aber nach Hefe aus. Um aber nicht zu schnell wieder ins Arbeitslager geschickt zu werden, verschmähten viele von uns die Bierhefe aus Furcht, zu schnell wieder ein rundes Gesäß zu bekommen ... Das russische Lazarettpersonal durfte von der Nichteinnahme der Bierhefe nichts erfahren. Wurde man dabei erwischt, oder stand auch nur die Vermutung im Raum, drohte man uns sofort mit Karzer, so streng waren hier die Sitten" (J.K., 242f.).

Der körperliche Verfall durch die Unterernährung zog viele Krankheiten nach sich. Sehr häufig waren Hungerödeme, Wasser in den Beinen, Blasenleiden und Darmerkrankungen. Man kann davon ausgehen, daß fast jeder deutsche Kriegsgefangene in der UdSSR mindestens einmal ein solches Gesundheitsstadium erreichte, daß er in eine Krankenstation, ein Lazarett oder ein Erholungslager eingewiesen werden mußte.

Oft waren die Krankenreviere überfüllt, und Nahrungsmangel herrschte in Notzeiten auch hier, so daß in solchen Situationen kein großer Unterschied zum Lager selbst bestand. "In der schlimmen Zeit, die ich dort erlebte, war es auf den Pritschen so eng geworden, daß dem einzelnen gerade noch 20 cm Platz blieben. Um das Unmögliche möglich zu machen, setzten wir uns abwechselnd der Reihe nach vor die Pritschen, damit alle anderen ausgerichtet wie in einem Löffelkasten liegen konnten" (K. Schnier, 43). Ein anderer Berichterstatter schreibt über das Lazarett Saratow: "Endlich wurde auch ich aufgerufen, und ein Sani oder dergleichen wies mir einen Platz zu. Zu meinem Erstaunen war aber das Bett im Flur schon mit einem Gefangenen belegt. Mir wurde erklärt, daß wir uns das Bett zu zweit teilen mußten. Mein Schlafgenosse und ich einigten uns, daß wir versuchen wollten - entgegengesetzt liegend - die Nacht schlafend zu verbringen. Gottlob hatte ich ja die Eigenschaft, überall und in jeder Stellung schlafen zu können. Ich lag trocken und warm, was wollte ich noch mehr? Zudem hatte ich der Arbeit erst einmal 'Ade' gesagt" (J.K., 238). Die Zustände waren so schlimm, daß Einzelpritschen mit Hobelspansäcken geradezu als Luxus empfunden wurden (O.B. 24).

a. Medikamente und Therapien

Immer wieder wird darauf hingewiesen, daß sich die Ärzte und das Lazarettpersonal - von einzelnen Ausnahmen abgesehen - bemühten, die Leiden der Gefangenen zu lindern. Doch die Verhältnisse erlaubten eben nur einen begrenzten Einsatz von Mitteln. "Ein deutscher Arzt sagte einmal zu mir, daß die meisten Erkrankungen, in einem deutschen Krankenhaus mit den entsprechenden Medikamenten behandelt, schon lange vergessen wären. Aber hier standen die Ärzte den vielfältigen Erkrankungen hilflos gegenüber, es konnte nur improvisiert und versucht werden. Wer jetzt nicht eine gute Konstitution hatte, über genügend Abwehrkräfte im Körper verfügte, für den war es oft sehr schlecht bestellt" (J.K., 252).

Hochwirksame Medikamente waren knapp oder fehlten vollständig. Eine geregelte Versorgung mit Medikamenten bestand in den meisten Fällen nicht. Die Ärzte wandten daher oft Hausmittel an, zumeist aus dem Bereich der Naturheilkunde. Ein wichtiges Hilfsmittel war bei den häufigen Darmkrankheiten die Kohle (Holzkohle oder auch verbranntes Brot). Schwere Fälle von Skorbut wurden mit einem Tee aus Birkenrinde und Kiefernadeln behandelt (H. Kruse II,17). Bei einer Augenkrankheit, die ebenfalls auf Vitaminmangel beruhte, verabreichten die Ärzte Zwiebelkraut und Butter (W.

Hartmann, 12). Ein Ausschlag, der den Mangel an Vitamin A signalisierte, wurde mit Umschlägen aus rohen Kartoffeln und Weißkohl behandelt (J. Beckbauer, N 1).

Beliebt waren bei dem russischen Arztpersonal Eigenblutübertragungen bei allen möglichen Krankheiten. Auch von Radikalkuren wird berichtet, so z.B.: "Der gute Paul Just, einer meiner längsten und treuesten Gefährten auf dem Elendswege ..., wird auch krank. Mit Lungenentzündung, Diphtherie oder irgendeiner schweren Fiebererkrankung kommt er ins Lazarett. Sie machen mit ihm eine Pferdekur: Zuerst ein heißes Bad in einer kalten Stube, nackt mit Badetuch durch den Schnee in eine andere Unterkunft, eigenes kaum temperiertes Krankenzimmer, eine Woldecke - und nach einigen Wochen ist er wieder gesund. Eine Natur, wie ein Pferd" (G. Meurer, 63).

Als Naturheilverfahren kann man auch das Universalmittel ansehen, das eine energische Ärztin sehr schätzte: "Medizin gab es im Revier kaum, alle bekamen zweimal am Tag aus der gleichen großen Arznei-Flasche ihre 'Medizin', je ein Schnapsgläschen voll, das in Gegenwart von zwei russischen Schwestern sofort auszutrinken war. Diese Universal-Arznei half allen. Entweder war man so krank, daß man den Wodka nicht vertrug und dann nicht mehr aufwachte, oder man schlief danach tüchtig, der Körper half sich dann selbst durch Ruhe und Schlaf, der unterernährte Körper schlief dann den Rausch von der geringen Menge Alkohol aus" (J. Schulz, 17).

Aber auch andere Schocktherapien waren üblich. Nachdem die Kohle bei einem Ruhrkranken wenig geholfen hatte, versuchte ein Kamerad ein letztes Mittel. "Kam die Arztvisite, war ich nicht mehr in der Lage, mich aufzusetzen. Mehrmals am Tage verlor ich das Bewußtsein. Dann hielt mir ein Kamerad eine Spiegelscherbe vor's Gesicht und fuhr mich an: 'Sieh 'mal, wie Du aussiehst. Reiß Dich zusammen, Du willst doch noch nach Hause'. Das gab mir einen Ruck. Ja, ich wollte noch nach Hause, und wenn's ging, noch weiterleben. Schaute ich an mir herunter, kamen mir die Tränen und ich bemitleidete mich selbst und dachte: 'Jetzt geht es Dir wie den armen Menschen in den deutschen KZ'. So sahen die Geretteten auf den Bildern aus, die man uns gezeigt hatte. Ich bekrabbelte mich wieder etwas. Plötzlich bekam ich wieder Energie. Es wurde wärmer, und wir schleppten uns in die Sonne. Unsere wundgelegenen Körperstellen behandelten wir mit gefundenen Wegerich-Blättern" (P. Petrat, 13).

Wiederholt wird betont, daß es von entscheidender Bedeutung war, daß die Kranken sich nicht aufgaben und an ihre Gesundheit glaubten. Hierzu der folgende Bericht: "Ich sah schon den Film laufen (das vergangene Leben), aber dann fielen mir die Worte des jungen Russen aus Brest-Litowsk ein (trotz Fieberwahn), der gesagt hatte, daß nur meine Energie mich nach Hause bringen würde. Ich hämmerte mir ein, daß ich unbedingt nach Hause kommen mußte und dem Russen nicht den Gefallen tun wollte, hier zu sterben. Immer wieder, soweit ich noch denken konnte, sagte ich es mir. Ärzte und Pfleger

sah ich nur noch verschwommen, nahm sie kaum noch wahr, ... gegen Abend war die Temperatur gefallen, ich kam wieder einigermaßen zu mir" (J. Stach, 23).

Zu dieser "psychologischen Medikamentierung" gehörte auch die Verabreichung von Placebos. Ein Sanitäter berichtet: "Ich habe zunächst Scheinmedizin angefertigt. Eine Flasche enthielt klares Wasser, die andere blaues, wozu ich ein Stückchen Kopierstift aufgelöst habe, die dritte graues, mit Hilfe von grauen geriebenen Steinen hergestelltes, die vierte rotes Wasser, wozu ich einen roten Dachziegel zerrieben habe. Bei Bedarf bekamen Kranke auf einem Stückchen Brot 3-5 Tropfen 'Medizin'" (J.R., 5).

b. Seuchen

Seuchen, wie z.B. Fleckfieber, wurden in den meisten Fällen während der Kriegszeit und in den anschließenden Monaten nur sehr unzureichend bekämpft. Man hat den Eindruck, daß die Sowjets außerstande waren, die Lager, in denen diese Epidemien ausbrachen, sachgerecht zu betreuen. So überließen sie die Entwicklung dem Lauf der Dinge. Später allerdings, als der Tod von Kriegsgefangenen in einem Lager den Ruf der Lagerleitung zu schädigen begann und auffallende Zustände die vom Wachpersonal gefürchteten Untersuchungskommissionen auf den Plan riefen, wurde die Behandlung von Seuchen besser organisiert. Hierzu folgendes Beispiel: "Mai 1946. Eines Tages werden im Lagerlazarett Fleckfieberfälle festgestellt. Sofort beginnt ein Mordswirbel. Es wird strenge Quarantäne verhängt, niemand kommt mehr aus dem Lager - auch zur Arbeit nicht, und das will schon etwas heißen! Wasser und nötige Verpflegung werden von außen an's Lagertor gebracht und hereingereicht. Eine große Ärztekommision reist an und verfügt Entlausung des ganzen Lagers alle zwei Tage. Dazu wird das Lager praktisch in zwei Hälften geteilt mit einer Absperrung in der Mitte mit Entlausung. Es geht dann ausnahmslos und ohne Mitnahme irgendwelcher Bekleidungsstücke oder Wolldecken unter strenger Kontrolle hin und her. Wir Offiziere werden mit zur Aufsicht eingesetzt. Ich, als Posten in der Banja, soll nachsehen, daß sich alle richtig mit dem Desinfektionszeug einschmieren und achtgeben, daß keine brennbaren Gegenstände in (die) Hitzekammern kommen (Streichhölzer, Zelluloid, Papier und dgl.) ... Täglich muß jeder im Lager Fieber messen, und schon bei leichter Temperaturerhöhung kommt man in's Lazarett ... Amerikanische Medikamente von Traubenzuckerampullen über Injektionspritzen bis zu Vitamintabletten sind in unvorstellbarer Menge vorhanden. Fleckfieberbefallene kommen nicht zur Ruhe, sondern werden unentwegt mit Spritzen behandelt ... Der Erfolg entscheidet: von allen Fleckfieberinfizierten sterben nur 3% - viele leiden noch wochenlang an Lähmungen und anderen Störungen ... Der russische Ärzteeinsatz in dieser Zeit war vorbildlich" (G. Meurer, 51f.).

Daß die gesundheitliche Situation sich verbesserte, hatte weniger humane als vielmehr ökonomische Gründe. Die Ärzte konnten den Lagerkommandanten nachrechnen, daß eine sachgerechte medizinische Versorgung auch die Effektivität der Zwangsarbeiter erhöhte. Und so bemühten sich die Verantwortlichen zum Teil mit großem Erfolg, die notwendigen Mittel zu erhalten. So waren plötzlich Atebrin-Spritzen und -Tabletten in jenen Arbeitslagern vorhanden, die vom Sumpffieber bedroht waren (J. Stach, 23).

Auch im Lazarettwesen versuchte man, durch Scheinlösungen den behördlichen Anordnungen Folge zu leisten. "Pauline (die Ärztin) kam und verfügte, daß ich ins Stadtlazarett Beketowka, einige Kilometer südlich von Stalingrad, zu verlegen sei. Mit schweren Fällen machte man es sich auf diese Weise leicht. Im Lager durfte nämlich niemand sterben, weil wir Kriegsgefangene waren, und nach internationalen Bestimmungen mußten bei Tod ausführliche Berichte an vorgesetzte Dienststellen gemacht werden. In Beketowka wurde man zum Zivilisten umfunktioniert und konnte in die ewigen Jagdgründe eingehen, ohne daß ein Hahn danach krächte" (J. Leipelt II,4).

c. Das deutsche Lazarettpersonal

Die russischen Ärztinnen und Ärzte trafen zwar in den Lazaretten und Krankenrevieren der Lager die Entscheidungen, die tagtägliche Versorgung der Kranken und die eigentliche Krankenpflege erfolgte allerdings durch deutsche Gefangene, die aber kein geschultes Sanitätsdienstpersonal zu sein brauchten. Das Verhältnis der Kranken zu diesen Mitgefangenen, vor allem den Pflegern, wird oft recht zwiespältig geschildert. Das Bild von dem gutgenährten Sanitäter taucht wiederholt in den Berichten auf. So auch in dem folgenden Fall: "Die Austeilung der Suppe war ein Drama für sich. Oft gab es Kappessuppe. Bei Hülsenfrüchten schwammen in meinem Topf einige Bohnen oder Erbsen, während die deutschen Sanis ihre Kochgeschirre bis zum Rand mit dickem Brei füllten und vor den Augen der hungrigen Patienten leeraßen. Unter diesen gab es auch keine Unterernährten. Ich hätte nie gedacht, daß es körperliche Qualen bereiten kann, eine solche Ungerechtigkeit mit ansehen zu müssen. Auch, wenn man die Augen schloß, das Bild der essenden Sanis mit ihren gefüllten Kochgeschirren stand immer vor uns" (B. Petrat, 13).

Doch es sollte bedacht werden, daß die Angehörigen des deutschen Sanitätspersonals oft recht hart arbeiten mußten. Nur durch reichlichere Nahrung waren sie überhaupt körperlich in der Lage, ihren Kameraden zu helfen. Und manchem Gefangenen wurde durch die vorübergehende Zuweisung zum Lazarettendienst das Leben gerettet. "Wahrscheinlich, weil ich als großer Jugendlicher besonders (be)jammernswert ausgesehen habe, mochte die junge Ärztin mich gut leiden ... Ich wurde dann von ihr zu einer Art Hilfssanitäter ernannt, mit der alleinigen Aufgabe, das Essen auszuteilen und einmal am Tag mit einem Eimer Wasser den Fußboden naß (zu) machen.

Dafür bekam ich eine doppelte Portion Suppe und während andere entlassen wurden, konnte ich mich hier weiterhin aufhalten. Die Ärztin hat mir das Leben gerettet" (E. Wittbecker, 5).

In einem anderen Fall werden weitere Probleme angesprochen, die eine Tätigkeit im Lazarettendienst mit sich brachten. Ein Gefangener, der zum Starschij (also zum Barackenältesten und Sanitäter) ausersehen war, weigerte sich zunächst, den Posten anzunehmen. Er hatte folgende Argumente: "Von dieser Aufgabe war ich keineswegs begeistert. Man war Prellbock zwischen Ärztin bzw. Krankenschwester und den Gefangenen, mußte nach beiden Seiten vermitteln und schlichten. Darüber hinaus bekam der Starschij aber bei jeder Mahlzeit mehr zu essen, das Kochgeschirr wurde bis zum Rand gefüllt. Man hatte ein eigenes Bett und eine weiße Hose und weißes Hemd und weiße Sportschuhe. Ein solcher Posten hätte an sich doch sehr begehrt sein müssen. Aber darüber dachte ich anders. Wer konnte denn schon, ausgehungert wie wir waren, dem großen Essensangebot widerstehen? Das wieder hatte zur Folge, daß man sehr schnell an Gewicht zunahm und sich als neue Arbeitskraft für das Lager anbot. Dieser Gefahr mußte ich begegnen. So sehr das Essen auch lockte, ich verzichtete darauf, Starschij zu werden" (J.K., 334). Doch letztlich blieb ihm nichts anderes übrig, als diese Aufgabe zu übernehmen, die er dann offensichtlich auch zur Zufriedenheit aller bewältigte.

Diese Vorzugsstellungen im Lazarettendienst waren alles in allem keine Dauerlösungen. Auch wenn dann und wann berichtet wird, daß durch gute Beziehungen die gesundheitlich wiederhergestellten Helfer im Sanitätsdienst vor einem Wiedereinsatz als Arbeiter zunächst bewahrt wurden, erfaßte sie doch eines Tages die allgemeine Rotation. Auch an diesem Beispiel zeigt sich die große Abhängigkeit des individuellen Gefangenenchicksals von zufälligen Umständen, die das Leben der Gefangenen von einem Moment zum anderen sowohl positiv als auch negativ beeinflussen konnte. Der bereits oben genannte Berichterstatter, der sich zunächst weigerte, Starschij zu werden, schreibt über seine weitere Tätigkeit im Lazarett: "Dann wurde wieder eine Kommissionierung angesagt. Wieder suchte man neue Arbeitskräfte für die Zementfabriken. Wieder das große Bangen und Zittern, wieder das große Fragen und Raten, ob man nun zum Lager abgestellt würde. Man ging zur Vorstellung wie zur Hinrichtung - wer wurde noch einmal vom Arbeitslager verschont, wer mußte seine Sachen packen und seine Restkräfte für den Aufbau des Sozialismus zur Verfügung stellen? Aber auch bei dieser Kommissionierung habe ich wieder Glück gehabt. Ich war anscheinend für die Arbeit in der Zementfabrik noch nicht zu gebrauchen. Bei dieser Kommissionierung war der Abteilungsstarschij zum Arbeitslager abgestellt worden. Jetzt wurde Ersatz für diesen Posten gesucht. Die Wahl fiel auf mich. Ich mußte umziehen und wurde Abteilungsstarschij. Meine Aufgabe war nun, täglich die Personalstärke zu melden, die Stubenbelegschaft namentlich festzustellen, die täglichen Verpflegungsrationen aufzuschreiben,

Normalkost und die verschiedenen Diäten. Über Arbeit brauchte ich mich nicht zu beklagen ... Ich war jetzt aus der Masse der Plennys herausgelöst, galt bei der russischen Lazarettverwaltung schon etwas. Ich fürchtete mich nur vor der nächsten Kommissionierung. Ich glaubte nun nicht mehr daran, noch einmal am Arbeitseinsatz vorbeizukommen. Allerdings war ich in meiner Starschijzeit so eisern, daß ich längst nicht mehr alles aß. Viele Portionen habe ich verschenkt oder nur ganz kurz probiert. Nur die unheimliche Angst vor dem Arbeitslager zwang mich zur Essensreduzierung ... Langsam aber sicher nahm ich also an Gewicht zu. Die Starschijzeit wirkte sich aus. Wie lange würde ich noch diese Stellung halten können" (J.K., 338ff.). Und eines Tages wurde der Berichterstatter wieder arbeitsfähig geschrieben.

d. Selbstschädigungen

So mancher Gefangene hat versucht, seinen Gesundheitszustand selbst zu verschlechtern, um auf diese Weise ins Lazarett zu kommen, oder gar entlassen zu werden. Ein Mittel war, durch Einnahme von Salz die Wassersucht zu vergrößern: "Ein Kamerad allerdings meinte: Hier bleibe ich, bis ich entlassen werde. Er besorgte sich Salz, nahm es jeden Tag ein, damit das Wasser nicht wegging. Er wollte nicht glauben, daß er sich selbst zugrunde richtete. Nach 14 Tagen war er tot" (A.P., 13).

Viele starke Raucher haben sich systematisch zugrunde gerichtet, indem sie Nahrungsmittel gegen Brot eintauschten: "Natürlich waren 5 g Tabak schnell verqualmt, und ein starker Raucher kam damit einfach nicht aus. Was blieb ihm da anderes übrig, als weiteren Tabak zu erwerben. Doch die einzige Zahlungsmöglichkeit war für ihn das tägliche Brot. Und so mancher starke Raucher hat immer wieder für ein wenig Tabak sein Brot hergegeben. Die Tauschregel war 5 g Tabak gegen 600 g Brot ... Vom Russen aus wurde daher der Tausch Brot gegen Tabak streng untersagt ... Aber im geheimen wurde weiter getauscht. Und man fragt sich an dieser Stelle auch unwillkürlich: Wo soll denn ein Nichtraucher mit seinen Tabakrationen bleiben? Soll er deswegen nun etwa zum Raucher werden? Oder einfach nur so verschenken? ...

Ich selbst war von jeher eifriger Nichtraucher und bin es auch während der Gefangenschaft geblieben ... Ich muß aber ehrlich gestehen, daß auch ich die ersten Portionen Tabak getauscht habe. Natürlich auch gegen Brot, aber auf diese Weise wurde ich dann auch Besitzer eines schönen Löffels, eines Bleistiftes und einer echten Stopfnadel. Mit 'echt' meine ich hier eine richtige deutsche Stopfnadel ...

Wir hatten übrigens einen raffinierten Gefangenen im Lager, der den Tausch 'Brot - Tabak', fast möchte ich sagen, gewerbsmäßig betrieb. Dieser tauschte in beiden Richtungen: Für eine Portion Brot gab er 1/2 Portion Tabak oder umgekehrt, für eine Portion Tabak gab er 1/2 Portion Brot. Bei

jedem Tauschgeschäft hatte er demnach immer eine halbe Portion übrig. Das ging ein paar Wochen gut, bis ihn dann doch wohl jemand beim Russen verpiffen hat" (W. R., 90f.).

Die russischen Wachmannschaften versuchten natürlich, mit allen Mitteln diese systematische Gesundheitsschädigung der Gefangenen zu verhindern: "Da wir den Dauerkohldampf nur mit Rauchen einigermaßen eindämmen konnten, verkauften wir Brot gegen Machorka, den russischen Edelkrüll. Die Russen bemerkten das natürlich, wer bei schlechter körperlicher Verfassung Brot verkaufte, (der) war in ihren Augen ein Selbstverstümmler, ein faschistischer Selbstvernichter. Sie bewachten uns daraufhin im Eßraum, gingen durch die Reihen und predigten ohne Unterlaß: 'Sup i chleb', Suppe und Brot. Wenn die Suppe alle war, mußte es das Brot auch sein. Überall hatten sie ihre Augen aber nicht" (J. Leipelt II,3).

So kam es, daß so mancher Gefangene auf diese Art Selbstmord beging. In einem Bericht heißt es dazu lapidar: "Es gab Familienväter, die sprachen nicht mehr, tauschten ihr Brot gegen Tabak ein. Nach zwei bis drei Wochen waren sie tot" (G. Breitkreuz, 9; vgl. J. Beckbauer, 9; H. Gabriel, 7).

Berichtet wird auch, daß Asche in heilende Wunden gerieben wurde, um einem drohenden Arbeitseinsatz zu entgehen (J.K., 316). Andere 'pfligten' ihre Sehenscheidenentzündungen und verlängerten dadurch den Lazarettaufenthalt: "Am nächsten Tag hatte ich eine wunderschöne krepitierende Sehenscheidenentzündung am rechten Unterarm, die sogar der russischen Revierärztin Eindruck machte. Ich wurde also krank geschrieben und bekam eine große Schiene angewickelt. So hatte ich gleich einen Ausweis für ungehinderte Spaziergänge im Lager und Sonnenbäder auf einem Bänkle. In der Baracke legte ich die Schiene dann ab und half den dafür dankbaren Kameraden, den Fußboden zu scheuern und ähnliche Heimarbeiten auszuführen. Auf diese Weise gelang es mir, die Entzündung sechs Wochen lang zu 'pflegen' und mich dabei glänzend zu erholen. Hinzu kam, daß neben mir auf der Wartebank vor dem Krankenrevier ein Metzger aus E. saß, der auch irgendeine Krankheit 'pfligte'. Er war Putzer beim russischen Küchenchef und ließ mir jeden Abend ein Kochgeschirr voll Kascha (Hafer-, Hirse- o.ä. Brei) zukommen, was meiner Erholung sehr zuträglich war. So war ich den kommenden Arbeitstagen gut gewachsen" (O.B., 22).

Ein solches Verhalten war natürlich mit etlichen Risiken verbunden. Entweder man richtete sich damit auf Dauer zugrunde, oder aber es bestand die Gefahr, bei diesen Manipulationen entdeckt und zur Zwangsarbeit verurteilt zu werden.

e. Erholungslager

Ergänzend sei noch vermerkt, daß es regelrechte Erholungslager in der UdSSR gab. Hierzu der folgende Bericht: "So vergingen die letzten Tage meiner Lagerarbeit, und als ich meine Sachen (Pelzmütze und Handschuhe)

vom Spieß zurückverlangte, weil ich nächsten Tag wieder zur Arbeit gehen mußte, sagte der, daß meine 'leichte Lagerarbeit' automatisch verlängert würde. Ich würde in ein Erholungslager kommen, wo es besseres Essen und keine Arbeit geben würde. Ich erklärte ihn für verrückt. So etwas konnte es beim Russen nie geben, bei den Russen, die in der zurückliegenden Zeit nur auf Vernichtung aus waren. Aber es war tatsächlich so. Ende Februar kam ich in ein Erholungslager. Wesentlich bessere Verpflegung, keine Arbeit. In unserem Bunker war eine Klempnerei untergebracht. Um die Langeweile zu töten, meldete ich mich bei denen und wurde angenommen" (J. Stach, 10). Auch andere Berichterstatter kennen solche Lager: "Aus ziemlich sicherer Quelle hörte ich dann, daß der größte Teil der Gruppe III in einem Genesungslager zusammengefaßt werden, dort besseres Essen erhalten sollte, um später mit ihm die Arbeitsbrigaden auffüllen zu können. Das war fast zu schön, um wahr zu sein und konnte uns nur passen ... Es war wirklich eine schöne Zeit, die wir in diesem neuen Lager erleben durften. Das Wetter war dazu überaus herrlich ... Unser Hunger wurde zwar zu keiner Mahlzeit ganz gestillt, aber man merkte doch, daß das Essen in einer kleinen Küche gekocht wurde und niemand da war, der vorher den Rahm abschöpfte ... Den Tagesablauf im Lager bestimmte ein genau festgelegter Dienstplan. Der Essensempfang war immer die schönste Dienstzeit. Nach dem Mittagessen mußte vor allem die vorgeschriebene Bettruhe eingehalten werden. Ohne Schimpfen, ohne Krach, ohne Geschrei vergingen die Tage ... Zum ersten Mal nach langer Zeit stellte sich das Gefühl echter Geborgenheit wieder bei uns ein. Nur wer diesen Wandel miterlebte, konnte ermessen, wie dankbar jeder von uns wurde und wie der Lebensmut in uns zurückkehrte" (J. Probst, 137f.). Aus diesen Berichten mag deutlich geworden sein, daß die Sowjets versuchten, die Arbeitskraft der Gefangenen maximal auszubeuten. So schreibt K. Schnier (45) zusammenfassend über seine Erlebnisse in dem humanen "Sandlager": "Dabei konnte allerdings nichts davon ablenken, daß alles nur dem Zweck diene, uns wieder für einen erneuten Arbeitseinsatz zu kräftigen. Nicht zu übersehen war auch in unmittelbarer Nähe der 'Sandlager-Idylle' der Lagerfriedhof."

5. Hunger

a. Thema Nr. 1

Neben der anstrengenden Arbeit war, wie bereits mehrfach angesprochen, der Hunger, bzw. die ständige Sehnsucht nach dem Sattsein, das entscheidende Problem der deutschen Kriegsgefangenen in den Arbeitslagern der UdSSR. Die folgenden beiden Aussagen stehen für viele Berichte: "Wir waren immer hungrig. Auch wenn wir vor oder nach der Arbeitsschicht die ausgegebene

Verpflegung runtergeschlungen hatten. Man wurde nie satt. Es ist ein zunehmend quälendes und entwürdigendes Gefühl, primitiv bis hin zum Futterneid und Diebstahl. Nichts war vor diesem unstillbaren Hungergefühl sicher" (A.B. Lukat III, 9). - "Der Hunger, der Gedanke an Sattheit, beherrscht die Gedanken und die Gespräche: 'Wie werde ich heute satt'? ist der tägliche Gedanke, mit dem die hungrigen Landser sich am frühen Morgen zur Arbeitsstelle bewegen" (A. Bierhaus, 9). Man wird daher den Ernährungsverhältnissen in den Arbeitslagern nicht gerecht, wenn man sie lediglich unter dem Blickwinkel "Notnahrung" betrachtet. "Hungerkultur" ist, wie A. Lehmann gezeigt hat, die passendere Umschreibung, bringt dieser Begriff doch zum Ausdruck, daß der Hunger das prägende Moment im Leben der Gefangenen war.

Wie dicht Nahrung und Tod nebeneinander lagen, zeigt der folgende Bericht: "Nun zum Stichwort Hunger, der ja besonders groß in der ersten Zeit (bis Ende des Krieges) war. - Sicher bekamen wir täglich unsere Verpflegung, doch es war viel zu wenig und zu einseitig. Wenn auch die Zivilisten in Rußland, mindestens im Krieg, kaum viel mehr als wir Kriegsgefangenen erhielten, sie hatten aber noch andere Möglichkeiten (Tausch usw.), ihre Rationen aufzubessern, was für uns ja entfiel. Ja, unter schlechten Bedingungen mußten oft diese Plennys noch schwer arbeiten, und das wirkte sich dann noch zusätzlich aus.

So war die Unterernährung wohl unser größtes Problem neben Heimweh, Niedergeschlagenheit und vielfach auch Verzweiflung. Wer sich gehen ließ, wie man so treffend sagte, der war verloren. Man mußte fest an das 'Nach-Hause-Kommen' glauben, nur so waren auf die Dauer Hunger, Heimweh, Rechtlosigkeit usw. seelisch zu verkraften. Schon die Tatsache, daß morgens auf dem zweirädrigen Karren die Toten zum Friedhof gefahren wurden, und auf demselben gegen Mittag unsere Verpflegung, unser Brot, ins Lager kam, konnte einen Gefangenen gemütskrank machen" (J. Schulz, 14).

Die überaus hohe Bedeutung der Nahrung schlägt sich auch in den Inhalten vieler Postkarten nieder, die aus dem Lager nach Hause geschickt wurden: "Wenn ich heute meine Post lese, die ich nach Haus geschrieben habe, war nur ein Thema: Der Garten von meinem Vater, die Bienen, die Ernte und ob, wenn ich nach Haus komme, auch noch genug Arbeit für mich da ist. Alles, was ich geschrieben habe, hat (et)was mit Essen zu tun. Meinem Bruder habe ich oft geschrieben: 'Genieß' Dein Leben'. Das alles war doch meine Sehnsucht" (G. Breitkreuz, 35).

Die Gedanken der Gefangenen konzentrierten sich in jeder Beziehung auf die Nahrung. Sie entwickelte sich zum obersten Wert, dem alle anderen Werte untergeordnet waren. Sie beschäftigte die Menschen so, daß dieses Grundbedürfnis alle Wunschvorstellungen, Willensanstrengungen, Beobachtungen und geistigen Probleme bestimmte. Nahrungsmittel, Nahrungszubereitung und Nahrungsaufnahme waren - wie immer wieder berichtet wird

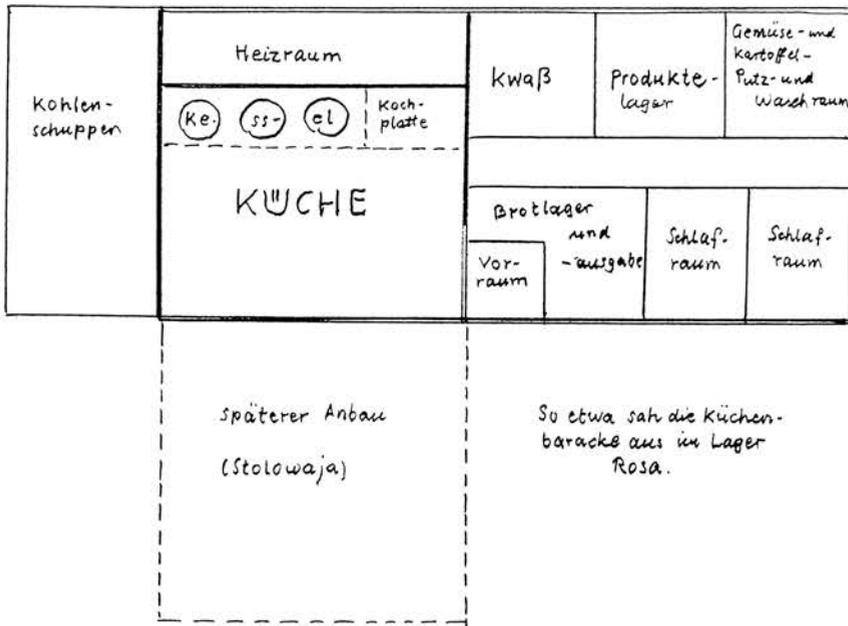


Abb. 47: Küchenbaracke im Lager Roza (Zeichnung A. Schotte).

- "Thema Nr. 1". Und das ist wörtlich zu nehmen. Dazu seien zwei Beispiele angeführt:

"Nicht etwa, daß gegenseitig über Hunger geklagt wurde, sondern die tollsten Kochrezepte wurden in epischer Breite besprochen. Etwa so: Was würdest Du auswählen, wenn Du jetzt ein Hochzeitsessen zusammenstellen solltest? Jeder der Zuhörer wußte dann noch besser, wie man die raffiniertesten Gerichte noch attraktiver zubereiten könnte. Ein seltsamer Kontrast zu der wirklichen Ernährungslage!" (O.B., 19).

"Heimatliche Speisen wurden genauestens beschrieben und die Rezepte auswendig gelernt, wenn wir Papier zum Schreiben gehabt hätten, wären wohl dicke Kochbücher daraus geworden. Die Schlesier schwärmten von Mohnklößen und die Schwaben von Spätzle. Das alte Landserthema Nummer eins: Frauen, gab es nicht mehr" (R. Niederhellmann, 16).

Nach der Ansicht vieler Berichterstatter flüchteten sich Mitgefangene in eine Scheinwelt, die aufgrund der unüberbrückbaren Diskrepanz zwischen Realität und Phantasie zu Wahnsinn oder Selbstmord führen müsse. Doch die Häufigkeit, mit der über den Aspekt des "Phantasieessens" (H. Fleischhacker, 165ff.) berichtet wird, macht stutzig. Sie beweist, daß diese phantastische Schwelgerei in der Kochkunst für viele Gefangene - wenigstens vorübergehend - eine entlastende, weil kompensatorische Funktion bedeutet haben muß.

Wie ernst diese intensive gedankliche und emotionale Beschäftigung mit der Nahrung genommen wurde, zeigt sich z.B. daran, daß Meinungsverschiedenheiten über Kochrezepte recht handgreiflich ausgetragen wurden: "Es gab gar eine Prügelei, weil sich zwei nicht darüber einigen konnten, was 'Plinsen' sind" (A. Wegener, 41).

b. Suppen, Breie und Brot

Die Verpflegung in den russischen Kriegsgefangenenlagern war recht einseitig. Sie bestand vorwiegend aus Suppen der verschiedensten Art und aus Brot. Die Suppen wurden morgens, mittags und abends verteilt. Sie enthielten meist Erbsen, Tomaten, Rote Rüben, Kohl, Brennnesseln, manchmal auch Kartoffeln, Fisch oder "homöopathischen Dosen von amerikanischem 'dehydrated pork' (getrocknetes Schweinefleisch)" (O.B., 5). Es überwog allerdings das Wasser. Bei jedem Schlag, der ausgeteilt wurde, mußte der Topf gut durchgerührt werden. Wenn man Glück hatte, erhielt man ein "Kapustablatt (Weißkohl) oder ein grün aussehendes Stückchen Pökelfleisch" (R. Niederhellmann, 15). Fettaugen auf der Suppe waren eine Seltenheit. Daher lautete eine verbreitete Redewendung: "Es schauen mehr Augen hinein wie heraus" (W. Hartmann, 48). In einigen, meist größeren Lagern "wurde die Suppe in drei verschiedenen Kesseln gekocht: dünn, dünner, am dünnsten für übererfüllte, erfüllte oder unterbotene Arbeitsnormen" (K. Schnier, 50).

Als Kraftnahrung dienten Breie der verschiedensten Art, "Kascha" genannt. Sie bestanden aus Hirse, Mais oder Graupen und wurden einmal am Tag in kleineren Mengen verabreicht. Viele Berichtersteller schreiben, daß sie die Breie nicht regelmäßig erhielten. Als tägliche Ration gab es zumeist noch 17 g Zucker, das entsprach einem Eßlöffel voll. Hin und wieder ist von Fischzuteilungen die Rede. Doch auch hierbei handelte es sich nur um geringe Mengen. Selbst Kartoffeln gehörten keineswegs zur täglichen Nahrung eines russischen Kriegsgefangenen: "Die erste Verpflegung in diesem Lager (in einem Bergwerksbezirk) ist mir noch in bleibender Erinnerung: Eine dünne Sauerkrautsuppe mit zwei oder drei Pellkartoffeln. Die Pellkartoffeln verdanken wir offenbar dem deutschen Küchenpersonal, denn künftig gab es grundsätzlich nur noch Suppen. Pellkartoffeln auf die Hand gab es während meiner dreijährigen Kriegsgefangenschaft aus der Lagerküche nicht mehr!" (G. Klöpfer, 5).

Die Suppen waren nicht nur dünn, sondern wurden oft genug aus halb verdorbenen Nahrungsmitteln hergestellt: "Am ekligsten waren die Suppen aus Dörrgemüse. In diesen Suppen ... (fanden wir) grundsätzlich Maden oder Würmer, die natürlich auch mit gekocht waren. Diese toten Mitesser mußte man erst mit dem Löffel entfernen. Dann haben wir die Suppe gegessen" (A. Holleck I, 6).

Und in einem anderen Bericht heißt es dazu: "Im Winter 45/46 waren im monatlich erscheinenden Waggon Kartoffeln angekommen, aus der Ukraine

oder aus Mittelrußland ... und zu einem einzigen Block zusammengefroren. Sie mußten mit der Spitzhacke herausgebrochen werden. In einem bunkerartigen Keller mit Kanonenofenbeheizung wurden die Brocken aufgetaut. Es entwickelte sich eine übelriechende, auseinanderfließende Masse. Davon wurde dann mindestens vier Wochen lang Suppe gekocht. Sie stank wie Jauche, beim Essen mußte man sich die Nase zuhalten" (W. Pohl, 10). Angefrorene Kartoffeln scheinen überhaupt ein recht häufiges Grundnahrungsmittel in den russischen Gefangenenlagern gewesen zu sein, da eine frostfreie Zulieferung und Lagerung der Kartoffeln im Winter oft nicht möglich war.

H. Griewel berichtet sehr anschaulich von den verschiedenen Ernährungsperioden innerhalb des Jahreslaufes. Probleme brachte die Zeit im Frühjahr mit sich, in der die Lagerbestände weitgehend aufgebraucht waren. "In diesen Maitagen erreichte die Ernährungslage im Lande wieder einmal einen Tiefstand. Unverkennbar für jedermann war, daß sich der Anschluß an die neue Ernte sehr schwierig gestaltete. Während uns die Brotrationen nach wie vor erhalten blieben, fehlten andere Nahrungsmittel oft gänzlich. Die Suppen wurden dünn und dünner, da selbst das Sauerkraut zur Neige ging. Gefangene wie Bürger des Landes traf es gleichermaßen.



Abb. 48: Vitrine mit Stücken von Heimkehrern aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft im Ausstellungsraum im Lager Friedland (Foto: J. Halfpap).

Da, eines Tages, wir trauten unseren Augen nicht, wurden hohe Ladungen frischer Brennnesseln angeliefert, die sich anschließend in der Suppe wiederfanden. Die einfache Zubereitung dieser Mahlzeiten, dreimal täglich gleich, hinderte uns nicht daran, das Eßgeschirr bis auf den Grund zu leeren. Wie immer, der Hunger trieb's hinein.

Auf der Latrine, wo wir offen neben- und hintereinander saßen, bot sich ein seltenes Bild. Seit einigen Tagen sah man nur 'Grün', dem Kot der Kühe ähnlich. Einige Wohlhabende unter uns aßen die Brennnesselsuppe nicht. Doch mit den gelben Tupfern, die sie im Grün der Grube hinterließen, verrieten sie sich selbst. Nach kommunistischer Manier nannten wir sie Kapitalisten, denn sie besaßen mehr als der einfache Gefangene.

Die Brennesselzeit währte drei Monate und wurde erst mit Beginn der neuen Ernte, Anfang August, beendet" (H. Griewel, 139; vgl. auch H. Fleischhacker, 89ff.).

Einige Gefangene berichten von einem Vitamintrunk, einer bitteren Brühe, die aus gepreßten Kiefernadeln und Wasser bestand. Neben Brennnesseln, die oft auf Befehl der Lagerleitung gesammelt werden mußten und in die Suppe kamen, war es üblich, Eichenrinde zu Tee zu verarbeiten, "der hervorragend schmeckte und gut gegen den Durst und gegen verschiedene Krankheiten wirkte" (W. Somberg, 39). Erwähnt wird auch ein Hefetränk, das gegen Beriberi (Krankheit, verursacht durch Mangel an Vitamin B) helfen sollte. Hefe wurde aber auch als Kraftnahrung verabreicht (vgl. S. 203f.).

Obwohl den gefangenen Soldaten pro Tag 100 g Fleisch oder Fisch zustand, wurde dieser Teil der Ration in sehr vielen Fällen unterschlagen. In einem Lager in Lettland erhielten die Gefangenen regelmäßig echten Lachs, doch dies war eine große Ausnahme (K. Brinkgerd, 19b). Es war schon ein besonderes Ereignis, wenn Lunge, Leber, Herz und andere Innereien die Wassersuppe bereicherten. Faßt man die Berichte zusammen, dann drückt das folgende Zitat die allgemeine Erfahrung aus: "Ich habe oft in dieser Zeit an unsere Schweine, die wir zu Hause hatten, denken müssen, denn die bekamen einen besseren Fraß als wir und wurden auch noch satt" (E. Birkobein, 6).

Das Hauptnahrungsmittel war Brot, von dem jeder Gefangene täglich 600 g, manchmal auch nur 500 g erhielt. Die Brotzuteilung verlief unterschiedlich, entweder für mehrere Tage, für einen Tag oder pro Mahlzeit. "Das Brot war in seiner Qualität und daher im Gewicht mit unserem Brot keineswegs vergleichbar; es war feucht und daher wesentlich schwerer. Eine 50g-Portion entsprach in ihrer Größe etwa einer Viertelscheibe unseres heutigen Brotes" (G. Klöpffer, 13).

Und R. Niederhellmann charakterisiert dieses Nahrungsmittel wie folgt: "Das nasse, schwammige, klitschige Brot war eigentlich nicht gebacken, sondern mehr ein flüssig in Formen gegossener, gekochter Brotteig" (R. Niederhellmann, 7). Wiederholt wird daher das russische Wort "Chleba"

(Brot) von der Tatsache abgeleitet, daß das Brot, wenn man es an die Wand werfen würde, dort klebenbleiben dürfte. Daher waren die durchgebackeneren Kantenstücke des Brotes besonders begehrt. "Jeder freute sich, wenn er eins bekam. Sie sahen erstens größer aus als die übrigen Portionen und zweitens hatte man daran mehr zu kauen" (J. Probst, 124).

Wenn das Brot nicht zentral von einem Brotschneider in einzelne Portionen aufgeteilt wurde, sondern einzelne Gruppen - zumeist die Arbeitsbrigaden - jeweils ein Brotkontingent erhielten, dann war es schwierig, das Brot gerecht aufzuteilen. Es spielten sich dann überall in den Gefangenenbaracken ähnliche Zeremonien ab wie die folgende (vgl. S. 87f.) und H. Fleischhacker, 139ff.): "40 Augenpaare verfolgten gebannt und äußerst kritisch das Tun des Brotzerteilers, der zu diesem Zweck das einzige legale Messer, das in der Baracke aufbewahrt wurde, benutzten durfte ... Nach dem Zerschneiden blieb auf dem dafür gefertigten Brett zäh haftender Teig zurück ... Das Zerlegen nun in möglichst gleichgroße und gleichschwere Portionen war nicht so einfach, da die Brote ja unterschiedlich - trotz der Napfkuchenform -geraten waren. Deshalb machte es auch immer derselbe Mann. Manche Stubenbelegschaften hatten auch Waagen gebastelt, was aber ein zeitraubendes Verfahren mit sich brachte ... Die fertigen Portionen wurden also auf das Brett gelegt, und irgendeiner nannte eine Zahl bis 40. Mit dem daraus ermittelten Brotstück begann dann die Verteilung an einer Stelle, die ebenfalls von Tag zu Tag gewechselt wurde. Natürlich bekam der Brotschneider nur die auf ihn entfallende Portion" (W. Pohl, 11). Manche Brotverteiler bauten die Handlung zu einer unterhaltsamen Szene aus: "Dabei habe ich es spannend gemacht, habe zuerst absichtlich etwas schief angeritzt, bin zurückgetreten, dann korrigiert und geteilt, hat mir Spaß gemacht, wie sie dann auch zulangen" (F.B., 14).

Der hohe Stellenwert des Brotes wird auch noch in den späteren Jahren deutlich, in denen die Gefangenen einige Rubel für ihre Arbeit ausgezahlt erhielten, kauften die meisten Gefangenen sich zuerst zusätzliches Brot. "Nach der Umwährung 1947 bekamen wir monatlich 25 Rubel, und Ende 1947 ... erhielten wir (schon) um (die) 90 Rubel, so daß wir uns jeden Tag ein Kilo Brot kaufen konnten. Drei Rubel ein Kilo Brot. Man aß das Brot dann bald ganz auf. Dann hatte man einen dicken Bauch, denn für den Durst, den das Brot machte, trank man eine Menge Wasser, aber man war nicht satt. Das Brot kaufte man in den Läden der Stadt. Einer kaufte für mehrere. Meist stand im Laden eine Schlange. Da konnte es passieren, daß ein Russe sagte: 'Der Gefangene muß arbeiten, laßt den vorgehen'. Auch passierte es, daß man gerade dran war, ein Russe kommt herein, sieht den Gefangenen vorn und ruft: 'Geh sofort ans Ende'" (J. Beckbauer, 9). Das Brot auf dem freien Markt "war sündhaft teuer" (H. Griewel, 143), daher konnte sich nicht jeder Gefangene diese Zusatzrationen leisten.

Es gab verschiedene Methoden, das Brot so zu verzehren, daß es nach Meinung der Gefangenen optimal genutzt werden konnte. Viele kochten eine Brotsuppe, die mit der Zuckerration gesüßt wurde. Auf diese Weise vergrößerten sie das "Essensvolumen" (A.B. Lukat III, 10). Diese Tendenz, die Menge der Speise optisch zu vergrößern, ist wiederholt zu beobachten.

Andere schlangen die gesamte Tagesration auf einmal schnell hinunter, in der Hoffnung, ein paar Minuten lang zumindest die Andeutung eines Sättigungsgefühls zu verspüren (B. Petrat, 5). Es wird ferner berichtet, daß gerade das Essen von Brot zu einer Zeremonie, einer "heiligen Atzung" wurde (B. Petrat, 5). "Sie schnitten das Brot auf einem Brett auf den Knien, in kleine Würfel. Dann sprachen sie ein Gebet. Dann machten sie das Kreuzzeichen und segneten das Brot. Dann haben sie das Brot bedächtig Würfel für Würfel in den Mund gesteckt und gegessen" (K. Brinkgerd, 20a). Diese Handlung wurde zeitlich möglichst lange ausgeweitet und durch Tischsitten kulturell weiter ausgebaut. So kamen einige auf die Idee, die Brotstücke mit Messer und Gabel möglichst klein zu schneiden und dann langsam Bröckchen für Bröckchen zu essen oder sich einen "Tisch" mit einem Tischtuch zu decken.

An dieser Stelle sei noch der "Kamerad mit dem Essenstick" erwähnt, dem es darauf ankam, die Nahrungsaufnahme durch ein ganzes Geflecht von Handlungen so weit wie möglich hinauszuzögern: "Dieser konnte es nicht verwinden, wenn andere Kameraden noch etwas zu essen hatten, während er sich selbst seine kleine Zuteilung schon einverleibt hatte. Nach der ersten bitteren Erfahrung, nicht mehr als Letzter essen zu können, hatte unser Kamerad Konsequenzen gezogen. Fortan stellte er sich bei der Essensausgabe immer als letzter Mann unserer Zeltbelegschaft an. Nachdem wir alle unseren 'Schlag' empfangen hatten und eiligst dem Zelt zustrebten, um uns den Genüssen des Essens hinzugeben, machte unser Kamerad erst seine Runde. Marschierte, seine große Konservendose mit der geringen Zuteilung von warmer Verpflegung vorsichtig in der Hand haltend, erst einmal rund um den Zeltblock. Dann, nach einem von ihm genau auskalkulierten Zeitpunkt kroch er selbst durch den Zelteingang. Wir anderen hatten zu diesem Augenblick unser Mahl bereits beendet, legten uns lang. Nun aber begann die große Stunde unseres Kameraden. Als einziger in diesem Zelt hatte er noch seine volle Essensration. Langsam und genüßlich begann er nun zu essen. Daß sein 'Essensschlag' inzwischen bereits kalt geworden war, störte ihn nicht. Seine Vorzugsstellung, als einziger der Zeltbelegschaft nun noch essen zu können, bezahlte er mit schlechterer Essensqualität. Ein frommer Selbstbetrug. Aber unserem Kameraden brachte er Zufriedenheit" (W. Seeliger II,20).

Eine solche "Tischkultur" betrachteten jedoch viele Berichterstatter als eine Art Krankheitssymptom: "Die meisten von uns betrachteten diese Mitgefangenen immer sehr mitleidsvoll. Bedingt durch die schlechte und immer unzureichende Verpflegung über viele Jahre waren sie wohl bald so weit, daß

sie nicht mehr Herr ihrer Sinne waren. Arme Kerle" (J.K., 308). Und K. Seiffert (3) schreibt: "Viele von denen sind dann später zuerst weggestorben, weil sie keine anderen Gedanken hatten."

c. Verteilungsriten

Spätestens beim Kampf um die Nahrung setzte sich das sozialdarwinistische Prinzip durch. So werden wiederholt Szenen geschildert, in denen ausgehungerte Gefangene wie wilde Tiere über die Nahrung und über einander herfielen. Es ist selbstverständlich, daß jeder peinlichst darauf achtete, daß er das ihm Zustehende auch erhielt. Daher wurden nicht nur die Verteilung des Brotes, sondern alle Handlungen, die mit der Ausgabe von Nahrungsmitteln verbunden waren, streng überwacht. Es entwickelten sich dabei genau festgelegte Rituale. Auf der Suppe schwimmende Erbsen oder gar Speckstücke wurden einzeln herausgefischt und unter den Soldaten verteilt, auch wenn jeder nur ein geringfügiges Stückchen erhielt. Über die Zuckerverteilung heißt es beispielsweise: "Die Form der Verteilung sollte hier einmal dargestellt werden, da diese geradezu charakteristisch für die damalige Zeit ist, als Hunger sehr weh tat. Der Zucker wurde jeweils für eine Gruppe (Brigade) empfangen. Der Verteiler wurde in der Regel von der Gruppe gewählt, der Brigadier genoß nicht immer das Vertrauen seiner Leute, und darum mußte ein möglichst neutraler und 'sauberer' Mann her, der diese Funktion übernahm. Auf der Pritsche ... wurde für jeden Empfänger ein Blatt Papier ausgebreitet. Als Maßeinheit für die erste Runde, diente ein Metall-Löffel aus Privat- oder Wehrmachtsbeständen. In diesem wurde der Zucker gehäuft, der dann am Rand des Löffels abgestrichen wurde. Auf diesen 'Abstrich' richteten sich alle Augen. Bis dahin gab es kaum Reklamationen, jetzt ging es nur noch um die Verteilung der Restmenge, die für jeden keinen vollen Löffel mehr ergab. Nun wurde mit Argusaugen darüber gewacht, daß niemand benachteiligt wurde. Im Ernst, es gab sogar Überlegungen und Anregungen, ob man die restlichen Zuckerkörner nicht besser abzählen sollte" (H. Schwanke, 10).

Dann und wann erfolgten Sonderzuteilungen. "So bekamen wir manchmal mit 20 Mann eine Rindfleischdose von Oscar Meyer aus Chicago. Diese Dosen waren begehrt als Kochgeschirr. Das Verteilen der vollen Dose ging so, es wurden 20 Haufen gemacht, von allen begutachtet. Einer mußte sich umdrehen und eine Nummer sagen, danach durfte einer den Boden auflecken, der andere die leere Dose ausspülen. Es war ja noch ein bißchen Fett irgendwo. Die leere Dose bekam der Barackenälteste, die er dann aufteilte. Ab da begann der Kampf unter uns. Jeder wollte Günstling sein" (G. Breitkreuz, 5).

d. Betrügereien bei der Verteilung der Nahrungsmittel

Die Berichte vermitteln den Eindruck, daß die gesetzliche Regelung der Ernährung der deutschen Kriegsgefangenen in der UdSSR darauf hinauslief, auf jeden Fall ein Existenzminimum sicherzustellen. Und Albrecht Lehmann (1986, 59) schreibt: "Trotz all dieser Schwierigkeiten hat sich die Sowjetunion von Anfang an darum bemüht, die deutschen Gefangenen vor dem Hungertode zu bewahren. Sie wollte die Gefangenen möglichst in gleicher Qualität mit gleichen Nahrungsmengen versorgen, wie ihre eigene Zivilbevölkerung. Die deutschen Gefangenen aßen das gleiche Brot, den gleichen Kascha (Brei) und die gleiche Kohl- und Fischsuppe wie das sowjetische Volk, d.h. sie hungerten wie dieses" (vgl. auch H. Fleischhacker, 525 ff.). Die russische Verwaltung dürfte sicherlich große Erfahrung darin besessen haben, wie und in welchem Umfang Zwangsarbeitslager mit Lebensmitteln zu versorgen sind. Nicht kalkulierbar waren allerdings die Formen der Betrügereien, die sich vor allem bei der Nahrungsmittelverteilung an die Gefangenen in und außerhalb der Lager herausbildeten. Hierzu zunächst die Erlebnisse eines Gefangenen, der eine Zeitlang als Brotschneider tätig war:

"Anfang Oktober 1946 wurden plötzlich verschiedene Funktionäre (u.a. Koch, Brotschneider) abgelöst und durch Angehörige der Invalidengruppe ersetzt. Man munkelte im Lager, daß den Funktionären Unkorrektheiten nachgewiesen worden seien ... Völlig überraschend wurde ich als Brotschneider eingesetzt ... Mit der Tätigkeit des Brotschneiders war mir wohl einer der begehrtesten Posten im Lager, aber auch eine sehr verantwortungsvolle Tätigkeit übertragen worden. Beim Brotempfang in der etwa 5 km entfernten, im gleichen Ort (Schtschjokinow) gelegenen Bäckerei mußte höllisch aufgepaßt werden, daß die auf der Dezimalwaage gewogenen Brotmengen auch tatsächlich vollzählig auf meinen pferdebespannten Panjewagen bzw. Schlitten gelangten. Die recht zahlreich helfenden Kameraden waren verständlicherweise bestrebt, während des Herausstragens die von den - in Formen gebackenen - Broten vereinzelt abstehenden Kanten abzubrechen. Dies habe ich auch gern in Kauf genommen, wenn mir nur kein ganzer Laib entwendet wurde. Mein energischer Hinweis, daß die teilweise im warmem Zustand empfangenen Brote über Nacht einen nicht unbeachtlichen Gewichtsverlust erleiden würden, was ich durch Wiegen nachzuweisen versucht hatte, wurde russischerseits zur Kenntnis genommen, führte aber zu keinen wesentlichen Veränderungen.

Erfolgreich konnte ich mich aber dahingehend durchsetzen, daß ich - entgegen den bis dahin üblichen Gepflogenheiten - grundsätzlich keine einzige Scheibe Brot an die Russen ausgegeben habe. Entsprechende Forderungen wurden anfangs häufiger, mittelbar über deutsche Kameraden, welche für das russische Lagerpersonal Botendienste zu leisten hatten, an mich herangetragen. Diese Kameraden zeigten sich meinem ablehnenden Verhalten gegenüber sehr überrascht und prophezeiten mir keine lange Tätig-



Abb. 49: Löffel aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft (A.K.).



Abb. 50: EBgeschirr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft (B. Wünnemann).

keit als Brotschneider ... Am 13. Januar 1947, also Silvester nach altem russischen Kalender, hatte der russische Bäckereiverwalter, von mir unbemerkt, ein bereits abgewogenes Brot wieder ins Regal zurückgelegt, welches er nachher dem uns begleitenden Unteroffizier schenkte. Nachdem ich von einem Kameraden darauf aufmerksam gemacht worden war, reklamierte ich dem Unteroffizier gegenüber ein fehlendes Brot. 'Schorsch, Du kannst nicht zählen', war seine Antwort. Ich ließ mich jedoch nicht einschüchtern und meldete den Vorfall unserem Politruk. Zwar habe ich den Laib Brot nicht ersetzt bekommen, doch muß der Politruk den Unteroffizier zur Rede gestellt haben, da er wie folgt reagierte: 'Schorsch, Du wie altes Waschweib, Deine Zunge sooo lang' - mit entsprechender Gestik angedeutet" (G. Klöpfer, 20ff.). In einem anderen Fall war "das Taragewicht auf den Transportbrettern (des Brotes) offenbar mit zu niedrigen Werten eingebrannt worden". Nachdem der Brotschneider diesen Umstand reklamiert hatte, wurde das fehlende Gewicht "durch verstärkte Zugabe von Wasser bei der Brotherstellung" ausgeglichen (G. Klöpfer, 23).

Diesem Bemühen, die Nahrungszuteilung möglichst korrekt abzuwickeln, stand natürlich auf der anderen Seite ein oft nicht zu durchschauendes System von Begünstigungen und Bevorzungen gegenüber. Wer unter den Gefangenen in dieses System einbezogen war, der hob sich durch eine relative Wohlbeiliebtheit schon rein äußerlich von der Masse seiner Mitgefangenen ab. Mit der Tatsache, daß bei ungerechter Verteilung der Rationen diese für die "normalen" Gefangenen noch kärglicher ausfielen als von den Behörden vorgesehen, beschäftigte sich J. Probst in seinem Beitrag: "In und um die Küche herum wurde mit Suppen-, Brot-, Fisch- und Butterschmalzportionen heimlich und viel gehandelt. Alle, die durch ihren Arbeitseinsatz im Lager mehr als genug zu essen bekamen, insbesondere auch die russische und deutsche Lagerleitung, boten ihre Mehrverpflegung vor allem denjenigen an, die noch irgendetwas zum Eintauschen, wie Feuerzeuge, Feuersteine, Trauringe oder Uhren besaßen. Die genannten Tauschgegenstände standen übrigens während der ganzen Gefangenschaft immer hoch im Kurs. Dieser Handel brachte es so weit, daß im Laufe der Zeit überhaupt keine Suppennachschläge mehr ausgeteilt wurden. Angeblich wurde in den Küchen jetzt so genau gekocht, daß nicht einmal ein Liter Suppe übrigblieb. Trotzdem bemerkte man tagtäglich, wie manche Landser - es waren meist immer dieselben - nach der Essensausgabe mit vollem Kochgeschirr in eine abgelegene Ecke zum unbemerkbaren Verzehr verschwanden und mit dem herrlichen Gefühl, einmal wieder satt geworden zu sein, in die Unterkunft zurückkehrten.

Zweifellos wurde über diese Schiebungen viel geredet und geschimpft. Es wurde eben jeder beneidet, der zusätzliches Essen erhielt. Man schimpfte aber auch über die, die sich durch ihre Dienstleistungen im Lager Nachschläge erarbeiteten. Hinter dieser Meckerei stand jedes Mal der Neid, nicht

auch zu derartigen Arbeiten herangezogen zu werden. Der Hunger war zu groß und ließ keine Objektivität aufkommen. Dabei war doch klar, daß ohne zusätzliches Essen niemand zur Arbeit an und in der Küche, in Bad und Entlausung zu bewegen gewesen wäre. Schließlich mußten auch Tote täglich transportiert, außerhalb des Lagers begraben und die Latrinen saubergehalten werden. Das Wasser für die Küche mußte z.B., solange kein Kesselwagen zur Verfügung stand, mit Eimern aus einem Teich herangeschafft werden, der am Ende des Lagers in einer Mulde etwa dreihundert Meter entfernt lag. Mit dem Stacheldrahtzaun war ein kleiner Rand des Teichs zum Lager abgegrenzt worden. Das Wasserschleppen war bei unserer körperlichen Verfassung eine recht schwere Arbeit und dauerte den ganzen Tag. In diesem Zusammenhang ist auch die 'Obsluga', die deutsche Verwaltung des Lagers, zu erwähnen, zu der der Kommandant, die Blockältesten, Köche, Schneider, Schuster, Friseure und Bademeister zählten. Alle beanspruchten - und gewiß mit Recht - für ihre Arbeit Entlohnung in Form von zusätzlichem Essen. Das war und blieb in den ganzen Jahren so und wird auch heute noch in den Lagern Rußlands so sein. So gab es in den Kriegsgefangenen-Lagern dieser Zeit stets 95%, die sich vor Hunger kaum auf den Beinen halten konnten und nur 5%, die gut genährt und gut bei Kräften auf alle möglichen und oft gemeine Gedanken kamen. Als dann später nach dem Kriege in vielen großen Lagern sogar Konzert- und Theatergruppen aus den Reihen der Gefangenen gebildet wurden, die für jedes Proben nach Feierabend noch zusätzliches Essen erhielten, kann man sich vorstellen, wie dünn und wässrig die warme Verpflegung zeitweilig wurde. Wenn die recht strengen und objektiv gerechten - und deshalb so sehr gefürchteten - Kommissionen höherer Verwaltungsdienststellen nicht öfter überraschend nach dem Rechten in den Lagern gesehen hätten, wären die Zustände gewiß so katastrophal geworden, daß noch weit weniger Landser die Heimat wiedergesehen hätten" (J. Probst, 76ff.).

J. Probst (78f.) berichtet ferner von einem Oberkoch, der sich als Leuteschinder hervortat, folgendes: "Bei der Razzia, die insbesondere in Küche und Magazin durchgeführt wurde, wurde auch die Unterkunft des Oberkochs H... genau unter die Lupe genommen. Ihm selbst war keine Zeit geblieben, seine Sachen zu ordnen und in Sicherheit zu bringen. Man fand in seinem Bett, verpackt und gut versteckt, unter anderem zwei Uhren, einen Kompaß, fünfundsiebzig Trauringe, ferner Feuerzeuge und Feuersteine, deren Anzahl mir entfallen ist. Der Oberkoch wurde sofort abgelöst und mitgenommen. Er kam nicht wieder zurück."

Bevor die deutschen Funktionäre sich bedienen konnten, hatten sich oft schon die Russen versorgt: "Der Wagen mit den Produkten wurde meist schon beim Passieren der Lagerwache von den begleitenden Russen erheblich erleichtert. Wir sahen, wie Brote und Konserven vor die Tür des Wachhauses (Butka) geworfen wurden. Im Magazin, dem Lagerraum für die Produkte,

schöpften dann die übrigen russischen Offiziere und Wachmannschaften von den gelieferten Waren den Rahm ab. Sie kamen mit ihrer zugeteilten Normalverpflegung bei weitem nicht aus. Sie aßen sich bei uns in der Lagerküche zwar satt, versorgten vermutlich aber auch ihre Angehörigen draußen in der Stadt. Die amerikanischen Erzeugnisse waren für sie einmalige Leckerbissen ... Die übrigbleibenden Lebensmittel gelangten zu uns in die Küche" (J. Probst, 78f.).

e. Nahrungsexperimente

Der ständige Hunger der Kriegsgefangenen führte dazu, daß von ihnen so manches mitteleuropäische Speisetabu gebrochen wurden. So machte man die Erfahrung, daß vermeintlich "ungenießbare" Substanzen, Abfall und zersetzte Nahrungsmittel von vielen ohne erkennbaren Schaden aufgenommen werden konnten. "In unserer Küche wurden die Kartoffeln jetzt ungeschält gekocht, anschließend durch große Siebe gedrückt, in denen dann die Schalen zurückblieben. Darüber hinaus wurden die Fische in der Suppe ganz mitgekocht. Wenn die Fische zerkocht waren, wurden die Fischköpfe herausgefischt und zusammen mit den Kartoffelschalen zum Abfallhaufen getragen. Einer von uns hatte die Idee, diesen Abfall tagsüber zu besorgen und dann des Nachts auf einem großen Blech in einem der Gasöfen in der Fabrikhalle zu braten. Die erste Probe war ausgezeichnet, und alle vier waren von diesem Zusatzessen begeistert" (J.K., 231f.).

Vereinzelt wurde auch der Abfall aus der Latrine gefischt. Hierzu das folgende Beispiel: "Ein Arbeitskommando kehrt abends ins Lager zurück. In ihrem Unterkunftsraum sitzt ein ausgemergelter, älterer Kriegsgefangener und macht einen ganz zufriedenen Eindruck. Es riecht im Raum recht streng und unangenehm. Ein Gefangener fragt nach Landserart sofort recht direkt: 'Hast Du Dir in die Hosen gesch..., oder ist Deine Hose naß von P...'. Der Angesprochene antwortet darauf ganz unbefangen: 'Ich weiß nicht, was Ihr habt und wollt. Ich habe mir doch Bratkartoffeln gemacht und bin jetzt ziemlich satt davon, habe ich da heute nicht Glück gehabt?'. - Was war geschehen? Er, der Innendienstler, hatte sich aus der russischen Latrine Kartoffelschalen herausgefischt, die dort hineingeschüttet worden waren. Dann hatte er sie gewaschen und auf den Ofen zum Rösten gelegt. Und das nannte er nun Bratkartoffeln, die trotz guter Wäsche nach dem Rösten noch so garstig rochen ... Wer weiß, was wirklich Hunger ist, wird diesen Menschen auch nicht belächeln oder für anormal halten. Er hatte keine andere Möglichkeit, an etwas Zusätzliches zu kommen" (J. Schulz, 15).

Alle Tiere, die sich in das Lager verirrt, wanderten unweigerlich in den Kochtopf, ob es nun Ratten, Mäuse, Hunde, Katzen, Igel, Frösche oder Schnecken waren. Im Gegensatz zu den Feststellungen von A. Lehmann (1986, 69), geben unsere Berichterstatter offen zu, sich an einem solchen Mahl beteiligt zu haben. Ein Gefangener, der im Burschendienst eines

russischen Offiziers stand, lockte dessen Katze in sein Lager. "Hans M... am Lagerzaun ergreift das Tier, und gemeinsam wird die Katze erschlagen und abgehäutet. Das Fleisch ist zart und schmeckt uns großartig. Wir lassen sogar unseren Koch Franz Götzfried aus Dießen/Ammersee probieren, er tippt auf Kaninchen" (A. Bierhaus, 20).

Von einem Grenzfall, der zum Tode führte, berichtet der folgende Fall: "In einem Nebenraum der Krankenzimmer waren als Toilette drei abgeschnittene leere Teerfässer aufgestellt. Ein Sanitätskommando hatte unbemerkt einen toten Hund mit ins Krankenrevier schmuggeln können. Es läuft mir heute noch schaurig über den Rücken, wenn ich daran denke, daß dieses Tier auch tatsächlich gegessen wurde. Den Kopf des Hundes hat man dann in eine Tonne der Toilette geworfen. Zwei Kameraden meiner Stube haben diesen Kopf dann gefunden, ihn heimlich mit aufs Zimmer genommen, unter der Matratze versteckt, und nachts daran genagt. Zwei oder drei Tage später sind beide an Vergiftung gestorben" (W. R., 21). H. Fleischhacker notierte auch Fälle von Kannibalismus. Unsere Berichte enthalten dagegen noch nicht einmal eine Andeutung zu diesem Thema.

Alles, was am Wegesrande, in den Wäldern oder auf den Feldern wuchs und irgendwie erreichbar war, diente den Gefangenen als zusätzliche Nahrung. Das konnte zum Teil recht unangenehme Folgen haben: So wird wiederholt von Magenbeschwerden oder gar Vergiftungen durch Pilze berichtet, da die nötige Erfahrung im Umgang mit diesen Pflanzen fehlte.

Selbst ein Kartoffelfeld barg für Gefangene, die in der Landwirtschaft unerfahren waren, tückische Gefahren: "Eines Sommertags führte ich Aufsicht beim Unkrautjäten auf einem Kartoffelfeld und sah, wie ein Kamerad häufig etwas in seinen Taschen verschwinden ließ und sah auch, was es war. Ich hielt ihn an und fragte: 'Was steckst Du so heimlich in die Taschen?' Er tat ganz entrüstet und meinte, er ließe nichts verschwinden. Ich befahl ihm dann, seine Taschen zu leeren. Es kamen Kartoffelbeeren heraus, und ich fragte weiter, ob er wüßte, was das sei. Er meinte, das wären doch noch unreife Tomaten, die wolle er zum Nachreifen in die Sonne legen. Ich mußte ihn erst einmal aufklären, aber was wäre aus ihm geworden, wenn er die stark giftigen Beeren gegessen hätte?" (A. Schotte, 40).

Einige Gefangene vertrugen den Verzehr von Melde nicht, die sie als Gemüse zubereiteten: "Nach ein paar Tagen wurden erst die Ohren und Hände dicker, dann auch das Gesicht. Ganz wie ein Vollmond habe ich nicht ausgesehen, habe auch gleich mit der Melde aufgehört zu essen. Da ging die Schwellung bald zurück. Es war wohl ein Stoff in der Melde, der zuviel für mich war, andere haben das vertragen" (H. Ladwig II,9). Ungute Erfahrungen wurden auch mit dem Genuß von gefrorenem Kappes (E. Wittbecker, 8), Rizinusbohnen (H. Ladwig II,10) und dem unsachgemäßen Verzehr von Trockenkartoffeln (J.K., 186) gemacht. Aber auch hier lernten die Gefangenen, sich auf die Gegebenheiten einzustellen.

f. Organisieren, Nahrungsdiebstahl, Tauschhandel

"Organisieren" ist ein weiteres Handlungsfeld, das wie in allen Notsituationen auch im Kriegsgefangenenleben eine Schlüsselstellung einnahm. Mit diesem Begriff werden Formen der Beschaffung zusätzlicher Nahrungsmittel oder zusätzlicher Gegenstände über das Maß der normalen Zuteilung hinaus und außerhalb des offiziellen Marktes umschrieben. Dabei wurde oft recht rigoros vorgegangen und schon gar nicht in Betracht gezogen, daß man diese Gegenstände, die von Rechts wegen einem anderen Besitzer gehörten, entwendete. Organisieren war also ein "feinerer Ausdruck für 'stehlen'" (J. Schulz, 15). Doch dieses Aneignungsverfahren stellte oft die einzige Möglichkeit dar, sich wichtige Mittel der Existenzsicherung zu beschaffen. Und da dieses System in der UdSSR allgemein gehandhabt wurde, richteten sich die deutschen Kriegsgefangenen sehr schnell in diesem Marktgeschehen ein. "Ohne das sogenannte Kungeln oder Organisieren läuft hier nichts. Das sagte mir ein Wolga-Deutscher, mit dem ich auf der ersten Arbeitsstelle zusammentraf. Und er hat recht behalten" (H.J.L., 12). Und ein anderer Berichterstatter schreibt: "Zu jener Zeit sagte mir ein Russe, Du darfst stehlen und schieben, soviel Du willst. Je besser Du es kannst, desto angesehener bist Du. Aber wehe, sie erwischen Dich. Dann büßt Du für alle anderen Unerwischten gleich mit!" (B. Petrat, 10).

Bei einer positiven Deutung ist unter dem Begriff "Organisieren" die "zweckvolle und planmäßige Regelung von Vorgängen" zu verstehen (R. Mayntz, 147). A. Lehmann (1987, 56) weist nach, daß das Organisieren und Requirieren als "nicht ganz rechtmäßige Aneignung" im militärischen Bereich eine lange Tradition hat. Ein wichtiges Kennzeichen ist es, daß "kein Gedanke an das Leid des Opfers verschwendet" wird. Organisieren in verhüllender Bedeutung setzt also die Unterscheidung zwischen Freund und Feind voraus. Dies ist ein weiterer Hinweis darauf, daß das Gedanken- und Handlungsfeld "Krieg" auch in der Kriegsgefangenschaft weder von den Bewachern noch von den Bewachten aufgegeben worden war. Nun muß man aber noch ergänzend hinzufügen, daß das Organisieren auch zu den Alltags-Praktiken der russischen Zivilbevölkerung gehörte. Insofern mußte es den Gefangenen erscheinen, als würden sie in dieser allgemeinen Extremsituation durchaus etwas Selbstverständliches tun. Denn derjenige, der sich nicht an diese Regeln hielt, war der Dumme, der Benachteiligte.

Eine recht einfache, aber letztlich sehr riskante Methode, um an Nahrungsmittel zu gelangen, war der Kameradendiebstahl. Hierzu das folgende Beispiel: "Abends beim Brotempfang wurden unsere Brotholer im dunklen Treppenhaus angerempelt von Leuten der anderen Stube, das Brot fiel zu Boden, die Räuber schnappten sich das und waren verschwunden ... Es wurde in der Nacht von Kameraden beobachtet, als ein Kamerad den schlafenden Kameraden das Brot, welches sie sich aufgespart hatten, unter dem Kopf wegstahlen, auch meins hat er genommen. Er wurde von

Kameraden so geschlagen, sein Gesicht war in allen Farben und geschwollen" (K. Brinkgerd, 15b). Die Gefangenen bestrafte die Brotdiebe durchweg sehr hart (vgl. S. 416ff.). H. Fleischhacker (433) schreibt zu Recht: "Das gestohlene Brot wird zum Symbol der Bedrohung des Individuums." Inwieweit diese Sanktionen wirklich abschreckend wirkten, bleibt zweifelhaft. In den Berichten wird immer wieder dargestellt, wie "Hunger" das Verhalten der Menschen in extremer Weise verändern kann. Und so wäre mit A. Lehmann zu fragen: "Was ist überhaupt 'richtiges', was ist adäquates Verhalten in einer Lebenssituation am Rande der Existenz?" (A. Lehmann 1986, 64).

Weit verbreitet waren Felddiebstähle. Einige Berichte stellen diese Art der Nahrungsbeschaffung als ein bedrohliches Wagnis dar, wie z.B. die folgende Beschreibung: Keine Mühe und Gefahr wurde gescheut, "um in den Besitz von Kartoffeln, jetzt Edelknollenpilze genannt, zu gelangen. Ein arbeitsfreier Sonntag schien Hans M. für sein Vorhaben besonders günstig. Nach der dünnen Morgensuppe gingen wir mit unserem Handtuch durch das Lagertor zur Waschstelle am Bach. Der Weg in den Wald am Bach entlang war uns zu riskant. Wir kämpften uns durch dichtes Untergehölz, umgingen die vermodernden Baumriesen; plötzlich lichtete sich der Wald. Das Dorf Bolotschewo lag vor uns, der Zugang jedoch versperrt durch mannshohes Schilf und den Waldbach.

Ein gefälltter Baum diente uns als Brücke, doch wir wurden von einem Mädchen, das am Wasser Wäsche wusch, gesehen. In den Wald zurück, konnten wir die Wirkung des 'russischen Dorfteleons' beobachten. Von Haus zu Haus alarmierte die Hausfrau oder ein Kind den nächsten Nachbarn mit dem Ruf ... 'Deutsche wollen stehlen'.

Wir unterbrachen unser Vorhaben und taten uns an den reichlich dort wachsenden schwarzen Johannisbeeren gütlich. Als sich nach etwa zwei Stunden der Alarmzustand offensichtlich gelegt hatte, wagten wir uns über den Bach und robbten in das vor den Häusern liegende Kartoffelfeld. Wir hatten kaum einige Pfund in unseren Beuteln, da entdeckte uns ein etwa zehnjähriger Junge, der auf dem Acker patrouillierte. Vor Schreck vergaß er das Pfeifen, wir sprangen auf und stürzten durch den seichten Bach in den Wald. Aber hinter uns ertönte das Geheul einer Meute von Halbwüchsigen, die uns verfolgten. Jetzt mußten wir um unser Leben laufen, nicht auszudenken, wenn man uns erwischte hätte. Einen Arm als Schutz vor dem Gesicht, durchbrachen wir das dichte Untergehölz, unsere mühsam mit den Fingern ausgegrabenen Kartoffeln auf der Schulter. Unsere Verfolger verloren unsere Spur, ihr Geschrei verlor sich in der Ferne. Erschöpft legten wir in einer Waldlichtung eine Pause ein" (A. Bierhaus, 21).

Soweit nicht ein Kamerad in Mitleidenschaft gezogen wurde, galt der Diebstahl von Nahrungsmitteln als Kavaliersdelikt, auch dann, wenn die notleidende Zivilbevölkerung dadurch direkt betroffen war (vgl. A. Lehmann

1986, 77). Selbst Geistliche, die Repräsentanten moralischer, ethischer und religiöser Werte, waren gezwungen, sich den veränderten Maßstäben zu beugen und danach zu handeln: "In der Nähe war eine offene Kartoffelmiete, die aber bewacht wurde. Wir beschlossen, daß jeder von uns an einem Tag sich heranrobben und eine Tasche voll herbeischaffen mußte. Die Beute wurde dann verteilt ... Jeder reihte dann seine Kartoffeln auf einen Draht, damit sie nicht verlorengingen und legte sie in die Asche. Nun war bei dem Kommando ein evangelischer Pastor. Emil hieß er und stammte aus Wuppertal. Als er an der Reihe war, versuchte er sich zu drücken. 'Ich bin doch Pastor und kann doch nicht klauen gehen'. 'Was, fressen willst Du, aber klauen willst Du nicht!' Also mußte auch Emil ran" (E. Eggemann, 22; vgl. G. Wagner, 38).

Aus vielen Berichten wird deutlich, daß die Gefangenen sich mit den Wachmannschaften zusammentaten, um sich Waren zu beschaffen. Oft ging die Initiative sogar von den Bewachern aus, wobei die Gefangenen dann das erhielten, was übrigblieb. "Die beste Schicht am Steinbrecher war die Nachtschicht. Als die Kartoffelernte begann, schickten uns einige Wachtposten, die den gleichen Kohldampf hatten wie wir, zum Kartoschke zap-zarap, d.h. Kartoffelnklauen. In der Nacht hatten die Posten gewöhnlich ein Holzfeuer brennen. Große Flächen waren von uns schon geerntet worden, so daß wir immer weiter ins Gelände unter großer Gefahr hinein mußten. Beim Klauen sind wir von den Zivilisten erwischt worden. Die Posten reagierten schnell, das noch nicht verbrannte Holz nahmen sie von der Feuerstelle, schütteten die erbeuteten Kartoffeln in die Asche, legten das noch nicht verbrannte Holz obendrauf, verteidigten uns gegenüber den Zivilisten: 'Kamerad nix Kartoschke zap-zarap, Kamerad immer raboti', d.h. arbeiten. Nach einer halben Stunde nahmen die Posten das Feuer auseinander, das große Festessen konnte beginnen. Die Posten hauten sich ihren Wanst voll, anschließend überließen sie den Rest der Beute uns, und alle waren zufrieden" (W. Somberg, 46).

Dem einen oder anderen Bericht nach wurde es geradezu von der Lagerverwaltung mit einkalkuliert, daß die Kriegsgefangenen bei kleineren Außenlagern oder Arbeitsstätten bei der Zivilbevölkerung bettelten: "Es trat ein Engpaß ein in der Verpflegung. Auch die Bevölkerung darbt. Da bekam ich den Auftrag, mit zwei weiteren Gefangenen und drei Russenfrauen, (mit Gewehren) Panjeschlitten und -pferden einige Dörfer weiter im Fabrik-Wald Bäume zu fällen und für Brennholz zu sorgen. An Produkten für die vorgesehenen Tage bekamen wir für alle kleine Portionen Hülsenfrüchte sowie Kleie für die Pferde. Heu für die Pferde sollten wir in der Kolchose 'organisieren'. Das fehlende Brot mußte in den Häusern der Dörfer von uns Gefangenen erbettelt werden. Ich brauchte wohl fünf Minuten, bis ich mich im ersten Haus überwand, zum ersten Mal in meinem Leben zu betteln. Doch ich hatte mein Sprüchlein (in Russisch) schnell gelernt: 'Guten Tag, liebe

Frau, bitte geben Sie mir ein Stückchen Brot'. Abgewiesen wurde ich nicht ein einziges Mal. In den anderen Häusern ging es mir dann schon glatter von der Lippe. Was mich beeindruckte: Das Mitleid, das man mir überall entgegenbrachte. Weil ich eine Brille trug (sie war zwar geflickt), galt ich auch wohl in den einfachen bäuerlichen Kreisen als Doktor. Tatsächlich fragte mich in einem Hause ein alter Mann, ob ich einer sei, und er wies auf eine Kranke. Ich wollte ihn nicht enttäuschen, fühlte den Puls der Kranken, bemerkte, daß sie fieberte - und 'verordnete' zur Senkung des Fiebers Umschläge mit dem Bedauern, leider keine Medikamente zu haben und fortzumüssen. Er bedankte sich mit einem größeren Stück Brot" (B. Petrat, 9).

Könnte man diese Fälle noch als Mundraub gelten lassen, so zeigen andere Berichte, daß durch Organisieren größere Geschäfte gemacht werden konnten. Besonders geeignet waren dabei Transportkommandos. "Im Winter gehörte ich zu einer Gruppe von etwa 15 Gefangenen, die von einem russischen Offizier begleitet, Fleisch aus einer Fleischfabrik jenseits der Wolga holen sollte. Die Wolga war zugefroren. Wir mußten sie zu Fuß hin und zurück überschreiten. Auf dem Hinweg mitten auf der Wolga erklärte uns der russische Offizier, er brauche fünf von uns, die sehr schnell bei der Hand seien, um auf seinen Wink, Schafsköpfe aus der Fleischfabrik zu holen. Die fünf von uns wurden schnell festgestellt. Wir bestanden aber darauf, von der Beute unseren Teil abzubekommen und einigten uns auf die Hälfte. Es verlief alles wie geplant. Wir warteten vor der Fleischfabrik, unsere fünf in Bereitschaft. Nach einer halben Stunde öffnete der Offizier die Tür zum Werk. Nach dem Ruf 'dawaj' holten die Ausgesuchten in aller Eile mindestens zehn Schafsköpfe. Die Tür wurde schnell wieder verschlossen. Kurze Zeit später konnten wir im Fabrikraum die zugeteilte Menge Fleisch in Empfang nehmen und nach der Rückkehr im Lagerdepot abliefern. Vorher wurden wir zur Privatwohnung des Offiziers geführt. Von den Schafsköpfen erhielten wir fünf, die übrigen der Offizier. Unsere Lagerküche kochte unter Verwendung der Schafsköpfe für uns an mehreren Morgen eine Suppe. Wir 15 Fleischholer wurden früh, einzeln geweckt und zum Verzehr in die Küche gebeten" (R. Eismann, 29f.).

Manchmal war sogar die Lagerleitung in diesen "Hintenherumhandel" (O.B., 16) mit verwickelt, oft nicht unbedingt zum Nachteil der Gefangenen. Hierzu das folgende Beispiel: "Deutsche Handwerker waren mit Unterstützung der sowjetischen Lagerleitung ständig bemüht, das Lager und seine Bauten zu verschönern, denn ständig tauchten 'Kommissionen' auf, vor denen der Lagerleiter bestehen mußte ... Das Material für die 'Verschönerung' wurde gestohlen - auf den Baustellen! Was nicht während der Arbeitszeit (unter Augen und Duldung der Bewacher) mitgenommen werden konnte, mußte nach Feierabend geholt werden. So mußten wir öfter abends antreten zu einem 'Spaziergang' zu irgendeiner Bahn-Ausladestelle, wo z.B. Ziegel-(Back-)Steine lagen. Jeder mußte vier Stück mitnehmen - bei zweitausend

'Klauern' eine schöne Menge! Am nächsten Abend (für die neue Küche reichte es noch nicht) mußten wir etwas weiter laufen, denn an der Stelle vom Vorabend standen bewaffnete Posten. Diese waren aber nur für diese Stelle zuständig und 'merkten' es nicht, wenn ein Stück weiter Materialien verschwanden" (O.B., 21).

Über ein ähnliches Arrangement informiert ein Berichterstatter in jugoslawischer Gefangenschaft: "Aber wir hatten uns in unserem Diplomaten Hans schwer verrechnet. Er traf mit dem Kommandanten eine Abmachung für die nächste Zeit. Sämtliches Holz, was uns in die Hände kam, durften wir ins Lager mitbringen, doch waren wir verpflichtet, die Hälfte des gestohlenen Holzes den Wachmannschaften fein gesägt zu überlassen.

Für den nächsten Abend hatten wir dann auch schon einen Schlachtplan ausgearbeitet, der wieder auf das Konto unseres Anführers ging. Wir hatten nämlich festgestellt, daß innerhalb der Werksanlage noch vier Telegraphenmasten standen, die nicht ans Stromnetz angeschlossen waren ... Bei Anbruch der Dunkelheit wollten wir dann unter dem Schutz eines Postens die vier Riesen fällen ... Wir waren unser sechs Mann, als wir um 9 Uhr mit Säge und Axt bewaffnet, in Begleitung eines Wachtpostens ins Werksgelände zogen. Der Posten blieb im Dunkeln eines Holzschuppens stehen, während wir uns den ersten Mast vornahmen ... Als wir unsere Arbeit verrichtet und die letzten Spuren durch Aufschütten von Schnee beseitigt hatten, schafften wir die für uns so wertvolle Fracht auf Umwegen ins Lager. Bei dieser Gelegenheit hatten wir noch das Glück, unsere Teilhaber mit einem ganzen Mast übers Ohr zu hauen" (H.W. Schneider, 22).

Ein besonders anschauliches Beispiel für die Zusammenarbeit zwischen Wachmannschaften und Bewachten ist der Bericht über das Arbeits-Bataillon 355 auf dem Bahnhof von Brest-Litowsk. Hier entwickelte sich ein gut funktionierendes und größere Dimensionen umfassendes System des illegalen Handels: "Das Arbeitsfeld war der Hauptbahnhof, der Güterteil. Wir luden Güterwagen (deren Ladung) von Normal- auf Breitspur und umgekehrt um. Richtung Ost-West handelte es sich um Nachschub für die Rote Armee in Deutschland (Munition, Bekleidung, Tee u.ä.) In Richtung West-Ost waren es Fertigwaren aus Deutschland nach der UdSSR (Mehl, Zucker, auch Bücher, Strümpfe, Musik-Instrumente und verschiedenes andere mehr). Die kleineren Sachen konnten wir 'organisieren', d.h. wir bekamen so auch Eßwaren nebenbei. Nylon-Strümpfe verkauften wir auf dem Bahngelände an die Polen, die Einheimischen. Viel bekamen wir nicht dafür aber die Masse brachte es. Wir konnten so auf dem Markt (Bazar) Brot u.a. billige Eßwaren kaufen ... Große Teile, wie z.B. Schifferklaviere oder ähnliches verschoben die Wachmannschaften und kassierten dafür Geld. Der Handel florierte gut ... Wenn wir Machorka (russ. Rohtabak, gehäckselt - in Päckchen gepackt), umzuladen hatten, haben wir ein oder zwei Pakete (je Paket 50 kleine 50g-Päckchen) aufgerissen und in der Gruppe verteilt. Man durfte lose einige

Päckchen in das Lager nehmen (wir sagten dann, daß uns das Paket geplatzt war und wir den Tabak von der Erde zusammengefeigt hatten) ... In der Klempnerei hatte ich mir damals aus Weißblech eine Tabaksdose gefertigt (obwohl ich Nichtraucher war). In diese Dose stopfte ich ganz fest ca. 5 Päckchen Machorka. An meine engsten Kumpels gab ich kostenlos den Tabak ab, den sie brauchten. Fremde mußten die übliche Taxe zahlen, d.h. etwas zum Tausch bieten (Zucker-Ration, Seife u. dgl.). Elementare Nahrungsmittel (Brot, Suppe, Kascha) nahm ich nicht ... Die Arbeit auf dem Kommando war zwar nicht immer leicht, aber dadurch, daß man 'organisieren' konnte, gingen alle gern dorthin" (J. Stach, 12ff.).

Besondere Aktivitäten konnten sich im Untertagebau entwickeln, wenn Russen und Gefangenene zusammen arbeiteten. "Der Schacht war aber auch ein Umschlagplatz für die 'Geschäfte'. Wir hatten zu den Zivilrussen im allgemeinen ein recht gutes Verhältnis, und vom 'Kungeln' versteht er eine ganze Menge, wenn es um den Erwerb von Gebrauchsgütern ging, die in Rußland Mangelware waren. Wenn die 'Schachtjore' im Lager einmal wieder neu eingekleidet wurden mit neuen Wattejacken und Hosen, dann wurden diese in der Regel nicht lange getragen. Im Schacht fanden wir immer reißenden Absatz für diese Artikel. Wir bekamen dafür nicht nur gebrauchte Jacken und Hosen, sondern zusätzlich guten Machorka, Brot und andere Naturalien. Wenn wir aber für solche Dinge keinen Bedarf hatten, dann gab es Rubel. Die Geschäfte wurden korrekt abgewickelt. Es wurde wohl ein bißchen gefeilscht, aber kein Russe hatte die Absicht, uns über's Ohr zu hauen" (H. Schwanke, 23).

Dennoch verliefen die Tauschgeschäfte nicht immer reell. "Wie nett es untereinander manchmal zuzuging, möchte ich durch eine kleine Episode schildern. Einige von uns zum Tausch angebotene Seifenstücke mit einem Holzkern darin wurden von unseren 'Partnern' etwas später mit Machorkapäckchen vergolten, deren Hauptinhalt aus feinen Sägespänen bestand. So etwas verbindet; wir hatten es mit gleichwertigen 'Geschäftsfreunden' zu tun" (K. Wagemann II,12).

Die meisten Arbeitsplätze boten viele Möglichkeiten, etwas zu organisieren, selbst wenn es zunächst nicht danach aussah. Hierzu das folgende Beispiel: "Ich ging den Winter über auf das Kommando 'Shill-Dom' (Eisenbahnsiedlung). Den nunmehr gefrorenen Schutt mußten wir aufhacken und auf LKWs laden (wurde weggefahren). Die Straße an diesen Häusern kam von außerhalb. Es kamen täglich Pferdeschlitten von der Kolchose und fuhren Tabak (Rohtabak) und Kartoffeln in die Magazine (Läden) der Stadt. Damit wir nicht auffielen, hatte ich es eingeteilt, daß immer nur zwei Mann an einen Schlitten sprangen (die oft vor der geschlossenen Eisenbahnschranke halten mußten), und schnell ihre Taschen füllten und wieder zurückkamen. Das klappte ganz gut, so hatten wir alle Zusatzverpflegung und konnten die Kälte besser überstehen" (J. Stach, 16).

Daß auch russische Arbeitskollegen, also Personen, die man kannte und mit denen sich die Gefangenen zumeist durch ein Band der Solidarisierung verbunden fühlten, geschädigt werden konnten, zeigt z.B. der Bericht über den Seifendiebstahl in einer Fabrik: "Da in der Gummifabrik zur Herstellung von Gummi ein Material benötigt wurde, das aussah, als wäre es Ruß und es eine sehr dreckige Arbeit war, erhielten die Arbeiter zusätzlich Seife. Da die Seife zur damaligen Zeit in Rußland rationiert war, konnte man, wenn man etwas (Seife) besaß, die besten Tauschgeschäfte machen ... Unser Zivilposten machte mich darauf aufmerksam, im Heizraum läge auf der Fensterbank ein Stück Seife, und wir sollten 'Mylo zap-zarap', d.h. Seife klauen. Mein Arbeitskollege ... sprach die beiden Heizer auf Russisch an, der Druck im Kessel wäre zu hoch, sie ließen Dampf ab, und als die Bude voll Qualm war, nahm ich die Gelegenheit wahr und organisierte das Seifenstück von außen durch den Fensterrahmen, in dem keine Scheiben, sondern Sperrholz eingebaut war. Ich mußte die Sperrholzplatte mit Gewalt nach Innen drücken, um an die kostbare Beute heranzukommen. Dann versteckte ich die Beute innerhalb der Fabrik in einem Sägewerk, wo z.Zt. nicht gearbeitet wurde ... Unser Zivilposten war ganz begeistert, daß es so gut geklappt hat. Nach mehreren Tagen wagten wir das Seifenstück in mehrere Teile zu zerschneiden, und unser Posten tauschte es nach und nach auf dem Bazar gegen Kartoffeln, Zwiebeln, Brot und Machorka ein" (W. Somberg, 52).

In manchen Lagern führten die Wachtposten ihre Arbeitskommandos nach der Arbeit bei dem Heimweg ins Lager sogar vorsätzlich an Warenumschlagplätzen vorbei: "Unsere Wachtposten, die uns draußen nach getaner Arbeit am Material-Lager wieder empfangen und uns in das Unterkunfts-Lager brachten, waren hilfsbereit. Sie führten uns zunächst in ein mit einem Bretterzaun umfriedetes Eckgrundstück. Dort wurden wir fast mit hochdeutschen Lauten empfangen: 'Was haben die Herren Kameraden heute zu verkaufen, bitte?' Ich verkaufte meine Schuhe, entnahm die Opanken (sandalenartige Schuhe) dem Kochgeschirr und legte dieselben wieder an. Ein anderer Mitmensch holte zwei Handtücher, feinste Leinenware, mit Bordüren und Aufhänger aus der Unterhose hervor usw. Aus Zeitmangel wurde wenig gefeilscht, es hatte auch wohl wenig Zweck, der Aufkäufer hatte so eine Art Monopol. Die Auszahlung der zähneknirschend zu akzeptierenden Beträge erfolgte in Landeswährung, bar. Gleichzeitig wurden Landesprodukte angeboten, wie Paprika-Speck, Schafskäse, Maismehl, Obst usw. ... Die guten Dienste des Bewachers wurden von uns auf freiwilliger Basis in bar je nach erzieltm Betrag honoriert. Es herrschte allerdings immer Zeitnot. Wir durften ja auch nicht allzulange Zeit unauffindbar sein" (J. Halfpap, 21).

In vielen Fällen war jedoch die zentrale Sorge der Gefangenen, wie sie die organisierten Gegenstände durch die Kontrollen ins Lager schmuggeln konnten. Eine häufig angewandte Methode bestand darin, die Gegenstände unter der Kleidung dicht am Körper zu verstecken: "Nach den Kartoffeln

wurde ein großes Steckrübenfeld abgeerntet. Ich habe dem Posten gesagt, ich muß austreten. Ich habe mich hingehockt und dabei zwei Streckrüben mit meinem selbst gemachten Messer in dünne Scheiben geschnitten, habe diese auf einen Bindfaden gezogen und auf meinem Leib festgebunden, dann noch Scheiben in die Ärmel und Hosenbeine gesteckt. So habe ich meine Steckrüben mit ins Lager genommen, den Kameraden wurden die 'ganzen' Rüben beim Filzen abgenommen" (K. Brinkgerd, 43a). Ähnliche Verstecke nutzte ein weiterer Berichterstatter: "Wenn die organisierten Kartoffeln noch nicht gefroren waren, bestand die Möglichkeit, die Kartoffeln zu halbieren und die halbierten Teile unter die Schapka (Kopfbedeckung) oder seitlich in den Schuhen zu verstecken. Ich hatte ein Stück Draht um meinen Leib gedreht, einmal zum Festhalten des Eßgeschirrs, zum anderen dann schlackerte auch nicht mehr der Wintermantel um unser Knochengerüst. Die Hauptaufgabe bestand für den Draht, organisierte Kartoffeln aufzunehmen, sie wurden auf den Draht gezogen und am Leib befestigt. Wenn man Pech hatte, bekam man die Beute beim Filzen am Lagertor wieder abgenommen" (W. Somberg, 40).

Ärmel und Hosenbeine der Kleidungsstücke, aber auch der Deckel des Kochgeschirrs galten als bevorzugte Verstecke, um darin Gegenstände unbemerkt zu transportieren: "Beim Arbeitseinsatz in der Brotfabrik drückte ich mein organisiertes Brot in dem Deckel so fest, daß ein Herausfallen nicht mehr möglich war und beim Filzen in der Fabrik und am Lagertor ich den Deckel abnahm und das leere Eßgeschirr vorzeigte" (W. Somberg, 48).

Ein Schneider berichtete, daß er für einige Angehörige der Transportbrigade besondere Säckchen anfertigte: "Eine Verlade-Brigade wurde vom Lager aus eingesetzt, sie wohnte in der Baracke 5. Wenn irgend jemand etwas haben wollte, mußte er einen Bekannten dort haben. Für mehrere Männer aus Baracke 5 hatte ich Beutel genäht, die sie unter der Kleidung tragen konnten. Wenn nun beim Verladen etwas 'zu Bruch' ging, wurden diese Beutel schnell gefüllt und ins Lager gebracht" (W. Hartmann, 37f.).

Die Erfindungsgabe der Plennys schien unbegrenzt, immer neue Tricks wurden angewandt. Hunger war nicht nur der beste Koch, sondern ein noch besserer Dieb und Schmuggler (W. Somberg, 48). A. Lehmann (1987, 56) weist zu Recht darauf hin, daß ihn die Geschichten vom Requirieren an die Erzählungen vom "Meisterdieb" mit seiner Schläue und Fingerfertigkeit erinnern.

Die Beschaffung von Waren und der Handel konnten recht gefährlich sein. Auch wenn die Lagerleitung, die Posten, die Aufseher und Meister am Arbeitsplatz in dieses Tauschsystem einbezogen waren, so flog doch manches Geschäft auf. Viele Gefangene sind beim Diebstahl auf frischer Tat ertappt worden. Manche hatten Glück und kamen in ein anderes Lager. Konnte oder wollte die Lagerleitung den Vorgang nicht vertuschen und schalteten sich daraufhin Partei- oder Strafverfolgungsbehörden ein, dann wurden die Täter zu Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt. Drei Tage Karzer erhielten drei

Gefangene, weil sie ihre neuen Jacken "verkungelt" hatten (K. Brinkgerd, 45a). Ein Dieb, der Tabakblätter aus einer Zigarettenfabrik stahl, erhielt 10 Jahre Straflager (B. Kordt, 15). Zu 25 Jahren Zwangsarbeit wegen Entwendung von sozialistischem Eigentum wurden zwei Gefangene verurteilt, die einen Elektromotor verkaufen wollten (W. Mattern, 91ff.).

Dieses System der gemeinsamen Bereicherung auf Kosten der Allgemeinheit oder Einzelner findet in den Berichten seine Rechtfertigung zum einen in dem Hinweis auf die Notzeiten: "Es waren eben besondere Zeiten, die auch besondere Reaktionen erforderlich machten. So etwas nennt man eben Selbsterhaltungstrieb. So versuchte jeder zu überleben" (W. Schulz, 15). Zum anderen wird es von seiten der Gefangenen durch die sozialistischen Verhältnisse legitimiert. "Da alles allen gehört, wurde um die Wette geklaut, bzw. dem Volksvermögen entnommen" (J. Leipelt, II,2). Ein anderer Berichterstatter führt diese Handlungsweise auf den "sozialistischen Schlendrian und (die) Korruption" zurück (O.B., 21). Ein weiterer sieht dieses Verhalten in Mentalitätsunterschieden begründet: "Die Völker des Ostens haben doch eine andere Mentalität als wir. Sie stehlen wie die Raben, nicht um ihren Hunger zu stillen oder aus Gewinnsucht, sondern weil ihnen das Stiebitzen Freude macht ... Sie konnten sich freuen, wenn sie sahen, daß ein anderer klaute, verlangten dann aber auch ihren Tribut" (A. Schotte, 22). Wiederholt wird darauf hingewiesen, daß die Bewacher der Gefangenen, aber auch viele Zivilpersonen, mit denen die Gefangenen zusammenkamen, nicht "ganz freiwillig anwesend waren" (K. Wagemann II,12). So konnte sich eine Solidarität entwickeln, die allen Beteiligten den Vorteil brachte, die persönliche Situation zu verbessern. Es sei aber noch einmal daran erinnert, daß in der UdSSR damals durch das Organisieren der deutschen Kriegsgefangenen nicht nur der Staat oder eine feindliche Macht, sondern auch viele einzelne Menschen geschädigt wurden, die keineswegs in einer Überflußgesellschaft lebten und denen es zum Teil nicht besser ging als den "Organisierern".

6. Kontakte zur Außenwelt

Gefangenschaft bedeutet nicht nur Verlust der Freiheit, sondern auch Entmündigung und Einschränkung der Informationsmöglichkeiten. Da die ehemaligen deutschen Soldaten ein existentielles Interesse daran hatten, über die Verhältnisse in der Heimat und über ihr weiteres Schicksal unterrichtet zu werden, verstärkten die verhängte Nachrichtensperre und die Zensur die seelische Belastung der Gefangenen erheblich. "Die psychischen Leiden, hervorgerufen erstens durch die Tatsache, daß für alle fast zwei Jahre lang die Verbindung mit der Heimat abgerissen war und insofern die Existenz des Lagers in der Heimat unbekannt war, zweitens die Ungewißheit, ob man überhaupt jemals das Lager verlassen würde und wenn, in welchem Gesund-

heitszustand, drittens die Sorge um die Angehörigen, die man entweder in den bombardierten westlichen Städten wußte oder - wenn sie in den Ostgebieten zu Hause gewesen waren - deren Schicksal noch ungewisser war, alle diese Seelenqualen sind kaum beschreibbar und schon gar nicht verstehbar" (W. Pohl, 1). Und in einem anderen Bericht heißt es hierzu: "Wir hofften ja alle, daß eines Tages die Verbindung zur Heimat durch das Rote Kreuz hergestellt würde. Es war ja so wichtig, gerade für die älteren Kameraden, die verheiratet waren und Kinder hatten, die sie nie gesehen und in die Arme nehmen konnten. Da waren wir jungen Burschen schon besser dran. Auf uns lang nicht die seelische Belastung wie bei den älteren Kameraden. Wir waren sorgenfreier, was wir ja nur unserem jugendlichen Alter zu verdanken hatten" (H.W. Schneider, 27).

a. Gerüchte

In dieser Situation erhielten die Gerüchte eine besondere Bedeutung. Auch wenn die meisten Nachrichten erfunden waren, beschäftigten sie doch die Phantasie der Gefangenen, weckten neue Hoffnungen und lenkten von der gegenwärtigen Situation ab. So schreibt ein Berichterstatter: "Da uns allen die Sehnsucht nach der Heimat gemeinsam war, gab es immer wieder 'freischaffende Dichter', die die Parole erfanden, in der Absicht, unserer Hoffnung Nahrung zu geben, uns baldige Heimkehr vorzugaukeln. Wir glaubten daran, bis die Seifenblase zerplatzte. Ich selbst erfand auch welche, die so gut waren, daß sie im Lager weiter erzählt wurden. Als ich sie von den Kameraden als das Neueste erzählt bekam, glaubte ich sie selber" (J. Leipelt, II,3).

Gerüchte konnten periodisch auftauchen, z.B. bei Kontakten zu anderen Lagern und zu der Besatzung von Proviantfahrzeugen. "Es bleiben die Parolen, die dann besonders kursieren, wenn der deutsche Fahrer mit einigen Russen die monatliche Verpflegung aus dem Hauptlager gebracht hat. Dann wird jedes Wort des Kameraden oder die aufmunternden Aussprüche des Russen d e r Gesprächsstoff; Hoffnung flackert auf, wird vom Pessimismus überlagert ..." (A. Bierhaus, 18). Auch brachten neue Gefangene oft nicht unwichtige Informationen über die Außenwelt in die abgeschlossene Welt der Lager.

Die "Latrinenparolen", so nannten die Landser die Gerüchte, konnten zum ständigen Begleiter der Gefangenen werden, wie folgendes Beispiel zeigt: "Ein großer Teil der Unterhaltung - wenn während der Arbeit dazu Gelegenheit war oder in der sehr knappen Freizeit - drehte sich außer ums Essen ... um Gerüchte. Es verging kaum ein Tag, an dem nicht entweder vom Entlassenwerden, vom Verlegen der ganzen Lagermannschaft aus dem grausamen Klima weiter nach Süden - vorzugsweise wurde die Krim genannt, in deren mildem Klima sich alle erholen sollten - und von einer Verbesserung des Essens die Rede war. Offenbar gab es genug Leute, die sich im

Erfinden solcher 'Latrinenparolen' übten, vielleicht, um sich selbst Hoffnung zu machen, und es gab viele, die diesen Phantasie-Produkten nur zu gerne glauben wollten, zumindest darüber reden wollten. In einer fast ausweglosen Situation - vor allem während der Zeit, als noch keine Verbindung mit Deutschland bestand - besteht natürlich die Neigung, sich an den kleinsten Strohalm zu klammern, man war geneigt, gegen seinen eigenen Verstand sich etwas vorzumachen. Ich halte es auch für möglich, daß gewisse Gerüchte über eine bald bevorstehende Entlassung bewußt von den Russen ausgelöst wurden" (W. Pohl, 19b).

Die Gedanken eines Berichterstatters beschäftigen sich mit dem Begriff "Gerüchteküche": "Als Stichwort soll der Begriff 'Hungerjahre' einen Bogen schlagen zu einer Institution, die im Gegensatz zur permanent leeren Lagerküche Tag und Nacht in Aktion war und keinen Mangel an 'Zutaten' kannte. Es handelt sich hier um die Gerüchteküche. Sie war kein räumlich fester Punkt, sie war überall. Bei der Arbeit, beim Zählappell, auf der Pritsche, selbst der Traum blieb nicht ausgenommen. Besonders aber dann, wenn Verlegungen oder Transporte bekannt wurden, kochten die Töpfe in dieser 'Küche' über" (K. Wagemann, 10).

Von den Berichterstattern wird uns eigentlich recht wenig über den konkreten Inhalt der Gerüchte mitgeteilt. Vielleicht deswegen, weil sie so flüchtig und kaum zu greifen waren. Vielleicht aber auch, weil sich um sie keine einprägsamen Geschichten erzählen ließen. Trotzdem kann man sagen, daß die Gerüchte eine sehr wichtige Funktion im Zusammenleben der Gefangenen erfüllt haben: Sie waren die "Nährmutter der Hoffnungen, ohne die keiner existieren kann" (O.B., 3). Und so mancher Ablauf der Ereignisse gab den Optimisten Recht: In vielen Gerüchten steckte offensichtlich ein Körnchen Wahrheit, einige konnte man sogar beim Wort nehmen. Gerüchte, aus Hoffnung erfunden oder aus propagandistischen Mitteln von den Bewachern eingesetzt, stellten so etwas wie einen Stabilisator im Leben der Gefangenen dar.

b. Zeitungen

Neben den Gerüchten, an denen man sich orientierte, standen den Gefangenen Schriften und Zeitungen zur Verfügung, die im Sinne der UdSSR die politischen und gesellschaftlichen Ereignisse beschrieben und kommentierten. Hierzu gehörten z.B. Zeitungen aus dem ehemals sowjetisch besetzten Teil Deutschlands.

"1946 trafen die ersten Zeitungen aus der sowjetisch besetzten Zone ein. Die Überschrift 'Churchill rasselt mit dem Säbel', ließ uns erkennen, daß sich das Verhältnis zwischen den Siegermächten inzwischen sichtbar verändert hatte. Einige ewig gestrige Kameraden verstiegen sich zu der Forderung, daß die Westmächte wohl bald gegen die Russen marschieren und uns befreien würden" (G. Klöpfer, 19).



Abb. 51: Der Parolenbläser (vermittelt durch W. Seeliger).

Aber nicht nur die hohe Politik spiegelte sich in den Zeitungen wider, sondern auch das tagtägliche Leben: "Aus der Nachricht über den 'Heiratsmarkt in ...' mußten wir folgern, daß man in der Heimat schon wieder ein normales Leben führte" (G. Klöpfer, 19). Und an diese Erkenntnis knüpften sich dann oft recht gemischte Gefühle: "Warum müssen gerade wir hier unter diesen elendigen Bedingungen leiden? Könnten nicht auch die anderen Deutschen in der Heimat, insbesondere die für das Kriegsgeschehen Verantwortlichen, im Austausch zu persönlichen Reparationsleistungen hier eingesetzt werden? Ja, solche Gedanken wurden von uns auch diskutiert" (G. Klöpfer, 19).

Eine weitere Möglichkeit, sich über die großen politischen Ereignisse zu informieren und eventuell etwas über das künftige eigene Schicksal zu erfahren, bestand in der Lektüre der Lagerzeitungen. Obwohl auch sie sehr tendenziös waren, wurden sie dennoch häufig gelesen, in der Hoffnung, zwischen den Zeilen wichtige Informationen in Erfahrung zu bringen. "Die Lagerzeitung, die jetzt 'Nachrichten für die Kriegsgefangenen' heißt, kommt jetzt regelmäßig monatlich und ist ein typisches Beispiel russischer Zensur. Ich verschlinge jeden Buchstaben, auch wenn die Zeitung nur Lobpreisungen über die Erfolge der Sowjetunion auf außen- und innenpolitischen Feldern herunterbetet. Oder das Leben eines Stachanow-Arbeiters schildert, der den Sinn seines Lebens in der permanenten Überflügelung seiner Arbeitsnorm sieht. Die Zeitung berichtet manchmal aus der sowjetischen Zone und auch aus anderen Lagern. Dann muß ich feststellen, daß wir in unserem Waldlager Wadina an den A... der Welt geraten sind" (A. Bierhaus, 19).

Eine besonders einfallsreiche Methode, sich zu informieren, war folgende, die allerdings nur Episode blieb: "Das Wetter war in den ersten Novembertagen des Jahres 1945 noch sehr sonnig und freundlich. Während der Mittagszeit saß die Frau unseres Natschalniks an einer windgeschützten Stelle des Hauses in der Sonne und las die Tageszeitung, die 'Prawda', zu deutsch 'Wahrheit'. Eines Tages ging ich zu ihr, kramte meine russischen Sprachkenntnisse zusammen, um etwas Neues aus der Zeitung zu erfahren. Die Nachrichtenübermittlung im Lager war sehr schlecht ... Da ich nicht in der Lage war, Russisch zu lesen, war ich sehr froh, als diese Frau bereit war, mir in jeder Mittagspause die Zeitung vorzulesen. So erfuhr ich u.a. täglich über den Verlauf der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse, die uns bis zu diesem Zeitpunkt ziemlich unbekannt gewesen waren" (J.K., 111).

Es gab aber auch andere recht verschlungene Wege der Information, bei denen ebenso wie bei dem vorangegangenen Bericht der Zufall eine wesentliche Rolle spielte: "Durch eine junge Russin, welche als Wachtposten vor einem benachbarten Magazin eingesetzt war, erhielt ich direkte Informationen aus der Heimat. Sie war als Zwangsarbeiterin bei der Firma Oetker in Bielefeld beschäftigt gewesen und konnte mir berichten, daß meine Heimat zunächst von den Amerikanern ('auch schwarze Menschen') besetzt worden

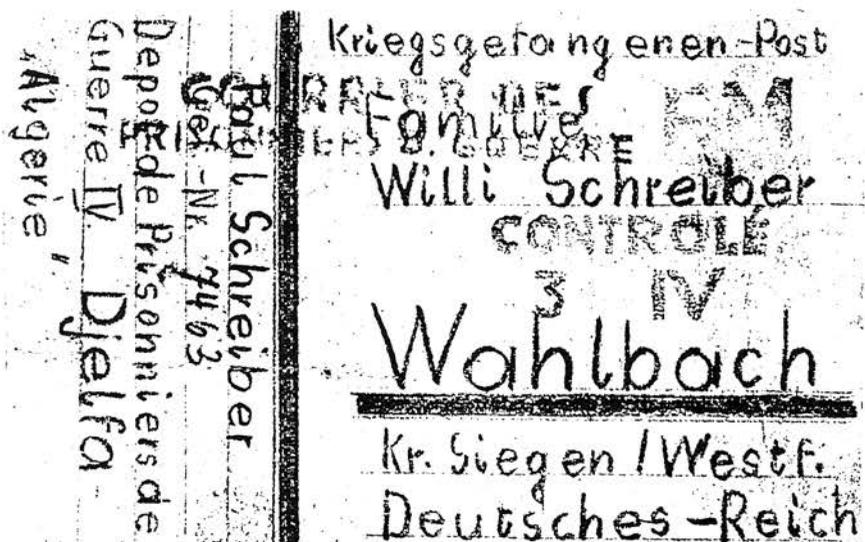


Abb. 52: Selbstgefertigte Karte aus Karton, die am 19. März 1944 aus französischer Kriegsgefangenschaft (Algerien) nach Deutschland geschickt wurde (P. Schreiber).

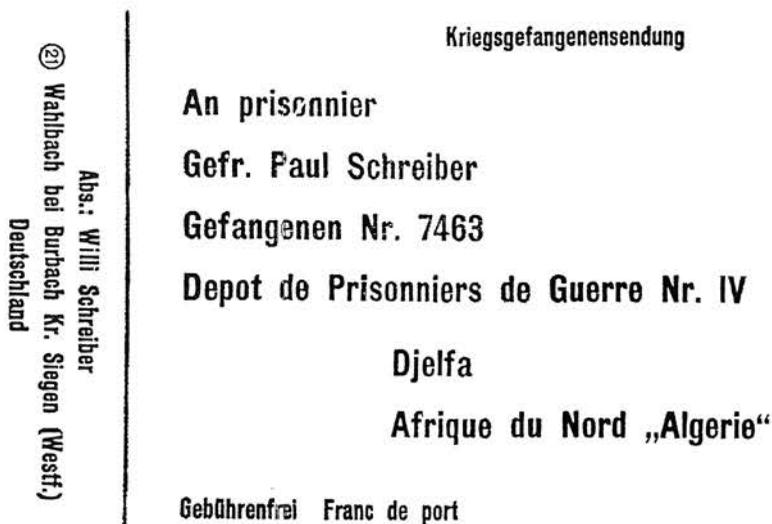


Abb. 53: Gedruckte Anschrift für Sendungen an deutsche Gefangene in Algerien (P. Schreiber).

sei, welche dann von den Engländern abgelöst wurden" (G. Klöpffer, 20). Solche und ähnliche Fälle ließen sich sicherlich häufen. Das Interesse an Nachrichten über die politische Großwetterlage und über die Lebensverhältnisse im Kriegs- und Nachkriegsdeutschland war deshalb besonders groß, weil viele Gefangene aus diesen Meldungen das Schicksal und die Lebensumstände ihrer eigenen Familie zu rekonstruieren suchten.

c. Post

Der normale Weg des Austausches von Informationen auf dem Postwege war den Kriegsgefangenen nach dem Kriege zunächst verwehrt. Es dauerte recht lange, häufig bis weit in das Jahr 1946 hinein, bis die Lagerleitungen erlaubten, die Rückantwortkarten des Roten Kreuzes zu verteilen und auch abzuschicken.

Diese Postkarten wurden zunächst oft an die Gefangenen ausgegeben, die sich in irgendeiner Form besonders ausgezeichnet hatten oder in der Gunst der Lagerleitung standen. Es war dann aber noch immer recht ungewiß, ob diese Karten tatsächlich abgeschickt wurden und die Adressaten erreichten. "In einer Diskussionsstunde (in solchen Stunden sollten wir politisch umgeschult werden) fragten wir nach der Möglichkeit, nach Hause schreiben zu dürfen. Die UdSSR hätte doch auch die Genfer Konvention mitunterzeichnet. Da wurde der Vertreter des 'Freien Komitees' bissig: 'Na, das fehlte Euch noch, Besuch alter Amerikanerinnen, die Euch Schokolade bringen und so weiter ...'. Nach Hause schreiben könnten demnächst nur die, welche vorbildlich ihre Arbeit zur Wiedergutmachung leisteten. Tatsächlich erhielten etwa nach einem halben Jahr die ersten Bestarbeiter vor den neidischen Augen der übrigen je eine Postkarte als Anerkennung ausgehändigt, die auch sogleich geschrieben wurde. Nach einigen Wochen war zu erfahren, daß auch diese ersten Postkarten in den Papierkorb gewandert waren" (B. Petrat, 6). Es fehlten zudem oft die einfachsten Mittel, um die Postkarten auch zu beschreiben. So mußten in vielen Lagern erst auf mühevoll Weise Tinte und Federhalter angefertigt werden.

Anfangs waren diese Karten ein begehrtes Tauschobjekt, da es viele Gefangene gab, die aus den verschiedensten Gründen ihre Karten nicht selbst benutzten. Hierzu das folgende Beispiel: "Im Dezember 1945 hatte ein Kamerad aus Seppenrade für den Lagerkommandanten ein Paar Stiefel angefertigt. Als Belohnung bekam er u.a. eine Postkarte, um seinen Eltern schreiben zu können. Der Kamerad hatte von Gefangenen, die später in unser Lager gekommen waren, erfahren, daß er als gefallen gemeldet war. Daraufhin gab er mir die Karte und sagte: 'Ich schreibe nicht eher nach Hause, bis ich genau weiß, daß ich dort auch ankommen werde. Hier hast Du die Karte!' Ich habe geschrieben, und im Juni 1946 bekam ich Antwort. War das eine Freude, und die Nachricht ging durch das ganze Lager" (W. Hartmann I,14).

S. Anfangsbuchstabe
des Familiennamens
des Absenders

I. TEIL

EIN MITGLIED DER GESCHLAGENEN
WEHRMACHT SUCHT SEINEN
NÄCHSTEN ANGEHÖRIGEN

Ich bin noch am Leben und befinde mich z. Z. In britischer
amerikanischer Hand
russischer

Ich bin gesund
im Lazarett. Meine Anschrift ist wie unten. Bitte die Karte sofort
zurückzuschicken!

Datum 3. Jan. 1946 Unterschrift Willi Seggewiß
Geburtsort und Geburtsdatum Letitz 26.4.1921

Abb. 54: Teil einer Karte mit dem ersten Lebenszeichen eines deutschen Gefangenen, mit der umstrittenen Formulierung: "Ein Mitglied der geschlagenen Wehrmacht sucht seinen nächsten Angehörigen" (W. Seggewiß).

RIEGSGEFANGENENPOST

Portofrei

CARD OF CAPTURE FOR PRISONERS OF WAR
GEFANGENENMELDUNG FÜR KRIEGSGEFANGENE

IMPORTANT
This card must be filled in by each prisoner immediately after his capture, and for each subsequent change of address upon arrival in the new camp or hospital.

WICHTIG
Diese Karte soll von jedem Kriegsgefangenen sofort nach seiner Gefangennahme und bei jedem Adressenwechsel gleich nach seiner Ankunft im Lager oder Lazarett ausgefüllt werden.

W. D., P: M. G. Form No. 6
(Revised 5 August 1943)

Germany/Deutschland

Familie
Walter Busch

31/1/46 PASSED BY BASE
Bielefeld i.W.

Oerlinghauser Str. 14

HQ. RT. USA - 10-44-510W/50142 (44'S 02246)

Abb. 55: Erstes Lebenszeichen eines Gefangenen in amerikanischem Gewahrsam, abgeschickt am 10.4.1945, angekommen 31.1.1946 (W. Busch).

Ihr Lieben!

Bin gesund, hoff von Euch
dasselbe. Hunger mein Begleiter,
Sehnsucht zu Euch ebenso
gross. Hoffentlich baldige
gesunde Heimkehr,
Herzliche Grösse
an Alle.

Euer
Walter!

Abb. 56: Erste Kartengröße mit 25 Wörtern aus der sowjetischen Gefangenschaft (W. von Wensierski).

den 4. IV. 47

An das 9. Polizeirevier!

Bitte diese Karte an die frühere Adresse:
Ed. von Wensierski
Dortmund-Dorstfeld
Am Hartweg 193, weiter zuleiten
- von Kaufmännisch

Ben
Beucuepcku
Bachmei

Ihr Lieben!

Nach mehrmaligem Schreiben und immer ohne
Antwort, bleibt mir dieser Weg nur noch offen.
Hoffentlich mit Erfolg. Ich bin gesund. Hoffe von
Euch auch dasselbe und eine baldige gesunde
Heimkehr. Die besten Grösse an Alle

von Euern Walter!

Abb. 57: Postkarte, die W. von Wensierski an die Polizei schickte, da 1947 der Kontakt zu seiner Familie immer noch nicht hergestellt war.

16. Mai 1946

Meine Lieben!

Euch allen sende ich wiederum herzliche Grüsse! Ich bin immer noch bei bester Gesundheit und wohl auf: arbeite täglich in meinem Beruf. Das bisschen Freizeit weiss ich wohl auszunutzen. So beginnt man das Zeit das Bestmögliche ab. Einmal kommen auch wir wieder nach Hause. Hoffentlich finde ich Euch dann noch gesund und vollzählig vor! Ich schliesse in der Hoffnung, auch von Euch bald ein Lebenszeichen zu erhalten.
Herzliche Grüsse! Tina!

Abb. 58: Postkarte aus sowjetischer Gefangenschaft, 1946 (T. Buttermann).

Ihr Lieben.

29. V. 49

Als Antwort auf Mutter's Karte vom 21. vor. Mo. will ich wieder etwas von mir hören lassen. Hoffentlich habt Ihr meinen Brief erhalten. Wie ich erfahre, ist bei Euch noch alles wohl auf und der blütenreiche Sommer wird Euer Herz erfreuen. Auch bei uns im tiefen Rußland ist's Sommer geworden. Trotzdem der Winter mit 40-50 Grad sehr streng ist, meint es die Sonne einige Tage im Jahre gut. Nur wenige Stunden trennen uns vom neuen Monat. Wird er die Entscheidung bringen? Unsere Herzen sind still geworden durch den einzigen Gedanken an die Heimkehr. Wie lange noch? Herr, mach uns frei!, das ist unser Gebet, mit welchem wir Gott um Beistand bitten. Niemand kann erweisen, was es heißt, Kriegsgefangener zu sein. Sonst geht's mir gesundheitlich gut, man tut manches für uns. Trotzdem gibt es nur eins: die Heimkehr. Im diesem Sinne grüßt Euch alle recht herzlich + umgibt Euch Louis.

Abb. 59: Postkarte aus sowjetischer Gefangenschaft, 1949 (H.J.L.).

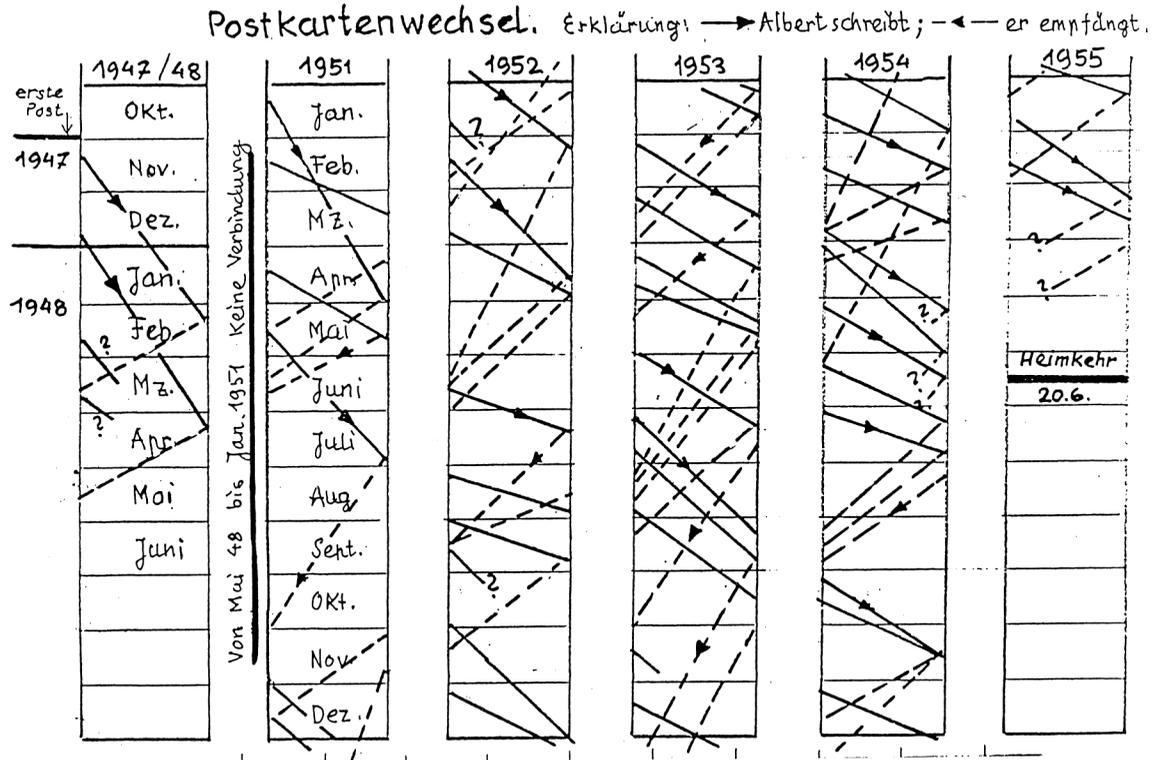


Abb. 60: Diagramm eines Postkartenwechsels zwischen Deutschland und einem Gefangenen in sowjetischem Gewahrsam, 1947-1955 (A.T.).

Anfangs waren diese Karten ein begehrtes Tauschobjekt, da es viele Gefangene gab, die aus den verschiedensten Gründen ihre Karten nicht selbst benutzten. Hierzu das folgende Beispiel: "Im Dezember 1945 hatte ein Kamerad aus Seppenrade für den Lagerkommandanten ein Paar Stiefel angefertigt. Als Belohnung bekam er u.a. eine Postkarte, um seinen Eltern schreiben zu können. Der Kamerad hatte von Gefangenen, die später in unser Lager gekommen waren, erfahren, daß er als gefallen gemeldet war. Daraufhin gab er mir die Karte und sagte: 'Ich schreibe nicht eher nach Hause, bis ich genau weiß, daß ich dort auch ankommen werde. Hier hast Du die Karte!' Ich habe geschrieben, und im Juni 1946 bekam ich Antwort. War das eine Freude, und die Nachricht ging durch das ganze Lager. Erst viel später gab es für alle Gefangenen die Möglichkeit, in die Heimat zu schreiben" (W. Hartmann I, 14). Manche Gefangenen verkauften die Karten oder tauschten sie gegen Zigarettenpapier und Tabak ein (R. Eismann, 18 und A. Bierhaus, 23). Auf dem Schwarzen Markt des Lagers Mogilew wurde eine Karte mit 5 Rubeln gehandelt (H. Griewel, 126).

Die ersten Postkarten wurden dazu benutzt, um den Verwandten ein Lebenszeichen zu senden und erst einmal den Kontakt herzustellen. Mit 25 Wörtern konnte man eigentlich recht wenig mitteilen. "Eines Abends dürfen wir unsere erste Karte in die Heimat schreiben. Absender: Moskau SSSR, Rotes Kreuz, Postkasten 145. Wir halten es für eine Finte, niemand glaubt mehr, daß sie befördert wird ... Trotzdem schreibe ich nach Hause: 'Meine lieben Eltern, ich befinde mich gesund in russischer Kriegsgefangenschaft. Bin guten Mutes und hoffe auf ein glückliches Wiedersehen daheim. Es grüßt Euch von ganzem Herzen stets Euer Gerd'. Die Karte darf kein Datum haben, und sie wird natürlich zensiert - aber sie ist tatsächlich angekommen in Monheim am 15. Februar 1946. Die erste Post aus der Heimat erhielt ich erst im April 1946, also 11 Monate nach Kriegsende und Gefangennahme" (G. Meurer, 33f.).

Im Laufe des Jahres 1946 normalisierte sich der Postverkehr zwischen den Angehörigen in Deutschland und den russischen Gefangenen. In manchen Lagern wurde den Gefangenen regelmäßig jeden Monat eine Antwortkarte ausgehändigt. "Auch durften wir, etwa Mitte 1946, zum ersten Mal schreiben. Eine Doppelkarte. Das Doppel war für die Antwort. 25 Worte einschließlich der Anschrift. Das war, weiß Gott, nicht viel, aber es gab nun eine Verbindung zur Heimat. Niemand glaubte aber so recht daran, daß die Karten ihren Bestimmungsort jemals erreichen würden. Um so erstaunter aber waren wir, als wir nach ca. sechs Wochen Antwort bekamen" (H. Gabriel, 6).

Einige benutzten diese Karten, um Zeichnungen nach Hause zu schicken, besonders in der Zeit um Weihnachten: "Ich habe von hier ('Klein Wilna') am 20. 11. 1947 eine Postkarte nach Hause geschrieben, ich durfte nur 25 Worte schreiben. Es sind aber 28 geworden, sie ist durch die Zensur gegangen und auch angekommen. Ich habe sie jetzt neben mir liegen, sie ist

über 45 Jahre alt und erinnert mich an das, was damals war, sie hat einen großen Wert ... Ich habe die Karte mit Tannenzweigen, Lametta und Kerze ... verziert, als Weihnachtskarte, sie war vier Wochen unterwegs und wurde vom Internationalen Roten Kreuz befördert" (K. Brinkgerd, 36b).

Die Antworten aus der Heimat ließen oft lange auf sich warten. Mit welchen Bedenken, Hoffnungen und Befürchtungen dieser Briefwechsel verbunden war, schildert folgender Bericht: "Am 17. Juli 1946 wurden wieder einmal Doppelkarten ausgegeben, hatten Gelegenheit, wieder ein Lebenszeichen in die Heimat zu den Eltern oder Familien zu schicken. Dem Postverkehr schenken wir kein allzugroßes Vertrauen, hatten wir doch schon am 12. Dezember 1945 die erste Doppelkarte schreiben können, und noch immer war die Antwort nicht angekommen. Hatte ich vielleicht bei der ersten Karte die Vorschriften nicht beachtet? Oder zu viel oder Unpassendes geschrieben? Oder hatten meine Eltern und Schwester den Krieg nicht überlebt? Waren doch schon mehr als 1 1/2 Jahre vergangen, seitdem ich das letzte Lebenszeichen von ihnen erhalten hatte. Bei der zweiten Karte war uns kein Wortlimit gesetzt worden. Aber trotzdem, man konnte nicht wissen. Ich schrieb also nur ganz belangloses Zeug, übersichtlich alle Zeilen und in bestens lesbarer Schrift, um nur nicht den Zorn der Zensur heraufzubeschwören, die vielleicht meine Karte aus dem Verkehr zog. Wie auch während der Kriegszeit, so gestattete man uns jetzt auch nicht, im Text eine Ortsangabe über unseren Aufenthalt zu machen. Es wurden natürlich von uns auch alle Vorschriften beachtet, mit dem einen Wunsch, daß die Angehörigen von uns ein Lebenszeichen erhalten würden" (J.K., 178).

Wie gefiltert die Informationen waren, die per Postkarten ausgetauscht wurden, schildert der eben zitierte Berichterstatter im weiteren: "Anfang 1948 wurde uns auch gestattet, die Postkarten ganz zu beschreiben ... Wie deprimiert und verzweifelt wir waren, davon schrieb man besser keine Zeile. Nur so ist es zu erklären, daß im Geist der russischen Lagerleitung geschrieben wurde. Man wollte ja schließlich ein Lebenszeichen geben und die Antwortkarte zurückerhalten. Im Februar 1948 wurde es uns sogar erlaubt, einen Brief zu schreiben. Mein Gott, was wurde hier geflunkert! Man schrieb nur um zu schreiben! ... Ich hoffte aber, daß ich mit der maßlosen Übertreibung wohl ins Schwarze treffen würde. Ich ging davon aus, daß mein Vater, (der) den ersten Weltkrieg mitgemacht hatte, ... zwischen Lüge und Wahrheit wohl unterscheiden würde. So war es denn auch! ... Aber die Wahrheit hätten wir nicht schreiben dürfen; wir hätten den Kürzeren gezogen - entweder wären wir in ein Straflager gebracht worden, oder die Heimfahrt wäre auf unbestimmte Zeit verschoben worden. Wer wollte wohl eines von beiden für einen offenen Brief in Kauf nehmen?" (J.K., 336f.).

Der Postverkehr enthielt also erhebliche Risiken, die vielleicht von den Gefangenen wesentlich höher eingeschätzt wurden, als es den tatsächlichen Gegebenheiten entsprach. Zumindest aber war der Postweg lang und unsicher.

Darauf stellten sich die Schreibenden bewußt ein: Die Karten wurden zur Kontrolle durchnummeriert. Sowohl die Gefangenen als auch die Angehörigen notierten ihre Informationen doppelt und dreifach auf verschiedenen Karten, um ganz sicher zu gehen, daß sie ihren Adressaten auch tatsächlich erreichten: "Erst zwei Tage waren vergangen, daß ich die letzte Karte geschrieben hatte, da erreichte mich am 6.9.1947 wieder ein Kartengruß aus der Heimat. Diese Karte war datiert vom 27.7.1947. Vorsichtshalber gratulierte man nochmals zu meinem Geburtstag. Es wäre nicht nötig gewesen; die Glückwünsche hatten mich mit einer vorhergehenden Karte schon erreicht. Aber doppelt genäht hält besser" (J.K., 294f.).

Es bestand vereinzelt die Möglichkeit, verschlüsselte Informationen auf den Postkarten durchzuschmuggeln. Hierzu der folgende Bericht: "Der Text meiner Karten aus 1947 enthielt fast ausschließlich Geburtstagsgrüße und Glückwünsche. Bei diesen Grüßen habe ich dann neben Namen der Angehörigen auch unauffällig Namen und Straße von Kameraden angeführt, die inzwischen entlassen waren. Meine Frau hat sich dann auch gleich mit diesen Personen in Verbindung gesetzt, um Näheres über mich und unser Lager zu erfahren" (W.R., 55). Und H. Griewel (132) schreibt: "Dennoch durchbrach ich erstmalig meine Gewohnheit, nur von guten Dingen zu schreiben. Unter anderem teilte ich der Familie mit, man könne sich nun in der vierzigstägigen vorösterlichen Zeit meinem Lebensstil anpassen. Gemeint war das kirchliche Fasten, welches damals, vor allem auf dem Land, noch geübt wurde. Diese Mitteilung erreichte unzensiert das Elternhaus, denn was verstand der russische Zensor von vorösterlicher Zeit? Nichts. Von nun an wußte man zu Hause, daß es mir doch nicht so rosig erging, wie ich es bisher schilderte, aber so recht begriffen hat man es nie."

Es konnte auch geschehen, daß Informationen, deren Übermittlung lange dauerte, überholt waren. Besonders berührt wurden die Gefangenen durch die Fälle, in denen der Adressat, dem die sehnsüchtig erwartete Nachricht galt, in der Zwischenzeit verstorben war: "Die erste Postverteilung endete fast in einem Fiasko, obwohl die Russen einen großen Propagandaerfolg daraus machen wollten. Das ganze Lager mußte antreten, und im Beisein der russischen Offiziere wurden die Namen der Empfänger beim Lampenschein verlesen. Es war erschütternd: ein großer Teil der Antwortkarten war an Kameraden adressiert, die nicht die Strapazen des Winters überstanden hatten" (A. Bierhaus, 18).

Verständlicherweise nahmen die Gefangenen die Post oft mit starken Gefühlsregungen in Empfang. So heißt es in einem Bericht: "Aber dann (geschah) immer wieder dasselbe: man wurde still, mußte zunächst mit sich selbst und der Erregung fertig werden, um dann sich mit einem guten Freund auszutauschen" (J.K., 294f.).

Diejenigen, die unerfreuliche Informationen aus der Heimat erhielten, mußten ihr Gefangenendasein in zunehmendem Maße als sinnentleert

empfinden im Gegensatz zu den Kameraden, die aufgrund positiver Nachrichten neuen Überlebenswillen schöpften. Ein Berichtersteller, der sich in jugoslawischem Gewahrsam befand, schreibt über den Empfang der ersten Nachrichten von zu Hause: "An einem Sonntagmorgen im Monat Juni traf der Kurier der Partisanen aus dem Weinberglager bei uns im Stauwerk ein. Zu seinem Reisegepäck gehörte auch ein Postsack mit Briefen aus der Heimat. Es waren die Antworten auf unsere Postkarten, die wir Ende April geschrieben hatten. Die Post wurde dem deutschen Lagerführer übergeben, der die Verteilung übernahm. Es wurden die Namen aufgerufen, und ein jeder holte sich seinen Brief. Wir waren alle glücklich über diese Verbindung mit der Heimat nach so langer Zeit. Aber mit dem Öffnen der Briefe ließen sich alle Kameraden Zeit. Man spürte die Freude, aber auch die Angst und Sorge beim Öffnen. Es war ganz still geworden in unserer Unterkunft. Ein jeder hielt ein Stück Heimat in seinen Händen. Jetzt hatten wir alle Gewißheit, wie es um die Angehörigen in der Heimat stand. Wir brauchten unseren Kameraden nur in die Augen zu schauen, um zu erfahren, ob Freud oder Leid in den Zeilen gestanden hatte. Es waren Kameraden dabei, die durch den sinnlosen Widerstand gegen Ende des Krieges ihre nächsten Angehörigen verloren hatten. Wieder andere bekamen von nächsten Verwandten die Mitteilung, daß die ganze Familie vermißt sei und niemand über den Verbleib berichten könne. So reihte sich an diesem Sonntagmorgen Schicksal an Schicksal, Freude und auch großes Leid. Aber wie sollten wir, die eine gute Nachricht aus der Heimat erhalten hatten, unseren leidgeprüften Kameraden helfen. Wir fanden nicht immer die richtigen Worte des Trostes, aber manchmal spürten wir, daß sie beruhigt waren, daß alle Kameraden an ihrem Leid teilnahmen und ihnen zuhörten beim Vorlesen der Briefe, die so viel Traurigkeit in ihr hartes Gefangenleben gebracht hatten" (H.W. Schneider, 45).

Schwer konnte die Belastung für diejenigen Gefangenen werden, deren Verlobte, Ehefrau oder Freundin nicht auf ihre Heimkehr warten wollten. "Inzwischen war es gestattet, neben den Karten auch Briefe nach Hause zu senden. Mit dem zunehmenden Austausch der Informationen mehrten sich aber auch die durch Briefe sich anbahnenden oder schon vollzogenen menschlichen Tragödien. Wie oft eigentlich kam es vor, daß Post kam von der Ehefrau oder den Eltern, in der dann stand, sie könne oder wolle nicht mehr auf ihn warten. Ich weiß es nicht, es war aber gar nicht so selten. Mir selbst ist es so ergangen, mein Mädels mochte wohl die Ungewißheit nicht mehr ertragen, ob und wann und ob gesund ich zurückkommen würde. Diese Nachricht hat mich damals ganz schön umgehauen, doch gegenüber denen, die verheiratet waren und denen die Frau weggelaufen war, eine weit weniger schwerwiegende Nachricht, mit der man fertig werden mußte" (J. Veit, 41a).

Trotz allem erweckte die empfangene Post in den meisten Fällen "frischen Mut und neue Hoffnung" (G. Klöpffer, 19). Daher wird es verständlich, wenn

ein Gefangener auf die Idee kam, das Datum der ersten Nachricht von Zuhause als sein Wäschezeichen zu benutzen (A. Bierhaus, 21).

Es klingt immer wieder in den Berichten an, daß die in der Post erhaltenen Informationen, mögen sie auch noch so privat gewesen sein, an Freunde und Bettnachbarn weitergegeben wurden. Die Neuigkeiten ließen die Gefangenen enger aneinanderrücken und verstärkten die gegenseitige Hilfe. Mancher Trost, der auf diese Weise dem Einzelnen gespendet wurde, konnte so die ganze Gruppe erfassen und aufmuntern. Hierzu zwei Beispiele: "Ich weiß nicht mehr, wann die erste Post für uns ankam. Die Freude derjenigen, die Post erhielten, war riesengroß. Groß war die Enttäuschung für die, die bei der Postverteilung leer ausgingen. Im Zelt gegenüber lebte u.a. ein alter Stabsfeldwebel aus Ostpreußen. Er war der typische Zwölfender, aber im guten Sinne. Als er Post bekam, hörte ich ihn laut in seinem breiten ostpreußischen Dialekt rufen: 'Mariechen (den Vornamen weiß ich nicht mehr) Mariechen hat geschrieben, sie ist mir immer treu geblieben'. Der Mann war ganz aus dem Häuschen. Aber das ging wohl allen so, die Post bekommen hatten" (H. Sandkühler, 75).

"Im Frühjahr 1946 traf für viele Gefangene Rückpost ein. Die Nachrichten aus der Heimat wurden ausgetauscht und besprochen. Wir wußten jetzt, wie schlecht es auch in der Heimat aussah. Meine Frau schrieb mir, unser Haus sei von einer Fliegerbombe getroffen und völlig ausgebrannt. Sie, mit den Kindern und aufgenommenen Verwandten seien aber ohne körperliche Schäden herausgekommen. Die gesamte Hauseinrichtung sei verbrannt. Eine Ansicht setzte sich bei den Gefangenen dank der eingegangenen Post durch: Weil die Heimat jetzt weiß, daß wir noch leben, werden wir früher oder später unsere Angehörigen wiedersehen. (Auch) nach späteren Eingängen von Post gab es Zusammenkünfte mit Aussprachen über die Lage in der Heimat" (R. Eismann, 18).

Eine wichtige Informationsquelle spielten die Fotos, die von den Angehörigen in die Gefangenenlager geschickt wurden: "Die Verbindung mit der eigenen Familie war da, wenn auch schleppend. Einen Schreck gab es zu erfahren, daß Helma nach einem Sturz mit verletzter Wirbelsäule ans Krankenhaus gefesselt war. Die erhaltenen Fotos zeigten sie, gestützt von Reinhild und Olly, bei den ersten Gehversuchen. Fotos waren überhaupt eine wichtige Information. Ich sah, wie die Söhne aufgewachsen waren, ich lernte Reinhild kennen. Pakete kamen immer häufiger, oft von Unbekannten abgeschickt. Das Eß- und Rauchbare wurde mit denen geteilt, die nicht so gut dran waren" (A.T., 29).

Die Fotos enthielten, obwohl als private Informationen gedacht, Botschaften, die alle Gefangenen interessierten, insofern sie Spiegel der aktuellen Verhältnisse in der Heimat waren: "Endlich ist wieder Heimatpost da. Von meiner Schwester Toni erhalte ich eine Postkarte. Sie hat ein Foto der Doppelhochzeit meiner Schwestern Käthe und Annchen aufgenäht, und

es passiert die Zensur. Ein jeder will das Foto sehen und sich davon überzeugen, daß die Bräute in weißen Kleidern und die Männer Frack und Zylinder (geliehen) tragen" (A. Bierhaus, 24, vgl. A. Lehmann 1986, 116f.).

Besondere Probleme hatten diejenigen Soldaten, die aus den deutschen Ostgebieten stammten und ihre geflüchteten/vertriebenen Familien suchten. Immer wieder hören wir von den schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, in solchen Fällen den Kontakt herzustellen. Die seelische Belastung jener aus dem Osten stammenden Soldaten war in der Gefangenschaft in zweifacher Hinsicht besonders groß: zum einen wußten sie von den Gefahren, denen ihre Familien bei der Flucht und Vertreibung ausgesetzt waren; zum anderen mußten sie aufgrund der außergewöhnlichen Bedingungen sehr lange auf ein Lebenszeichen von ihren Angehörigen warten. "Erst im Spätherbst des Jahres 1946 ... erhielten wir Doppelkarten des Roten Kreuzes, auf deren einen Teil wir einen vorgeschriebenen Text schreiben konnten. Für die aus den Ostgebieten Stammenden ergab sich jetzt das Problem, wohin die Karte geschickt werden sollte. Wer keine Ausweichmöglichkeit wie ich hatte, mußte sie wohl an die alte Anschrift senden. Wir hatten ja inzwischen von der Ausweisung und Vertreibung aus den Ostgebieten erfahren. Ich also schickte meine Karte mit der angehängten Rückantwort an einen meiner Onkel, der in Freiburg/Breisgau Apotheker war und den ich dort schon besucht hatte, ich kannte also die Adresse. Zusätzlich zum Einheitstext bat ich meinen Onkel, die Karte an meine Mutter weiterzuleiten, in der Hoffnung, daß er Verbindung zu ihr habe. Tatsächlich hatte sich meine Mutter aus Chemnitz ... bei ihm gemeldet. Sie war mit meinem jüngsten Bruder, der um den 10. Januar 1945 aus dem Kinderlandverschickungslager nördlich von Breslau nach Hause gekommen war, rechtzeitig vor dem Einmarsch der Russen geflüchtet, eben nach Chemnitz, wo ihr anderer Bruder im Polizei-Innendienst tätig war ... Um die Jahreswende 1946/47 kam dann zum ersten Mal Post im Lager an, auch für mich war die erlösende Nachricht darunter, daß meine Angehörigen den Krieg lebend und ohne ... Körperschaden überstanden hatten. Sie lebten inzwischen in einem Dorf im Sauerland, das der zweite Bruder - bei Kämpfen in Holland in englische Kriegsgefangenschaft geraten - nach seiner frühen Entlassung im Mai/Juni 1945 als 'landwirtschaftlicher Arbeiter' als erster erreicht hatte. Er ließ die Mutter mit dem jüngsten Bruder, die in Chemnitz sehr hungern mußten, in dieses Dorf nachkommen, da dort die Lebensverhältnisse besser waren ... Als ich den neuen Aufenthaltsort meiner Angehörigen las: 'Madfeld, Kreis Brilon, Reg. Bez. Arnsberg', konnte ich mir keine Vorstellung über die geographische Lage machen. Ich fragte dann im Lager herum und traf auf einen Kriegsgefangenen, der aus Beckum stammte und mir Aufklärung erteilen konnte. Er wurde ein guter Freund" (W. Pohl, 20f.).

Dieses Beispiel zeigt, auf welch verschlungenen Pfaden die "Vertriebenen" in Gefangenschaft Kontakt zu ihrer Familie suchen mußten. Es weist

weiter darauf hin, daß sich durch die Vertreibung der Familie und deren grundlegende Wohnsitzveränderung neue Freundschaften und Solidaritäten ergaben. Ein für die folgende Entwicklung in der Bundesrepublik recht aufschlußreicher Hinweis, wie eine neue räumliche Nähe Gemeinsamkeiten schaffen kann.

Zum Schluß sei noch auf eine andere Verbindung mit der Heimat erinnert, an die Pakete, die für diejenigen, die überaus lange in Gefangenschaft waren und erst als Spätheimkehrer entlassen wurden, eine große Aufwertung ihres Lebensstandes bedeuteten. "Und dann der Paketsegel! Neue Brille, Armbanduhr, Trainingsanzug, Nahrhaftes, Schnitt-Tabak und Zigarettenpapier. Die Machorkazeit mit Prawdazetteln war vorbei. Das Paketöffnen durch die Russen erschien uns wie ein Fest, doch mit Einschränkung: sie, die selbst kaum was hatten, waren begehrt. So steckte ein Offizier die von mir erbetenen Klebstreifen einfach in die eigene Tasche, ebenso Gummiband u.a." (A.T., 27).

Zu den Paketen heißt es noch an anderer Stelle: "Ich selbst bekam die erste Antwort, das erste Lebenszeichen von daheim zu Anfang 1951. Dann konnten wir Pakete schicken lassen, eines im Monat von daheim und eines vom Roten Kreuz bzw. von einer anderen fürsorglichen Stelle. Die Pakete wurden nur von der russischen Lagerführung ausgegeben, jedes Verpackungsmaterial, alles Gedruckte und Geschriebene wurde uns nicht überlassen. Konserven wurden geöffnet, Kuchen oder Schokolade zerbröckelt (schließlich konnte ja eine Waffe darin versteckt sein). Nur ein Gruß von meiner Schwester auf eine Schokoladenverpackung geschrieben, brachte mir eine Paketsperre von zwei Monaten ein" (NN, 3). Welche Wirkungen dieser "Paketwohlstand" in den russischen Lagern seit 1949 hatte, wird bei A. Lehmann (1986, 117) recht anschaulich dargestellt.

d. Verhältnis zur Zivilbevölkerung (Renate Brockpähler)

Aus der UdSSR liegen - analog zur Anzahl der Berichte - die meisten Nachrichten über das Verhalten der Zivilbevölkerung gegenüber den deutschen Kriegsgefangenen vor (insgesamt 40), und eigentlich gewinnt man nur hier ein einigermaßen abgesichertes Bild, das zudem so vielfältig ist, daß man es sogar thematisch aufschlüsseln kann.

Die frühesten Belege stammen aus der Kriegszeit und betreffen sowohl Erlebnisse deutscher Soldaten - die hier nicht weiter verfolgt werden sollen - als auch früh in Kriegsgefangenschaft geratener Landser. An dieser Stelle zwingt sich unweigerlich eine ethische Grundüberlegung auf, die bei der Frage um das Verhältnis zwischen Kriegsgefangenen als ehemaligen Soldaten und der Zivilbevölkerung grundsätzlich mitreflektiert werden muß: Wie ist es überhaupt möglich, einerseits gegen die Soldaten eines gegnerischen Landes als Personifikation des "Feindes" mit aller Waffengewalt zu Felde zu ziehen und andererseits während der Waffenpausen, in der Etappe und in der

Gefangenschaft mit der Zivilbevölkerung desselben Landes Formen der "Verbrüderung" zu begehen.

Am Beispiel unterschiedlicher Berichte läßt sich ein Wandel im Verhalten zwischen Zivilbevölkerung und Kriegsgefangenen unter den sich ändernden äußeren Bedingungen nachzeichnen: "Mit den weiteren Erfolgen der Roten Armee an der Front änderte sich langsam und sicher die Haltung der Russen zu uns deutschen Kriegsgefangenen. Das spürten wir deutlich am russischen Lagerpersonal. Das Schimpfen und Verfluchen ließ merklich nach, auch auf den Baustellen außerhalb des Lagers. Dort war uns das Reden mit den Zivilisten ohnehin verboten, und die Posten schlugen wegen solcher Vergehen oft hart zu. Trotzdem wagten die älteren Leute aus der Bevölkerung in unbewachten Augenblicken, mit uns zu sprechen. Sie gaben uns oft etwas zu rauchen und oft auch Brot und gekochte Kartoffeln. Unter vier Augen redeten sie sehr offen mit und klagten ihr Leid, denn sie hatten selbst nicht genug zum Leben" (J. Probst, 114).

Dabei nahm nicht nur die Veränderung der militärischen und politischen Machtverhältnisse Einfluß auf das Verhalten der Bevölkerung gegenüber den Kriegsgefangenen, sondern auch der Faktor Zeit war ein kennzeichnendes Moment. So geht aus den Berichten hervor, daß 1945 unmittelbar nach Kriegsende Gefangene in Moskau noch mit Steinen beworfen wurden (vgl. z.B. W.R., 14), während sie 1949 schließlich an gleichem Ort einkaufen konnten, ohne sich in die für die Zivilbevölkerung zur Normalität gewordenen Warteschlangen vor Geschäften und Bushaltestellen einreihen zu müssen; "man hatte uns akzeptiert" (W. von Wensierski, 23).

Diese Form der "Akzeptanz", die W. von Wensierski hervorhebt, beruhte vermutlich zum einen auf dem bemitleidenswerten Zustand, in dem sich die Gefangenen befanden. Zum anderen wird sicherlich die zeitliche Distanz zum unmittelbaren Kriegsgeschehen, wenn auch nicht zu einer Auflösung, so doch zu einer Relativierung des Feindbildes geführt haben.

In der Anfangszeit mußten diejenigen, die den Kriegsgefangenen freundlich begegneten oder ihnen gar etwas zusteckten, natürlich noch Angst vor Bestrafung haben. Meistens waren es die Posten, die solche Kontakte zu verhindern suchten: "Unterwegs in den Dörfern wollten Zivilisten uns Möhren, Kohlrabi und anderes Gemüse geben. Das verhinderten die Posten durch Drohungen mit der M.P." (W. Hartmann, 8). Zivilisten als Posten waren deshalb grundsätzlich beliebter als Soldaten (H. Ladwig II,8).

Manchmal kam es bei der Kontaktaufnahme zur Zivilbevölkerung zu einem direkten Familienanschluß - aber auch das blieb nicht ohne Folgen: "Ich esse am Tisch und erzähle von zu Hause, und die Frau spricht von Versöhnung ... Nach wenigen Tagen hat der Mann offenbar Ärger bekommen, daß in seinem Hause einem Gefangenen Essen gegeben wird, und so kann er es nicht mehr dulden. Es tut ihm leid, und er sagt es mir auch" (G. Meurer, 47, vgl. auch J. Schulz, 35f.).

Ein besonders bitteres Erlebnis, Bestrafung von Zivilisten betreffend, schildert K. Brinkgerd: Während eines Arbeitseinsatzes der Kriegsgefangenen draußen im Freien ging eine Frau vorbei, die u.a. Brot eingekauft hatte. "Sie schüttelte den Korb, so daß ein Stück auf die Straße fiel; ich habe es sofort aufgehoben und unterm Mantel versteckt, aber ein 'Milizja' (= Polizist) ... hatte das gesehen, er hat die Frau festgenommen, sie mußte mit zur Wache, zum Verhör ... Als wir am nächsten Tag am Gefängnis vorbeimarschierten, winkte uns die Frau zu, sie war kahl geschoren und hinter Gittern ... sie ist verurteilt zur Zwangsarbeit nach Sibirien, wir waren sehr traurig" (K. Brinkgerd 23a-b). Ein solcher Fall von grausam bestrafte(r) Hilfeleistung wird in unserem Material nur einmal geschildert.

Die Beispiele, in denen von feindlichen Reaktionen der Bevölkerung berichtet wird, sind fast alle gekoppelt mit Beispielen von gegenteiligen Handlungen. Speziell von jugendlichen Steinewerfern berichteten J. Beckbauer und J. Probst. "Oft bewarfen uns Jugendliche mit kleinen Steinen, und man mußte es sich gefallen lassen. Wenn uns Frauen was geben wollten, legte sie es ca. 20 Meter vor uns auf die Erde und schauten sich auch 'mal um, ob wir es aufnahmen" (J. Beckbauer, 3). Berichte wie dieser sind dagegen eher singulär: "Wenn wir abends müde zum Lager gingen, wurden wir in der Stadt von Russen beschimpft und angespuckt, auch gab's 'mal einen Schlag mit der Faust, wenn kein Posten in der Nähe war, wir waren die 'Faschista Swinsju' (= Nazi Schweine)" (K. Brinkgerd, 17b.). Ähnliches berichtet W. Mattern vom Marsch durch Baku nach Kriegsende: "Sie wurden angespuckt, angerempelt und getreten. Steine wurden geworfen. Die drei begleitenden Posten wurden von den Russen beiseite geschoben. Man nahm ihnen den Karabiner ab. So manch einer bekam mit dem Kolben eins auf den Schädel, bis russische Polizei kam und die johlende Menge auseinandertrieb." Er fährt dann fort: "Doch es gab auch einzelne, die den Männern verschämt etwas zusteckten. Brot, Äpfel und Zigaretten" (W. Mattern, 25). Beiderlei Reaktionen nebeneinander hat auch H. Hackler (4) erlebt: "... wie russische Frauen etwa das Stück des Zünders nahmen und es gegen deutsche Kriegsgefangene warfen. Einer wurde dabei sehr verletzt. Doch "danach kamen wieder andere russische Frauen, die die Täterin beschimpften und die dann die Wunde abbanden". Von einem anderen Erlebnis berichtet K. Schnier (33f.): Eine Kinderschar rief den an einem Fluß arbeitenden Kriegsgefangenen "Deutsche Schweine" zu und bewarf sie mit Steinen. Der Verfasser packte sich eines der Kinder und "legte es über das Knie". Er wurde zum russischen Lagerkommandanten befohlen, doch statt der erwarteten Strafe, sagte der, er habe sich informiert, mit der Kindergärtnerin gesprochen und sichergestellt, daß so etwas sich nicht wiederhole; er könne seine Arbeit wieder aufnehmen. Ähnlich korrektes Verhalten angesichts von Übergriffen aus den Reihen der Zivilbevölkerung wird mehrfach berichtet, nicht nur von Offizieren, sondern auch vom Wachpersonal. Zwei Beispiele von R.

Niederhellmann (11): Beim Benutzen der Aborte "schlugen einmal zwei Halbwüchsige auf mich ein, weil sie mich an meinem Ärmelabzeichen ... als 'Friitze' erkannten. Zufällig kam ein dort wohnender russischer Offizier hinzu, der sie verscheuchte. Kurz darauf waren die beiden bereits festgenommen, und ich mußte auf der Polizeiwache den Vorfall bestätigen." "Ein anderes Mal warfen Jungens aus dem dritten Stock Flaschen auf die unten arbeitenden Plennys. Sofort ging der Posten hinauf, unterband das und sorgte so für Ordnung."

[Die Verständigungsschwierigkeiten zwischen den deutschen Gefangenen und der sowjetischen Zivilbevölkerung waren zunächst noch dadurch erschwert, daß auch auf sowjetischer Seite die Feindpropaganda nachwirkte, die die deutschen Soldaten als "halbe Tiere" darstellte. Hierzu ein Beispiel: Die Angehörigen einer Kolchose in Armenien "hatten noch nie einen Mitteleuropäer gesehen. Sie hielten beide Zeigefinger ausgestreckt am Kopf nach oben. Wir wußten nicht, was das zu bedeuten hatte. Wir fragten den Dolmetscher, was dieses solle. Er ließ uns auf Befehl der Wachmannschaft unsere Kopfbedeckung abnehmen. Und siehe da, die Menschen kamen aus dem Erstaunen nicht mehr 'raus. Sie vermißten an unseren Köpfen nämlich die Hörner. Man hatte diesen Analphabeten erzählt, die deutschen hätten alle Hörner auf dem Kopf, die so lang seien, wie die eines starken Stieres. Trotz allen Ernstes der Lage mußten wir alle laut lachen. Dieses war der Wachmannschaft zu dumm. Wir mußten sofort mit dem Lachen aufhören" (A. Holleck, I,7). Die "Hörnergeschichte" - wahrscheinlich durch die Darstellung der Deutschen als gehörnte Germanen hervorgerufen - wird auch aus den USA berichtet (U. Bulgrin I,18 und K. Seiffert, Nachtrag.)]

Die ausgesprochen positiven Erfahrungen werden vielfach nicht im einzelnen konkretisiert, sondern nur kurz erwähnt, wie z.B. in dem folgenden Fall: "Ich muß sagen, die Menschen dort waren sehr freundlich, ich habe nie Haß gespürt" (H. Ladwig II,2); ähnlich äußerten sich H. Hackler, O. Issel und J. Veit. Es gibt aber auch öfter Beispiele von konkreten Einzelerlebnissen, von denen nur einige genannt seien, die zeigen, daß den Kriegsgefangenen gegeben wurde auch von denjenigen, die selbst kaum noch etwas besaßen und auch dann, wenn sie vorher besondere Leiden durch die Deutschen hatten erdulden müssen.

In einem Kolchosdorf in Swerdlowsk waren die Leute zunächst sehr zurückhaltend, aber bald wandelte sich ihre Scheu in "ich möchte fast sagen, Freundschaft um". Als die Kriegsgefangenen dann nach einigen Wochen zu einem anderen Arbeitseinsatz weiterziehen mußten, "wurde vom Kolchosdorf eine regelrechte Abschiedsfeier für uns veranstaltet ... Uns war allen ein bißchen wehmütig ums Herz" (H. Gabriel, 11). Ein Kriegsgefangener, der gut Russisch sprach, hatte bald "mit den maßgebenden Russen auf der Sowchose ein gutes Verhältnis". Der Leiter der Sowchose ist mit ihm sogar sonntags

über die Felder geritten, weil er erzählt hatte, daß er zu Hause einen kleinen Bauernhof hatte (J. Hagenbach, 3).

Ein großes Interesse zeigten die Zivilisten an Fotos der Kriegsgefangenen von zu Hause, und ein solcher Besuch, verbunden mit dem Zeigen von Fotos, brachte meist auch eine Aufbesserung der kargen Essensrationen mit sich (J.K., 137f.). Aufgrund solcher Erlebnisse kann dann auch mancher Kriegsgefangener schreiben: "Irgendwelche Haß- oder Revanchegefühle gegen Russen oder Polen habe ich nicht ..., und wenn es zu Auswüchsen, Exzessen kam, so haben wir diese durch die unseligen Kriege selbst heraufbeschworen" (J. Leipelt II,6). Positive Erlebnisse mit der Zivilbevölkerung haben W. Loos geholfen, "den Glauben an das 'Gute im Menschen' zu bewahren" (W. Loos, Brief vom 23. 2. 1987). Als 1948 in der Sowjetunion die Brot rationierung aufgehoben wurde, kauften die Russen, soviel sie kriegen konnten, und verschenkten davon großzügig an die Gefangenen, z.T. ganze Brote. "Ich war darüber sehr überrascht, denn die Bewohner von Stalingrad hatten aufgrund der Leiden des Krieges ... eigentlich gar keinen Grund, uns freundlich gesonnen zu sein" (A. Wegener, 133). - Einen besonderen Auftrag erfüllte A. Kupke (2), als er zu einem orthodoxen Pfarrer geschickt wurde, um für die Meßfeier Meßwein zu besorgen. Der Pfarrer gab ihm außer einem Fläschchen Wein "ein Stück trockenen Brotes, zwei saure Gurken und ein paar Zigaretten" und "bedauerte sehr, daß er mir nichts Besseres anbieten könne, da er selbst nicht viel mehr besitze" (vgl. S. 288 und S. 360f.). Den "schönsten Tag" seiner Kriegsgefangenschaft erlebte A. Wegener, als er einmal "privat" bei einem Arzt arbeitete: Nachdem er den Garten umgegraben hatte, bot man ihm eine Waschgelegenheit, und die Frau des Arztes schnitt ihm die Haare. Anschließend wurde er von dem Ehepaar zu einem gemeinsamen Essen eingeladen. Sie fragten ihn aus nach seinem Zuhause und zeigten ihm dann Fotos ihrer beiden gefallenen Söhne, - eine heikle Situation! "Die Frau weinte. Mir war höchst ungemütlich, und ich wußte nicht, was das alles sollte. Aber sie wollten nichts Böses ... Offenbar wollten sie nur jemandem Gutes tun, vielleicht auch dem ehemaligen Feind zeigen, wie Russen auch sein können" (A. Wegener, 71).

Mehrere Kriegsgefangene schildern, wie russische Zivilisten sie mit der Volksmedizin in Rußland nicht nur bekannt machten, sondern echte Heilerfolge erzielten. In zwei Fällen handelte es sich um schlecht heilende Furunkel, von denen Kriegsgefangene befallen waren. A. Wegener, der trotz der Furunkel hart arbeiten mußte, und zwar im Waldkommando, schildert, wie eine in der Nähe arbeitende Russin große Blätter - wahrscheinlich Huflattich - auf seine Knie legte und mit frischem Weidenbast festband. Sie kam "mehrere Tage lang wieder, erneuerte den Verband, und die Furunkel verschwanden bald" (A. Wegener, 99). Ähnliches berichtet J. Halpapp (66) von einem alten Georgier.

Eine immer wiederkehrende Gelegenheit zu Kontakten mit Zivilisten boten - wie wir bereits wiederholt herausgestellt haben - die verschiedenen Arbeitseinsätze, sei es, daß die Kriegsgefangenen mit Zivilisten zusammen arbeiteten oder daß sie als "Spezialisten" in ihre Häuser kamen.

Das Verhältnis zu den russischen Arbeitskameraden wird im allgemeinen als "gut bis sehr gut" bezeichnet: "Ohne ihre Hilfsbereitschaft hätte mancher nicht überlebt" (H. Büning, 4; ähnlich J. Veit, 19b und A. Wegener, 74). Die Kriegsgefangenen waren es gewohnt, daß die Arbeitskollegen von dem wenigen, was sie selbst besaßen, oftmals noch etwas abgaben und sei es nur eine angerauchte Zigarette. Um so bitterer war das Erlebnis, das ein Berichterstatter während eines Ernteeinsatzes in der Gegend von Wolsk hatte, bei dem Kriegsgefangene mit Zivilrussen zusammen arbeiteten. Hier fiel nichts für sie ab, im Gegenteil: "Hier bespuckte man die ausgerauchten Zigarettenkippen und zertrat den Rest in dem weichen Boden! Die abgegesenen Melonenscheiben wurden ebenfalls mit dem Fuß in den Boden getreten ... Wie hart können doch Menschen sein" (J.K., 270).

Dagegen stehen die beiden folgenden menschlich anrührenden Erlebnisse. J. Probst (167) arbeitete zeitweilig in einer Gießerei; ein älterer Russe leitete ihn an. "Ich verstand mich mit dem Russen außerordentlich gut, und auch er merkte schon bald, daß er sich in jeder Weise und immer auf mich verlassen konnte ... Dabei vergaß er nie, meinen ewigen Hunger mit Brot, Kartoffeln, Suppe oder Kascha zu stillen." Ein Erlebnis mit einem jüngeren Arbeitskollegen schildert K. Schnier (35f.). Er wurde davon überrascht, daß der junge Kesselwärter Deutsch sprach, da er als Kriegsgefangener in Deutschland gewesen war. Auf die unvorsichtige Frage, ob er es gut gehabt habe, antwortete er: "Kamerad, Kriegsgefangener zu sein, ist immer schwer." Dann teilte er sein Essen mit ihm.

[Zur Ergänzung sei noch folgende Geschichte angeführt, die von der Menschlichkeit des Handelns zwischen zwei Personen berichtet, ohne daß jemals eine persönliche Begegnung dieser beiden Menschen stattgefunden hatte. "Um noch einen Fall zu erzählen, von meinem Bruder ... Die Gefangeneneinheit wäre verlegt worden, und (er) hätte dann in einer Fabrik arbeiten müssen, das wäre wieder für ihn eine neue Arbeit gewesen. Er hätte die sogenannten Telefonhörer machen müssen, die Telefondrähte in den flüssigen Kautschuk sofort mit Eingießen und noch mehr so Knibbeleien drum und dran. Er hätte sich geplagt und geschwitzt, aber die Norm wäre niemals fertig geworden. Für diese Fummelarbeit wären seine Waldarbeiterhände nicht geeignet gewesen. Dann noch der gewaltige Hunger dabei. Um etwas zu 'besorgen', wäre hier keine Gelegenheit gewesen. So kann es nicht weitergehen, so überlebe ich die Gefangenschaft nicht, hätte er gedacht. Not macht allbekannt, ja erfinderisch. Die Fabrik hätte immer in zwei Schichten gearbeitet, er hätte schließlich von der Arbeitsweise und an den Arbeits Spuren seines Vorgängers und Nachfolgers feststellen können, daß es eine

Frau oder ein Mädchen sein müsse. Er hätte die Frau niemals gesehen und auch nie zu Gesicht bekommen, aber auf eine Tour müsse er die Möglichkeit finden, Kontakt damit zu bekommen. Er hätte nun vor Arbeitsschluß die Arbeitsstelle ganz sauber aufgeräumt und alles Arbeitsmaterial schon geholt und zurechtgelegt, was für die nächste Schicht gebraucht wurde, damit seine Nachfolgerin gar nichts mehr zu holen brauchte. Das hätte er zwei Tage gemacht und am dritten Tag wäre das Wunder schon geschehen. Bei seinem Arbeitsantritt hätte auf seinem Platz ein gutes, sauber eingepacktes Butterbrot gelegen. Dieses Wunder hätte sich so jeden Tag wiederholt, bis zu seiner Entlassung. Diesem Mädchen oder (dieser) Frau wäre er heute noch dankbar, wenn er noch lebte, obschon er sie nie gesehen hat, denn die hätte ihm das Leben gerettet" (J. Hüging, 4f.).

Hervorgehoben wird immer wieder die russische Gastfreundschaft, die sich selbst in Arbeitspausen bemerkbar machte. "Dann kam der Meister und forderte mich auf, bei ihm im Führerhaus Platz zu nehmen. Das hatte es bis jetzt noch nicht gegeben. Ich wußte nicht, wie ich diese Ehre verdient hatte. Mir war die Sandgrube bekannt, und als der Meister eine andere Richtung einschlug, machte ich ihn darauf aufmerksam. Er sagte mir aber, daß wir zuerst noch einen Schnaps trinken würden. Und tatsächlich, es dauerte auch nicht lange, da steuerte er eine kleine Trinkhalle am Straßenrand an und hielt. Er sprang aus dem Führerhaus und lief schnell zur Trinkhalle. Er rief mir zu, mitzukommen. Dann bestellte er ein großes Wasserglas Wodka und dazu eine Scheibe Brot mit Butter und Fisch belegt. In einem zweiten Glas, das er sich geben ließ, füllte er genau die Hälfte Wodka ab, teilte mit dem Messer die Fischschnitte und schob mir beides zu. Dann prostete er mir mit 'nasdarowje' zu, und ... (wir beide ließen es uns) gut schmecken. Über diese doppelte Freundlichkeit - Mitfahren im Führerhaus, Wodka und Brot - war ich sehr überrascht und dankbar" (J.K., 173). Und in dem Bericht von K. Brinkgerd heißt es: "Am Tor stand ein Zivilist mit umgeschnallter Pistole, drei Mann brauchte er, ich war dabei. Er brachte uns zu seiner Wohnung, er sprach Deutsch und sagte: 'Wenn Ihr bis Frühstück bis an diesen Strich an der Wand waagrecht das Holz', es waren Bretter, 'gesägt, gespalten und gestapelt habt, bekommt Ihr Frühstück'. Sägebock, Beil und Hauklotz waren da, wir haben das mit dem Frühstück nicht geglaubt, trotzdem haben wir gleichmäßig gearbeitet, es fiel mir noch schwer, aber es klappte. Der Mann hatte uns morgens gesagt: 'Ihr habe keine Posten, Ihr misse allein arbeite, wenn Sie weglaufe, bekomme Sie keine Frühstück, man wird Sie fange und erschieße'. Er war Jude. Ich hörte es an der Ausdrucksweise. Wir hatten bis zum Strich das Holz fertig, da kam die Frau aus dem Haus und brachte auf einem Tablett für jeden eine Scheibe Brot mit Speck belegt und drei Tomaten. O großes Wunder, es war tatsächlich Frühstück. Als die Frau das Tablett abholte, sagte sie: Wenn Sie bis Mittag machen genau so viel Holz, bekomme Sie auch Mittag von uns. Es war wohl Mittagszeit, der Mann kam

nach Haus, er hat uns gelobt, weil wir die Arbeit geschafft hatten. Er sagte: 'Komme Sie mit ins Haus, daß Sie kriege ein Mittag'. Er sprach uns auch mit Sie an, das hatten wir lange nicht gehört. Im Zimmer stand ein großer, runder Tisch, an dem durften wir Platz nehmen. Der Mann, seine Frau und eine ältere Frau setzten sich auch an den Tisch, wir bekamen eine Gemüsesuppe auf den Teller, und wir konnten Brot aus einem Korb nehmen. Die ältere Frau sprach ein Gebet auf Jiddisch, dann sagte der Mann: 'Nun esse Sie und mache Sie bis abend noch so viel Holz, wie Sie jetzt haben. Wenn Sie sind fertig mit Essen, können Sie wieder arbeiten'. Sie gingen dann ins Nebenzimmer und ließen uns allein. Wir haben uns noch aus dem Topf auf dem Herd Suppe genommen, und im Korb waren noch sechs Scheiben Brot. Wir wußten nicht, ob wir das Brot nehmen durften. Ich habe mir zwei Schnitten eingesteckt, die beiden Kameraden auch. Der Korb war leer, und wir machten wieder Holz klein. Abends war der Mann zufrieden mit unserer Arbeit. Er gab jedem eine Zigarre und sagte: 'Das ist eine echte deutsche Zigarre, die habe ich mitgenommen aus Königsberg, als ich mit Familie flüchten mußte nach Rußland'. Er war hier so eine Art Kommissar, sonst hätte er keinen Revolver gehabt und auch keine Gefangenen zum Arbeiten bekommen. Er brachte uns zurück ins Lager und sagte am Tor zu uns: 'Rauche Sie die Zigarre und denke Sie an Deutschland. Bald kommen Sie nach Haus'. An diesem Tag wurden wir halbwegs als Menschen behandelt, es hat sich leider so nicht wiederholt" (J. Brinkgerd, 28a).

Wiederholt wird darauf hingewiesen, daß viele Zivilpersonen, die den deutschen Kriegsgefangenen begegneten, selbst Gefangene waren, Gefangene und Deportierte im eigenen Land. "Diese russischen Menschen waren ja selbst irgendwann einmal umgesiedelt worden, meistens unter Zwang, denn das ganze Gebiet war, seit den 1920er Jahren etwa Verbannungsgebiet, in dem man selbst 1949 noch nicht ohne polizeiliche Erlaubnis die Stadt (Kizel) oder den Ort verlassen durfte" (J. Veit, 19b).

So ist es nicht verwunderlich, wenn ein verbindendes Gefühl der Solidarität entstand, das beiden Seiten half, das schwere Los zu ertragen: "Als Erich eines Tages, während einer Arbeitspause durch die Gegend schlenderte, sprach ihn ein ehemaliger russischer Offizier an. Er saß auf einer alten Muni-Kiste an einem Abhang. Voll Verbitterung erzählte er Erich sein Leid. Kurz nach Beendigung des Krieges wurde er aus der Armee entlassen. Nicht aber in seine alte Heimat Astrachan, sondern hier in den Kaukasus, wo seine Frau schon arbeitsverpflichtet war. 'Das ist hier meine Wohnung'. Er zeigte auf einen Bunker am Abhang. Er schwieg eine Weile und lud dann Erich in seine sogenannte Wohnung ein. Tisch und Stühle waren aus Kistenbrettern roh zusammengezimmert. Sie setzten sich. Romenko holte zwei Gläser und eine Flasche Wodka. Er schüttete sie voll und sagte: 'Trinken wir auf den Frieden in der Welt zwischen unseren Völkern'. Weiter erzählte er: Von seiner Arbeit als Arbeiter auf dem kleinen Bahnhof

Malgobek, von seiner Heimat Astrachan. Erich hörte schweigend zu. Seine Gedanken weilten in der Heimat, im schönen Thüringen. In dem Halbdunkel, welches im Bunker herrschte, sah Erich die verbitterten Züge im Gesicht von Romanenko. Sie tranken noch ein Glas Wodka und danach verabschiedete sich Erich" (W. Mattern, 28). Die Berichterstatter weisen wiederholt darauf hin, daß sich die Lebensverhältnisse der russischen Bevölkerung nur geringfügig von ihren eigenen unterschieden: "Wer also zu sehr über unsere armseligen Verhältnisse klagte oder über unsere schmale Kost, übersah zumeist, daß es der Zivilbevölkerung zeitweise noch schlechter erging. Auch von unserer Nahrungsmittelzuteilung ging noch manches nach links, aber uns stand doch ein bestimmtes Quantum zu, allerdings bei weitem nicht ausreichend. Ob aber auch die Zivilbevölkerung immer ihr nötiges Quantum bekam, danach fragte keiner. In unserem Gebiet bekam sie jedenfalls nicht, was sie brauchte. So schäbig auch unsere Kleidung war, die Zivilisten liefen nicht besser herum. Unsere Unterkünfte waren nicht schlechter, nur sauberer. Unser russischer Lagerkommandant im Lager Roza hatte lange Zeit nicht einmal ein eigenes Zimmer. Er schlief nachts auf der Wache auf dem blanken Tisch, nur mit seinem Mantel zugedeckt. Unser Gebiet war ein sogenanntes 'Aufbaugebiet', ein Gebiet, aus dem man erst etwas machen wollte. Wer hier die ursprüngliche Bevölkerung war, wußte niemand mehr. Es wurde vermutet, es seien Baschkiren gewesen. Sonst aber waren es nur Deportierte, Zwangssiedler, vielfach Tataren. Sie alle wohnten zu etwa je 50-100 Personen fern der Heimat in Baracken. Wenn sie uns etwas über die Umstände erzählten, unter denen sie nach Korkino oder Roza gekommen waren, so waren es fast die gleichen Schicksale wie die unsrigen. Auch sie berichteten von roher Gewalt, von Schikanen und Mißhandlungen" (A. Schotte, 32).

Mancher Kriegsgefangene wollte mit den Russen nicht tauschen: "In Saratow haben wir des öfteren russische Zivilisten beobachten können, die von bewaffneten Uniformierten bewacht wurden. Alle Arbeiten, die diese verrichten mußten, wurden im Laufschrift gemacht. Schläge mit den Gewehrkolben und Fußtritte der Bewachungsmannschaften waren gar keine Seltenheit. Wir Kriegsgefangenen wurden auch immer mit 'dawaj' und 'bystro' angetrieben, das wird uns auch für immer in den Ohren nachklingen, aber weitaus schlechter wurden die russischen Zwangsarbeiter behandelt. Wir wollten mit diesen armen Geschöpfen nicht tauschen. Diese hatten nie die Hoffnung, einmal das Paradies verlassen zu können, wir hatten diese Hoffnung noch nicht aufgegeben" (J.K., 300.)

Interessant sind die Unterschiede zwischen den Nationalitäten im Vielvölkerstaat UdSSR. Als besonders deutschfreundlich werden die Litauer, die Letten und die Esten in den baltischen Ländern geschildert. Das begann schon beim Marsch in die Kriegsgefangenschaft: "In den Ortschaften, die wir durchquerten, stand die Bevölkerung. Frauen weinten. Es war offensichtlich: Auch die lettische Bevölkerung litt mit uns und bedauerte unseren Abzug,

weil auch ihr Schicksal ungewiß war" (B. Petrat, 3). Die Gewahrsamsmacht übte schließlich auch zeitweiligen Druck aus, und zwar wird berichtet, daß das Verhältnis zur estnischen Zivilbevölkerung bis 1947 "überaus herzlich und hilfreich" war, aber "in den kommenden Jahren auf allerhöchsten Befehl völlig unterbunden" wurde (A. Möller I,1). Noch deutlicher werden die Äußerungen bei Höynck, der schreibt, es wurde "der Bevölkerung verboten, mit deutschen Kriegsgefangenen zu verkehren oder ihnen etwas zu geben. Als auch dieses Verbot nicht half, wurde auf den Verkehr mit uns Strafe in Form von Zwangsarbeit verhängt!". Der Verfasser stellt heraus, "daß sich Hunderte - vorsichtig geschätzt - von Esten für uns haben einsperren lassen" (E. Höynck, 3). Einzelne kleine Episoden werden geschildert von W. Kreft (32), K. Brinkgerd (40a) und - hier als Beispiel - E. Eggemann: Eine lettische Frau gab ihm nicht nur zu essen, sondern schenkte ihm auch ein Neues Testament, 1817, auf Kosten der russischen Bibelgesellschaft in Petersburg gedruckt (E. Eggemann, 17; vgl. S. 290).

Mit den Wolgadeutschen gab es unterschiedliche Erfahrungen. Dazu H. Gabriel (7f.): "Sie zeigten uns, oft zu deutlich, daß sie uns mehr als nur haßten. Stalin hatte, nachdem Hitler über die Sowjetunion herfiel, die Wolgadeutschen ... hinter den Ural umquartiert" (vgl. auch O.B., 13). A. Wegener traf in Mordwinien ehemalige Wolgadeutsche, die bei Ausbruch des Krieges nach Kasachstan verbannt worden waren; später wurde ihnen die Rückkehr erlaubt, weil ihre Töchter Russen geheiratet hatten. Diese begegneten ihnen freundlich, doch sie hatten selber "kaum etwas, was sie mir geben konnten und waren auch sehr ängstlich wegen des Kontaktes mit Kriegsgefangenen" (A. Wegener, 86). Später wurde er in Balti, wo relativ viele Wolgadeutsche lebten, von älteren Bewohnern in ihre Häuser eingeladen (A. Wegener, 92f.). - P. Heckner (II,5) erlebte es, daß Wolgadeutsche in Miass (bei Tscheljabinsk) an der Straße standen, als die Kriegsgefangenen 1949 zur Heimfahrt verladen wurden und sagten: "Kommt wieder und befreit uns."

Gute Erfahrungen mit Tataren machten R. Eismann (28), W. Mattern (55) und W. von Wensierski (31f.): "Die besten Menschen, die ich kennengelernt habe ... sind Schlitzaugen"; als solche bezeichnete er "Tataren, Matjaren, alle asiatischen Völker."

Was das Verhältnis der Gefangenen zu Frauen in der Zivilbevölkerung betrifft, so sind hier in etwa drei Abstufungen zu beobachten: Für den größten Teil der Kriegsgefangenen ist es eigentlich - im Gegensatz zur vorangegangenen Militärzeit - gar kein Thema, "zumindest für die meisten Gefangenen, die schwer arbeiten mußten" (A. Wegener, 127). "Wir hatten engen Kontakt zu der Bevölkerung, aber keinerlei sexuellen. Uns stand der Sinn nur nach Überleben. Und da zählte nur 'Verpflegung besorgen'" (J. Hagenbach, 4). Eine weitere Möglichkeit der Beziehung zu den Frauen wird so gekennzeichnet: "Es kommt auch schon 'mal zu Scherzen mit vorbeiz-

laufenden Arbeiterinnen ... ja, ganz leise regt sich auch schon wieder das Gefühl, daß wir Männer sind" (G. Meurer, 95). Die Kontakte am Arbeitsplatz trugen dazu bei, auch ganz konkret: Zu einer 20jährigen Russin entstand "herzliche Zuneigung, die auch erwidert wurde", aber "es blieb selbstverständlich (den Umständen entsprechend) beim Schwärmen und Küssen" (J. Stach II,31). Es kam dann doch die Zeit (1949), "da konnten wir die kleinen Mädchen nicht mehr in Ruhe lassen, da waren wir ja in dem besten Alter ..." (O. Issel, 10). Verabredungen wurden getroffen, z.B. mit einem russischen Mädchen ins Kino zu gehen. "Dann gab es natürlich auch welche, die mit den Mädchen nicht ins Kino gingen, sondern anderswohin" (O. Issel, 28). "Schließlich konnte sich - sogar mit Billigung des Natschalnik - gar ein richtiges Liebesabenteuer mit einer jungen Russin entwickeln, das sich über einen längeren Zeitraum erstreckte" (W. Mattern, 33f.). [Offensichtlich besteht aber ein Tabu, über geschlechtliche Beziehungen zu reden und zu schreiben. Die offizielle Sprachregelung ist vielmehr: Wir hatten wichtigere Probleme als Sex.]

e. Von den Russen lernen

Einige, wenn auch wenige Berichterstatter bekennen unumwunden, daß sie durch die Lebens- und Arbeitsweise in der UdSSR viel für ihr späteres Leben gelernt haben. So wird immer wieder festgestellt, daß die Russen Arbeiten ohne kräftesparende Werkzeuge bestens beherrschten. "Wir lernten, man kann schon fast sagen, mit prähistorischen Gegenständen Arbeiten zu verrichten, die bei uns schon fast Präzisionswerkzeuge erforderten" (H. Gabriel, 4). Und in einem anderen Bericht heißt es: "Diese Russen brachten es fertig, mit ganz primitivem Werkzeug die erstaunlichsten Leistungen zu zaubern. Bei ihnen habe ich das Improvisieren gelernt, es war eine harte Schule" (A.B. Lukat III,4). Wie das im einzelnen aussehen konnte, sei an der Arbeitstechnik der Zimmerleute verdeutlicht: "Die Stämme hatten mindestens einen Durchmesser von 70 cm. Er (der Natschalnik) maß mit mir bestimmte Längen ab und machte mit dem Fuchsschwanz an diesen Stellen kurze Anschnitte. Als die Stämme abgemessen und gezeichnet waren, sagte er zu mir: 'Nu, Gans, dawaj pilit', zu Deutsch, 'Nun, Hans, fang an zu sägen'. Das konnte doch nicht wahr sein! Mit einem normalen Fuchsschwanz von etwa 40 cm Länge sollten diese Stämme zersägt werden? Unglaublich! Na ja, ich hatte ja schon Erfahrungen in der Kriegsgefangenschaft gesammelt, und daher war ich über diesen Auftrag auch nicht so sehr verwundert. Ich schimpfte erst einmal kräftig, das half zwar nichts, befreite mich auch nicht von der widersinnigen Sägerei. In Deutschland wäre das unmöglich gewesen, in Rußland war eben alles möglich. Improvisation! Keile wurden in den Schnitt geschlagen, Klötze untergelegt, der Stamm hin und her gedreht. So konnte man, wenn auch mit großer Anstrengung den dicksten Stamm mit einer kleinen Säge durchsägen!

Ich hatte wieder dazugelernt" (J.K., 279f.). Da genügend Arbeitskräfte zur Verfügung standen, konnte man auf kraftsparende Werkzeuge verzichten.

Es ist interessant, daß die Mehrheit der Berichterstatter dieses Lernen von der russischen Zivilbevölkerung jedoch nur am Rande oder gar nicht anführt. Gerade die Anpassung an die bestehenden Verhältnisse garantierte das Überleben. Dieser Anpassungsprozeß wird immer wieder angesprochen, aber anders bewertet. Vielleicht wurde er, da die Gefangenen ihn passiv ertrugen und als etwas Vorübergehendes ansahen, nicht als Lernen begriffen.

Hinzu kommt eine weitere in den meisten Berichten mehr oder minder deutlich zu beobachtende Grundbewertung des Verhältnisses zur russischen Bevölkerung, die sich in folgendem Zitat andeutet: "Die 'Iwans' staunten nur so, wie schnell die 'Doktors' zu 'Spezialists' wurden - merkten aber nicht (oder wollten es nicht merken), daß wir ihnen in Kürze abgesehen hatten, wie man mit Pfuscher und Betrug die 'Norm' erfüllte, um zu seiner Verpflegung zu kommen" (O.B., 20f.).

Es ist auffällig, daß einige Berichterstatter vermerken, die Russen hätten eine sehr hohe Meinung von der Schaffenskraft und den intellektuellen Fähigkeiten der Deutschen. Sätze wie die folgenden sind keine Seltenheit in den Berichten: "Alle Russen trauten unserem Können alles zu. 'Sperrt den Deutschen nackt in eine Betonzelle, und er fährt am nächsten Tag in voller Kriegsausrüstung auf einem neuen Motorrad heraus'." (A. Möller I,2, vgl. dazu A. Holleck I,9; K. Brinkgerd, 22a; E. Birkobein, 8). Ähnlich sollen auch die Amerikaner und Engländer die Deutschen charakterisiert haben (H. Diestelmeier, II,2; F.B., 10; J. Rottmann, 3 und W. Sandkühler, 30). Und dazu noch folgende Geschichte: "Eines Morgens beim Anmarsch zur Arbeit sahen wir, wie sich ca. 30 Personen in gewissem Abstand um einen Strommasten scharten. Mein Kollege (ein Imker) sah sofort den Bienenschwarm, der sich dort niedergelassen hatte. Wir munterten den Kollegen auf, 'mal hinzugehen. Nachdem dieser ein paar Worte mit den Zivilisten gewechselt hatte, er sprach Russisch, fing er den Bienenschwarm in einer Kiste ein. Nach einigen Minuten war alles in Butter. Die Meinung der Bewohner: 'Seht, die Deutschen, die können alles'" (W. Hartmann, 35).

Dieses Gefühl der kulturellen Überlegenheit der Deutschen ist gewiß ein fester Bestandteil ihrer Kultur, der noch durch die nationalsozialistische Propaganda verstärkt worden war. Es hat sicherlich dazu beigetragen, den Überlebenswillen der Gefangenen zu stärken: 'Man wollte es denen schon zeigen, daß man sich nicht unterkriegen läßt und letztlich doch der Sieger bleibt'.

Diese Einstellung prägte allerdings in vielen Fällen das gesamte Bild, das von den Russen und der russischen Zivilbevölkerung geschildert wird. Es entsteht so der Eindruck, als wundere die russische Bevölkerung die Deutschen. Hierzu gehört auch die Berichterstattung über die Beurteilung Deutschlands durch die russischen Gefangenen und die Ostarbeiter, die

während des Krieges nach Deutschland verschleppt worden waren. Diese Russen loben durchweg die deutschen Verhältnisse. Hierzu das folgende Beispiel: "Während dieser Absonderungen traf ich hin und wieder auch ehemalige Kriegsgefangene und 'Ostarbeiter', die während des Krieges in Deutschland gearbeitet hatten. Sie waren von den Amerikanern an der Zonengrenze abgeliefert worden und von den Sowjets mit dem Versprechen, sie kämen jetzt nach Hause, gen Osten transportiert worden. Statt dessen waren sie alle im Ural (und auch wohl in Sibirien) gelandet, wo sie um-erzogen werden sollten: Sie hatten zu viel vom Westen gesehen und waren für den Kommunismus verdorben. Die Leute waren entsprechend verbittert und packten ganz schön aus (die meisten sprachen recht gut Deutsch), wenn ich sie allein traf ... Einige Beispiele: 'Ich in Holstein bei Bauer. Ich gute Stube sitzen, Radio hören, gut essen, Bier trinken. Hier: nix gute Stube, nix Radio, nix gut essen, nix Bier!' - 'Ich Beifahrer bei Rheinische Kalkwerke in Düsseldorf. Ich Dortmund, Essen, Duisburg alles kennen, Deutschland serr gutt, aber kaputt, viel kaputt'. - 'Lager Dortmund, Westfalenhalle, Arbeit Zeche 'Unser Fritz'. Essen gutt, Amerika-Bomben nix gutt'" (O.B., 15).

In diesen Umkreis gehören auch die Geschichten vom "Dummen Russen". Sie zeigen drastisch, daß die Russen angeblich im Umgang mit der Technik sehr unbeholfen seien und deshalb von den 'erfahreneren' deutschen Soldaten belächelt wurden. Das Überlegenheitsgefühl der Deutschen schlägt sich in den folgenden Schilderungen nieder, wobei es dahingestellt sei, inwieweit es sich um die Darstellung realer oder fiktiver Gegebenheiten handelt:

Wecker und Standuhr

"Harry erzählte uns noch einen ganz drolligen Zwischenfall mit einem russischen Soldaten in Böhmisches-Rudoletz, der Zeugnis von der Kulturstufe der Russen gibt. Ein Iwan hatte einen Wecker gefunden und neugierig, wie er war, an sämtlichen Schrauben gedreht, bis dann, o Schreck, o Graus, das Läutewerk abrasselte. Jetzt bekam er es mit der Angst zu tun. Das war nun doch zu hoch für den Iwan. Wütend warf er den Wecker weg; aber das Ding rasselte auf der Erde weiter. Nun riß er die MP herunter und versuchte, ihn mit einer Salve zum Schweigen zu bringen. Aber erst ein zweiter Feuerstoß ließ das Klingeln verstummen. - Ein anderer Russe hatte eine Standuhr entdeckt und suchte unter den Gefangenen einen Uhrmacher, nahm diesen mit, zeigte ihm die Standuhr mit der Bemerkung: 'Dies ist eine große Uhr, mach' daraus zwei kleine Uhren!' Und das waren keine Einzelfälle" (J.K., 42).

Das defekte "deutsche Radio" eines russischen Generals

"Während der Arbeiten am Wiederaufbau des Krankenhauses in Nowgorod kam eines Tages aus einem Nachbargebäude ein russischer General zu unserer Arbeitsbrigade. Er meinte, unter uns sei sicherlich ein Spezialist für

Radios. Schließlich sei jeder Deutsche Spezialist auf irgendeinem Gebiet und unter 15 Mann müsse doch auch einer für Rundfunkgeräte sein. Er habe aus Deutschland ein Radio mitgebracht, zu Hause angeschlossen, aber es würde lediglich warm, 'Musik nitschto'! Wir machten ihm klar, daß wohl einer von uns mitgehen und sein Radiogerät nachsehen könne, doch müßten alle anderen dann sein Arbeitspensum mit übernehmen, damit wir auch das Tages-soll der notwendigen Prozente erreichen. Er ließ sich auf einen Handel mit uns ein, und das ist bezeichnend für die Einstellung der meisten Russen zu uns damaligen Kriegsgefangenen. Er versprach unserem Radiospezialisten ein warmes Essen, d.h. satt Kartoffeln und Weißkohl und uns anderen ein Paket mit 100 Papirossy. Der russische General und der ehemalige deutsche Leutnant, angeblich Radiospezialist, zogen ab. Nach geraumer Zeit kam unser Kamerad zurück, und wir überfielen ihn sofort mit den zwei Fragen: 'Hast Du zu essen bekommen?' und 'Hast Du die Zigaretten (Papirossy)?' Er bejahte vergnügt und setzte schmunzelnd hinzu: 'Kameraden, haltet Euch fest! Das Radio, das keinen Ton von sich gab, war ein deutsches elektrisches Heizöfchen. Es hatte die leicht zu verwechselnde Form eines russischen Einheitslautsprechers, der in manchen Orten über eine Drahtleitung an ein zentrales Empfangsgerät angeschlossen werden konnte'" (K. Schnier, 68).

Die verpackte Torte

"Noch ein unglaubliches Erlebnis: Die Frau unseres Instructors lag in der Frauenklinik, es war Nachwuchs angekommen. Da gedachte der Herr Instructor, seiner Frau auch 'mal eine Freude zu machen. Er hatte nämlich gesehen, daß die Deutschen, soweit sie konnten, sich sonntags gruppenweise zusammentaten und sich von der Küche eine schön verzierte Buttercremetorte machen ließen. So etwas wollte er seiner Frau auch mitbringen und brachte die Produkte zur Küche. Sonntags wollte er die Torte abholen, und man präsentierte ihm ein Kunstwerk: In der Mitte einen großen roten Sowjetstern aus Marmelade, drum herum lauter schöne Kringel, beinahe schon das Staatswappen. Immer wieder betrachtet der Mann die Torte, ist ganz verzückt über soviel Kunst (und Kitsch) und klatscht vor Begeisterung in die Hände. Als der Koch ihm sagt, er wolle eben zur Tischlerei gehen und dort einen passenden Kasten mit Handgriff holen zum Transport der Torte, meint der Instructor, das sei nicht nötig, er habe zum Transport schon alles mitgebracht und brauche nur ein Messer. Das Messer kam, der Instructor nimmt es und schneidet die Torte in zwei Stücke, klappt beide Hälften aufeinander, holt eine Zeitung aus der Tasche, wickelt die Torte darin ein, streicht das Messer darauf ab und schiebt alles in eine Aktentasche." Als Kommentar zu dieser letzten Geschichte schreibt der Berichterstatter: "Wir faßten uns selbst häufig genug an den Kopf und meinten: Wenn wir einst zu Hause erzählen, was hier täglich passiert, hält man uns für große Aufschneider. Aber möglich ist dort alles" (A. Schotte, 21f.).

Immer wieder wird in den Berichten betont, daß die Reaktionen der russischen Bevölkerung nicht abzuschätzen seien. Einerseits werden die Russen als freundlich und nett, andererseits als emotional geleitet und enthemmt (zumal unter Alkohol) charakterisiert. E. Höynck (1,2) schreibt: "Bezeichnend war es bei unseren Wachmannschaften, daß sie oft innerhalb weniger Minuten von äußerster Brutalität zur Gutmütigkeit wechselten." Und G. Wagner (29) schildert folgende Begebenheiten: "Ausdrücke von Menschlichkeit wechselten unvermittelt mit Brutalität und Grausamkeit. Der russische Kommandant gab die Erlaubnis, daß einige von uns mit leeren Gefäßen zum Wasserholen auf die russische Seite gehen durften. Auf halbem Wege wurden sie von Sowjetsoldaten niedergeknallt. Ich stand bei noch unversorgten Verwundeten. Zwei Russen kamen dazu und schimpften mich aus: 'Du schlechter Sanitar!' Ich wies auf meine leere Sanitätstasche und sagte. 'Nix Material. Gib Material'. Und beide zogen ihre Verbandspäckchen aus dem Rock, schimpften weiter: 'Schlechter Sanitar!' und beobachteten, ob ich die Binden richtig anlegte. Währenddessen sah ich, wie ein Russe zwei auf einem Tisch liegende deutsche Verwundete durch Genickschüsse tötete. Widersprüchlich wie in dieser ersten halben Stunde nach der Kapitulation erlebte ich die russische Mentalität fortan immer und immer wieder."

Diese Unsicherheit der deutschen Gefangenen beruhte nicht nur darauf, daß sie hier einer anderen Kultur begegneten, deren Zeichen für sie zum Teil unverständlich waren oder falsch deuteten, sondern auch auf der gemeinsamen Erfahrung des Krieges, die auf beiden Seiten Haß, Mißtrauen und Angst entstehen ließ. So bleibt es bei individuellen Kontakten mit vielen einzelnen positiven Erfahrungen, in denen die feindlichen Vorstellungen aufgehoben werden und in denen sich die Menschen näherzukommen versuchten. Doch es sind eben nur vereinzelte Erfahrungen, die die Grundhaltung gegenüber einer fremden und zum Teil feindseligen Kultur eher bestätigen als negieren. Das wird auch in der folgenden Formulierung von J. Schulz (34) deutlich: "Drei menschliche Begebenheiten möchte ich nun versuchen zu schildern, ein Lichtblick bei Verachtung und Haß, die uns auch begegneten."

D. Gefangenenlager der Westalliierten - Ein Überblick

Im Gegensatz zu den Berichten über die Kriegsgefangenschaft in der UdSSR sind die Erfahrungen in den Lagern der Westalliierten recht unterschiedlich und in vielen Fällen nicht miteinander vergleichbar. Wie unterschiedlich die äußeren Bedingungen der Gefangenschaft sein konnten, mögen die folgenden Beispiele verdeutlichen. So wird z.B. über ein amerikanisches Lager in Italien berichtet, daß die Gefangenen Urlaub erhielten, um eine Freundin zu besuchen, es waren Ausflugs- und Badefahrten möglich. Der Arrest war ein "fideles Gefängnis". Auch bestand die Möglichkeit, leichte Mädchen in das Lager einzuschleusen, "die in der Dunkelheit kamen und im Morgengrauen heimgingen. Doch andere wurden auch in Verstecken im Lager gehalten. Wurden sie bei einer Razzia von der amerikanischen Militärpolizei erwischt, so wurden sie abtransportiert, untersucht und waren meist schon bald wieder da. Daher riefen sie beim Abtransport den Gefangenen ihr 'Arrivederci' zu" (J. Rottmann, 4).

In den von den Engländern betreuten Lagern in Tunis und Ägypten, die seit 1943 bestanden, wurden die deutschen Soldaten im wahrsten Sinne des Wortes "außer Gefecht gesetzt". Für ihre Grundbedürfnisse (Essen, Kleidung und Unterkunft) war gesorgt. Da anfangs nur sehr wenige Arbeitsmöglichkeiten bestanden, bemächtigte sich vieler Gefangener ein Gefühl schmerzhafter Langeweile. Vereinzelt wird von Gefangenen berichtet, die unter diesen Bedingungen schwermütig wurden oder "durchdrehten", die Mehrzahl der ehemaligen Soldaten scheint jedoch das recht monotone Lagerleben wenig belastet zu haben. Für einige Gefangene bestand zudem die Möglichkeit, sich an dem Alltagsleben im Lager aktiv zu beteiligen, z.B. in der Verwaltung als Dolmetscher oder Registrator oder bei anderen organisatorischen Aufgaben. Manche betätigten sich im Gesundheitsdienst oder im Hospital.

Drei Berichterstatter erlebten die Gefangenschaft 1945 als "Internierte" in Schleswig-Holstein (K. Berkenkopf, H. Horstmann und F. Wörstefeld) und zwei im Raum Stade (P. Engel und J. Vogt). Die Zahl der in Schleswig-Holstein und im Raum Stade-Jever zusammengekommenen deutschen Soldaten, die von den Alliierten in diese Regionen zurückgedrängt wurden, war so groß, daß nur unter Aufwendung von erheblichen Anstrengungen die Einrichtung von Gefangenenlagern möglich gewesen wäre. Die Engländer überließen den Deutschen die Aufrechterhaltung der Ordnung. Deutsche Truppen umstellten die Internierungsgebiete und sorgten dafür, daß keiner diese Zonen verließ. "Die Engländer bestehen auf strenger Disziplin. Der wilde Haufen wird wieder in Einheiten gegliedert. Die größeren Verbände heißen nun 'Wirtschaftsbereich'. Um wenigstens etwas beschäftigt zu sein, gehe ich nicht ins Offizierslager, sondern übernehme die 3. Kompanie des Niederen Wirtschaftsbereichs I. Die Haupt Sorge gilt der Verpflegung. Eine

Zeitlang gibt es außer einer dünnen Wassersuppe täglich nur 100 g Brot und 36 g Kekse je Mann. Diese Verpflegung lasse ich täglich vor der ganzen Kompanie von zwei Vertrauensleuten, die täglich wechseln, wiegen und aufteilen. Später können wir uns an der Erbsenernte beteiligen und dabei unsere Versorgung etwas aufbessern" (H. Horstmann, 245).

Und F. Wöstefeld (Nachtrag) schreibt: "Im Internierungsgebiet in Schleswig-Holstein gab es eigentlich wenig Probleme. Der Krieg war vorbei, und jeder war froh, mit dem Leben davongekommen zu sein. Zudem war der Gedanke an baldige Rückkehr in die Heimat das beherrschende Thema in der Runde. Man hatte keinerlei Aufgaben, und militärischen Dienst, wie ihn die Truppe sonst kannte, gab es nicht mehr. Morgens gab es ein Antreten zur Information über Neuigkeiten und Anordnungen, die von der Besatzung kam. Ansonsten gab es nur die üblichen Essensausgaben. Viele Soldaten gingen kleinen Hobbys nach. Es wurde gebastelt, geschnitzt oder sonst etwas gemacht. Da es Schauspieler, Musiker und andere Künstler wie Opernsänger gab, fand sich bald eine Gruppe, die Theater spielte und bunte Abende veranstaltete" (F. Wöstefeld, Nachtrag). Die Engländer entließen die meisten dieser Internierten im Laufe des Jahres 1945, während sie die Angehörigen von Elite- und SS-Einheiten über verschiedene Zwischenlager nach England transportierten.

Drei unserer Berichterstatter gerieten in der Nähe von Lüneburg in die Hände der Engländer, die sie nach Munsterlager, den einen ins dortige Lazarett (B. Droste), die beiden anderen in das Lager brachten (G. Trettin, F. Watermann). Da Munsterlager bald das entscheidende Entlassungslager für die britische Besatzungszone wurde, konnten beide nach 2-3 Monaten nach Hause zurückkehren. Sie erlebten aber all die Schwierigkeiten mit, die sich auf Grund der schlechten Versorgungslage der unmittelbaren Nachkriegszeit ergaben. Zudem waren anfangs die allgemeinen Verhältnisse in diesem Lager, das sich erst im Aufbau befand, recht primitiv. "Wir lagen in ehemaligen Pferdeställen auf einer dünnen Strohschütte. Andere hausten in Zelten, Erdlöchern und selbstgemachten Bretterbuden. Alle hatten wir Hunger, Läuse und Sehnsucht, möglichst bald nach Hause zu kommen. Das Schlimmste war die öde Langeweile; man drängte sich nach jeder Arbeit, nur um für ein paar Stunden dem stumpfsinnigen Einerlei zu entrinnen" (G. Trettin, 18).

H.M. kam mit einem Holzkommando, zunächst ins Wittgensteiner Land und dann in den Norden des Sauerlandes. Das Kommando unterstand der Regie der NGTC (North German Timber Control), die offensichtlich den Auftrag hatte, Holz als Reparationslieferungen für die Engländer zu fällen. Die Gefangenen dieses Kommandos konnten sich verhältnismäßig frei bewegen: "Es war ein offenes Lager ohne Stacheldraht und Posten. Einige Engländer unter dem Kommando eines Captain waren zwar immer anwesend, aber wir durften in den Ort gehen, wenn wir wollten. Von den Einwohnern

wurden wir zunächst einmal mit Kartoffeln versorgt. Hier konnte sich jeder nach langen Wochen 'mal wieder satt essen, wenn auch nur mit Pellkartoffeln und Salz. Einige haben sich auf den Feldern noch in einer Art von Selbstversorgung mit anderen Früchten der Jahreszeit bedient ... Nachdem eine Lagerküche die Arbeit aufgenommen hatte, gab es wieder jeden Tag warmes Essen. Es war zwar nicht viel, aber immerhin mehr als in den Lagern Wickrath und Rheinberg" (H.M., 5).

Die britischen und amerikanischen Lager im Rheingebiet, in Belgien und in den Niederlanden waren in der Regel Sammel- und Durchgangslager. In einigen Fällen zogen die westalliierten Siegermächte einige Gefangene in gesonderten Unterkünften zusammen, die Kriegsschäden beheben oder aber Transport-, Lade- und Hilfsarbeiten in den Militärdepots verrichten mußten. Auch hier herrschten recht unterschiedliche (Lebens-) Verhältnisse. Am besten hatten es natürlich diejenigen, die Arbeiten verrichten konnten, die sie in Kontakt zu der Lagerleitung und dem Wachpersonal brachten: Dolmetscher, Küchen- und Bürogehilfen usw. Durch die gemeinsame Arbeit wurde das Feindverhältnis schneller abgebaut, und die Behandlung war auch dementsprechend sachlich, kollegial und manchmal sogar freundschaftlich. Zudem wurden die Gefangenen, die Arbeitskommandos angehörten, ausreichend gepflegt und den Umständen entsprechend menschlich behandelt - im Gegensatz zu den Lagern, die zunächst dazu dienten, möglichst viele Gefangene erst einmal festzuhalten.

1. Lager in den USA

Die Gefangenen, die die Siegermächte in die USA oder nach England überführten, lebten wiederum in ganz anderen Verhältnissen. In den USA wurden die Gefangenen oft in der Landwirtschaft eingesetzt. Hierzu schreibt E. Schröder: "Eine paradiesische Verpflegung ließ uns vieles vergessen. Es war ein reines Arbeitslager. Zwischen sieben und acht Uhr wurden wir von einem Farmer mit dem Auto abgeholt und zwischen fünf und sechs Uhr wieder in das Arbeitslager zurücktransportiert. Es waren Gruppen zu vier bis fünfzehn Gefangenen und ein Posten ... Unsere Arbeit bestand aus Kartoffelernte und Zuckerrübenkraut abhacken. Wir verdienten zwischen achtundzwanzig und dreißig Dollar wöchentlich in Form von Kantinencoupons. Es sei erwähnt, daß das Geldverdienen auf Akkordarbeit basierte, d.h. es wurde eine bestimmte Anzahl von Kartoffelsäcken eingesammelt. Alles, was darüber lag, wurde aufgeschrieben und verrechnet. Die sogenannte Pflichtarbeit für Staat und Farmer war schon oft gegen elf Uhr beendet. Wer aufhören wollte, mußte bis zum Feierabend warten. Wer tat das schon?" (E. Schröder, 2).



Abb. 61: Deutsche Kriegsgefangene in England, Postkarte 1946 (H. John).



Abb. 62: Deutsche Kriegsgefangene in Ägypten (H. Sandkühler).

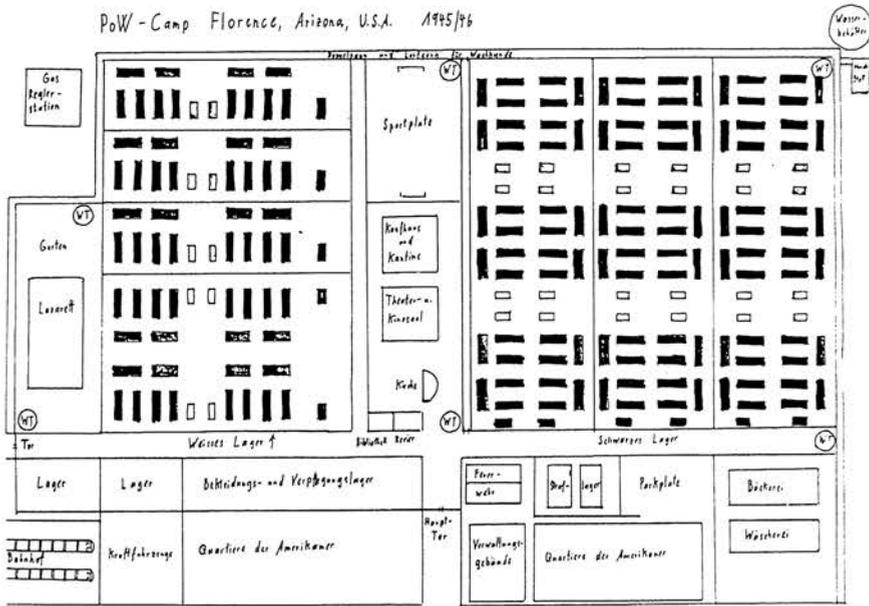


Abb. 63: PoW-Camp Florence, Arizona, USA (W. Busch).

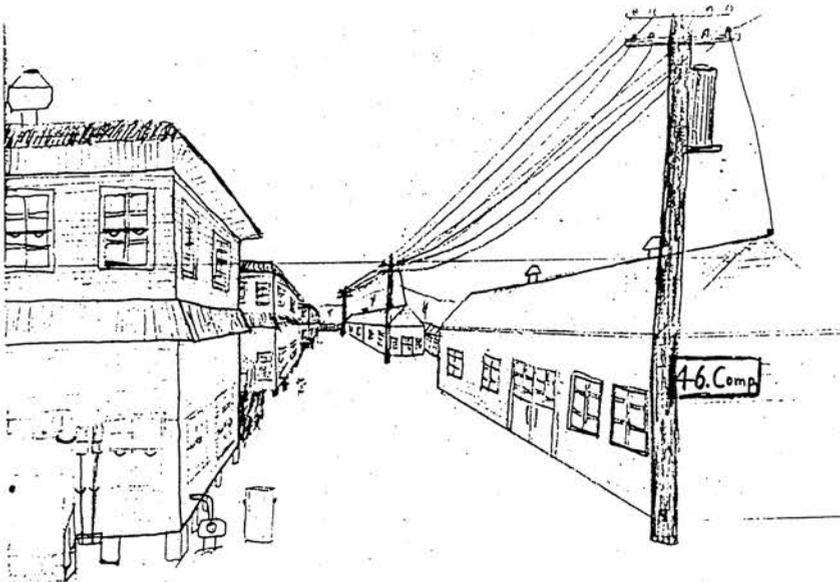


Abb. 64: Lagerstraße im PoW-Camp Florence, Arizona, USA (W. Busch).



Abb. 65/66: Kriegsgefangenenlager in Ägypten (W. Seggewiß).

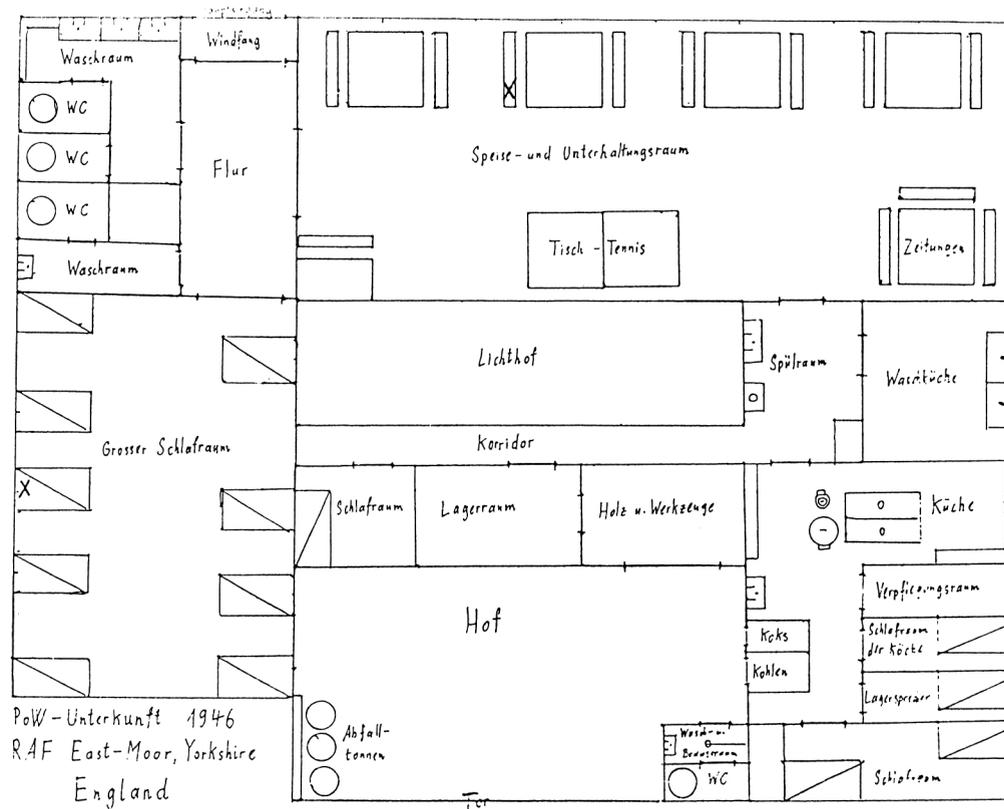


Abb. 67: PoW-Unterkunft RAF East-Moor, Yorkshire, England, 1946 (W. Busch).

Der Einsatz auf den Plantagen - und dazu im Akkord - war oft eine erhebliche Plagerei. Hierzu ein Bericht über die Arbeit auf den Zuckerrübenfeldern: "Wir waren nach Forsyth (Montana) gebracht worden, um bei Farmern eingesetzt zu werden, die Zuckerrüben anbauten. Um uns in diese Tätigkeit einzuweisen, erschien zunächst der örtliche Manager der Great Western Sugar Company, der übrigens Deutsch sprach und ein sachlicher Fachmann war, mit einem Film über Zuckerrüben vom Verziehen der Pflanzen über die Ernte der Rüben bis zur Herstellung des Zuckers in der Fabrik. Diesen Film hatte man in den Passagen, in denen arbeitende PoW's gezeigt wurden, offensichtlich schneller kopiert, um zu veranschaulichen, in welchem Tempo gearbeitet werden mußte ...

Wie verlief solch ein Arbeitstag? Morgens um 4.15 Uhr war Wecken. Von 4.30 Uhr bis 5.30 Uhr gab es Frühstück. Da diese Zeiten so sehr früh lagen, standen wir so spät wie möglich auf, wuschen uns ... oder auch nicht, wenn das Wetter zu kalt war oder wenn es regnete. Wir erschienen auch so spät wie möglich in dem Speisesaal, in dem dann ein großes Gedränge herrschte. Was gab es denn zum Frühstück? Es war immer das gleiche: Ein Kochgeschirr voll Porridge, also Milchsuppe. Diese war manchmal aus Haferflocken und manchmal aus Griesmehl hergestellt. Frische Milch wurde aber nicht geliefert. Das Grundprodukt war immer Milchpulver, das vom Kriege noch reichlich vorhanden war. Unsere 'Köche' konnten damit nicht recht umgehen, oder sie waren ohnehin zu unerfahren in einer Küche für 500 Mann. Was dabei herauskam, war geschmackloser und zäher Tapetenkleister. Dazu gab es 1 Löffel Syrup, 1 Tasse undefinierbaren Tee und 4 Scheiben Brot ohne jeglichen Belag. Das Brot war das gleiche, was wir heute bei uns als Toastbrot kennen. Pünktlich um 6.00 Uhr war Abfahrt zur Arbeit. Die Farmer kamen mit ihren LKWs, um uns abzuholen. Die LKWs mußten mit einer Plane und 5 Bänken ausgerüstet sein. Eine Arbeitsgruppe bestand immer aus 20 Mann. Auf jeder Bank mußten 4 Mann sitzen. Stehen war verboten. Die Gruppen, die den weitesten Weg hatten, wurden zuerst aufgerufen. Der Farmer fuhr vor, die PoW's stiegen hinten ein, ein Wachtposten stieg im Führerhaus ein, und ab ging die Fahrt, die bis zu einer Stunde dauern konnte. Um 7.00 Uhr war Arbeitsbeginn auf den Feldern. In den ersten Wochen war das Rübenverziehen an der Reihe. Jeder bekam eine Hacke mit kurzem Stiel. In stets gebückter Stellung war wie folgt zu arbeiten: Eine kräftige Pflanze stehenlassen, Doppelwuchs mit der linken Hand ausziehen, 1 Fuß (= rund 30 cm) weghacken und wieder eine kräftige Pflanze stehenlassen ... und so fort bis zum fernen Feierabend. Es war vorgeschrieben, daß jeder 1/2 acre (1 acre = 4.000 qm) pro Tag zu machen hatte. Im Hinblick auf den Abstand der Reihen von rund 0,5 m bedeutete dies, daß jeder eine etwa 4.000 m lange Rübenreihe zu bearbeiten hatte ...

Von 12 Uhr bis 13 Uhr war Mittagspause. Die Verpflegung wurde verteilt. Es gab regelmäßig 8 Scheiben Brot, 1 Scheibe Wurst und 1

Apfelsine. Alle paar Tage gab es zusätzlich 1 gekochtes Ei. Als Getränk während des ganzen Tages stand nur Wasser aus des Farmers Brunnen zur Verfügung ... Um 17 Uhr sollte an sich Feierabend sein. Es mußte jedoch so lange gearbeitet werden, bis die am Morgen abgemessene Fläche bearbeitet war. Das war bis dorthin, wo der Holzpflock gesteckt war. Wir haben manchmal bis zu 3 Stunden länger gearbeitet. Nach wiederum 1 Stunde Fahrzeit kam man dann zwischen 18 Uhr und 21 Uhr ins Lager. Wir haben also 9-12 Stunden gearbeitet und waren mit Fahrt und Mittagspause 12-15 Stunden unterwegs. Die letzten Gruppen, die im Lager ankamen, wurden dann noch von den anderen spöttisch als 'Mondscheinkommando' begrüßt ... Nach dem (Abend)essen fielen wir total ermüdet ins Bett und schliefen wie ein Baum, bis man uns um 4.15 Uhr wieder weckte" (W. Busch, 35f.).

Diese Arbeit mußte manchmal noch eine Zeitlang als Strafe unter noch härteren Bedingungen erfolgen: Der Lagerkommandant "hat uns anfangs durch unseren Dolmetscher bekanntgeben lassen, daß wir eine Vergeltungszeit für die Behandlung der Gefangenen in den Konzentrationslagern von 6 Wochen Dauer durchmachen müßten. Wir sollten die gleiche harte Arbeit machen und dabei reduzierte Kost erhalten. Aus den 6 Wochen wurden 8 Wochen. In dieser Zeit gab es auch keinerlei Kantinenwaren zu kaufen. Vor allen Dingen, es gab keinen Tabak. Auch war es den Farmern bei Strafe verboten, uns etwas zu schenken" (W. Busch, 37).

Der Berichterstatter schildert aber auch Zeiten, in denen sich die Gefangenen erholen konnten: "In den Monaten August und September 1945 hatten wir im Lager Forsyth eine recht gute Zeit. Die Verpflegung war merklich besser geworden. Es gab jede Woche Tabak und andere Kantinenwaren wie Seife, Rasierklingen, Gesichtswasser und dergleichen. Die verhaßten Zuckerrüben bekamen wir zu dieser Zeit nicht mehr zu sehen. Die wurden jetzt nämlich vielfach bewässert und mußten in dem schönen Sommerwetter, was 1945 dort herrschte, wachsen. Wir bekamen arbeitsgruppenweise manchmal andere Arbeit; manchmal hatten wir aber auch nichts zu tun. Die Sommerarbeit bestand je Gruppe immer aus wenigen Tagen Arbeit, damit alle mal drankamen" (W. Busch, 37). Ähnliche Arbeitsbedingungen werden über den Anbau und die Ernte von Zuckerrohr, die Heuernte an den Straßenrändern und die Baumwollernte berichtet.

Recht erhebliche Zweifel an der Menschlichkeit der amerikanischen Bewacher und der Redlichkeit selbst demokratisch legitimierter Politiker lösten die Scheinentlassungen aus, die die Übergabe von Gefangenen aus amerikanischem Gewahrsam an die Engländer und Franzosen zunächst kaschieren sollten. So berichtet E. Schröder: "Die Rückkehr aus Amerika verlief auf eine sehr verlogene Art, die die Amerikaner gar nicht nötig gehabt hätten. Warum die Abschiedsrede des amerikanischen Kommandanten auf so betrügerische Weise formuliert wurde, ist mir ein Rätsel. Er sprach von einer Rückkehr nach Deutschland, und daß dieses nach demokratischem Muster

wieder aufgebaut werden sollte. Einige Rücktransporte gingen tatsächlich in die Heimat. Ich stieg in Liverpool an Land! Nach dem Auffanglager ging es in ein Arbeitslager nach Worchester ... Als Anmerkung möchte ich hinzufügen: Diese unverhoffte Umstellung, nicht in der Heimat zu landen, sondern weiter als Kriegsgefangener zu arbeiten, gaben mir wiederum den Beweis der verlogenen und betrügerischen Absicht von Militär und Politikern" (E. Schröder, 3).

K. Seiffert (5) erinnert sich an einen Mitgefangenen, der auf seiner Rote-Kreuz-Postkarte nach Hause schrieb: "Im christlichen Sklavenhandel von Amerika nach England verkauft." Auch W. Staacks gehörte zu diesen "verschacherten" Gefangenen. Er gelangte trotz gegenteiliger Behauptungen der Wachmannschaften ins Lager Bolbec. "Bei der Entlassung in Amerika waren wir mit einem Seesack, einigen Bekleidungsstücken sowie mit einer Steppecke in Marsch gesetzt worden. Dieses wurde uns gleich am Lager-Eingang abgenommen, auf einen Haufen geworfen und anschließend in Brand gesteckt. Unglaublich, wo niemand im Lager solche Raritäten besaß. Angeblich wegen Ungeziefer und Ansteckungsgefahr" (W. Staacks, 4). Nach diesem ersten Schock folgte gleich der zweite: Da die Gefangenen aus den USA bestens ernährt waren, wurden sie unverzüglich bei harten Arbeiten eingesetzt. Dieses Verhalten der Amerikaner hat bei den Betroffenen nicht gerade dazu beigetragen, die Vorteile eines demokratischen Systems zu erkennen. Für sie bedeutete es allemal Zwang und Unaufrichtigkeit.

2. Lager in England

In England wurden die Gefangenen - unseren Berichten nach - besonders zu Hilfsarbeiten bei den verschiedenen britischen Truppenteilen und bei Straßenarbeiten eingesetzt. Vor allen Dingen das Zusammenarbeiten von Soldaten, Zivilangestellten, Kriegsgefangenen und weiblichem Personal mußte sich erst einmal einspielen. "Die Engländer waren zuerst unsicher und vorsichtig mit uns. Man wußte nicht recht, was wir tun sollten. Zuerst haben wir dann zwei Schuttplätze aufgeräumt und alle Materialien sortiert. Dann bekamen wir verschiedene Arbeiten. Ich war zuerst bei einem Kohlenkommando tätig. Zu zwei Mann mußten wir drei anderen helfen, die damit selbst bisher gut fertig geworden waren. Wir sackten Kohlen und Koks ein und lieferten das an die Küchen und andere Einrichtungen auf dem Flugplatz. So lernten wir das Gelände kennen und bekamen oft in den Küchen etwas geschenkt, z.B. Kuchen, Datteln usw. Dann kam ich zur Offiziersmesse mit einem Kameraden. Wir haben Zimmer der Offiziere, Speisesaal, Billardzimmer und andere Räume gesäubert. Es war eine angenehme Arbeit. Die Soldaten, mit denen wir zu tun hatten, auch die Vorgesetzten ... sowie das

weibliche Personal (WAAF's = Women's Auxiliary Air Force) waren alle nett und kameradschaftlich zu uns" (W. Busch, 52).

Der Berichterstatter wurde am Ende seiner Gefangenschaft krank geschrieben. Er gehörte dann zu einer Gruppe von Gefangenen, die leichte Arbeiten, u.a. in einem Fußballstadion verrichteten. "Niemand machte uns aber Vorhaltungen wegen unserer laschen Arbeitsweise. Wir waren nämlich vom Lagerkommandanten, einem Oberstleutnant, aus Gefälligkeit kostenlos ausgeliehen worden. Auch wir bekamen kein Geld dafür. Eine andere Gruppe von uns arbeitete in ähnlicher Weise auf dem dem Lager benachbarten Golfplatz" (W. Busch, 59f.).

Es liegen uns nur wenige ausführliche Berichte über das Leben der Gefangenen in Lagern auf den britischen Inseln vor. Doch es wird deutlich, daß nach einer Zeit des Übergangs am Ende des Krieges sich eine pragmatische Art des Zusammenlebens entwickelte. Die deutschen Gefangenen begannen, bei den Arbeiten die englische Umgangssprache zu erlernen. "Meistens arbeitete ich mit Gloria Tart aus Stoke on Trent zusammen. Wir verstanden uns sehr gut und unterhielten uns den ganzen Tag über alle möglichen Themen. Da sie kein Wort Deutsch konnte, sprachen wir natürlich Englisch. Dadurch lernte ich sehr viel und schnell. Wenn ich etwas nicht verstand, mußte ich in Englisch danach fragen, bzw. die Angelegenheit mit anderen Worten umschreiben oder mir anderes erklären lassen. Ich finde, dadurch lernt man besser, als wenn im Lehrbuch die Vokabeln gegenübergestellt sind ... Eine andere Kollegin war Jessy Green aus London. Sie sorgte immer sehr dafür, daß ich stets Tee zu trinken und Zigaretten zu rauchen hatte. Mit der Verständigung klappte es erst nicht so gut, weil sie einen fürchterlichen Londoner Dialekt sprach, an den ich mich erst gewöhnen mußte" (W. Busch, 56f.).

Ein anderer Berichterstatter schreibt, daß er die englischen Führerscheine für LKW und Bus erwarb und sich dort auch nach und nach die lateinische Schrift beibrachte, da er in der Schule noch die Sütterlinschrift gelernt hatte (Th.B., 6). Als das Fraternisierungsverbot fiel, konnten die deutschen Gefangenen in England "öffentliche Verkehrsmittel benutzen, englisches Geld besitzen, die normale Post benutzen und ... innerhalb einer 3-Meilenzone (sich) frei bewegen. Es war praktisch nur der Besuch von Gaststätten mit Alkoholausschank (auch in Begleitung von Engländern) verboten" (W. Busch, 60).

Viele Gefangene bekamen Kontakt zu englischen Familien oder lernten englische Mädchen kennen. So schreibt ein Berichterstatter: "und viele Eltern waren stolz, wenn die Tochter einen deutschen Freund hatte" (Th.B., 7). Diese Bindungen führten oft genug dazu, daß viele junge Deutsche in England blieben.

Der Kontakt zur Zivilbevölkerung in England ergab sich auch aus den kleineren Handwerksarbeiten, die so mancher Gefangene in der Freizeit betrieb, einmal um sich zu beschäftigen, zum anderen aber auch, um etwas

Geld zusätzlich zu verdienen, für das dann Geschenke für die Angehörigen zum Hause gekauft wurden. Begehrt waren in England vor allem Spielzeug, Kasperleppchen, Strickwaren und Hausschuhe. Handwerkszeug und Rohstoffe wurden organisiert oder in Geschäften gekauft. "So gab es bei uns im Lager regelrechte Verkäufer, die diese Sachen an Land brachten und dadurch gutes englisches Geld erhielten. Man muß sich das nicht so groß vorstellen. Denn die gebastelten Sachen dauerten so ihre Zeit, zumal alles nach Feierabend geschah, sonst verlief alles normal wie beim Kommiß" (H. John, 29).

3. Lager in Frankreich

Auch in den französischen Gefangenelagern normalisierte sich das Leben nach einer Periode, die den sowjetischen Verhältnissen weitgehend entsprach. Allerdings muß gesagt werden, daß die Lebens- und Arbeitsbedingungen in den französischen Kohlengruben in der Nachkriegszeit im allgemeinen recht schlecht waren. Es wird von vielen Unfällen bei der Arbeit und recht desolaten Unterkünften berichtet. Daher ist es nicht verwunderlich, wenn gerade aus den Grubenlagern Frankreichs die Fluchtversuche sehr häufig waren.

Ein wesentlich besseres Los zogen die Gefangenen, die einen "Patron" fanden, also einen Zivilisten, bei dem sie regelmäßig arbeiten konnten. Oft waren es Selbständige, die in der Nähe der Lager wohnten oder Landwirte, in entlegeneren Gegenden, die billige Arbeitskräfte suchten. Erste Formen der Kontaktaufnahme zwischen "Patron" und Gefangenen ähnelten unter diesen Umständen nicht selten Szenen auf einem Sklavenmarkt. Die Muskeln der Gefangenen wurden befühlt, die Statur des Aspiranten begutachtet und seine Arbeitskraft genau taxiert. So beschreibt ein Zahntechniker seine erste Begegnung mit seinem künftigen Patron: "Nach dem Morgenappell wurde ich aufgerufen - zur Lagerkommandantur! Vom deutschen Lagerpersonal wurde mir auf dem Wege dorthin schon mitgeteilt, daß für eine 'ferme' - Bauernhof - mit viel 'parc' - Wiesen und Weiden - ein Kriegsgefangener gesucht wird. Und, daß mein, des Alters wegen bereits entlassener Vorgänger nur Gutes über diese Außenstelle ausgesagt hätte. In der Kantine der Kaserne, einem großräumigen, halbdunklen Lokal, wurde ich Madame Herbin und ihrer Familie vorgeführt. Ich stand inmitten des Raumes, und Madame mit Sohn, Tochter und Onkel diskutierten über die Tauglichkeit des Kriegsgefangenen. Ich merkte, daß sie mich nicht für fähig hielt, die Landarbeit zu verrichten. Dann sagte sie dem Interprete ihre Bedenken: daß ich zwar groß genug, jedoch zu 'maigre' - mager - sei. Und nicht kräftig genug! Dazu sei ich auch kein 'cultivateur' - Bauer ... Ich sagte dem Interprete, daß ich zum Arbeiten willig sei und auch Interesse an bäuerlicher Arbeit habe, was meine mangelnde Muskelkraft aufwiegen würde. Als ich so dastand, in meinem knö-

challenges, viel zu weiten Wehrmantsmantel und zum 'Kauf' angeboten wurde, kam mir die Situation vor: Wie auf dem Sklavenmarkt im alten Rom" (W. von Kentzinsky, 58f.).

Folgendes Beispiel zeigt, wie die Gefangenen ausgebeutet werden konnten. Ein künstlerisch begabter Gefangener, der im Lager durch seine Schnitزارbeiten und sein Maltalent aufgefallen war, wurde einem französischen Offizier übergeben, der ihn außerhalb des Lagers unterbrachte. Er hatte alle Freiheiten und wurde animiert, sich künstlerisch zu betätigen. Die von ihm geschaffenen Werke waren für eine Kunsthandlung vorgesehen, die der Patron demnächst zu eröffnen gedachte (E. Kathemann, 8f.).

Viele Gefangene kamen in den ländlichen Gebieten Frankreichs unter und fanden - wenn sie arbeits- und kontaktfreudig waren - schnell Anschluß in ihrer neuen Umgebung. So schreibt W. von Kentzinsky: "Bisher war ich es nicht gewöhnt, Französisch zu reden, weil in den Lagern und Arbeitskommandos Deutsch vorherrschte. Doch hier war ich ganz schnell dabei, Französisch zu denken, zu arbeiten und zu sprechen. Die Bewohner des Dorfes sagten über mich: 'Er spricht schon wie wir!' Es kamen aber auch sprachliche Mißverständnisse vor. Zu Anfang gab es gleich eine sprachliche Schwierigkeit: mein Vorname. Die Franzosen kennen nicht 'Werner', also sagte Madame: 'Es klingt wie Bernhard, und wir nennen Dich Monsieur Bernhard'. Mir gefiel das gut: vom Prisonnier zum Monsieur Bernhard. Unter diesem Namen wurde ich auch im Dorf bekannt. Wenn ich morgens beim Stallmist beschäftigt war - der Misthaufen war wie in 'Westphalie' vor dem Hof an der Dorfstraße - und der Nachbar und der Gegenüber zogen schon mit ihren Pferden aufs Feld, dann gab es allmorgendlich freundliche Begrüßungen 'Bonjour Monsieur le Maire!' oder 'Bonjour Monsieur Charles!' oder 'Bonjour Madame ...' usw., und sie erwiderten alle und freundlich mit 'Bonjour Monsieur Bernhard'. Wie überall in der Welt fragten wir nach dem Wetter und nach der heutigen Arbeit. Dieser 'Monsieur Bernhard' war von den Franzosen anerkannt, als ob er zu ihnen gehörte ... Ich durfte mich im Umkreis von 15 km 'frei bewegen', und ich war in diesem Umkreis der einzige Kriegsgefangene" (W. von Kentzinsky, 60f.).

Es war ganz selbstverständlich, daß der Berichterstatter mit am Tisch der Bauernfamilie saß, obwohl dies anfangs die Kritik der Dorfbevölkerung hervorrief. Er gehörte bald zur Familie. Wie sehr sich die französische Familie an ihren Gefangenen gewöhnt hatte, zeigt die folgende Episode. W. von Kentzinsky zertrümmerte durch eine Unachtsamkeit beim Arbeiten die Gläser seiner Brille. "Nun war sie hin, und ich mit meiner Kurzsichtigkeit nicht mehr einsatzfähig. Es ging für mich besser aus, als ich dachte. Wir fuhren alle, wie zu einem Ausflug, nach Verdun ..., und Madame kannte den Optiker Charles Bouet gut, der mir bis zum Nachmittage eine neue Brille machte. Er hat mich sehr höflich bedient, und Madame war dort angesehener Kunde. Auf der Heimfahrt erzählte mir Madame, daß ich wegen der kaputten

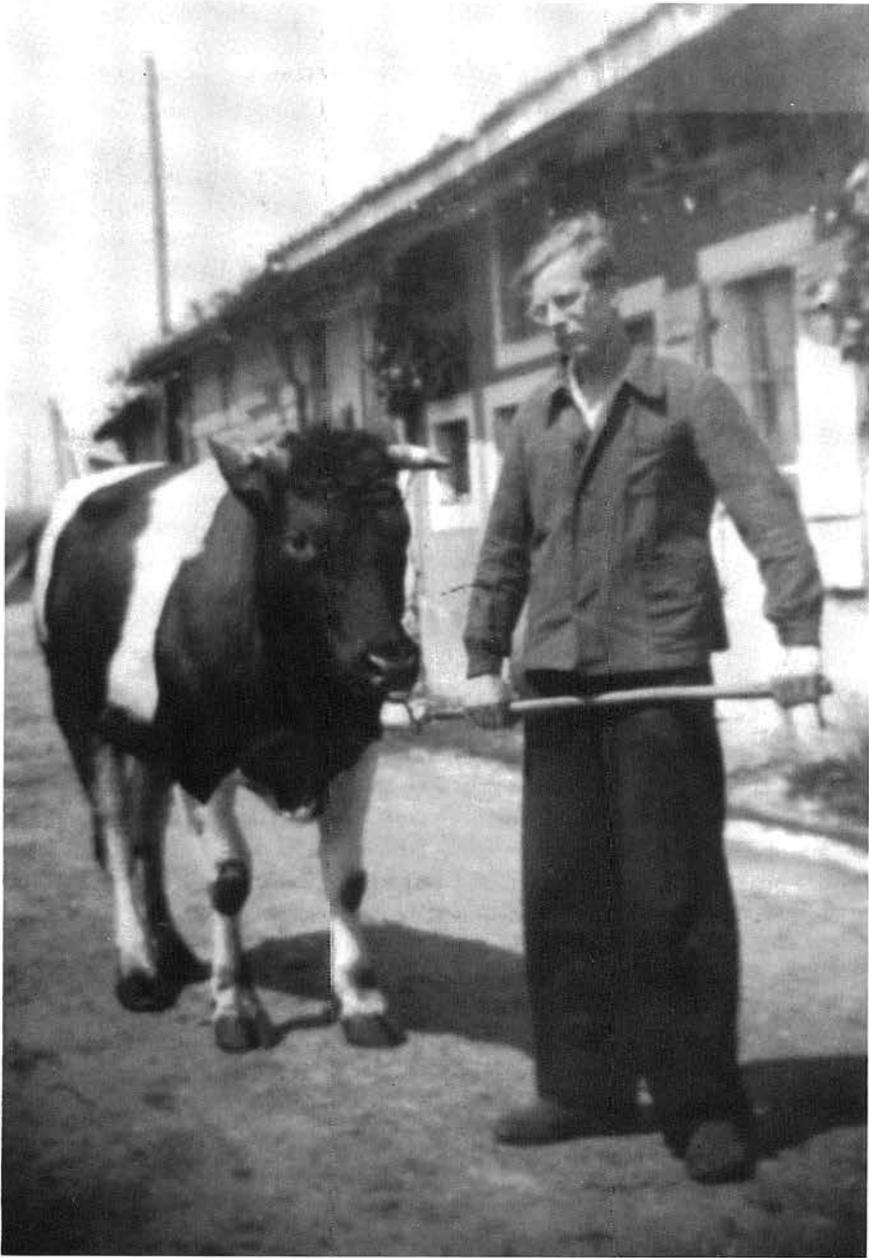


Abb. 68: "Souvenirs de Landrecourt". 14. Juli 1948, ein deutscher Kriegsgefangener auf einem französischen Bauernhof (W. von Kentzinsky).

Brille eigentlich in die Kaserne Valmy zurückgemußt hätte und daß sie an die Kaserne Valmy, die die P.G.A. an die Bauern vermietet, viel Geld für mich monatlich bezahlen müßte, aber sie will mich behalten und deswegen übernehme sie lieber die Kosten für eine neue Brille" (W. von Kentzinsky, 67).

Das Schimpfwort "Boche" mußten die Deutschen zwar oft hören. Aber auf der anderen Seite knüpfte die gemeinsame Geschichte und alte Feindschaft neue Bande. So wird wiederholt berichtet, daß Franzosen, die in deutscher Gefangenschaft waren und es gut getroffen hatten, sich als die besten Fürsprecher der deutschen Gefangenen erwiesen: "Auf den Dörfern, wohin ich auch kam ... hatten wir echte 'Beschützer'. Das waren die Dorfbewohner, die selbst in Kriegsgefangenschaft in Deutschland waren, dort gut behandelt worden waren und nicht nur im Gespräch mit uns, sondern auch offiziell offenbar darauf achteten, daß wir gut behandelt wurden" (M. Grän, 11).

Die Kontakte, die damals in Frankreich geknüpft wurden, trugen sicherlich zu der deutsch-französischen Aussöhnung bei. Hierzu abschließend zwei Stimmen: "Eines möchte ich noch erwähnen. Die französische Bevölkerung hatte sich schnell in ihren Ansichten über uns geändert, von Haß gegen uns war nach einem Jahr fast nichts mehr zu spüren, obwohl wir zweimal Krieg mit Frankreich geführt hatten. An der französischen Bevölkerung können sich andere Länder, die nicht so unter dem Krieg gelitten haben, ein Beispiel nehmen" (F. Kreie, 2). - "Auch sind mir seitens der elsässischen Bevölkerung den Kriegsgefangenen gegenüber keinerlei Feindseligkeiten in Erinnerung. Ich selbst gewann gute Freunde. Als ich etwa 20 Jahre später mit meinem Sohn von einer Fahrt nach Thann zurückkam, schwärmte er meiner Frau gegenüber: 'Du glaubst es nicht, wie herzlich Papa dort begrüßt und wie freundlich wir aufgenommen wurden'. Die Völkerverständigung im kleinen hatte begonnen" (M. Krickow, 8). Und L. Ester, der auf einem Bauernhof in Kerleguer bei Brest als "achtes Kind" der Familie die Kriegsgefangenschaft überlebte, leistet bis in die Gegenwart hinein durch die Frankreichfahrten, die er organisiert, aus Dank seinen Beitrag zur Völkerverständigung. "Aus dem Erleben des grauenvollen Krieges wurden auf beiden Seiten Brückenbauer des Friedens - Freundschaft über alle Grenzen" (Die Glocke, 19.11.1990).

E. "Kultur" in der Kriegsgefangenschaft

1. Glaube in der Kriegsgefangenschaft (Renate Brockpähler)

Glaube, Religion, Seelsorge ist ein Themenkreis, der zwar nicht von allen, aber doch von einem knappen Drittel der Berichterstatter angesprochen wird (55 Belege). Die meisten haben ihre Eindrücke in der UdSSR gesammelt.

a. Glaube als Halt

"Über allem aber steht die Erkenntnis, daß einzig und allein der christliche Glaube die Kraft zum Erdulden und Überleben gibt. Auch und gerade in ausweglos erscheinenden Situationen. Gott spricht: 'Ich bin bei Dir, wohin Du auch gehst' (1. Mose 28, 15)." - "Vor allem aber gibt es das Gebet - die Zwiesprache mit Gott, aus der ich so unbändige Kraft habe schöpfen dürfen." Der Glaube dieses Berichterstatters erfuhr durch die Zeit der Kriegsgefangenschaft eine Stärkung, "aber auch eine kritische Prüfung" (H.J.L., 1; 23f.).

Diese Äußerungen können für manche stehen, die ähnliches ausdrücken; hierzu einige Beispiele: "Ich hatte ein unbedingtes Gottvertrauen, das mich auch nicht eine einzige Minute verlassen hat" (J. Bouillon, 1). - "In den dreieinhalb Jahren habe ich Gottes Hilfe oft geradezu handgreiflich erfahren; mein Gottvertrauen wurde nicht enttäuscht" (K.H. I,2). - "Gott bleibt! Und es gibt auch kein blindes Schicksal. ER führt in tiefste Tiefen und gibt die Kraft hindurchzukommen. So nahm ich damals mein persönliches Schicksal an" (W. von Kentzinsky I, 33).

Natürlich gelang es nicht jedem, auch nicht jedem Christen, zu dieser Haltung zu finden. Aber nur dann war es wiederum möglich, von sich selbst weg auf andere zu blicken: "Mein Glaube war es, der mich stark machte, auch anderen zu helfen" (A. Tobusch, 34).

Manchmal waren andere Personen daran beteiligt, den Glauben zu stärken: J. Veit (18) z.B. schildert das menschliche Verhalten der Frau eines russischen Offiziers ihm und einem Kameraden gegenüber und schließt: "Damals wie auch noch heute erscheint mir diese Begebenheit des Sattessenkönnens mehr als eine bloße Zufälligkeit, mir war es eine gütige Fügung Gottes." - Die Suche nach einer Sinnhaftigkeit des Geschehens kehrt in mehreren Berichten wieder. In einem Tagebuch heißt es: "Mit jedem Tage sehe ich mehr und mehr ein, daß uns der Herrgott hier in seine Schule genommen hat, um uns für ein echt christliches Leben reif zu machen" (P. Lenfers, 10). Noch einen Schritt weiter geht H. Diestelmeier (I,7), wenn er schreibt, daß "Erneuerung nur durch Rückkehr zu Christus möglich" ist.

Der Verfasser, evangelischer Pfarrer, ist einer der fünf Geistlichen, die uns geschrieben haben und die natürlich besonders das Thema "Glauben"

ansprachen: J. Buschmann, E. Eggemann und W. Woeste (katholisch), H. Diestelmeier und H. Hackler (evangelisch). Pfarrer Hackler (35) stellt fest, daß das religiöse Bedürfnis der Kriegsgefangenen nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches naturgemäß besonders stark war und "daß viele nicht nur das Verlangen hatten, neuen Halt zu finden, sondern auch Halt gefunden haben".

Zwei weitere Berichtersteller bestätigen es, wenn sie schreiben: "In dieser Zeit haben viele wieder zu beten angefangen" (A.B. Lukat I, 2). - "Ich habe in den letzten Tagen nach langer, langer Zeit wieder gebetet. Wird es mir gelingen, mich wieder zum Glauben durchzuringen?" (W. Kreft, 103f.).

Dieses Beten konnte angesichts des ständigen Hungers ganz konkret werden: "Nie zuvor in meinem Leben habe ich die 3. [= 4.] Bitte des Vater Unser so bewußt und nachdrücklich ausgesprochen wie in dieser Zeit: 'Unser tägliches Brot gib uns heute'" (K. Schnier, 29).

"Der Volksmund sagt: 'Not lehrt beten', das habe ich auch hier in der Gefangenschaft feststellen können" (J.K., 38; ähnlich W. von Wensierski, 46). Ganz anders schreibt dagegen E. Wittbecker (6): "Bemerken möchte ich noch, daß es immer heißt: 'Not lehrt beten'. Dem ist nicht so; keiner, der wußte, daß es zu Ende geht, hat den Wunsch geäußert, mit ihm zu beten. Wenn der Mensch unters Tier sinkt, ist die Frage erlaubt, ob es überhaupt einen lieben Gott gibt."

In unserem Material finden sich sehr wohl Beispiele dafür, daß sterbende Kriegsgefangene sich gewünscht haben, daß ein Kamerad oder ein Geistlicher mit ihnen bete. (vgl. z.B. J. Probst, 88).

b. Verlust des Glaubens, Zweifel

Die Zweifel an der Existenz eines Gottes, wie sie in der zuletzt zitierten Aussage geäußert werden, kehren in mehreren Berichten wieder: "Man kann bald an nichts mehr glauben", schreibt W. Rohloff (39) nach vierjähriger Kriegsgefangenschaft. Angesichts einer Andacht, die ein kriegsgefangener Kaplan hielt, bewegen einen anderen Berichtersteller: "Als ich die gängigen tröstenden Worte vernahm, wurde mir bewußt, daß ich jeden Glauben an eine himmlische Gerechtigkeit verloren hatte. Soviel Grausamkeit! Soviel Unglück! Soviel Ungerechtigkeit gerade gegen Hilf- und Wehrlose" (K.T., 23). - Und W. Venghaus schreibt zu diesem Problem in sein Tagebuch am 7. August 1945 (I, 34): "Warum ließ Gott, wenn er so gnädig ist, wie die Kirche es immer behauptet, so etwas Grausames überhaupt zu? ... Ich weiß nicht, ab und zu schleichen einem, wenn man an all' das Elend denkt, welches in letzter Zeit über die Menschen gekommen ist, doch echte Zweifel in's Herz, ob dieser Gott tatsächlich noch ein gnädiger Gott ist."

Das mag an dieser Stelle kommentarlos stehenbleiben. Es sei aber darauf hingewiesen, daß mancher wiederum erst in der Kriegsgefangenschaft zum christlichen Glauben fand oder zu ihm zurückfand (vgl. z.B. J. Schulz, 29).

c. Gottesdienstliche und religiöse Veranstaltungen

Gottesdienste im Lager

"Die Gottesdienste versammelten Sonntag für Sonntag erstaunlich viele Gefangene. Sie wurden für viele in dieser Leidenssituation zu einem tiefen Erlebnis" (H. Kruse I, 4). Ähnliches berichtet W. Seeliger (Nachtrag 2,6f.) von einem Gottesdienst in französischer Gefangenschaft: "Da ging wie ein Lauffeuer das Gerücht durch das Lager, daß der deutsche Lagerpfarrer am heutigen Vormittag in der Baracke einen Gottesdienst abhalten dürfe. Auch Heinzmann nahm daran teil. Er spürte das aufrichtige Bemühen des Pfarrers, seinen Mitgefangenen Lebenshilfe zu bringen. Zu helfen nicht nur als Pfarrer mit Bibelsprüchen und salbungsvollen Worten, sondern mit Diensten als Kamerad und Mensch, soweit dies in seinen bescheidenen Kräften stand. Dieser deutsche Lagerpfarrer hatte die Begabung, den letzten Funken eines noch bestehenden Lebenswillens zu entfachen, das Flämmchen der Hoffnung auf ein besseres Leben zu entzünden. Am Schluß dieser eindrucksvollen Zusammenkunft wurde jedem der teilnehmenden Kameraden noch ein kleines Büchlein 'Das Evangelium des Matthäus' mit der eigenhändigen Widmung des Pfarrers überreicht ... Der ehemalige Kriegsgefangene Heinzmann besitzt dieses kleine, von dem Ablauf der Jahre und den Umständen einer wirren Zeit schon etwas ramponierte Büchlein noch heute und verwahrt es sorgfältig."

Obwohl immer wieder auf das atheistische Umfeld verwiesen wird, das die Kriegsgefangenen in der Sowjetunion erwartete, finden sich in unseren Materialien kaum Hinweise auf grundsätzliche Verbote gottesdienstlicher Handlungen. Eine Aussage, wie diese, ist singulär: "Religiöse Veranstaltungen waren in den sowjetischen Kriegsgefangenenlagern, über die ich berichten kann, nicht möglich." Als einzige Ausnahme wird Weihnachten genannt (R.B., 16). [Ähnliche Erlebnisse hatte der Priester G. Wagner (35f.).] - Vereinzelt werden Gründe angegeben, warum Gottesdienste erlaubt wurden, z.B.: "Um die Moral der Arbeiter zu heben, durften Geistliche auch Gottesdienste halten, nur ab und zu" (J. Beckbauer, 9). Es gab auch sehr willkürlich erscheinende Einzelverbote (vgl. z.B. F. Brand, 25), oder es wurde einem Pfarrer vorübergehend Predigtverbot erteilt, weil eine bestimmte Predigt mißfallen hatte (H. Hacker, 14f.). Aber sonst ist häufig sogar von "regelmäßig" abgehaltenen Gottesdiensten die Rede, auch in der Sowjetunion (vgl. u.a. J. Bouillon, 3; J. Busch, 36; H. Diestelmeier, 7; H. Hackler; J.K., 53; H. Stratmann, 9; W. Wöste, 112ff.).

Erwähnt wird immer wieder als besondere Ausnahme, daß sich unter den Gefangenen eines Lagers Geistliche befanden. Hierzu zwei extreme Situationen: "Mit einem Transport im November konnte der einzige katholische Pfarrer (unter Zurücklassung trostreicher Worte) die Heimreise antreten. Das löst Verwunderung und Enttäuschung bei vielen aus. Sollte man von dem

einzigem katholischen Priester nicht erwarten können, daß er hier bei uns bleibt? Wo mag ihn eine größere Aufgabe erwartet haben"? (G. Meurer, 96).

Das Gegenstück: "Dann kam jeden Abend, wenn sich alle zur Ruhe legten, der Lagerpfarrer: Er hatte die Gabe, den Kranken und Gefangenen Kraft, Trost und Hoffnung zu geben ... Dieser Pfarrer war ein ganz besonderer: Er war kein Kriegsgefangener! Er hat sich freiwillig in Gefangenschaft begeben! ... Er teilte freiwillig unser Schicksal in einem der berüchtigsten Lager in Frankreich!" (W. von Kentzinsky, 29).

Aber auch Laien stellten sich zur Gestaltung von Andachten und Gottesdiensten zur Verfügung: "Ostersonntag 1948 hielt eine Kameradin eine kleine Andacht" (E. Piesch, 2). Frau Piesch hat dieses Ereignis, wie viele andere, auch in Reime gesetzt:

Ostersonntag 1948 in Jaworzno/Galizien

Ostern im Lager! Zum dritten Mal!
Hinter uns viel Leid und Qual!
Fast drei Jahre schon gefangen
Und die Zukunft ganz verhangen,
Aller Augen wie ein Schrei:
Warum gibt man uns nicht frei?!
Da, so um die zehnte Stund'
Flüsternd geht's von Mund zu Mund,
Daß in der Baracke I, Saal 3,
Eine Osterandacht sei.
Kameradin! Komm auch Du!
Hör' der Kameradin zu!
Dicht gedrängt stehen wir,
Immer noch geht auf die Tür,

Niemand mehr herein noch kann,
Und wir stimmen alle an:
Lobet den Herren! Wer kennt es wohl nicht?
Und: Jesus meine Zuversicht!
Die Osterbotschaft aus der Schrift
Eine Kameradin liest,
Schließt daran an in schlichten Worten:
Der Herr ist an allen Orten,
Hilft auch uns aus unserer Not!
Eine feste Burg ist unser Gott (E. Piesch, 10).

Ein Erlebnis besonderer Art war für viele Kriegsgefangene die während dieser Zeit ganz selbstverständlich praktizierte Ökumene. Wenn es auch

Heilige Messen auf der einen und evangelische Gottesdienste auf der anderen Seite gab, so war dieses zum einen längst nicht überall durchführbar, zum anderen wurden fast alle gottesdienstlichen Handlungen "gemischt" besucht (vgl. z.B. K. Drescher, 2; H. Hackler, 61; H. Lengert, 9 u.v.a.). Das war in dieser Situation nicht durchweg selbstverständlich, sondern wurde von manchen doch als etwas Besonderes erlebt, das in der Heimat einst fortzuführen sie sich vornahmen. Um so größer war dann die Enttäuschung darüber, daß der Trend in den ersten Jahren nach dem Kriege gerade nicht dahin ging: "Unmittelbar nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft war ich sehr bestürzt, daß ich in der Kirchenzeitung des Bistums Münster 'Kirche und Leben' einen Aufsatz las 'Kampf dem Interkonfessionalismus'. Das war genau das Gegenteil meiner Empfindungen, die ich aus der Gefangenschaft mitgebracht hatte. Angesichts gemeinsamer Not und Lebensbedrohung spielte für uns der Unterschied zwischen den beiden christlichen Konfessionen keine Rolle. Hier wurde nun das Rad der Entwicklung wieder zurückgedreht, das später wieder mühsam auf die Linie der Ökumene gebracht werden sollte" (R.B., 17).

Weitere religiöse Veranstaltungen

Wenn es gelungen war, auf irgendeine Weise in den Besitz einer Bibel zu gelangen, - dieses gilt vor allem für die Sowjetunion - so blieb diese nicht in der Hand eines einzelnen Kriegsgefangenen, sondern wanderte von einem zum anderen, oder es fanden sich kleine Kreise zum gemeinsamen Bibellesen zusammen: "Zu mehreren Kameraden hatten wir uns im evangelischen Arbeitskreis zusammengefunden ... Wir wurden geschult im Bibellesen." (A. Tobusch N2,2; vgl. auch H. Hackler, 7; K. Niederbröker N1,2). - "Es war eine lebendige Gemeinde - besonders die Jüngeren und hier wieder die jüngeren Soldaten von der ehemaligen Waffen-SS waren zahlreich an den Bibelabenden vertreten" (W. von Kentzinsky, 46). - Auch Vorträge über religiöse Themen wurden angeboten, z.B. über den christlichen Glaubensbegriff oder die Priesterweihe (W. Wöste, 118; vgl. auch H. Stratmann, 9 und W. Venghaus, 49).

Der Besuch von Gottesdiensten außerhalb des Lagers ist durchweg als Ausnahme anzusehen. Aus Ägypten/Suezkanal berichtet W. Seggewiß (17): "Am Samstag oder Sonntag hatten wir ... Gelegenheit, den Gottesdienst in Ataka oder in einem anderen Lager zu besuchen ... Im Hospital war am Sonntag auch ein englischer katholischer Gottesdienst, den wir etwa ab Ostern 1947 gemeinsam mit den englischen und schwarzen katholischen Christen besuchen durften" (vgl. noch P. Engel, 2 und E. Marks, 1).

Nur aus der UdSSR wird berichtet, daß Kriegsgefangene mit der Religion und der Glaubensausübung der Zivilbevölkerung in Berührung kamen, hauptsächlich zu Weihnachten (vgl. S. 352) und zu Ostern: "Ostern 1948. Ich weiß nicht, aus welcher Quelle irgendeiner von uns den russischen Ostergruß

erfahren hatte. Jedenfalls machten wir, mehr aus Neugier auf die Reaktion, den Versuch und riefen vom Innern des Lagers dem Posten auf einem der Wachtürme auf Russisch zu 'Er ist auferstanden!' Umgehend kam zu unserem Erstaunen und unserer Freude die Antwort zurück: 'Er ist wahrhaftig auferstanden!' (K. Schnier, 67).

Besonders eindringlich erlebte A. Wegener die Frömmigkeit der Einheimischen und das Osterfest der russisch-orthodoxen Kirche. Ostern 1947 arbeitete er in einem Waldkommando in der Mordwinischen Volksrepublik. "Die Leute dort waren freundlich und sehr religiös." Er kam in viele Dörfer, die Häuser waren meist ärmlich, aber "in fast jedem Haus war eine Art Herrgottswinkel mit einer Ikone, selbst im Hause eines Dorfsowjets habe ich eine gesehen". Der russische Ostergruß war ein "Sesam öffne dich", sowohl bei den Wolgadeutschen als auch bei den Mordwinen: Die Kriegsgefangenen wurden reichlich beschenkt (A. Wegener 85; 106; 92).

Am Schluß des Abschnitts mögen noch einige Schilderungen von Gottesdiensten stehen: "Pfingsten 1945 sollte eine Messe abgehalten werden, das hatte der deutsche Lagerleiter dem russischen Kommandanten abgebetelt. Einige Priester wurden bald gefunden; Meßwein und Hostien besorgte ein Wolgadeutscher, der als Dolmetscher fungierte; Altar und Kreuz wurden in der Schreinerwerkstatt gebaut. Schon lange vor dem großen Ereignis versammelten sich auf dem Fahrzeughof unzählige sauber rasierte Männer, die ihre verschlissenen Uniformen und mit Draht geflickten Stiefel auf Hochglanz gebracht hatten, zum sichtlichen Erstaunen der Russen. Wo man das schöne Gewand des Pfarrers organisiert hatte, ist mir bis heute ein Rätsel. Nach einer kurzen Ansprache zelebrierte der Priester die Meßfeier in lateinischer Sprache - feierliche Stille erfüllte den Platz. Beim Gesang der festlichen Pfingstlieder und während der Predigt, die uns das große Glück vor Augen führte, vom Herrgott bis dahin in den Kriegswirren beschützt worden zu sein, rollten manchem die Tränen. Aus Dankbarkeit gingen die meisten zur Kommunion, danach wurde die Feier mit einem mächtigen 'Großer Gott wir loben Dich' beendet. Still und gedankenversunken strebten die meisten den Unterküften zu" (H. Schäfer, 11).

Pfarrer Hackler hielt am Himmelfahrtstag 1945 zusammen mit einem evangelischen kriegsgefangenen Amtsbruder einen Gottesdienst in einer ehemaligen Kolchose. In der Predigt nahm er Bezug auf den Ort des Gottesdienstes; auch für diesen galt die Zusage Jesu "'Ich bin bei Euch alle Tage!' Wie ich als Kind im Stall von Bethlehem die Welt betrat, so bin ich auch im Stall dieser Kolchose, um es einmal ganz konkret zu sagen, alle Tage bei denen, die arm sind wie die Hirten, wie alle, die sich verlassen und aufgegeben fühlen, wie vielleicht auch viele unter uns." (H. Hackler IV,4).



Abb. 69: Kreuz von Dinnendahl, vgl. S. 289, (J. Buschmann).



Abb. 70: Abendmahlsgerät (aus einer Kartusche hergestellt) aus dem Pfarrerezelt des Lagers Cherbourg (H. Diestelmeier).

d. Zeichen

Altar, liturgische Gewänder und Gegenstände

Die Feier der von A. Kupke beschriebenen Weihnachtsmesse (vgl. S. 360f.) ist mehreren glücklichen Umständen zu verdanken gewesen: Die Lagerbäcker waren bereit und in der Lage, die Hostien zu backen. Den Wein hatte der Schreiber des Berichtes selbst besorgt, und zwar vom orthodoxen Pfarrer des Ortes, was nur dadurch möglich war, daß er als Kommandoführer der Sägewerksgruppe gute Beziehungen zum russischen Wachtposten hatte, der ihm einen Erlaubnisschein ausstellte (A. Kupke, 1).

In einem anderen Fall half man sich, indem ein Apotheker unter den Kriegsgefangenen aus gesammelten Beeren Meßwein herstellte (R. Eismann, 35). Oft konnten die Gefangenen nur auf recht primitive Weise einen Altar herstellen: "An den Stacheldraht wurde eine Wolldecke gehängt, zum Abschirmen der Sicht und zum 'Schmuck', zwei Teertonnen davor und ein Brett darüber, - der Altar war fertig" (J. Buschmann, 8).

Einem Kriegsgefangenen, der später Pfarrer geworden ist, waren bei der Gefangennahme die priesterlichen Devotionalien entwendet worden. "Als Ersatz benutzte er bei der Messe eine leere Konservendose als Kelch und einen leeren Pappkarton als Altar" (B. Olbing, 3).

Die für die Gottesdienste notwendigen sakralen Gegenstände wurden, wie bereits angedeutet, in vielen Fällen von den Handwerkern des Lagers selbst angefertigt. Pfarrer Hackler (56) berichtet: "Von der Schneiderstube bekam ich ... ein weißes Laken mit einem blauen Kreuz, die Kameraden aus der Schreinerei brachten mir ein Holzkreuz mit, und die Kameraden aus der Schlosserwerkstatt fertigten eines Tages ein Brustkreuz an ... Zunächst kamen aber noch dazu aus der Schreinerwerkstatt ein paar Leuchter, d.h. es waren holzgeschnitzte Füße, und die Spengler hatten aus Blech dazu passende kerzenförmige Behälter zusammengeschweißt ... Ich konnte also einen regelrechten Altar aufbauen" (vgl. auch H. Diestelmeier II,2). Als Grundmaterial dienten u.a. Geschoßhülsen, "die in der Gegend noch als Strandgut des Krieges reichlich zu finden waren". Vier Kameraden, die in der Metallbranche zu Hause waren, "trieben z.B. aus dem Material der Messinghülsen, Kaliber 7,5 oder 8,8 cm, Kerzenleuchter, Kruzifix, Kelch mit Patene, ja sogar eine Monstranz ... Die Gefäße wurden anschließend mit Zinn ausgegossen - außen sorgten gute Gravuren für Verschönerungen (K. Drescher, 2; vgl. W. Wöste, 128: Monstranz aus Büchsenblech). Nur einmal wird berichtet, daß "der Russe" die notwendigen Kultgeräte beschafft habe (H. Kruse, 4).

Der Vollzug der gottesdienstlichen Handlungen mit primitivsten Mitteln, die Beschränkung auf das Wesentliche, wird von einigen der Berichterstatter als eine ungeheure Chance angesehen, an die sich nicht selten Hoffnungen für die Zukunft knüpften. Doch diese Hoffnungen wurden in den meisten Fällen enttäuscht - die Realität im Zuhause der Nachkriegszeit war dann doch meist ganz anders!

Persönliches: Kreuz und Rosenkranz

Einigen Kriegsgefangenen gelang es, durch alle Filzungen hindurch ihren Rosenkranz oder ein Brustkreuz zu retten: "Man hat uns in Halb-Europa herum 'mit der Schnauze durch den Dreck gezogen': Belgien, Frankreich, Polen, Rußland. Als Begleitung trug ich immer bei mir: Ein Bronzekreuz von Dinnendahl, das mir mein Religionslehrer bei der Einberufung schenkte, und den Rosenkranz meines Vaters" (J. Buschmann, 2).

Solche Gegenstände waren aber stets in Gefahr: "Als wir wieder 'mal in der Banja waren und ich nackt war, wollte mir ein Russe mein Kreuz vom Halse reißen; ich habe ein Kreuzzeichen gemacht und gesagt: 'Amulett, Amulett!' Da ließ er's mir" (K. Brinkgerd, 19a). Ähnlich erging es P. Engel bei der Gefangennahme mit einem niederländischen Offizier: "Im Brustbeutel hatte ich einen Rosenkranz, den meine Mutter mir mitgegeben hatte. Da sagte der Offizier: 'Katholik?' Ich sagte: 'Ja'. Dann sagte er: 'Gut' und ließ mich stehen" (P. Engel, 6). Ähnliches erlebte P. Lenfers (2) mit einem ukrainischen Offizier. Ein weiterer Berichterstatter verlor schließlich doch seinen Rosenkranz bei einer Entlausungsaktion: "So blieben mir für dieses Gebet nur noch meine zehn Finger" (J.K., 118).

Bücher: Bibel, Gesangbuch, Gebetbuch

Schon während der Militärzeit erhielt jeder Soldat ein Feldgesangbuch und einen Kleinen Katechismus. Nur wenige Exemplare konnten in die Kriegsgefangenschaft gerettet werden und wurden dort gehütet wie ein Schatz, wanderten auch wohl von einem zum anderen. In manchen der Gewahrsamsländer, besonders der UdSSR, mußte allerdings zunächst jeglicher Lesestoff sorgfältig versteckt werden und konnte nur durch mancherlei List durch die zahlreichen Filzungen gebracht werden (vgl. z.B. H. Diestelmeier, 1; A.B. Lukat I,2). [So berichtet der Priester Georg Wagner (33): "Das Neue Testament ging trotz einer strengen Kontrolle beim Einzug in das erste Arbeitslager nicht verloren. Ein sehr rauher Wachtposten, der alles gebrauchen konnte, was wir noch am Leibe hatten, griff nach dem Buch mit dem vielen dünnen Papier zum Zigarettenrollen. Er schlug es auf und sah die bunte Darstellung von Dürer's Heiligster Dreifaltigkeit und stutzte. Er begriff, daß das etwas Religiöses sei, schaute mir in's Gesicht und fragte mich leise - wohl in Erinnerung an die Aufschrift der Koppelschlösser des deutschen Heeres: 'Gott mit uns! Du, Gott mit uns?' Ich schaute auch ihm in die Augen und sagte sehr bestimmt: 'Ja, ich Gott mit uns!' Er überlegte noch einen Moment, dann schob er mir das Buch unauffällig wieder zu."]

Wer ein Neues Testament besaß oder sich leihen konnte, hat wieder und wieder darin gelesen und große Teile auswendig gelernt, so daß er sich später als "bibelfest" bezeichnen konnte (W. von Wensierski, 46), zumal auch - wie oben bereits ausgeführt - gemeinsame Bibellesungen abgehalten wurden.

In manchen westlichen Gewahrsamsländern durften Bibeln und religiöse Schriften den Kriegsgefangenen überreicht werden von bestimmten Organisationen, wie dem CVJM (A. Tobusch N2) oder einem "Evangelischen Hilfsdienst" (W. von Kentzinsky, 46; vgl. auch J. Buschmann, 9; W. Seeliger, 7; W. Venghaus III,49). "An den Sonntagen habe ich oft aus dem Feldgebetbuch meines Vaters die Meßgebete still für mich gesprochen. Das kleine Gebetbuch unter der Decke, abgeschirmt nach links und rechts, habe ich (als) Kleinod sorgfältigst gehütet. Man wußte ja nie, wer sich für eine Wassersuppe oder einen Kascha dafür hergab, mich bei der entsprechenden russischen Aufsicht anzuschwärzen" (J.K., 253).

Bibeln waren gelegentlich auch Tauschobjekte: "In Stanislaw lag neben mir auf der Pritsche ein Mitgefangener, der einen Teil einer Bibel besaß. Er mußte ihn wohl außerhalb des Lagers gefunden oder 'erbeutet' haben. Diesen Teil wollte er gegen eine bestimmte Menge Brot tauschen" (Th. Buttermann, 15). - Ein Neues Testament, 1817 auf Kosten der Russischen Bibelgesellschaft in Petersburg gedruckt, erhielt E. Eggemann während eines Arbeitseinsatzes unerwartet von einer lettischen Frau geschenkt (E. Eggemann, 17, vgl. S. 260).

e. Erlebnisse mit "geistlichen Würdenträgern"

Als sehr hilfreich in mehrfacher Beziehung erwiesen sich einige Nonnen kurz nach Kriegsende im Lager Gauting: "Einmal erschien auch ein Pferdewagen, geführt und begleitet von einigen Nonnen, die in umliegenden Ortschaften Butterbrote gesammelt hatten und diese verteilten. Die braven Schwestern dienten auch als Boten und nahmen schriftliche Lebenszeichen einiger Kameraden ... trotz strengen Verbotes mit. Blitzschnell ließen sie die kleinen Zettelchen unter der Kutte verschwinden" (R. Pape, 4).

Als "Geheimkurier" in Ami-Uniform konnte ein kriegsgefangener Divisionspfarrer dem damaligen Bischof von Münster, Clemens Graf von Galen, über die katastrophalen Zustände im Lager Rheinberg berichten. Dort herrschte, wie wir gesehen haben (vgl. S. 58), ein "Massensterben infolge Hunger, Durst, Krankheiten bei ungünstiger Witterung unter freiem Himmel" (B. Olbing 3).

Die kriegsgefangenen evangelischen Pfarrer in Ägypten (Middle East) gaben im Oktober 1947 eine Erklärung ab, in der sie auf die Lage der ca. 60.000 Kriegsgefangenen in dieser Region aufmerksam machten: Es gab zahlreiche Fälle von Selbstmord und von Geisteserkrankung unter den Kriegsgefangenen; die Repatriierung war in's Stocken geraten, vermutlich, um die Kriegsgefangenen noch länger als Arbeitskräfte zu halten (Wortlaut der Pfarrer-Erklärung bei H. Sandkühler, 109ff.). Und aus der katholischen Kirche: "Kardinal Faulhaber sandte uns willkommene Grüße in Form von Brot und Fleisch." Er nahm auch die Weihe einer Notkirche in Dachau vor (P. Lenfers, 8 und 11).

Zweimal wird von einer Ordination bzw. Weihe eines Geistlichen während der Kriegsgefangenschaft berichtet. Wie schon bemerkt, gab es ohnehin nicht überall Geistliche, so daß vielfach Laien an ihre Stelle treten mußten, was durchaus positiv gesehen werden konnte: "Das Evangelium wurde hier plötzlich von einer ganz anderen, wohlthuenden Überzeugung gepredigt." Der evangelische Pfarrer dieses Lagers in Frankreich "war noch kein geweihter ... (Pastor). Seine Ordination wurde im Camp Cuvette feierlich vollzogen - in einer Art 'Fernordination'; denn zur gleichen Zeit wurde in seiner Heimatstadt Leipzig ebenfalls in einem Festgottesdienst die amtliche Ordination feierlich begangen" (W. von Kentzinsky, 46).

Das katholische Parallelbeispiel stammt vom Suezkanal. Am 1. Mai 1948 "wurden unsere Kameraden Heinrich Meyer zum Subdiakon und Rudolf Schmidt zum Priester geweiht. Die Weihe wurde von Hochwürden Herrn Weihbischof vom Nildelta, Andreas von den Bronk, in der Christkönigskirche zu Fayid vorgenommen" (W. Seggewiß, 17).

Zwei Kriegsgefangene, die in Lagern Frankreichs waren, berichteten, daß ihnen eine Pilgerfahrt nach Lourdes während der Gefangenschaft ermöglicht wurde: "Im Sommer '47 fand eine Pilgerfahrt für die Kriegsgefangenen der Grubenlager nach Lourdes statt" (W. von Kentzinsky, 46). Ausführlicher berichtet W. Staacks, der am 28. Juli 1948 mit einer Bescheinigung des Bürgermeisters den Wallfahrtsort besuchen durfte und dort eine Gruppe deutscher Pilger an dem Lied "Meersterne, ich dich grüße" erkannte. Er übermittelte seinen Eltern Grüße, lehnt es aber als zu riskant ab, sich von seinen Landsleuten verstecken und mitnehmen zu lassen, was ihm um so leichter fiel, als er ohnehin nach fünfjähriger Kriegsgefangenschaft mit einer baldigen Entlassung rechnen konnte (W. Staacks, 5).

Ein Pfarrerrzelt, in diesem Falle das von Pfarrer Diestelmeier in Cherbourg/Frankreich, wurde nicht nur zum geistlichen, sondern zum kulturellen Mittelpunkt des Lagers überhaupt. Davon zeugt u.a. das noch erhaltene Gästebuch, das außer zahlreichen Eintragungen dankbarer ehemaliger Mitgefangener Programme kultureller Veranstaltungen enthält, mit Rezitationen von Dichtungen und Musiknummern. Außer solchen Veranstaltungen gab es dort Sprachkurse, Vorträge und natürlich Andachten, Zeltgottesdienste, Unterricht in Glaubenslehre sowie Seelsorge. Der Kern dieser ehemaligen Gemeinschaft trifft sich noch heute als "Cherbourger Bruderschaft" regelmäßig in zweijährigem Abstand (H. Diestelmeier II,2 u. Anl. 4).



Abb. 71: Angehende Theologen in britischer Gefangenschaft in Ägypten, die zu Exerzitien im Haus der Borromäerinnen in Kairo zusammenkamen, Mitte August 1946 (vermittelt durch Pater Thomas Horst).



Abb. 72: Priesterweihe des deutschen Kriegsgefangenen Rudolf Schmidt in Fayid, Mai 1948, links: Rudolf Schmidt, Mitte: Weibischof vom Nildelta Andreas van den Broek und rechts: Subdiakon Heinrich Meyer (W. Seggewiß).

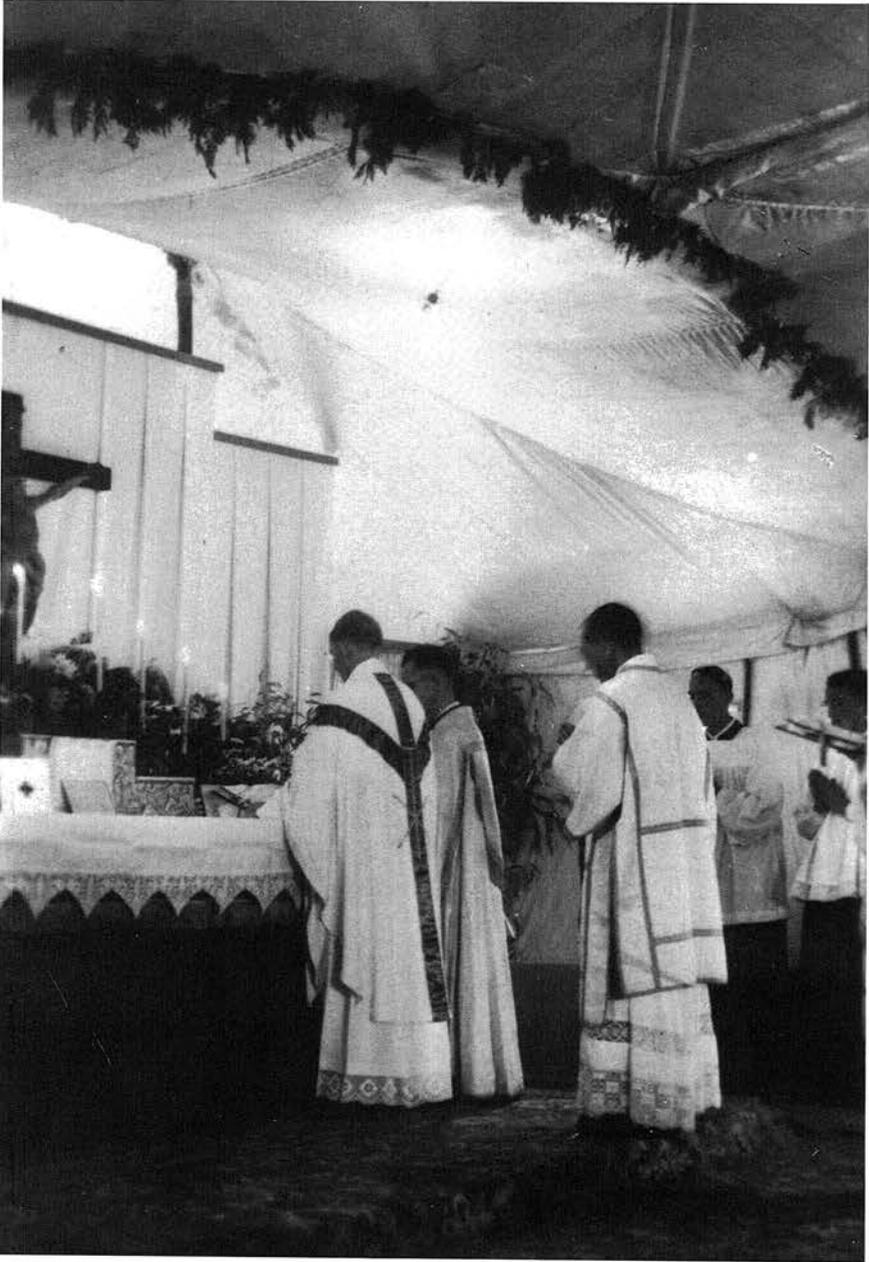
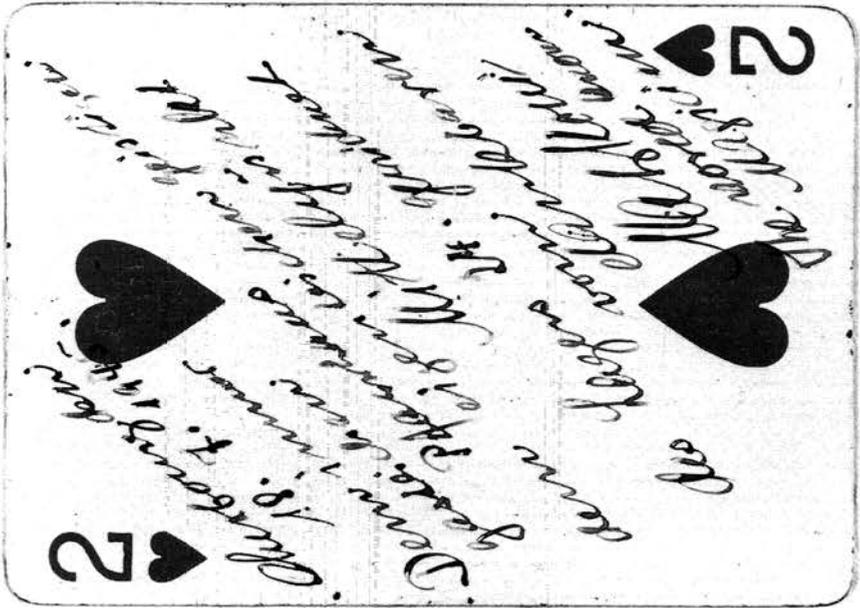
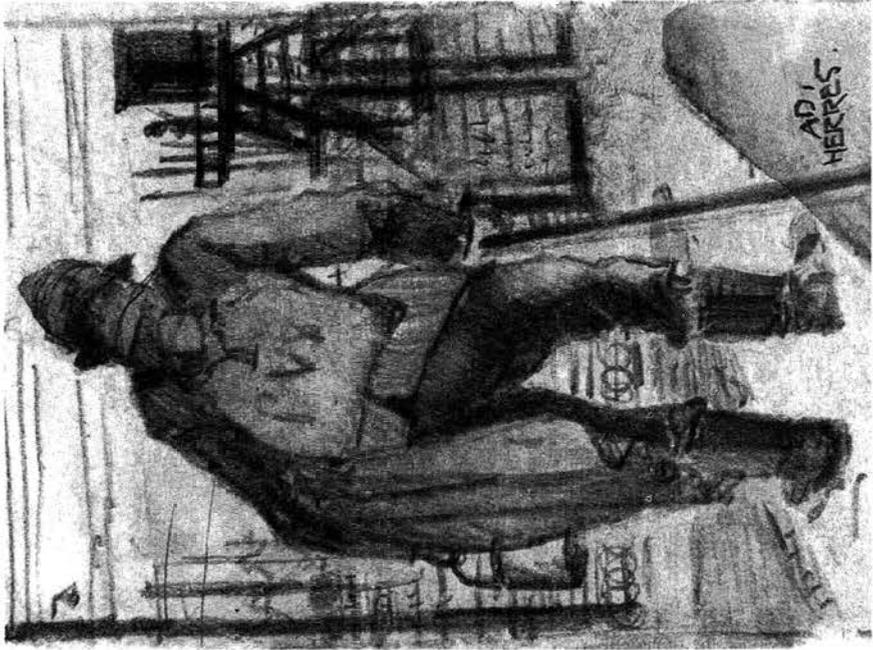


Abb. 73: Primiz des gefangenen Neupriesters Rudolf Schmidt in Fayid, Mai 1948, PoW-Camp Nr. 380 (W. Seggewiß).



MONDRACHT

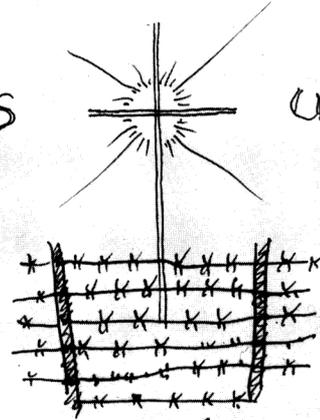
J. v. Freiherr v. Eichendorf · 1788 - 1857

Es war, als hätte der Himmel
Die Erde still geliebt,
Dass sie im Kubensturm
Nachher nur bebennen müsst'.
Die Luft ging durch die Felber,
Die Aehren saugten Licht,
Es wachte leis die Felber,
Es streckte los die Nacht.

Und meine Seele sprachte
Zeit ihre Flügel aus,
Sag durch die stillen Lände,
Als flöge sie nach Haus.



SPES



UNICA

9.7.45.

Fin
Th. Göttinger.

Abb. 74-77: Eintragungen im Gästebuch des Pfarrerszeltes im Kriegsgefangenenlager Cherbourg (H. Diestelmeier).

f. Vor, während und nach der Heimkehr

Es gibt viele Zeugnisse dafür, daß auf dem Weg nach Hause, noch im Zug oder bei der Ankunft, spontan ein Dank-Choral angestimmt wurde, wie etwa "Großer Gott, wir loben dich". In den Entlassungslagern hat dann mancher als erstes den Weg in eine Kirche gefunden. Dort fanden auch ständige Gottesdienste statt. Ein Beispiel: Im Lager Friedland hielten zwei Pastöre eine Andacht. Es wurde gesungen: "Lobet den Herren"; "dabei knieten viele nieder und küßten die Erde, und es flossen viele, viele Tränen" (K. Brinkgerd, 52b); ähnlich G. Kordt, 27; A. Holleck I,13f. u.v.a.).

Die Ankunft in seinem Heimatdorf, an seiner eigenen Hofstätte, schildert H. Schäfer (26f.) so: "Als ich dort vorbeikam, kniete ich nieder, küßte den Boden, nahm einige Erdkrümel in den Mund und dankte Gott von ganzem Herzen, daß er mich heil nach Hause geleitet hatte." Er hat seine damalige Dankbarkeit bis heute nicht vergessen: "Wenn ich heute in die Messe gehe, bete ich zuerst für die Gefallenen und Opfer des Krieges. Jedes Jahr am Heiligen Abend bringe ich einen Weihnachtsbaum zum Kriegerdenkmal in Engar und zünde den Toten ein Licht an. Mein im Krieg abgelegtes Gelübde, jedes Jahr am Marienfest eine Wallfahrt nach Kleinenberg zu machen, halte ich, so lange ich es gesundheitlich kann, hoch" (H. Schäfer, 26f.).

Solche Zeugnisse von Einzelnen, denen es gelang, ihren Glauben durchzutragen, sind aber selten. Was blieb beispielsweise von hoffnungsfreudigen Sätzen wie diesen: "Wenn jemand sagt, unsere Kirche in Deutschland läge auf dem Sterbebette, so lache man ihn getrost aus. Hier hinter'm Stacheldraht wächst eine junge und lebendige Gemeinde. Mir ist nicht bange um den neuen Anfang nach dem Krieg, wenn ich mit einer solchen Gemeinde zurückkehren darf" (H. Diestelmeier, Tgb. 25.12.1944). Derselbe Verfasser zitiert allerdings auch aus einer Predigt, die nach der Heimkehr von einem katholischen Amtsbruder gehalten wurde und gibt damit eine Erklärungsmöglichkeit für das Scheitern der erhofften Entwicklung: "Die Teilnahme am Gottesdienst hinter dem Stacheldraht war am größten bei denen, die am meisten hungerten, und mit der Zunahme der Suppe nahm das Interesse am Gottesdienst ab. Je mehr der Mensch im Irdischen gesättigt wird, um so mehr nimmt der Hunger nach den Dingen, die mit Brot nicht gestillt werden, ab" (Lippische Wochenschau 16. Okt. 1980). Auf die Enttäuschung darüber, daß die bereits praktizierte Ökumene nicht durchgetragen werden konnte, wurde bereits oben hingewiesen (vgl. S. 285).

Aber diese Hoffnungen auf die Zeit "danach" waren letzten Endes sicher für viele ein Teil ihres "Überlebenstrainings", gerade in Stunden tiefster Dunkelheit und Qual: "Aus allen Schmerzen und Peinen bricht vulkanartig ein Lebensmut, ein Lebenswille, der alles wagt ... dann werden Pläne geschmiedet für die Zukunft: Studium beenden, die Völkergrenzen überwinden helfen; Aufbau eines neuen christlichen Deutschlands" (K.H., 4). - In diesem Falle gelang es dem Berichterstatter, Teile seiner "Kriegs-

gefangenen-Träume" zu realisieren: Mit der Gründung einer Gruppe "Freunde der Völkerbegegnung" in seinem Heimatort Meschede konnte er sich seinen damaligen Wunsch erfüllen, mitzuhelfen, Völkergrenzen zu überwinden!

2. Musik in der Gefangenschaft (Renate Brockpähler)

a. Zur Einführung

Die Musik spielt in den Berichten aus der Kriegsgefangenschaft eine große Rolle. Von den 152 Berichterstattem haben 91, also etwa Zweidrittel, Angaben über Musik gemacht. Diese reichen von kurzen Erwähnungen bis zu ganzen "Musikberichten", d.h. einzelne der Kriegsgefangenen haben die Musik ganz in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen gestellt.

Obwohl die Sparte "Musik" nicht immer leicht aus dem Gesamtbereich "Kultur" herausgelöst werden kann, haben wir uns wegen der Fülle des Materials zu einer besonders ausführlichen Darstellung entschlossen. Denn gerade bei diesem Thema ist es gelungen, durch gezielte Rückfragen direkt nach Eingang der Manuskripte umfangreiche Ergänzungen einzuholen. Auf diese Weise ist es möglich geworden, fast alle relevanten Fragen zu diesem Bereich mehr oder weniger ausführlich zu behandeln. Besonders reizvoll ist dabei, daß so manches Problem, das bereits in dieser Veröffentlichung angesprochen wurde, nun noch einmal in einem anderen Zusammenhang behandelt wird.

Zwei Veröffentlichungen werden zur Vervollständigung mit einbezogen: Paul Douliez, *Machorka. Roman*. München: Ehrenwirth 1979 und Bodo Kochanowski, *Turandot in Sumgait. Memoiren einer Lager-Diva*. Neckargemünd: Vowinkel Verlag 1976. Es handelt sich bei beiden um autobiographische Berichte aus der Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion, in denen Musik und Theater eine überragende Rolle spielen.

Aus den folgenden Schilderungen könnte leicht der Eindruck entstehen, als hätte dieses Thema mit dem oft grausamen Lageralltag, dem die Kriegsgefangenen ausgesetzt waren, nur am Rande oder gar nichts zu tun. Doch dieser Eindruck täuscht! Gerade durch das Erlebnis der Musik (und natürlich anderer kultureller Aktivitäten) gelang es oft erstmals, die Kriegsgefangenen aus der Apathie eben dieses Lageralltags zu reißen! Das war gewiß keine leichte Aufgabe, denn naturgemäß waren die meisten "viel zu abgestumpft und müde, wenn sie abends von der schweren Arbeit ins Lager kamen" (F. Brand, 25), um noch weitere Aufgaben zu übernehmen. Sie "hatten genügend andere Sorgen, Nöte und Beschäftigungen mit der Auffrischung" ihrer "verfallenen Körperkräfte" (F.W. Kroes, N 1,1). Da bedurfte es schon einiger weniger, besonders Aktiver, denen es gelang, sich als erste aus der Apathie zu lösen. Sie gaben durch ihre musikalischen und anderen kulturellen

Aktivitäten ein anschauliches Beispiel dafür, sich nicht unterkriegen zu lassen. In welcher oft bewundernswerten Weise dies gelang, davon soll auch im folgenden die Rede sein. Es sind Zeugnisse dafür, wie die Kriegsgefangenen "nach jahrelanger Abstumpfung durch den Krieg und Schock der Gefangenschaft allmählich ihre Menschenwürde" wiederfanden (W. Stumme, 39). Und die Aktiven durften erleben, "daß es selten andächtigere, ergriffenere Zuhörer gab als diese in Holzschuhe und stinkende Lumpen gesteckten kahlgeschorenen Arbeitssklaven" (A. Möller II,11).

Albrecht Lehmann (1986, 100) schätzt den Stellenwert der kulturellen Bemühungen in der "Freizeit" der Gefangenen verhältnismäßig niedrig ein. Er meinte: "Die Bildungsbemühungen, die Kammermusikabende und Theateraufführungen haben ... in den Offizierslagern ... eine wesentlich größere Bedeutung gehabt als in den Lagern der normalen Plennys". Doch dem uns vorliegenden Material nach scheinen auch in den "normalen" Arbeitslagern die kulturellen Aktivitäten eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt zu haben. Es läßt sich feststellen, daß viele Berichtersteller sich mit auffallend vielen Details an Musik- und Theateraufführungen erinnern, die sie in den Lagern erlebt haben.

Charakterisierung der "Musikberichte"

"Musikberichte" möchte ich diejenigen Einsendungen nennen, in denen es nur oder hauptsächlich um Musik und damit zusammenhängende kulturelle Aktivitäten geht. Diese seien vorab kurz vorgestellt, da sie neben den vielen Spontanangaben in diesem Kapitel die entscheidende Quellengruppe darstellen.

"Musik - die Brücke zur Heimat" nennt Arnold Möller seinen Bericht, der schon 1949 geschrieben wurde. Er ist knapp, aber sehr faktenreich. Als ehemaliger Theaterkapellmeister und Theoriefachlehrer hat er sich bei der Niederschrift seiner Erinnerungen, die er für seine Kameraden gedacht hatte, sofort auf dieses Spezialthema konzentriert.

Das gleiche gilt von Wolfgang Stumme, ehemals ausübender Musiker, der mit Hilfe einiger Kameraden einen Band von 178 Seiten zusammengestellt hat: "Das Volk, das im Finstern wandelt." Dabei ist eine Dokumentation des gesamten Kulturlebens eines Lagers (7/437) in der UdSSR von 1945 bis 1949 entstanden, in der aber ebenfalls das Themenfeld "Musik" dominiert, weil hier der seltene Glücksfall eingetreten war, daß mehrere hochkarätige Musiker und Dichter in diesem Lager zusammengekommen waren. Eine Dokumentation ist es insofern, als nicht nur über die kulturellen Aktivitäten berichtet wird, sondern viele Dokumente abgedruckt werden, vor allem Musikstücke, Programmfolgen, Gedichte, Skizzen, Auszüge aus größeren Dichtungen sowie der vollständige Klavierauszug einer im Lager entstandenen und aufgeführten "Schaueroper." Die Persönlichkeiten, die das Kulturleben dieses Lagers im wesentlichen prägten, waren die Musiker

Wolfgang Stumme, Heinrich Spitta und Eckehard Tietze sowie die Schriftsteller Franz Joachim Behnisch und Heinz Schwitzke.

W.R., ehemaliger Laienspieler und vor der Kriegsgefangenschaft Leiter einer Laienspielschar, widmet in seinem umfangreichen Bericht aus der Kriegsgefangenschaft in der UdSSR allein fünf Kapitel den Themenkomplexen Musik und Theater. Viele Einzelangaben, besonders über Instrumente und Lieder ("Wunschkonzerte"!) konnten zusätzlich erfragt werden.

Max Krickow war von Haus aus Berufsmusiker und hat auch als Kriegsgefangener in Frankreich bald wieder Mittel und Wege zur Ausübung von Musik gefunden, u.a. durch Gründung einer Lagerkapelle und eines Chores, deren Entstehung er beschreibt.

A.T. war zwar von Beruf Ingenieur, aber sehr musikalisch. Er spielte mehrere Instrumente, komponierte und schrieb während seiner langen Kriegsgefangenschaft (10 Jahre in der UdSSR) unzählige Musikstücke. Die Musik zieht sich wie ein roter Faden durch seinen ganzen Erlebnisbericht.

Friedrich Wilhelm Kroes verfaßte zusätzlich zu seinem bereits eingesandten Bericht auf unsere Bitte speziell noch ein Kapitel über Musikinstrumente in der russischen Kriegsgefangenschaft.

Theodor Buttermann, Kriegsgefangener in der UdSSR, hat uns Kopien seiner gesamten Briefe aus der Kriegsgefangenschaft zur Verfügung gestellt. In ihnen findet man viele Gedichte, später sogar Lieder mit Noten, durch die er seinen damaligen Gefühlen Ausdruck verlieh. Er ermahnte die Empfänger, alles gut zu verwahren und hat nach seiner Rückkehr alles abgeschrieben und die Lieder gesondert ausgeschrieben. Auf diese Art und Weise ist ein einzigartiger "musikalischer" Kriegsgefangenen-Bericht entstanden.

Die Stellung der Musiker in der Lagerhierarchie

"Künstler nehmen in der Sowjetunion einen erstrangigen Platz ein, das setzt sich fort bis zur Lagerkapelle, die sich eigene Instrumente bastelt und so anstelle von Außenarbeit meist Beschäftigung im Lager findet" (G. Meurer, 36). Mit diesem Zitat wird deutlich, welche herausragende Stellung Musikausübende in den Lagern der Sowjetunion einnehmen konnten; dazu noch eine ergänzende Aussage: "Da die sowjetische Lagerleitung an einer guten Stimmung unter den Gefangenen interessiert war, hat sie in dieser Beziehung einiges geduldet. Bei den abendlichen Kontrollen am Lagertor wurden die mitgebrachten Requisiten für die Kulturgruppe großzügig übersehen" (H. Herschler, 3). Erstaunlicherweise stammen auch die im folgenden zusammengestellten Belege alle aus der UdSSR.

Die Berichterstatter, die zu diesem Thema Stellung nehmen, haben zum überwiegenden Teil erfahren, daß die Musikausübenden - wie überhaupt die Kulturschaffenden - Vorteile hatten gegenüber den anderen Lagerinsassen. Das betraf vor allem die Verpflegung und die Arbeit: "Die Musiker wurden sogar von den Außenarbeitern freigestellt. Sie mußten Musik üben und

Lagerarbeiten verrichten. Z.B. mußten sie in der Küche Kartoffeln schälen oder für die Lagersauberkeit sorgen" (A. Holleck I,8). Auch im Lager Tecuci/Rumänien wurden die Musiker "bei besserer Verpflegung von der Arbeit freigestellt" (R. Niederhellmann, 15; ähnlich J.K. 129f.; K. Brinkgerd, 22a; G. Meurer, 36).

Es fällt jedoch auf, daß eine solche durchweg positive Bewertung der Stellung der "Künstler" oft von "Außenstehenden" erfolgte. Die Aktiven selbst berichten da von ganz anderen Erfahrungen. Im Waldlager Burenia/UdSSR wurde in zwei Schichten gearbeitet. Als nun die Operette "Im weißen Rößl" einstudiert werden sollte, stellte sich heraus, daß alle Mitspieler nur um Mitternacht gemeinsam im Lager waren! "So wurde also vom Russen die Genehmigung eingeholt, nachts zwischen 23 und 2 Uhr proben zu dürfen. Um nun mit unserer Musik keinen zu stören, fanden die Proben im abseitsliegenden Waschraum statt" (W.R., 70). Auch W. Stumme berichtet, daß "die Musikgruppen - neben der zu erfüllenden Tagesnorm an Arbeit - ihre Programme" einstudierten; eine Freistellung von der Arbeit gab es für sie erst später (W. Stumme, 151). Ähnliches berichtet W. Loos: "Gespielt wurde an den arbeitsfreien Sonntagen; geprobt an den Abenden - nach der Arbeit. Freistellungen gab es nicht." So ist seiner Wertung zuzustimmen: "Es bedurfte schon eines großen Engagements - ja einer gewissen Besessenheit - um diese Belastung zusätzlich leisten zu können: Rollen auswendig lernen und üben, gemeinsam proben und nicht mutlos zu werden, wenn ein Auftritt oder eine Szene mehrmals wiederholt werden mußte, bis sie endlich zufriedenstellend klappte" (vgl. S. 434; siehe auch A. Möller, 7).

b. Singen - aus eigenem Antrieb oder auf Befehl

Das Singen, und zwar der mehr oder weniger spontane Gesang einzelner oder mehrerer, - im Gegensatz zum Chorsingen - steht am Anfang jeder Musikausübung. Eine Extremsituation wie die der Kriegsgefangenschaft scheint allerdings zunächst wenig zum Singen angetan. Und doch gibt es auch hier viele Beispiele für spontanes Singen, das nicht nur Ausdruck der Trauer ist über die Situation, in der man sich befindet.

"Sing-Situationen"

Die frühesten Belege in unserem Material stammen aus der Zeit kurz vor Kriegsende bzw. dem Tag der Kapitulation. Die Kriegsgefangenen, die schon während des Krieges in Gefangenschaft geraten waren, hatten z.T. noch nicht alle Hoffnung auf den "Endsieg" aufgegeben: "In den langen Winterabenden des Jahres 1944, besonders in der Vor- und der Weihnachtszeit, weilten unsere Gedanken bei der kämpfenden Truppe. Auch bei unseren Lieben daheim war all' unser Sehnen und Trachten. Wann würden wir sie wiedersehen? Hoffentlich endet bald dieser böse Krieg. In der Hoffnung, für eine gerechte Sache gestritten zu haben, erwarteten wir noch immer einen guten

Ausgang für uns. Oft sangen wir das Lied: 'Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte'. Argwöhnisch verfolgten die Amis auch dieses Lied." Der Argwohn scheint berechtigt, handelt es sich doch um ein sehr kämpferisches Lied, das zum "Heldentode" aufruft (Text von Ernst Moritz Arndt, 1812). U. Bulgrin (14) berichtet noch von einem zweiten "Trotzlied": "Sangen wir aber 'mal am Tage: 'Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern', dann sahen die Amis rot. In diesem Lied sahen sie die Verherrlichung der nationalsozialistischen Ideologie."

Dann kam das Ende des Krieges. A. Northoff (1) erlebte den 8. Mai auf der Halbinsel Hela. "Der General sprach etwa folgende Worte: 'Soldaten, ab sofort ist an der gesamten Ostfront Waffenruhe eingetreten. Ab sofort wird der deutsche Gruß abgeschafft, und an dessen Stelle tritt wieder der alte Wehrmachtsgruß' ... Für einen Augenblick trat Totenstille ein. Dann aber erscholl aus 50 000 Kehlen das Lied 'Ruhe, Ruhe, eiserne Ruh, Parole ist Heimat, Reserve hat Ruh'. Ebenfalls vom Tag der Kapitulation notiert A. Holleck (I,1): "Wir waren alle froh, daß dieser verfluchte Krieg zu Ende war. Es wurde gesungen 'In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen'."

B. Kordt (9) beschreibt den Marsch in die Gefangenschaft, von dem die meisten zunächst noch annahmen, er führe nach Hause: "Als die große Marschkolonne auf die Straße kam, ca. 800 bis 1000 Mann, fiel alles in Gleichschritt. Irgendwo wurde das Lied 'Nach der Heimat möcht' ich wieder' angestimmt. Sofort fiel die ganze Kolonne mit ein, und es wurde immer wieder gesungen, bis zur Ankunft am Bahnhof. Ich werde es nie vergessen."

Der Gedanke an die Heimat war fortan dominierend und schlug sich immer wieder in der Wahl der Lieder nieder: " ... an manchen Abenden, wenn die kalten durchgefrorenen Glieder aufgetaut waren, erklangen deutsche Heimatlieder hoch oben in den jugoslawischen Bergen. Es waren alles Lieder, die wir als Jungen zu Hause oder als Soldat gesungen hatten, es war eine Brücke zur Heimat" (H.W. Schneider, 37). Und an anderer Stelle schreibt H.W. Schneider (13): "Auf einmal erklang aus der kleinen Ecke in der Scheune das Lied, was wir oft in einer Zeit gesungen hatten, als es uns noch besser ging. 'Nach der Heimat geht mein heimlich Sehnen, nach der Heimat möcht' ich wieder hin'. Es blieb nicht bei dem Einzelgesang. Auf einmal hatte es alle Männer mitgerissen, und laut und deutlich sangen alle Kameraden dieses schöne Lied in die anbrechende Nacht. Die Partisanen hörten uns zu und mahnten uns erst zur Ruhe, als wir das Lied zu Ende gesungen hatten."

J. Buschmann (6) beschreibt eine ganz besondere "Sing-Situation": "Nachts wurde es dann wieder so empfindlich kalt, daß man nicht auf dem Boden liegen bleiben konnte. Wir standen, und wir schlugen die Arme zum Wärmen um die Schultern. Und dabei kamen dann die ersten Lieder auf:

kleine Gruppen, im Dunkeln stehend, zitternd, sangen gefühlvolle Volkslieder."

Es entstanden aber auch neue Lieder, und hier steht ebenfalls oft die Heimat im Mittelpunkt. A. Tobusch (N2,3f.) schreibt: "Am Anfang und Ende jeder Feier wurde das Lagerlied ... stehend gesungen." Der Text lautet:

Lagerlied

Kameraden, wir denken an die Heimat,
wie die Heimat an uns denkt.
Unser Kampf ist aufrecht stehen,
wohin das Schicksal uns gelenkt.
Eines Tages wird die Stunde kommen,
die uns die Freiheit wieder bringt,
dann Männer ist für uns gekommen
die Heimat, die uns winkt.
Gedichtet und vertont von R. Kussebohm.

Eine bitter klingende Hymne an seine Heimat, das Ermland, notiert ein anderer Berichterstatter in seinem Bericht:

Lied

1. Kennst du den Graben, der meilenweit sich ziehet,
von wenigen Kriegern er verteidigt wird.
Kanonen donnern, daß es weithin schallt,
das war meine Heimat und das Ermeland.
2. Kennst du den Wald, zerschossen und zerhauen,
wohin kein Rehlein springt, kein Vogel singt.
Zerschoss'ne Bäume schaun mich traurig an,
was tat ich dir, du rauher Kriegersmann?
3. Kennst du das Haus, in Erde eingegraben
drei Meter tief, und dunkel war es auch.
Ach, Kam'rad, führ' mich, führ' mich an der Hand
in deinen bombensich'ren Unterstand.
4. Kennst du den Friedhof, worauf die Kreuze stehen,
darauf geschrieben steht in schwarzer Schrift:
Für Deutschlands Ehre, Freiheit, Vaterland,
die Pioniere aus dem Preußenland (F.B., 58).

Die Sehnsucht nach der Heimat durchzieht auch das Lied, das aus ganz konkretem Anlaß entstand:

Lied der Kriegsgefangenen im Schacht
Text von Franz Wanek

Tief dunkelt die Nacht im Schacht.
Wir müssen Kohle graben!
In Schlamm und Schweiß und Staub
sind wir des blinden Schicksal Raub!
Wir müssen Kohle graben!
Fern zieht die Sonne ihre Bahn.
O Licht! O Wahn!
Wir müssen Kohle graben!
Es ruft der Zwang, o Licht.
Wir kennen Freiheit nicht,
Wir müssen Kohle graben!
Wir sehnen uns nach Weib und Kind,
die in der fernen Heimat sind.
Wir müssen Kohle graben.
Einst aber sinkt die Nacht,
und goldene Freiheit lacht,
wenn wir dann nicht mehr,
nicht mehr Kohle graben (W. von Kentzinsky, 47).

Mit diesem Schachtlied ist schon der Bezug zur Arbeit gegeben. Auf dem Weg zur Arbeit und abends von der Arbeit zurück war fast immer ein - teilweise recht langer - Marsch zurückzulegen. Diese Märsche sind vor allem für das Wachpersonal häufig Anlaß, das Singen von Liedern zu wünschen oder zu befehlen (vgl. S. 166).

"Wenn wir morgens zur Arbeit marschierten, wollten einige Postenführer ... ein Lied von uns hören. Einer von ihnen befahl dann: 'Dawaj, ein Lied!'. Er hörte gern das Lied: 'Wer recht in Freuden wandern will'. Wir hatten zwei 'Tenöre' bei uns, und wenn die ihre Stimme erschallen ließen, so hörte sich das gut an. Von den Fabrikhallen schallte es dann zurück, und Einwohner blieben stehen, um sich unseren Gesang anzuhören" (W. Hartmann, 33f., vgl. auch J. Halfpap, 8).

E. Wittbecker (7) arbeitete auf einer Kolchose: "Der Marsch dorthin war lustig. Nur ein Posten mußte uns 30 zur Kolchose bringen, der von uns aber verlangte, auf dem ganzen Weg zu singen, andernfalls schoß er scharf über unsere Köpfe." H. Schwanke erinnert sich (13f.): "Es kam nicht selten vor, daß wir auf dem Marsch in's Lager sangen. Unser Spitzenhit war: 'Horch, was kommt von draußen rein'. Dieses Lied wurde mehrstimmig gesungen. Bekanntlich ist der Russe von Natur aus sehr musikliebend, und die uns bewachenden jungen Wachtposten waren von unserem Gesang derart angetan, daß sie immer wieder nach 'Zugaben' verlangten."

In manchen Lagern spielte die Lagerkapelle zum Ausmarsch der Kriegsgefangenen; interessant ist dazu die Notiz von J. Beckbauer (6): "Die Kapelle spielte jeden Morgen zum Ausmarsch der arbeitenden Kolonnen ... Jede Baustelle hatte ihr eigenes Lied, so daß jede Kolonne wußte, wann sie dran war. Unsere Baustelle ... hörte: 'Man müßte Klavier spielen können ...'." Im weiteren Verlauf dieses Berichtes heißt es von den Wachsoldaten: "Andere hörten gern deutschen Gesang. Dann mußten wir singen, auch wenn uns danach nicht zumute war."

Es ist verständlich, daß den Kriegsgefangenen oftmals nicht "danach zu Mute" war. Deshalb klappte es auch nicht immer mit dem Singen auf Befehl: "Die uns begleitenden mongolischen Wachsoldaten wollten, daß wir im Gleichschritt marschierten und dazu sangen. Immer wieder kommandierten sie: 'Ras, dwa, tri!', aber ihre Bemühungen hatten keinen Erfolg, denn es klappte weder das Singen noch das Marschieren. Einmal lag es an der zunächst steil abfallenden Straße, dann an dem ekligen Kopfsteinpflaster und schließlich an unserem außerordentlich geschwächten körperlichen Zustand. Wir waren alle wackelig auf den Beinen und mußten höllisch aufpassen, das Gleichgewicht zu behalten" (J. Probst, 103).

Es gehörte schon eine "gehörige Portion" Sadismus des Wachpersonals dazu, die Kriegsgefangenen in diesem Zustand trotzdem zum Singen zu zwingen! Das galt manchmal auch für die Lieder, die zu Singen befohlen wurden: "Wenn wir von der Arbeit aus dem Sägewerk ... ins Lager zurückkamen, verlangten die Posten häufig, daß wir singen sollten ('Brüder, zur Sonne, zur Freiheit' ausgerechnet!). Wir waren so schlapp, daß uns andauernd die Knie durchknickten" (W. Pohl, 14.).

Befehl zum Singen gab es auch außerhalb des Marsches, wie das folgende Beispiel zeigt, ebenfalls ein Fall von böswilliger Machtausübung: "Erinnern kann ich mich auch noch gut daran, daß die Wachtposten uns abends oft antreten ließen zum Singen, manchmal eine Stunde lang. Wir sangen alles, was uns in den Sinn kam: Schlager, Militärlieder, das Deutschland- und Horst-Wessel-Lied. Den Russen war es egal. Oft fanden sich dann auch Leute aus dem Dorf ein und hörten zu. Da wir keine Verpflegung bekamen, wenn wir nicht laut sangen, blieb uns nichts anderes übrig. Man singt aber nicht gern, wenn man total erschöpft ist von der Arbeit und Hunger hat zum Umfallen, denn mittags im Wald gab es keine Verpflegung. Außerdem empfanden wir es als reine Schikane" (A. Wegener, 101f.).

Liedwünsche der Wachmannschaften

In den vorigen Abschnitten klang schon an, daß das Wachpersonal oftmals bestimmte Liedwünsche hatte. Auffallend ist dabei die Vorliebe für Soldatenlieder des ersten und zweiten Weltkrieges. Doch scheinen auch die Kriegsgefangenen selbst diese Lieder noch gerne gesungen zu haben, auch ohne Befehl, schließlich gehörten diese Lieder zum geläufigen Repertoire der

ehemaligen Soldaten; dazu schreibt W. Rohloff (N2): "(Wir) spielten vorwiegend uns allen bekannte Lieder, auch Soldatenlieder ... z.B. 'Wir lagen vor Madagaskar' (weil wir ja nun wirklich dort gewesen) oder das gern gesungene Lied der Legionäre, die z.T. auch bei uns waren: 'Gefangen in maurischer Wüste'."

Besonders beliebt bei Soldaten und Kriegsgefangenen, und zwar in Ost und West, war der Schlager "Lili Marleen": "Z.B. hörten auch die Amis sehr gern das weltbekannte (Lied) Lili Marleen", bemerkt W. Rohloff (N2). W. Busch (39), ebenfalls in amerikanischer Kriegsgefangenschaft, beschreibt Veranstaltungen an den Sonntag-Nachmittagen, zu denen auch die Bevölkerung Zutritt hatte. "Auch die Mädchen des Ortes Forsyth stellten sich ein. Sie wollten so gern, daß wir das international bekannte Lied 'Lili Marleen' sangen. Wir vereinbarten aber, ... daß wir die erste, die Mädchen die zweite und wir zusammen die dritte Strophe sangen, und zwar jeder in seiner Sprache".

Im selben Kapitel schildert der Verfasser, daß bei "Bunten Nachmittagen" mit Varieté-Programm ein "Artist" unter den Kriegsgefangenen einen begeistert aufgenommenen Auftritt in Form eines Sketches hatte: Lili Marleen sucht in Forsyth nach dem Vater ihres Kindes (vgl. S. 340).

In der Sowjetunion ereignete sich während einer Theateraufführung folgender Zwischenfall: "Plötzlich ging das Licht aus. Zur Überbrückung der Zwangsunterbrechung ergriff einer von uns das Akkordeon, das die Russen der 'Kulturgruppe' überlassen hatten. Da rief zu unserer Verblüffung einer der Wachsoldaten, die mit uns im 'Theatersaal' saßen: 'Dawaj Kamerad! Spiel Lili Marleen!'" (K. Schnier, 47).

Von "Lili Marleen" entstanden unzählige Parodien. Auch in der Kriegsgefangenschaft wurde die beliebte Melodie für "Neudichtungen" verwandt, wie das folgende Beispiel zeigt:

1. Unter meinem Hemde auf des Bauches Rund
krabbeln Partisanen, und das ist nicht gesund!
Und wollt Ihr mich auf Urlaub sehn
so muß ich erst zum Entlausen gehn,
denn in dem Heimathaus
da wünscht Ihr keine Laus,
das glaub, Lili Marleen!
2. Unter der Laterne in dem Russenhaus
sitz ich jeden Abend und suche eine Laus,
die mich den ganzen Tag gequält
und mir von Rußlands Dreck erzählt,
und das ist nicht so schön,
das glaub', Lili Marleen!
(E. Kuczewski, Anlage; vgl. W. Schepping).

Es hat noch viele andere Parodien gegeben, auch mit der gleichen Thematik:

Wir haben Flöhe, Flöhe, Flöhe,
die hüpfen in die Höhe, Höhe, Höhe,
und tun uns wehe, wehe, wehe ...

Wir haben Wanzen, Wanzen, Wanzen,
die tanzen ...
auf unserm Ranzen ...

Wir haben Läuse ...
ganz weiße, weiße, weiße,
die machen beiße, beiße, beiße ...

Wir haben Ratten, Ratten ...
die ganzen schwatten, schwatten ...
die hüpfen über Latten, Latten ... (O. Issel II,3).

Oder: "Morgens beim Aufstehen sangen wir in der Waschkau: 'Ja, wir tragen unser Schicksal mit Geduld - an der ganzen Sch... sind wir selber Schuld'. - Weil nämlich die zwei Buchstaben: 'SS' inzwischen eine neue Bedeutung erhalten hatten: 'Selber Schuld'. - Das abendliche Suchen und Jagdmachen auf Wanzen gehörte schon zum 'täglich Brot'. Die Wanzen hatten das Lager 1945 gleich mitübernommen" (W. von Kentzinsky, 44).

Außer diesen "Haustieren" spielte der - meist knappe oder nicht vorhandene - Tabak im Lied eine große Rolle: Ein von Johannes Rottmann verfaßtes "Kippenlied" wurde von einem anderen Kriegsgefangenen vorgetragen und "mit besonderem Beifall ... aufgenommen. Wohl deshalb, weil es so ganz aus unserer damaligen wirtschaftlichen Verfassung heraus entstanden ist" (Elida Almanach, 16). Manchmal wurden die Kriegsgefangenen durch die Wünsche des Wachpersonals auch in Verlegenheit gebracht und mußten "Umdichtungen" vornehmen. Dafür zwei Beispiele: "Beliebt war bei den Russen auch das Lied 'Wir flogen jenseits der Grenze' der Legion Condor aus dem Spanienkrieg. Selbstverständlich war es jetzt der Marsch der 'Legion Thälmann'" (A. Schotte, 27).

"Dann wünschten die englischen Wachsoldaten noch, daß wir singen sollten. Einige waren in Deutschland in der Kriegsgefangenschaft gewesen. Man wollte nochmal das Lied mit dem Whisky hören: 'Karamba, karacho ein Whisky; karamba, karacho ein Gin'. Anschließend sollten wir singen: 'Wir fahren gegen England'. Wir besprachen unter uns in Deutsch, daß wir das unmöglich tun könnten. Aber einer kam auf die Idee, daß wir anstatt 'denn wir fahren gegen England' singen sollten 'denn wir fahren mit der Eisenbahn'. Gesagt, getan. Die Engländer freuten sich ehrlich, sagten dann aber,

daß etwas nicht gestimmt habe und fragten, was wir denn da gesungen hätten. Wir erklärten es, und sie hatten Verständnis" (W. Busch, 49).

Schließlich sei noch ein Beispiel von der "Macht der Musik" angeführt: Von einem russischen Arbeitsoffizier, genannt "der Panzer", der meist unter Alkoholeinfluß stand und sich nicht scheute, die Gefangenen zu schlagen, wird folgendes berichtet: "Und als er in unsere Stube kam, waren wir gerade dabei zu singen, und dann trat etwas ein, was wir nicht erwarten konnten. Der Russe winkte nicht ab, sondern wir durften weitersingen, und er nahm dann Platz, setzte sich an einen Tisch, und man sah ihm an, daß er ganz und gar ergriffen war. Er fing an zu heulen wie ein Schloßhund, und wir haben ihm dann ein paar russische Lieder gesungen außer den deutschen, die wir doch vorgetragen hatten, und dann war er so begeistert, daß er sich bedankte und dann das Zimmer verließ. Von da an haben wir gesagt, also wenn irgendwie der Mann nochmals sich zeigt, wollen wir immer sofort anfangen zu singen, und das haben wir auch getan, wir haben also alles gesungen, was wir überhaupt nur im Repertoire hatten. Wenn der 'Panzer' kam, wurde gesungen. Und von der Zeit an hatten wir bei ihm einen guten Stand. Wenn wir uns begegneten, grüßte er freundlich und war bei uns jedenfalls und für uns wie umgewandelt" (H. Hackler, 113).

Russische Lieder

Für alle Kriegsgefangenen in der UdSSR gab es zwei "Pflichtlieder", und zwar die russische Nationalhymne und die Internationale. Vor allem vor den Feiern zum 1. Mai mußte die Internationale gepaukt werden: "Nur widerwillig lernten wir Text und Melodie" schreibt ein Berichterstatter (J.K., 168; vgl. auch W.R., 69). Auch die Zählpelle wurden zum Lernen dieser Hymne benutzt: "In dieser Wartezeit wurden uns von Leuten des Komitees Lieder beigebracht, und wir mußten singen, z.B. als erstes 'Völker, höret die Signale' (A. Wegener, 30). W. Pohl (9) berichtet, daß jede Propaganda-Veranstaltung mit dem Absingen der Internationale endete, "stilecht mit erhobener geballter Faust (Text auf Deutsch!)".

Auch die russische Nationalhymne wurde eingeübt. Nach O. Issel (II,3f.) ging das Lernen folgendermaßen vonstatten: "Eines Abends im Oktober 1944 - es gab bereits Schneematsch - mußte sich die Mannschaft barfuß draußen versammeln. An einer riesengroßen Tafel war die russische Hymne in deutschen Buchstaben zu sehen, und die Musik wurde dazu gespielt. Niemand durfte zurück in die Baracke, bevor er nicht diese Hymne auswendig mitsingen konnte". Es gab aber noch andere Möglichkeiten, den Kriegsgefangenen die Hymne einzutrichtern. "In jedem Bunker war ein Lautsprecher installiert. Beim Wecken morgens um 6 Uhr hörten wir die russische Nationalhymne und abends zum Einschlafen noch einmal" (W. Somberg, 11). Und H. Hilbing (4) schreibt: "Die Holzfäller und wir gingen

... morgens früh mit dem Klang der russischen Nationalhymne aus dem Lagertor."

Zwei der Kriegsgefangenen schildern besondere Erlebnisse mit dieser Hymne. A. Holleck beschreibt, wie am Tag der Oktoberrevolution 1947 eine Feier stattfand. "Zum Schluß der Veranstaltung mußte die Lagerkapelle die sowjetische Nationalhymne spielen. Vorher bekamen wir den Befehl zum Aufstehen. Jetzt geschah es. Eine Gruppe weigerte sich, aufzustehen. Sie wurden gefragt, warum sie nicht aufstünden. Ein Sprecher aus der Gruppe erhob sich und sagte: 'Wir sind Deutsche, und sehen daher nicht ein, daß wir vor einer fremden Nationalflagge stehen sollen'. Im Moment war es so mucksmäuschenstill. Uns lief es kalt den Rücken herunter. Plötzliche militärische Kommandos an die Wachmannschaft. Diese pflanzte ihr Seitengewehr auf und ging zum Angriff auf diese Gruppe über. Es entstand eine Panik. Jeder versuchte, so schnell wie möglich seine Unterkunft zu erreichen. Wir konnten noch sehen, wie die Gruppe unter Schlägen und Bajonettstichen geschlossen abgeführt wurde. Sie wurden auf LKWs verladen. Es waren ungefähr 8-10 Mann. Wir haben nie wieder etwas von ihnen gehört. Die Feier war sofort zu Ende" (A. Holleck, 9).

Ganz anders sind die Erlebnisse, die ein anderer Berichterstatter mit der Hymne hatte: "Es war noch im September oder Oktober 1944 im Lager Usman. Da brachte uns der für die Kulturarbeit zuständige russische Offizier das gedruckte Notenblatt der russischen Nationalhymne mit deutschem Text. Die Noten waren vierstimmig für einen Männerchor geschrieben. Von uns kannte keiner die Hymne. Ich glaube, sie war zu dem Zeitpunkt auch noch ziemlich neu. Unser Chor erhielt nun vom Russen den Auftrag, diese Hymne einzustudieren und beim nächsten Programm im politischen Teil vorzutragen. Ich muß ehrlich gestehen, die Melodie ist aber auch wie für Männerchor geschaffen. Unser Chorleiter und seine Sänger brachten dann eine ausgezeichnete Darbietung. Ein Gedicht von J.R. Becher 'Ich klage an' sollte diesem Liedvortrag folgen. Da unser Günther, der bislang die Rezitationen im politischen Teil brachte, inzwischen abgestellt war, hatte ich an diesem Abend die Aufgabe übernommen. Inhaltlich geht es hier um eine Anklage gegen Hitler. Unser Chor hatte auf der Bühne Aufstellung genommen. Im Zuschauerraum des großen Theatersaals saßen weit über tausend Kriegsgefangene, und dazwischen, wahllos verstreut, etwa 40-50 russische Offiziere und Soldaten. Ich selbst stand seitlich hinter einer Wand, war also vom Zuschauer nicht zu sehen. Dagegen hatte ich aber die Möglichkeit, durch einen in der Wand angebrachten Spion den Zuschauerraum zu überblicken. Bevor nun der Chor mit der Hymne einsetzte, wurden die Gefangenen gebeten, sich von den Plätzen zu erheben, das gleiche auch an die Russen. Als nun die ersten Takte ertönten, standen Gefangene und Russen gemeinsam im großen Saal, während letztere dabei ehrfurchtsvoll grüßten. Gebannt stand ich am Spion und konnte das alles gar nicht so schnell fassen. Ich versuchte,

mir eine umgekehrte Situation vorzustellen. Es gelang mir aber nicht. Russische Kriegsgefangene die deutsche Hymne singen, das wollte nicht in meinen Kopf. Irgendwie ging aber während dieser Hymne eine Wandlung in mir vor. Ich selbst kannte mich in meinem Vortrag nicht wieder, und die letzten Worte: 'Ich klage an! Nun urteilt über ihn!' habe ich förmlich geschrien. Nach dem Referat unseres Antifaleiters mußte dann auf Wunsch der Russen der Chor die Hymne wiederholen, und auch mein Vortrag wurde nochmals gewünscht (W.R., 77). An dieser Schilderung ist beeindruckend, wie hier ein deutscher Kriegsgefangener 1944 - noch während des Krieges! - mit Hilfe eines Gedichtes und eines Liedes seine persönliche "Bewältigung" des Nationalsozialismus beginnt.

Die russische Nationalhymne war nicht das einzige Lied dieses Gewahrsamslandes, das die Kriegsgefangenen kennenlernten. Mehrere von ihnen berichteten von russischer Musik, vor allem von russischen Liedern, die sie schätzenlernten. "Es gibt sehr viele gute russische Lieder" schreibt W. Somberg (11). Die Melodien werden fast übereinstimmend als traurig und schwermütig beschrieben: Auf dem Schiff nach Baku "klang ein wehmütiges russisches Lied, auf einem Akkordeon gespielt, herüber" (W. Mattern, 23).

J. Halfpap (23) berichtet: "Erstmals hörte ich die langen Gesänge der Russen mit den schier endlosen Abfolgen der Strophen. Auffallend und neu war für mich sowohl die Ausdauer, mit der gesungen wurde, als auch die Wechselgesänge Vorsänger - Chor. Ich mag diese Gesänge heute noch sehr." - "Alle Russen singen gern", meint A. Wegener und berichtet von einem Aufseher, der des öfteren den Kriegsgefangenen mit seiner Tochter zusammen vorsang. Text und Melodie mehrerer dieser Lieder hat er behalten, u.a. zitiert er:

"Herrlicher Baikal, du herrliches Meer",

"Eins, zwei, drei, Zigeunerin!"

"Teures Land, kein Feind soll dich gefährden",

"Stenka Rasin" und

"Wolga, Wolga, Matj rodnaja" (A. Wegener, 30f., 87f., 110).

Geistliche Lieder

Zum Thema Geistliche Lieder gehört folgendes Erlebnis, das Pfarrer Hackler berichtet. Er bekam von einem russischen Politinstructor ein evangelisches Kirchengesangbuch. "Er fragte mich: 'Was sagen Sie zu diesem Buch?' Ich sagte: 'Ich möchte ... erst 'mal reinsehen.' Dann guckte ich herein und stellte fest, daß das ein ostpreußisches Gesangbuch war. Ich sagte ihm, ob ich wohl das behalten könnte. 'Ja', sagte er, 'aber sehen Sie erst einmal nach, ob keine Hitlerlieder drinnen sind. Bei Euch Deutschen weiß man ja nie, wo man dran ist.' Ich sagte: 'Im Gesangbuch stehen doch keine Hitlerlieder.' 'Ganz egal', sagte er, 'schaue einmal hinein.' Und als ich sagte, daß also wirklich nichts drin ist, da sagte er: 'Du kannst es behalten!' Und damit wurde meine Arbeit

wesentlich erleichtert. Ich konnte ja nun die Melodien, die da im Gesangbuch abgedruckt waren, natürlich verwenden und brauchte sie nicht erst noch einmal aufzuschreiben" (H. Hackler, 91). In diesem Lager waren die Lieder für die Gottesdienste zunächst in Eigenarbeit aufgeschrieben worden: "Ein Kamerad fand sich eines Tages ..., der gut schreiben konnte, der schrieb mir die Choräle auf, die wir an den Sonntagen singen wollten, und zwar in ein Heftchen oder in einige Heftchen, die ich auch aus der Papierfabrik bezogen hatte. Und zwar machte er das sehr sorgfältig, er schrieb es in bunten Blättern auf, so daß wir nachher ca. 30 oder 35 Gesangbücher zur Verfügung hatten mit einer eigenen Liturgie. Alles, was man brauchte, war eigentlich darin." Die Choräle wurden dann vom Leiter des kleinen Lagerorchesters, Viktor Ballon, noch mehrstimmig gesetzt (H. Hackler, 56).

Auch Pfarrer Diestelmeier (II,2) berichtet von der Herstellung von Heften mit Liedern: "Liedhefte etc. wurden von den Handwerkern und Buchbindern unter den Landsern mit einem großen Geschick hergestellt ... Anfänglich haben wir das Klopapier als Schreibpapier benutzt. Sowohl ... Gedichte ... als auch Noten wurden zunächst auf den Rollen des Toilettenpapiers festgehalten."

Lieder bei der Heimkehr

Am Schluß dieses Abschnitts soll das Thema Heimkehr erwähnt werden. Daß die ersehnte Heimkehr alle Kriegsgefangenen Tag für Tag beschäftigte, ist selbstverständlich. So wundert es nicht, daß schon lange vorher in einem Lager ein 'Lied der Heimkehr' entstand, das "von einer Gruppe unentwegter Kameraden häufig" gesungen wurde; der Refrain lautete:

Den wir immer feiern werden Jahr für Jahr, weil der
 Tag der Heimkehr unser schönster war.
 Weil der Tag der Heimkehr unser schönster war !!

(G. Klöpfer, 33).

Dann war es endlich so weit, es ging zum Bahnhof zur Heimreise. Und selbst in diesem Augenblick wurden noch einmal die alten Wünsche der Wachen laut: "Auf dem Weg zum Bahnhof mußten wir wieder die alten Wehrmachts-

lieder singen, die die Russen gerne hörten" (J. Stach, 38) - diesmal haben die Kriegsgefangenen sicher gerne gesungen! Bei der Rückkehr in die Heimat waren es häufig die selben Stellen, an denen spontan Lieder angestimmt wurden, der Grenzübergang und die Ankunft im Durchgangslager: "Freundlicher Empfang, Betreuung durch Rote-Kreuz-Schwester, und der gemeinsam gesungene Choral 'Nun danket alle Gott'" (G. Klöpfer, 28). - "Wir ... fuhren weiter und kamen eines Morgens im Lager Friedland an. Als wir übergeben worden waren und rückblickend keinen russischen Posten mehr sahen, fingen alle unabgesprochen an zu singen 'Großer Gott, wir loben dich'. Wahrhaftig Grund genug für diesen Dank nach dieser langen, schweren Zeit" (E. Egge-
mann III,1).

Eine längere Schilderung verdanken wir dem Priester G. Wagner: Auf der Heimfahrt durch Polen entdeckte er durch einen Spalt in der Waggontür das erste Feldkreuz. "Ich rief in den Waggon hinein: 'Kameraden, wir sind zu Hause, seht da das Kreuz! ... Laßt uns jetzt danken! Können wir's noch? Großer Gott, wir loben Dich?' Es begann ein rauhes Summen der Melodie, dann kamen die Worte wieder, und dann schwoll ein Männergesang an, der auf die Nachbarwaggons übersprang. Und ohne Rücksicht auf die immer noch diensttuenden sowjetischen Wachtposten und ihre Maschinengewehre dröhnte es aus den geschlossenen Waggons in die polnische Landschaft hinaus: 'Großer Gott, wir loben dich!'" (G. Wagner, 48).

Doch nicht nur geistliche Gesänge erklangen bei der Heimkehr: "Am Sonntag, 3. November 1946, rollten wir morgens früh bei Frankfurt über die Oder. Endlich waren wir wieder auf deutschem Boden, und es war für alle ein unvergeßlicher Augenblick, als der Zug in den Bahnhof einrollte, die Türen geöffnet wurden und spontan das Lied angestimmt wurde 'In der Heimat da gibt's ein Wiedersehen!'" (F. Brand, 28). Nicht jedem war es gegeben, in dieser Situation zu singen! A. Lengert berichtet (14): "Als wir über die deutsche Grenze fuhren, da haben die anderen 'Deutschland, Deutschland über alles' gesungen, das hätte ich nicht gekonnt."

c. Der Lagerchor

Singeabende waren "die Anfänge einer kulturellen Betätigung von kleinen, interessierten Gruppen" (J. Schulz, 40). - "In vielen Lagern war das Chorsingen das erste, was an kultureller Tätigkeit betrieben wurde" (D. Cartellieri, 180). "Die Entdeckung der eigenen Stimme durch Mitwirkung in einem Chor" (D. Cartellieri, 357) gehörte zu den positiven Erfahrungen des Kriegsgefangenenendaseins.

"Es war nicht so sehr der Kunstgenuß als vielmehr das gemeinsame Tun, um dessentwillen man Unbequemlichkeiten oder gar Gefahren auf sich nahm und mindestens seine Zeit opferte" (D. Cartellieri, 180). H. Hackler (133) macht auf die "gemeinschaftsbildenden Kräften" des Musizierens aufmerksam. Ähnlich wie die Kriegsgefangenen, die ein Instrument spielten,

verbrachten andere fast ihre ganze Freizeit bei den Chorproben, und ohne Übertreibung kann man sagen, daß "viele ihr eigentliches, wirkliches Leben in diesen vielleicht zwei oder höchstens drei Abendstunden lebten und davon den ganzen langen Arbeitstag zehrten". Zudem konnten sie bei dem von ihnen Erreichten mit "Recht stolz auf die eigene Leistung und auf die Leistung ihrer Mitgefangenen sein" (D. Cartellieri, 178; 188).

Anfänglich fand man sich nur bei bestimmten Gelegenheiten zum Singen zusammen. So war in einem Lager in Nordafrika innerhalb eines "Evangelischen Arbeitskreises" ein kleiner "Kirchenchor" entstanden, der hauptsächlich die Aufgabe hatte, den Kriegsgefangenen zu ihren Geburtstagen ein Ständchen zu bringen (A. Tobusch, N2). Einem "Kirchenchor" schloß sich auch H. John an (IV, 7). Der Lagerchor, dem F. Wöstefeld angehörte, sang ebenfalls in der Kirche (F. Wöstefeld, N1), und auch Bischof Wöste berichtet (128) von mehrstimmigen Gesängen während der Heiligen Messe. - Weihnachten war, wenn irgend möglich, mit Musik verbunden. "Besonders eindrucksvoll war eben auch der 'Nur Männergesang' von Weihnachtsliedern", schreibt K. Drescher (I,2) aus dem Lager Formigny bei Cherbourg/Frankreich (vgl. auch W. von Kentzinsky, 45).

Die Anregung zur Bildung von Gesangsensembles mag häufig erst von "Gastspielen" bereits existierender Gruppen ausgegangen sein. So berichtet A. Schotte (39; 26) von 1945 aus dem Lager Korkino/UdSSR, daß von einem Nachbarlager ein Chor herüberkam. Er "bestand aus Leuten, die schon länger in Gefangenschaft waren". Die von ihm vorgetragenen Volkslieder wurden bald von allen begeistert mitgesungen; die Folge war: "Noch in der folgenden Woche wurde auch bei uns ein Chor gegründet." - "Der Chor wechselte häufig seine Stärke, bestand aber meistens aus ca. 20-25 Personen, zuweilen auch mehr."

Sehr schön beschreibt ein weiterer Berichterstatter den Verlauf einer Chorgründung bereits im Juli 1944 im Lager Usman bei Woronesch/UdSSR. Es wurden Überlegungen angestellt, einen "Bunten Abend" zu gestalten; wer dazu beitragen könne, solle sich melden. "Es sei auch an die Gründung eines Männerchores gedacht." Allen "Unkenrufen" zum Trotz meldeten sich ca. 80 Kriegsgefangene, die bereit waren, in irgendeiner Form mitzuwirken. Davon wurde zunächst "alles aussortiert, was im Chor mitzumachen gedachte. Darunter befand sich auch ein ehemaliger Chorleiter, somit war das Problem schnell gelöst. Ein Termin zur ersten Probe wurde noch für den gleichen Nachmittag angesetzt" (W.R., 16f.). Waren es hier von Anfang an relativ viele, die sich beteiligen wollten, fing man andernorts ganz klein an: "Wir hatten einen kleinen Chor, vielmehr ein Trio, das öfter auftrat. Das war schon eine Auflockerung" (H. Borgert I, 4: Titu/Rumänien). Mitte 1945 "bestand der Sängerkor im Lager nahe Nischnij-Tagil aus 10-12 Sängern" (F.W. Kroes, N1). - " ... unser erster Lagerchor hatte sich gebildet; 16 unter einem tüchtigen Chordirigenten zusammengeschlossene gleichgesinnte Menschen"

(A. Möller, 2). Nicht immer werden Zahlenangaben gemacht, und oft fehlen überhaupt nähere Angaben. Dann ist einfach die Rede von einem "Sängerchor" (E. Schmitte II,7), einem "kleinen Gesangsverein" (E. Berger, 6), einem "Gesangsverein" (J.K., 46; G. Trettin, 18). Oder es wird nur ein "Chor" erwähnt, mit Nennung des Repertoires (J. Veit, 39b; M. Krickow, 3 und 8) oder in seiner Funktion als "wesentlicher Kulturträger" (A. Möller, 13). Der Begriff "Lagerchor" bezeichnet noch deutlicher die Zugehörigkeit (G. Meurer, 49; H. Hackler, 20). Schließlich gibt es noch die Bezeichnung "Singegruppen". Von den Mitwirkenden dieser Singgruppen, meist über 30jährige Kriegsgefangene, vermutet der Berichterstatte, daß sie "wahrscheinlich nicht nur sangesfreudig waren, sondern schon in der Heimat in Gesangsvereinen, Kirchenchören usw." gesungen hatten und dies nun weiter taten, "teils aus Langeweile, teils aus dem inneren Bedürfnis, teils vielleicht auch, um geistig nicht ganz zu verkümmern" (J. Schulz, 41).

In manchen Lagern hat es anscheinend verschiedene Chöre nebeneinander gegeben. So berichtet H. Schwanke (15) von einem "hervorragend geleiteten Chor und kleinen Gesangs- und Instrumentalgruppen", die bereits 1945 gegründet wurden. Der Elida Almanach (4) erwähnt einen "starken Männerchor" und eine - sicher kleinere - "Singgemeinde". Es gab aber auch größere Chöre. So schreibt H. Hackler (37), "es war ein schöner, großer Lagerchor entstanden"; an anderer Stelle berichtet er, daß die Chormitglieder sogar zusammen auf einer Stube untergebracht waren (H. Hackler, 113). In noch größere Dimensionen weisen die folgenden Belege: "Die Kriegsgefangenen bauten ein 'Forum' mit einem weiten Rund, wo große Veranstaltungen stattfanden, u.a. Darbietungen des mehrere hundert Männer umfassenden Lagerchores" (M. Grän I, 4: Italien). Dieser Chor gab später Gastspiele in den übrigen Camps (M. Grän III,2). Ähnliches berichtet D. Scherbening: "Im Laufe des Sommers reiste ein Chor von Cage zu Cage innerhalb des großen Camps, ein Chor von guten Sängern, der von einem Volksschullehrer geleitet wurde, und der mehr so wie die Fischer-Chöre war." Vor der Gründung dieses Chores existierte im selben Lager allerdings schon ein anderer Chor, "der klassisches Repertoire hatte" und den "der Leiter der Bayreuther Chöre leitete, Oberleutnant Ravenschlag". Der neue Chor, der mehr Volksliedhaftes brachte, wurde von dem schon bestehenden Chor "recht scheel angesehen" (D. Scherbening I, 30: Frankreich), - sicher ein seltener Fall von Konkurrenzneid in der Kriegsgefangenschaft! Eine ganz andersartige Konkurrenz wird aus Jugoslawien berichtet: "Ein Chor war gebildet worden. In der Kulturbaracke, dem Versammlungsraum neben den Unterkünften der Wachmannschaft, begann das Üben, welches durch den Gesang der Partisanen oft gestört wurde. Diese Gruppengesänge und Tänze sind bei allen Völkern des Balkans zu finden ... Ein Vorsänger berichtet in diesen über ein Geschehen ..., der Chor fällt ein" (S. Völkel, III,1f. Jugoslawien).

Als eine Besonderheit im Rahmen unseres Materials kann wohl eine Gesangsgruppe von Frauen und Männern angesehen werden, von der W. Tell (17) berichtet. Es waren Frauen, die in Pommern und in Ostpreußen "einfach so auf der Straße aufgeschnappt" und dann in die UdSSR verschleppt worden waren. Diese ca. 100 bis 150 "Fremdarbeiterinnen" wurden im selben Lager, aber in eigenen Baracken untergebracht und arbeiteten in derselben Fabrik wie die männlichen Kriegsgefangenen. Diese versuchten die Frauen nach all' dem Schlimmen, das sie erlebt hatten "aufzurichten", und im Zeichen dieser Bemühungen bildete sich aus ihren Reihen eine Gesangsgruppe.

Zu den Chorleitern klang schon einiges an; hier noch weitere Belege: "Mit mir war ein junger Mann, der Dirigent werden wollte, ... im Lager. Der machte das damals schon mit Eleganz und hatte auch einen sehr schönen Chor" (A. Lengert, 12). "Ein Lagerchor wurde aufgezogen. Als Dirigent übte M. geradezu hypnotische Wirkungen aus" (A.T., 26: Stalingrad, 1950). - Ein Major organisierte "einen Lagerchor, der in den ersten Wochen des Nichtstuns und Herumliegens alte Fahrtenlieder und Volkslieder einübte und vortrug" (J. Veit, 13b).

"In Archangelsk hatten wir auch einen hervorragenden Chor, dessen Leiter ein Musiklehrer aus Speyer (Hermann Jakob) war. Dieser schrieb auch Noten für Chor und Instrumente" (H. Schwanke N2, 2). Schon aus dem zuletzt genannten Grunde war es natürlich von großem Wert, wenn ein Berufsmusiker für diese Arbeit zur Verfügung stand. Im Lager Letnaja in Karelien/UdSSR war es sogar ein bekannter Musikwissenschaftler, Prof. Dr. Erich Doflein, der einen Chor zusammenstellte, die Voraussetzungen zum Aufbau eines Orchesters schuf, Vorträge über verschiedene Themen hielt und unendlich viele Noten auf Packpapier schrieb (W. Pohl, 17f.).

"In Tutschkowo befand sich auch ein Chor. Der Dirigent war der sogenannte Kulturreferent der Antifa, ein Gefangener, der aus der Gegend von Ulm stammte" (R.B., 16). Diese Mitteilung geht in dieselbe Richtung wie die folgende: "Die Singabende waren eine leichte Kontrolle über die Betätigung der Plennys in der Freizeit" (J. Schulz, 40). Eine Kontrolle der kulturellen Aktivitäten durch politische Stellen, wie Antifa oder Nationalkomitee, wird von den meisten Berichterstattern bestätigt. Diese bezog sich vor allem auf das Repertoire der Chöre, Orchester und Theatergruppen (vgl. S. 344).

Zum Abschluß dieses Kapitels möge eine längere Schilderung aus dem Bericht von W. Stumme folgen. Sie betrifft das Lager Nr. 7/437 in Tscherepowec/UdSSR, in dem durch einen glücklichen Zufall mehrere ausgebildete Musiker zusammengekommen waren. "Wie entstand der Kammerchor, der schon seit Herbst 1945 sang? Die beiden langjährigen Freunde und Berufskollegen Heinrich Spitta und Wolfgang Stumme trafen sich nach jeweils mehrmonatiger Gefangenschaft an verschiedenen Orten auf dem Transport in den Osten. Bei der ersten kurzen Begegnung auf einem Zwischenaufenthalt in Frankfurt/O. erkannten sich die Kahlgeschorenen, einer von ihnen an

Krücken laufend, nicht. Erst einige Tage später, als beide zugleich einem undeutlichen Chorklang aus dem Keller nachgingen, und dabei erneut aufeinander trafen, wurden sie sich ihrer Gegenüber bewußt. Hier klang dem Ohr am Schlüsselloch deutlicher, was drinnen gesungen wurde: 'Laß doch die Sorgen sein, das gibt sich alles'. Goethes Worte auch für diese Gelegenheit, wer hätte das gedacht. Und noch dazu in Hermann Grabners Vertonung, der zwei Jahrzehnte vorher Spittas Kompositionslehrer gewesen war. Wir nahmen es als Abschiedsgruß der Heimat und als Leitwort für unbekannte Ziele und ungewisse Zeiträume. Die Freundschaft, 1932 in der Jugendmusikbewegung und ihrer damaligen Zentralstelle, der Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Berlin-Charlottenburg begründet, war die Keimzelle des Gefangenenchores. Als dritter Mann stieß zum Duo Ekkehard Tietze, Schüler Karl Straubes in Leipzig, Assistent Günter Ramins und selbst Präfekt im Thomanerchor.

Drei Wochen dauerte der Transport in überfüllten Güterwagen, 50 Männer auf Boden und eingezogenem Zwischendeck. Nach dem Abwurf letzter Mitteilungen in die weiblichen Arbeitskolonnen am Bahndamm wurde die Oderbrücke in Frankfurt zum realen Ende aller Hoffnungen und Illusionen, wie sie in einer Gesellschaft ohne Informationen täglich-stündlich zu Wechselbädern führen und die Gemüter von Höhen in alle Tiefen abstürzen lassen. Am hölzernen Abflußrohr des Wagens lag Heinrich Spitta und schrieb einen ersten Satz für drei Männerstimmen 'Wach auf, meins Herzen Schöne' ...

Die nunmehr vorliegende Chorkomposition brauchte nur noch einige Sänger mehr zu ihrem Erklingen. Sie wurden auf den kurzen Zwischenhalten gesucht und auf Verdacht angesprochen. Bis zum ersten Lager in Rybinsk (September 1945) war der 'Spitta-Kammerchor' schon in seiner Besetzung von zwölf Sängern zusammen. Er sang dort zum ersten Mal vor Mitgefangenen, und beging seine Geburtsstunde mit Chorsätzen seines Dirigenten, die dieser während der Fahrt und auf einem Abstellgleis in Moskau geschrieben hatte.

In Rybinsk glaubten wir das Ziel erreicht zu haben, blieben aber nur wenige Wochen dort. Wir arbeiteten hier am Staudamm des wachsenden Rybinsker Meeres ... Wir nahmen uns damals vor, in der Zukunft - wie sie auch aussehen möge - mit Hilfe der Musik den Mitgefangenen und uns selbst Lebenssinn und Lebensmut zu erhalten. Die Bestätigung durch die 6.000 Mitgefangenen sollte bald erfolgen und uns durch die Zeit in ständiger Wechselwirkung mittragen.

Vorerst gab es noch einmal eine Umsetzung der ganzen Belegschaft nach Tscherepowec ins Lager 7/437, das wir erst fast vier Jahre später zur Heimkehr verlassen sollten. Im neuen Lager befanden sich im wesentlichen Offiziere aller Dienstgrade, zum kleineren Teil Mannschaften und Unteroffiziere, die nach längeren Einsätzen in Arbeitskommandos zur Regeneration in das Stammlager zurückkamen.

Da die Sowjets die Bestimmungen der Genfer Konvention über Kriegsgefangene nicht in vollem Umfang anerkannten, mußten alle Dienstgrade bis zum Hauptmann einschließlich arbeiten, erst vom Major aufwärts war man von der Arbeit freigestellt. So studierten die Musikgruppen - neben der zu erfüllenden Tagesnorm an Arbeit - ihre Programme auswendig ein und brachten die Aufführungen an den Abenden, oft mehrere nacheinander. Als sich die Konzerte des Chores durchsetzten, wurde er mit anderen Kunstausübenden in der Kulturgruppe zusammengefaßt. Später, als die internationale Kritik an russischen Gefangenenlagern in der Sowjetunion Wirkung zeigte und deren eigene Kontrollen im Apparat auslöste, wurden die jeweils Mitwirkenden bei der Vorbereitung neuer Programme von der Arbeit freigestellt ...

Es wurde an den Abenden im Durchgang durch alle zehn Baracken gesungen, die Programme etwa vierteljährlich gewechselt. Singstunden mit der Möglichkeit für alle zum Mitsingen, unter Mitwirkung von kleinen Instrumentalgruppen, dem Kammerchor als Ansingekreis und mit Lesungen mußten öfter wiederholt werden ...

Auch die Singstunden mit älteren Volksliedern und mit neu im Lager entstandenen Kinderliedern hatten Singlustige aller Jahrgänge angezogen, die Kinderlieder besonders die Väter und Großväter. Die gedankliche Verbindung zur Familie, zu den Kindern und ihrer Welt sollte durch das Singen erhalten bleiben ... Jede Aktivierung der psychischen Kräfte durch eigene Betätigung schien uns als Kontrapunkt zur Monotonie des Tageslaufs und der häufig anzutreffenden Resignation und Isolation notwendig. Oft genug hatte der Verlust der Hoffnung bei Vereinzelteten zur totalen Selbstaufgabe geführt.

Insgesamt hat der Kammerchor einschließlich der Singstunden über 1200 Veranstaltungen durchgeführt, nicht gezählt das Singen bei 'Gelegenheit': Ständchen an Geburtstagen, Ansingern der kirchlichen und jahreszeitlichen Feste am frühen Morgen oder am Abend vorher, Verabschiedung der Heimkehrertransporte am Lagertor.

Zugleich waren auch einige Chormitglieder als Instrumentalisten im Orchester und in der Kammermusik tätig, als Opernsänger und Schauspieler ..., als Moderatoren in Unterhaltungsprogrammen, in Kabarett und in Konzerten, als Vortragende in der Lageruniversität - und als Notenkopisten für die kompositorisch Tätigen, die zugleich aus den erst später eintreffenden Partituren die Einrichtungen für das Lagerorchester vornahmen ...

Es gab im Lager noch einen sogenannten 'großen Chor', den Hans Borgdorf leitete. Er war gewöhnlich sechzig Mann stark und konnte, im Vergleich zu Spittas Unternehmen, als Laienchor bezeichnet werden. Der Stil des Kammerchores war vorwiegend polyphon, an den alten Meistern des 17. und 18. Jahrhunderts orientiert" (W. Stumme, 149ff.).

d. Die Beschaffung von Musikinstrumenten

Dieses ist eines der faszinierendsten Kapitel innerhalb der Vorbereitungen zur Ausübung von Musik in den Kriegsgefangenen-Lagern. Die meisten Instrumente wurden selbst hergestellt, angefangen von primitiven Lärm-instrumenten, wie der Teufelsgeige, bis hin zur "konzertreifen" Geige. Insgesamt 28 Gewährspersonen bringen dazu teilweise recht präzise Beschreibungen. Dabei wird nicht nur die große Geschicklichkeit, ja Kunstfertigkeit bei der Herstellung, sondern auch der große Einfallsreichtum bei der Beschaffung des Materials deutlich, die Schilderungen sind manchmal nicht ohne Humor.

Außer dem Selberbasteln werden zahlreiche andere Möglichkeiten beschrieben, wie man an Musikinstrumente gelangte. Nicht selten stammten sie von den Gewahrsamsmächten, davon war aber wiederum ein Teil "Beutegut", d.h. requiriert in deutschen Landen. Bei auswärtigen Arbeitseinsätzen, z.B. beim Schutträumen, fiel den Kriegsgefangenen selbst manches arg zugerichtete Instrument in die Hände, das dann in mühsamer Arbeit wieder spielbar gemacht wurde. Kontakte mit der Zivilbevölkerung erbrachten ebenfalls manches Instrument, wenn auch gelegentlich nur leihweise. Vereinzelt ist sogar die Rede vom Kauf von Musikinstrumenten im Auftrag oder mit Genehmigung der Lagerführung. Internationale Organisationen, wie das Rote Kreuz oder der CVJM, spendeten für manche Lager Instrumente. Als besonders bemerkenswert ist noch zu erwähnen, daß in den späteren Jahren, nach 1950, einzelne Kriegsgefangene sich sogar Musikinstrumente von zu Hause schicken lassen durften.

Zusammenhängende Beschreibungen, in denen jeweils mehrere "Beschaffungsarten" vorkommen, gibt es in den "Musikberichten", in denen auf diese Art mehrfach die allmähliche Entstehung eines "Orchesters" anschaulich geschildert wird. Diese Erinnerungsberichte sollen nun zunächst folgen.

Am ausführlichsten beschreibt A. Möller das Werden einer Lagerkapelle: "Der Ruf nach einem nur bescheidenen Orchester wurde immer lauter. Tatsächlich sollten wir nicht lange mehr warten! Ganz in der Stille hatte man sich eine Geige, eine Gitarre und ein Akkordeon, sämtlich Reste der ehemaligen deutschen Besatzung, von Zivilisten für kurze Zeit leihen können und musizierte lustig auf's Geratewohl 'aus dem Kopf' ... Ein früherer Kunstgewerbler und Musikfreund, im Lager als Schlosser eingesetzt, baute nach den vorhandenen Modellen je eine zweite Geige und Gitarre, was wiederum einen einfachen Tischler anreizte, es ihm gleichzutun. Damit begann die eigentliche Epoche unseres sich von jetzt an rapide entwickelnden Orchesters.

Doch welche Schwierigkeiten mußten zunächst überwunden werden! Da war die große Frage nach trockenem Tannenholz zum Bau der Instrumente. Jeder verkohlte Balken, jedes von Granatsplittern durchsetzte Stück Brennholz wurde untersucht, bei Brauchbarkeit zersägt, getrocknet, zu starken

Brettern zusammengeleimt und mittels besonders hergestellter Werkzeuge zu der gewölbten dünnen Ober- und Unterseite der Geigen verarbeitet. Die Schmalseiten (Zargen) wurden zunächst wegen der starken Rundung und scharfen Kanten aus entsprechend dicken Brettern in einem Stück ausgesägt, was bei ihrer äußersten Zerbrechlichkeit jedesmal ein nervenraubendes Unterfangen bedeutete. Später wurde ein neues Verfahren gefunden, aus frisch gefälltem Eschenholz Bänder von wenigen Millimetern Stärke zu schneiden, zu trocknen und über heißen Eisenwalzen in einen Rahmen von der Form eines Geigenkörpers zu pressen und zusammenzuleimen. Auch der Geigenhals mit der geschnitzten Schnecke, das Griffbrett und der Geigenbogen wurden in getreuer Nachbildung des Originals aus Esche hergestellt. Die unerläßliche gute Spannung (Biegung!) unserer Violinbögen wurde durch ein ähnliches gewaltsames Schnelltrockenverfahren des grünen Holzes garantiert.

Bisher war alles glatt gegangen, jetzt aber standen wir vor dem dunkelsten Punkt der ganzen Angelegenheit: Saiten und Haare für die Bögen! ... Einen Monat etwa spielten wir auf richtigem, gepechtem Schusterzwirn verschiedener Stärken. Wie das klang? Nun, es ging so ... Erstens mußte man zusehen, daß die Finger nicht zu sehr auf den 'Pech-Saiten' klebenblieben, zweitens aber - und das war jedesmal eine Frage um Sein oder Nichtsein - durfte das musikantische Ungetüm niemals so groß werden, daß die so schwierig einzustimmenden Saiten beim ersten herrlichen forte glatt durchgesägt wurden, - oder freiwillig zersprangen! Weitere Versuche mit Katzendarm (Catgut) aus dem 'Apothekerkasten' der ebenfalls gebauten Krankenstation scheiterten ebenso kläglich, bis - ja bis wieder einmal die gute alte Wehrmacht durch ihre noch überall im Gelände umherliegenden Nachrichtenkelch aushelfen konnte. Zwar ließ sich die Normalstärke einer Stahlader nur als A-Saite verwenden, man fand jedoch auch bald noch dünnere für die E-Saiten. Wie sehr nun alle Lagerkameraden am Gelingen des Ganzen Anteil nahmen, möge die Tatsache beweisen, daß unser 'Lager-Oberelektriker' plötzlich mit je einer umspinnenen D- und G-Saite aus seiner Alchimistenbude aller Not ein Ende bereitete. Er hatte ... die ersten Geigen-Stahlseiten in tagelanger mühevoller Arbeit mit haarfeinem Kupferdraht aus Radiotransformatoren bewickelt. Auf ungefähr 50 cm Saitenlänge kamen 2000 Windungen! Und die Saiten klangen, sogar gut und kräftig. Natürlich wurde daraufhin gleich die mechanische 'Produktion' mit einer neu konstruierten Wickelmaschine aufgenommen. Jede Saite, gleich von welcher Stärke und Länge, konnte damit in etwa 10 Minuten hergestellt werden. Die laufende Versorgung mit Saiten war gesichert.

Das Problem der Bogenbehaarung konnte allerdings nur durch 'öffentliche' Mithilfe gelöst werden. Allabendlich mußten die über 2000 Lagerinsassen im Hof zur Zählung antreten. Notwendige Bekanntmachungen wurden bei dieser Gelegenheit ausgegeben. Auch der Appell an die 'Kulturfreudigen', viele und möglichst lange Pferdeschwanzhaare vom lebendigen Objekt zu

'organisieren', wurde beifällig aufgenommen. Der Erfolg überstieg jedoch die kühnsten Erwartungen! Glückliche Organisierer wurden mit einem 'Nachschlag' Suppe aus der Küche belohnt, und die weniger Geschickten, die nur ein kümmerliches Schwanzende zu fassen gekriegt hatten, erhielten einen kleineren 'Trostpreis'. Eine neue Industrie erblühte in den Hunderten von Bürsten, Besen und Pinseln jeder Form und Größe, die als Abfallprodukte der Bogenanfertigung sich bei Freund und Feind größter Beliebtheit erfreuten. Doch forsche man nicht weiter, wie die armen Pferde-Viecher der näheren und weiteren Umgebung aussahen! Und kurz darauf traten die neuen Gesetze über 25 Jahre Zwangsarbeit für Vergehen an Staatseigentum in Kraft! Unser Bedarf an Pferdehaar war jedenfalls für etwa 10 Jahre gedeckt.

Unterdessen hatten einige ganz Unentwegte, ebenso unaufgefordert wie überraschend, kurz nacheinander die Trümmer von zwei Flügeln aus den Ruinen von Privatwohnungen geborgen und mit Lastkraftwagen heimlich in's Lager geschafft. 'Aus zwei macht eins', lautete das neue Hexeneinmaleins. Im Laufe des nächsten Monats entstand das neue Instrument in unermüdlicher Kleinarbeit während der kostbaren Abend- und Nachtstunden. Nicht nur Beine und Pedaleinrichtung, sondern auch sämtliche Tasten und der größte Teil der komplizierten Mechanik wurden nachgebaut, die fast sämtlich fehlenden Saiten durch verschieden starke Stahlladern aus Aufzugsseilen ergänzt, die schlimmsten Löcher im Resonanzboden kunstvoll geflickt. An einem späten Abend war's soweit, der letzte Handgriff war getan. Spontane Begeisterung und ergriffenes Schweigen bildeten die seelische Resonanz der ersten machtvollen Tonfolgen einer Bach'schen Toccata, einer Sonate von Beethoven. Wieder herrschte nur ein Gefühl, für wenige Augenblicke der Misere des Alltags entrückt und im Geiste ganz der deutschen Heimat verbunden zu sein! - Und welche Bereicherung bedeutete der Flügel für die Gesellschaft der Geigen und Gitarren! Endlich gab der Klavierbaß jeder Musik erst den rechten Rahmen, brachten Klang und Technik des Klavierspiels Farbe und rhythmische Struktur in das bisherige auf die Dauer ermüdende Einerlei des Streicherklanges."

Der Verfasser berichtet dann weiter, "daß im Frühjahr 1946 ein allen Deutschen wohlgesonnener sowjetischer Major uns mit strahlendem Gesicht ein Violoncello überreichte, das er von einem deutschen Tischler wie eine vergrößerte Geige hatte bauen lassen. 'Baß muß sein! Russen lieben viel Baß!' Doch woher einen Cellisten nehmen? Auch hier geschah das Unglaubliche: Plötzlich war er einfach da und spielte auf diesem lächerlich kleinen Instrument mit Stahlsaiten nach und nach so beseelt und kraftvoll, daß er einfach nicht mehr wegzudenken war. 'Kein Wunder', sagte der Major bei seinen regelmäßigen Konzertbesuchen, 'ist ja aus gutem Holz von kaputtem Klavier gemacht!'

'Ein jeder Wunsch, ist er erfüllt, kriegt augenblicklich Junge!' Dieses weise Busch-Zitat galt auch für uns. Ein zweites, großes Cello wurde von uns

gebaut mit warmem, vollem Ton, und - wo wir nun mal auf einer 'absteigenden' Ebene angekommen waren - gleich noch sein größerer Bruder, ein Kontrabaß. Der Spieler fand als findiger Autodidakt und ehemaliger Musik-Clown eine durchaus individuelle Drei-Finger-Technik und schwindelte sich in unnachahmlicher Weise über die gefährlichsten Klippen hinweg. Unmöglich? Nein, es klang richtig und sauber ... Und dabei waren wahrlich erregende technische Probleme bis dahin zu lösen gewesen: 'Man nehme' so viele Nachrichtenkabel-Stahladern, daß sie - straff zusammengedreht zu einem kräftigen Seil und mit Kupferdraht umspinnen - der Spannung des tiefsten Tones und der Festigkeit des Kontrabaßkörpers entsprechen. (Es waren genau 15 Adern bei der tiefsten E-Saite!) Falls man nun glaubt, mit einem gewöhnlichen Haarbogen einer Saite einen Ton entlocken zu können, so irrt man schwer! Auch das zähste selbsthergestellte Kolophonium vermochte so eine 'Übersaite' nicht zum Schwingen und Klingen zu bringen. Nach vielen Versuchen wurde erst die richtige 'Bogenwachsmischung' gefunden, bestehend aus Fichtenharz, Seife, Asphalt und Rohgummi zu gleichen Teilen. Das Ganze gut gekocht und gleichmäßig dicht auf Saiten und Bogenhaare aufgetragen, verursachte bei richtiger Anwendung nicht nur vernehmliche Baßbrummtöne, sondern stellt ein garantiertes Mittel dar, jeden unangenehmen Orchesterkollegen lebenslänglich auf seinem Stuhle festzuleimen. Daß ein solcher Kontrabaß der starken Nerven auch eine besondere Wirbelmechanik aus Stahl-Schneckengetriebe verlangte, versteht sich am Rande. Trotzdem wurde ein zweiter noch größerer mit 5 Saiten gebaut und wegen seines guten Klanges auf vorherstehend beschriebene Weise bis zu unserer Entlassung gespielt ...

Dann kam noch unser Politoffizier mit einer Trompete, einer Posaune und einem Saxophon an ... Immerhin - einige Blasinstrumente waren nun vorhanden und warteten auf ihre Meister. Ein tüchtiger junger Berufsmusiker wurde als Saxophonist aus dem Nachbarlager zu uns versetzt. Ein Trompeter kam nach einem halben Jahr unabsichtlich auf dieselbe Weise. Der Posaunist mußte eben aus eigenen Reihen geboren werden. Das Los fiel auf einen Fagottisten ohne Instrument. Mit der ihm fremden Posaune, die er ziemlich treffend als 'Saubohne' bezeichnete, wurde er nach Feierabend so lange in einer abgelegenen Klausur eingesperrt, bis er sich mit den tückischen Zügen vertraut gemacht hatte und die ausgestoßenen Urlaute nicht mehr nach Fliegeralarm bei Windstärke 12 klangen!!

Durch Eintauschen selbstgebauter Geigen gelang es uns wenig später, noch eine alte Klarinette und eine Piccoloflöte von einem nicht weit entfernten anderen Lager einzuhandeln ... Allmählich hatten wir unsere Instrumentensammlung durch zusätzlichen Bau zweier Bratschen vervollständigt. Es fehlte lediglich noch ein leistungsfähiges Schlagzeug, das auch nach mehreren Versuchen in bestmöglicher Vollendung geschaffen wurde. Große und kleine Trommeln aus Holz und Metall, Becken und Gong aus

gehämmertem Messing und ausgeglühtem Nickel und zwei herrliche große kupferne Kesselpauken, von einem Kupferschmied gehämmert, füllten eine ganze Ecke unseres Musikpodiums. Zwei gerade im rechten Augenblick krepierete Pferde (durch Stromschlag auf einer Baustelle gerissener Starkstromleitungen) verbesserten nicht nur wesentlich für mehrere Tage die Suppen, sondern lieferten uns sorgsam präparierte, gut klingende Felle für Pauken und Trommeln. Daß es außerdem noch Triangel, Tamburin, Kastagnetten und andere klingende Hölzer gab, verstand sich bei unserem tüchtigen Schlagzeuger von selber. 1947 hatten wir unsere größte Leistungsfähigkeit erreicht. Nicht ohne Stolz schauten wir auf unser Werk: 6 Geigen, 2 Bratschen, 2 Celli, 2 Kontrabässe, 6 Gitarren, 2 Konzertzithern, 5 Holz- und Blechblasinstrumente neben einem 'echt imitierten' Blüthner-Flügel und einer Batterie von Schlaginstrumenten hatten die eigenen Werkstätten durchlaufen. Ein neues 'Bauch-Umhängeklavier', lies Akkordeon, war gekauft. 31 klingende Instrumente waren besetzt" (A. Möller, 4ff.).

Diesem ausführlichen Beispiel aus einem Lager im Osten möge ein kurzes aus dem Westen folgen. Max Krickow war bei einem Minensuchkommando in Thann im Oberelsaß gelandet. "Einer der Demineure, ... der die Minensucher als Wachtposten begleitete, besaß eine Trompete und stellte sie mir einige Zeit zur Verfügung ... Später brachten die Minensucher mir ein wohl auf nicht ganz ehrliche Weise erworbenes Instrument mit. Es war arg verbeult, in diesem Zustand völlig unbrauchbar, und trug ein Danziger Firmenschild. Meine Kameraden reparierten es mittels LötKolben und einer Patronenhülse." (Es war ein Kornett). "Auf mancherlei Art waren inzwischen weitere Musikinstrumente in das Lager gekommen. Ein bei einem Zahnarzt in Mulhouse ständig als Techniker beschäftigter Kamerad hatte von seinem 'Patron' ein wertvolles Hohner-Akkordeon leihweise zur Verfügung gestellt bekommen, das ein junger Kölner ganz vorzüglich zu spielen verstand. Von irgendwoher kamen einige Geigen und Gitarren, zeitweise auch ein Cello dazu. Aus Blechkanistern - sie waren nach entsprechender Behandlung nicht wiederzuerkennen - entstand ein Jazzschlagzeug. Was dazu noch fehlte, kauften Mr. Neff und ich in Mulhouse ...

Unsere Besetzung, bestehend aus drei Geigen, zwei Gitarren, Akkordeon, Klavier, Trompete, Schlagzeug, hat kaum gewechselt ... Was ich fast vergessen hätte: Im Gemeindesaal des Städtchens stand ein altes Klavier, das durch Kriegseinwirkung sehr gelitten hatte. Der evangelische Pastor stellte es uns zur Verfügung. Natürlich war es arg verstimmt, aber mit dem dazu nötigen Gehör, Stimmgabel und einem Schraubenschlüssel gelang es mir, es einigermaßen gebrauchsfähig zu machen. Das einzige Klavier, das ich in meinem Leben gestimmt habe. Es hat uns bei Proben und Musikvorträgen gute Dienste geleistet" (M. Krickow, 2ff.).

Ein anderer Berichterstatter war in allen seinen Kriegsgefangenen-Lagern in der UdSSR am Musikleben führend beteiligt. Auf Rückfragen hat er seine

Angaben noch präzisiert. Zu den Instrumenten schreibt er: "Meine Gitarren. Die erste, mit Holzwirbeln, wurde mir schon 1946 in einem Lager in Deutschland gebaut. Dort konnte man noch einiges brauchbares Material finden. Diese Gitarre hatte ich nach Sibirien mitgenommen. Als ich 1948 aus dem Lager geholt wurde, blieb sie zurück. - In Workuta hatte ich anfangs nichts. Als ich dann im Lager in der Schlosserei bzw. im Magazin eine russische Gitarre entdeckte, erbat ich mir die Erlaubnis, sie mitnehmen zu dürfen. Diese Gitarre hatte ursprünglich 7 Saiten, aber Metallwirbel. - Ich konnte sie auch nach Stalingrad mitnehmen ... Selbst bei der Heimkehr 1955 hatte ich sie mit, doch ist sie bald aus dem Leim gegangen. Ich bekam eine neue" (A.T., 43.). Auch J. Beckbauer berichtet, daß ein Kamerad 1949 eine Geige mit nach Hause nehmen durfte (J. Beckbauer, 13.).

Der oben zitierte Berichterstatter schreibt weiter: "Unter den Mitpatienten während eines Lazarettaufenthaltes war ein begabter Zeichner und Maler namens Horst Kluger ... Ohne daß ich's merkte, hat er mich samt Gitarre mit Rötelfarbe konterfärbt. Auch eine Portraitzeichnung hat er angefertigt" (A.T., 33; s. Abb. 79).

Weitere Notizen des Berichterstatters über Instrumente seien noch in chronologischer Folge angeführt:

Torgau, 1946: "Mit Genehmigung der Russen bildet sich eine Musikkapelle, Instrumente werden gestellt" (A.T., 5).

Anschero-Sudschensk/Sibirien: "1948 in Sibirien baute ein Tischler eine Art Kontrabaß. Woher er das Material nahm, kann ich nur vermuten: wohl alte Schranktüren für den Corpus. Über die bestechlichen Posten besorgte ein anderer Schafhärdner und formte sie sachgerecht zu Saiten. Für den Bogen wurden Pferdehaare gesammelt. Der Baß klang für unsere Ohren gut!" (A.T., 43). - Aus demselben Jahr wird noch berichtet, "daß der Politmajor mich unerwartet zu einer Bahnfahrt nach Tomsk mitnahm, wo ich für's Lager eine weitere Geige aussuchen durfte" (A.T., 10).

Stalingrad, 1950/51: "Das waren noch nicht alle musikalischen Möglichkeiten, die wir plötzlich hatten. Da stand ein altes Klavier, verschiedene Tasten streikten. Die entgleisten Achsen der Hämmer hab' ich mit neuen Buchsen aus gerolltem Papier versehen - es funktionierte! Wie schön, wieder einmal spielen zu können; ich konnte ja vieles auswendig. - Geigen und eine Bratsche, der man den Eigenbau ansah, waren da; ein Cello fehlte. Da kam der Zufall zu Hilfe. Das neuerbaute städtische Theater brauchte zusammenklappbare Kulissen, Theaterleute kamen mit Zeichnungen, ich mußte die Einzelpläne anfertigen. Als Gegenleistung verlangte und bekam ich die Originalmaße für ein Cello, sowie leihweise Beethovensonaten ... Ein begabter Tischler aus Thüringen baute das Instrument, es hatte guten Klang. Schwierigkeiten gab's beim Bogen: es dauerte, bis genügend Haare aus Pferdeschwänzen gerupft waren - ein Auftrag für die Baustellenmarschierer" (A.T., 26).



Abb. 78: A.T. mit Gitarre (Rötelzeichnung von Horst Kluger in einem Lager in der UdSSR).

"Freunde hatten nach ihren Musikinstrumenten geschrieben. Herschler bekam seine Klarinette, Schirmer sein Saxophon; ein Schlagzeug wurde angefertigt, die Russen stellten Geigen und Trompete, und das Musizieren begann" (A.T., 27). Dazu schreibt J. Herschler (3) selbst: "Ich ... habe auf einer Postkarte meine Angehörigen gebeten, mir doch meine Klarinette zu schicken, und welch' ein Wunder, sie kam unbeschädigt im Lager an."

"Schlagzeug. Schon in Sibirien hatten wir ein primitives Ding zusammengebaut. In Stalingrad wurde dann nach den Angaben eines Schlagzeugers ein wirklich gutes Instrument geschaffen. Das Fell war nachspannbar. Der Schlagmechanismus funktionierte. - Dazu gab es auch eine Trommel und Blech" (A.T., 44).

Lager "Pjerwo Majs" (Erster Mai) bei Swerdlowsk, 1954/55: "Dazu ein Wunder: ein intaktes, gutes Klavier russischer Bauart war da! Es stammte aus Lager I in Stalingrad; die Gefangenen hatten Geld zusammengelegt und es beschaffen lassen. Als sie zu 25 Jahren verknackt und verlegt wurden, hat einer von ihnen aus Grimm die Klaviermechanik mit einem ausgiebigen Hieb zerstört. Der gleiche Mann, Erzgebirgler und Bastler, hat beim Wiedersehen mit dem Instrument schier Unglaubliches geleistet. Unter den gegebenen primitiven Verhältnissen hat er die Stelzen, Hämmer und Dämpfer der Mechanik neu angefertigt. Man konnte wieder einwandfrei spielen. Not macht erfinderisch" (A.T., 37).

Ein weiterer Berichterstatter, der vier Jahre in Kriegsgefangenen-Lagern in der Sowjetunion verbrachte, hat das Kulturleben dieser Lager wesentlich mitgestaltet. Auch er beschreibt die Vielfalt des Improvisierens: Krasnoe, 1945: "Als allererste Begleitinstrumente bei lustigen Liedvorträgen hatten wir die Löffelklapper. Einige Spieler verstanden es famos, mit zwei Metall-Löffeln zwischen den Fingern den passenden Takt zu schlagen. Als nächstes kam dann eine selbstgebastelte Teufelsgeige dazu" (W.R., 64).

Diese von ihm mehrfach erwähnte Teufelsgeige wird im weiteren Verlauf des Berichtes näher beschrieben und skizziert: "Wenn wir Gefangenen abends in der Baracke beisammensaßen und Lieder sangen, hatten wir als einziges Begleitinstrument nur unsere Eßlöffel, die - zwischen die Finger geklemmt - den Takt dazu schlugen. So kamen wir recht schnell auf den Gedanken, ein eigenes Schlaginstrument zu bauen ... die Teufelsgeige ...

Bedienung der Geige: Das Instrument ist ja als eine Art Schlagzeug gedacht. Es wird im Stehen bedient wie eine große Baßgeige. Mit dem mit Kerben versehenen Holzstock zieht der Spieler über die Drahtsaiten. Zusätzlich schlägt er den Takt durch kräftiges Aufstoßen des Besenstiels auf den Fußboden, wobei die oben angebrachten Deckel mitklappern. Je nach Gutdünken kann der Spieler dann noch hin und wieder mit dem Holzstock rückseitig auf den Besenstiel und auf die Blechdose schlagen. Alles in allem gesehen bietet die Teufelsgeige also mehrere Möglichkeiten zum Takt-schlagen und Krachmachen" (W.R., 77c, s. Abb. 80).

Zum Schluß sei noch folgender Bericht angeführt: Bei Kontrollen war ein LKW-Fahrer ohne Papiere erwischt worden. Damit hatte man einen Grund, das Fahrzeug zu "beschlagnahmen und schleuste den Wagen in unser Lager. Der Fahrer gab an, aus Moskau zu kommen. Woher aber die drei nagelneuen Klaviere stammten, die er auf seinem Wagen hatte, darüber konnte er keine Auskunft geben. Es waren deutsche Klaviere, in großen Bogen festen Packpapiers mit Lattenverschlügen. Der Fahrer wurde aufgefordert, seine Papiere zu holen und eine Bescheinigung mitzubringen, wem die Klaviere gehörten. Einige Tage hatte der Wagen mit den Klavieren im Lagerhof gestanden, doch vom Fahrer war nichts zu sehen und zu hören. Daraufhin gab die russische Lagerleitung Anweisung, die Klaviere zu entladen und auszupacken. Die Lattenverschlüge kamen in die Tischlerei, unsere Tischler hatten schon Verwendung dafür. Das gute Packpapier kam zum Teil zur deutschen Lagerführung, der Rest auf die russische Schreibstube. Papier war ja im Lager eine Seltenheit, und so hatten wir schon reichlich Verwendung dafür. Und was wurde aus den Klavieren? Eins kam auf die russische Schreibstube, das zweite in eine unserer Baracken und das dritte außerhalb des Lagers ins russische Kinderheim. Unter Hunderten von Gefangenen waren natürlich auch einige, die gut Klavier spielen konnten. Im Kinderheim und auch auf der russischen Schreibstube war fast den ganzen Tag über Klaviermusik. Aber auch in unserer Baracke ging es rund. In aller Frühe wurde der Klavierspieler vom Dienst als erster geweckt, der dann anschließend die übrigen mit Musik weckte. Bis zum Ausmarsch zur Arbeit ruhten dann die Tasten nicht, und sowie gegen 17 Uhr die Kommandos von der Arbeit zurückkamen, setzte die Musik wieder ein. Das ging dann laufend bis 22 Uhr zur Schlafenszeit. Nach einigen Tagen wurde dann das Klavier umtransportiert in die nächste Baracke. Wo es jeweils stand, herrschte immer Hochbetrieb. Es mochten etwa drei Wochen vergangen sein, da tauchte der Fahrer von Moskau wieder auf. Vermutlich muß er dann wohl ordnungsgemäße Papiere gehabt haben. Die drei Klaviere wurden wieder auf den LKW verladen, aber ohne Papier und Lattenverschlag. Als die kostbare Fracht das Lager verließ, hat wohl mancher von uns sehnsüchtig hinterhergeschaut" (W.R., 74).

Friedrich Wilhelm Kroes' Erinnerungen an die Gefangenschaft enthalten ein eigenes Kapitel über Musikinstrumente. Aus diesem Bericht seien einige Absätze zitiert: "Wie so eine (selbst angefertigte) Violine klang? Wir hatten sie ja nicht solo gehört, sondern im 'Konzert' zusammen mit den beiden Flöten und einer Trompete. Natürlich wurde die Stimmung einer echten Violine: g, d', a', e' mit einer solchen Ersatzgeige nicht oder nur annähernd erreicht. Dennoch gelang es dem handwerklichen und künstlerischen Geschick meiner beiden Kameraden, harmonische Töne und eine melodisch beinahe einwandfreie Führung des Geigenbogens zu erreichen. Es quietschte, schrillte und verursachte mitunter wohl einen zu harten Klang, der an eine

TEUFELSGEIGE

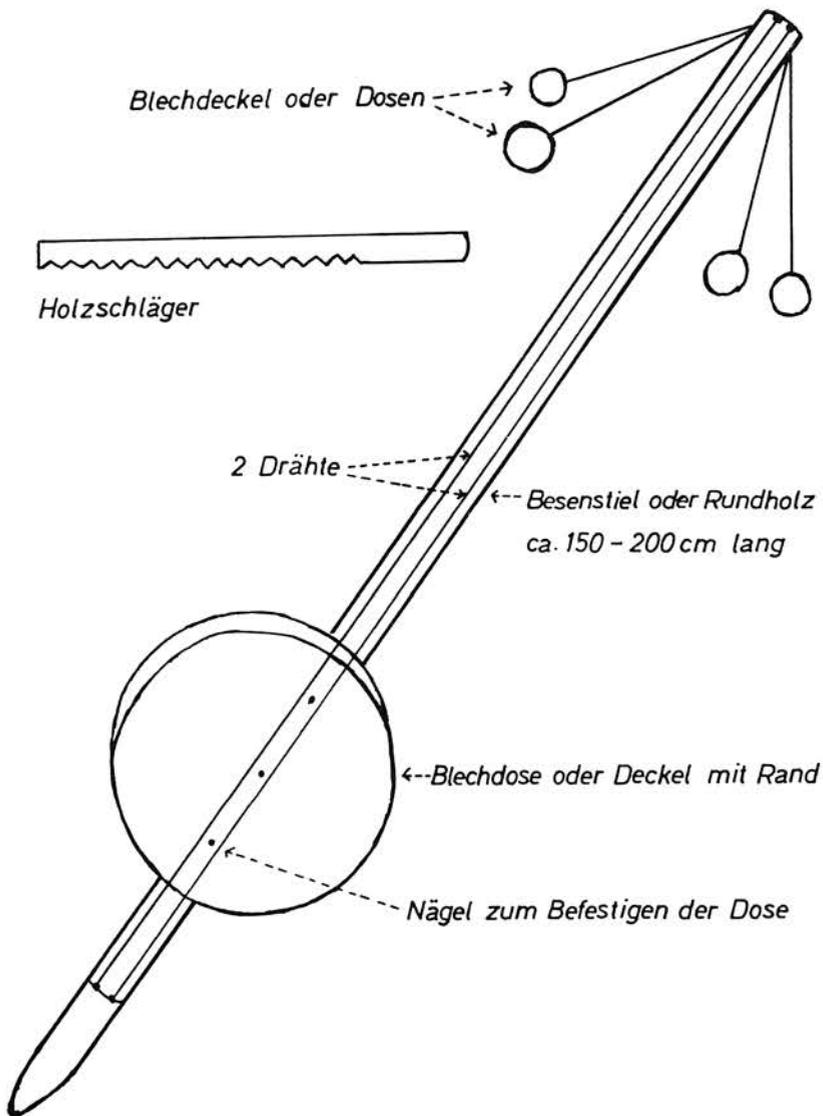


Abb. 79: Teufelsgeige, die in sowjetischer Gefangenschaft angefertigt wurde (Zeichnung: W.R.).

Säge erinnerte, wenn der Bogen über die Drahtsaiten strich, aber es ließ sich anhören, wenn man die Situation in einem Kriegsgefangenenlager bedachte.

Einfacher dagegen war die Beschaffung der beiden Flöten, einer Piccolo-Flöte und einer Blockflöte. Dieses wohl älteste Instrument zur Hervorbringung von Tönen, die mit dem Munde erzeugt werden, konnte müheloser beschafft werden aus weichem Holz oder Schilfrohr, das der Länge nach durchbohrt und mit Blaslöchern versehen wurde. Die darauf hervorgebrachten Töne waren zwar von primitiver Klangfarbe und in Höhe und Tiefe von beschränktem Umfang, dennoch gelang es unseren Musikanten, einfache folkloristische Melodien darauf zum besten zu geben.

Unser Trompeter, der aus dem Schwabenlande kam, war kein Berufsmusiker, aber ein vielseitig begabter Laie, der mehrere Instrumente spielte. Die russische Wachmannschaft im Lager besaß eine alte Trompete, die niemand mehr benutzen mochte, weil sie total verbeult und verrostet war und keine Töne mehr von sich gab ... Da kam einer auf die Idee, meinem Kameraden diese alte Trompete anzubieten. Sie sollte ihm gehören, wenn er es fertigbrächte, sie wiederherzustellen. Niemand glaubte daran, doch unser Schwabe wollte es versuchen. Er sah sich das alte Stück an, schüttelte zweifelnd den Kopf, ging dann aber an die Arbeit. In mehrwöchiger zäher Arbeit gelang ihm dann das Kunststück. Die wiederhergestellte Trompete klang zwar nicht so rein wie seinerzeit sicherlich die neue, aber der Schwabe verstand es, sie einigermaßen 'melodieführend' und 'konzertreif' zu machen.

Als ein Unikum ganz besonderer Art, als kuriose Ausgeburt eines grüblerischen Erfindergeistes, überraschte uns eines Tages ein Kamerad mit der Vorführung eines Instrumentes, das zwar keinen Namen hatte, jedoch sich als musisch brauchbar erwies. Es bestand aus einer größeren Blechdose - aus dem Abfallkübel herausgeholt -, mit acht verschiedenen starken Drähten bespannt. Die Musikdose - wie wir sie nannten - klang, indem man sie mit einer eigens präparierten Gabel bestrich oder ritzte. Meinem Erfinderkameraden gelang es jedenfalls, Musik darauf hervorzuzaubern" (F. W. Kroes, N1, 1ff.).

Schließlich noch einige Absätze, Instrumente betreffend, aus dem Buch von Stumme: "Wie überall war auch im Lager 7437 am Anfang das Nichts. Eine Gitarre existierte. Die erste Geige wurde dazu produziert: aus dem Blech von Konservenbüchsen der amerikanischen Kriegshilfeliieferungen an die Sowjetunion; 'porc' stand in großen Buchstaben auf dem Goldblech, daneben las man die Gewürzzutaten. Die 'Schweinefleischgeige' klang fast wie ein Geige. Das Cello war massiver. Es war aus Zinkblech zugeschnitten und hatte anfänglich als Saiten aufgedrehtes Nachrichtenkabel, alte Klaviersaiten und entstachelten Draht. Es war weder quinten- noch irgendwo anders intervallrein und stellte den Prototyp des vielzitierten Drahtesels dar. Es hat fast nie wie ein Violoncello geklungen. Und doch: das erste Unterhaltungstrio wanderte allabendlich durch die total dunklen Baracken des ersten Gefangen-

schaftswinters, und simple Unterhaltungsstückchen wurden das erste Lichtzeichen einer anderen Existenz!

Später lernte ein Stellmacher den Instrumentenbau. Der erste Versuch, eine Viola, glückte; Geigen folgten, und das Meisterstück, ein Kontrabaß, wurde vor 1000 Lagerinsassen wie einstens ein Kaiserdenkmal festlich enthüllt und eingeweiht. Das Orchester wuchs. Die Bogenstangen mußten aus dem landesüblichen Fichtenholz gewonnen werden; Bogenhaare wurden von Arbeitskommandos, die in der Landwirtschaft tätig waren, nach angegebenen Längenmaßen einzeln oder büschelweise aus geeigneten Pferdeschwänzen herausgeschnitten und als Trophäen heimgebracht. Am Rezept für das Bogenharz experimentierte man sehr lange herum, bis es seine Wirkung tat. Die Saitenherstellung fand man ebenso spät: fauliges Schafsgedärm aus dem örtlichen Schlachthaus wurde entschleimt, gewässert, gedreht, getrocknet, poliert. Violin-E-Saiten überdauerten im Tuttipart kaum ein Violinkonzert, 68-dämmige Kontrabaßsaiten schienen 'lebenslänglich' haltbar zu sein. In den letzten Jahren konnten aus Lagersammlungen vom Selbstverdienten Instrumente in Moskau und Leningrad gekauft werden; das Sinfonieorchester vervollständigte sich. Ein Fagott stand kurz vor der Beschaffung, Hörner wurden durch Saxophone ersetzt. Bis auf die Harfe fehlte schließlich nichts mehr" (W. Stumme, 13).

In den Berichten von der Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion wird immer wieder betont, wie positiv "der Russe" allen musikalischen Bestrebungen gegenüberstand, und das wirkte sich auch bei der Beschaffung von Musikinstrumenten aus: "Daß der Russe zu Musik und Theater ein sehr ausgeprägtes Verhältnis hat, ist hinreichend bekannt, und so kann ich mich erinnern, daß er diese Dinge, entsprechend seiner Möglichkeiten, auch förderte. So tauchten schon in den ersten Wochen einige Instrumente im Lager auf, eine Gitarre, eine Trompete. Im Frühjahr 1944, als die Phase der schweren Erkrankungen abklang und der größte Teil der Lagerinsassen wieder arbeitsfähig wurde, da wurde der geringe (Instrumenten-) Bestand durch eine Geige ergänzt. Dieses Instrument wurde von einem Ungarn (er entstammte einer Zigeunersippe und hieß Caroly) virtuos beherrscht, und er erfreute seine Zuhörer mit ungarischen Melodien (Czardas und Operettenmusik). Es hieß, daß er in Ungarn ein Zirkusorchester geleitet hat. Die Trompete soll aus Wehrmachtsbeständen gestammt haben, und sie wurde von einem Schlesier, mit Vornamen Hans, hervorragend geblasen. Von ihm erklang in aller Frühe der Weckruf, wie er auch die Trompetensignale für die sogenannte 'Prowerka' blies, das heißt, das gesamte Lager mußte sich zur Zählung auf dem Appellplatz versammeln. Abends wurde ihm dann gestattet, auf einen der Wachtürme zu steigen, um von dort das Feierabendlied anzustimmen. Ich kann mich erinnern, daß mir diese heimatlichen Klänge besonders stark unter die Haut gingen. Der Bestand an Instrumenten wurde durch Eigenbauten findiger Handwerker ergänzt. Der Russe beschaffte das benötigte Holz und auch

die Saiten, und so entstanden Geige, Bratsche und ein Cello" (H. Schwanke, N2, 2).

e. Die Lagermusikkapellen

So bunt wie die Vielfalt der Beschaffungsarten der Musikinstrumente ist auch das Bild der daraus entstehenden Musikkapellen. Einzelnes über deren Zusammensetzung, ihre Größe und die mit ihnen verfolgten Zwecke klang im Vorstehenden schon an.

Im Mittelpunkt stand natürlich die Unterhaltung der Kriegsgefangenen, wobei das Programm von der "leichten Muse" bis hin zu anspruchsvollen Konzerten ging. Doch wurde dieses Programm wiederum weitgehend bestimmt von den vorhandenen Möglichkeiten. Und die waren wirklich sehr unterschiedlich!

Die Kapellen umfaßten 10 bis 30 Musiker, oft Berufsmusiker und Laien bunt gemischt. "In unserem Orchester waren damals zwanzig Leute, zur Hälfte Ungarn, das waren alles so Kaffeehausgeiger, und zur anderen Hälfte Deutsche. Abgesehen von einem Schlagzeuger waren es alles Laien" (W. Tell, 19). - "Eugen Wolf, der früher zeitweilig mit seinem Orchester an der Berliner 'Scala' gastierte, hatte hier ein wohl 30 Mann starkes Orchester zusammengestellt" (J.K., 54).

Nur vereinzelt wird berichtet, um welche Art von Kapelle es sich handelte, d.h. ob Streich- oder Blasmusik oder beides: "Zu unserer Überraschung gab es in diesem Lager ein Blasorchester, welches häufiger versuchte, unsere überwiegend depressive Stimmung etwas aufzuheitern" (G. Klöpfer, 24). Ein Blasorchester bestand auch im Werk "Wolski Savod", "das in der Zeit vor dem 1. Mai 1946 nach Feierabend im Werksgelände eifrig für den bevorstehenden großen Feiertag probte" (J.K., 167f.). Vom Aufbau eines Streichorchesters berichtet W. Pohl (18).

Nicht sehr häufig sind Besetzungsangaben, d.h. genaue Angaben darüber, aus welchen Instrumenten die Kapellen zusammengesetzt waren: "... es sollte noch einige Zeit dauern, bis ein kleines Orchester mit einem Klavier, zwei Geigen, zwei Klarinetten, einer Konzertflöte, einer Trompete und einem Schlagzeug zusammengestellt werden konnte" (W. Loos, 2, s. Abb. 82). - "Unsere Kulturgruppe bestand aus einem starken Chor und einer 16 Mann starken Kapelle. Wir besaßen 4 Geigen, 4 Gitarren, 2 Trompeten, 2 Akkordeons, 1 Klavier, 2 x Schlagzeug und 1 Mandoline" (A. Schotte, 8). - Die Zusammensetzung einer Blaskapelle wird folgendermaßen angegeben: "Trompeten, Posaunen, Zugposaunen, Tuba, Klarinetten, Saxophone, Trommel und Pauke" (A. Tobusch, N 2,2). Wenn man bedenkt, unter welchen Schwierigkeiten diese Kapellen entstanden, dann kann man nur staunen!

Hin und wieder klang schon an, welchen verschiedenen Zwecken ein solches Lagerorchester dienen konnte. Im Vordergrund stand, wie schon oft berichtet die Unterhaltung: Ein "umfangreiches Lagerorchester mit einem



Abb. 80: Lagerorchester in Thann/Elsaß (M. Krickow).



Abb. 81: "Unsere Lagerkapelle", Theateraufführung, in den Pausen spielte die Kapelle (F. Schikowsky).



Abb. 82: Orchester im Lager Witebsk, vgl. Abb. 108 (W. Loos).



Abb. 83: Lagerorchester in Thann/Elsaß, Pfingsten 1947 (M. Krickow).



Abb. 84/85: Sportveranstaltung mit Musik im Lager Metz (F. Schikowsky).

Profileader sorgte in einigen Abständen für musikalische Unterhaltung" (H. Schwanke, 22). Auch zur Gestaltung von Gottesdiensten wurden die Musiker herangezogen; H. Hackler (Bildbeschriftung) nennt einen Instrumentalkreis, der auf selbstgefertigten Instrumenten den Gesang begleitete.

Wenn J. Beckbauer (12) schreibt, daß jedes Lager eine Kapelle gehabt hätte, bezieht er sich dabei wohl auf die Lager in seinem Umkreis, da er weiter berichtet: "Die stärkste war aber im Lager 2. Sie spielte auch als einzige zum Ausmarsch der Arbeitsbrigaden." Dazu gleich ein Parallelbeispiel: "Morgens beim Abmarsch zur Arbeit spielte eine kleine deutsche Kapelle ... Nach der Rückkehr von der achtstündigen Arbeit empfing uns im Lager eine kleine ungarische Kapelle mit Zigeunerweisen" (R. Niederhellmann, 10f.).

Die Kapellen spielten auch Tanzmusik: "In allen Lagern spielten die Kapellen auch für die Wachmannschaften zum Tanz auf" (J. Beckbauer, 12). Aus einem Zivilinternierten-Lager in der UdSSR, in dem auch Frauen interniert waren, wird sogar von Tanzveranstaltungen für die Gefangenen berichtet: "Seit März fand im Lager jeden Samstag im Klubraum ein Tanzabend statt. Eine Zimbal und zwei Akkordeons stellten die Kapelle dar", die anscheinend dann noch vergrößert wurde, denn später heißt es im selben Bericht: "Am Nachmittag gab die Blaskapelle im Clubraum ein Konzert. Danach spielte die Lagertanzkapelle zum Tanz auf" (W. Mattern, 55; 98).

Hier klingt schon an, daß es in manchen Lagern sogar mehrere Kapellen gab, die unterschiedlichen Zwecken dienten und deswegen auch jeweils anders zusammengesetzt waren: "Im Hauptlager unserer Region, in Perm, hatte man eine große Kapelle gebildet, alles Berufsmusiker ... Dirigent war ein Ernst Schnabel ... Zudem waren drei Sänger dabei ... An den folgenden Tagen ... gab es für das ganze Lager Konzerte und Gesangsdarbietungen. Aber auch die russische Lagerleitung und Garnison ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen. Das alles hob merklich die Stimmung" (J. Veit, 34b). - Sehr bescheiden dagegen die am gleichen Ort gegründete "Hauskapelle", "bestehend aus einem 'Wimmergeiger' und einem 'Sonntagstrommler'. Diese beiden zur Arbeit nicht einsatzfähigen Kameraden mußten bei den Mahlzeiten im Speisesaal zu unserer Kapustasuppe aufspielen ... Sie ... freuten sich auf den zusätzlichen Schlag Suppe, der dabei herausprang" (J. Veit, 34b).

Dazu ein Parallelbeispiel: "Bei den Mahlzeiten spielte immer eine kleine Musikkapelle zur Unterhaltung auf, ungarische und deutsche Gefangene wechselten sich dabei täglich ab. Unser 'Orchester' bestand aus einer Geige, Akkordeon und einem uralten Klavier. Die Musik war auch dementsprechend. Hätten wir nicht immer hungrig Platz genommen, sicherlich hätte uns manches Mal die komische Musik den Appetit verdorben" (J.K., 129f.).

Von einem Symphonieorchester berichtet H. Sandkühler aus britischer Kriegsgefangenschaft in Ägypten: "In unserem Lager waren auch die Mitglieder des Symphonieorchesters vom Soldatensender Athen oder Belgrad.

In den ersten Monaten liefen sie genau wie wir im Lager herum. Dann erinnerte sich der Engländer, daß es doch zu schade wäre, so ein ausgezeichnetes Orchester in der Wüste vergammeln zu lassen. So gab man den Leuten ihre Instrumente und Noten zurück und gab ihnen außerdem Gelegenheit, täglich zu üben. Abends, wenn sie dann für die Engländer Konzerte gaben, trugen sie sogar wieder ihren Frack. Einmal hatte ich Gelegenheit, ... das Orchester zu hören."

Er schreibt weiter: "Zu unserem Lager gehörte auch eine Kapelle. Es muß Sylvester 1946 oder 1947 gewesen sein. Wir waren um 24 Uhr natürlich noch alle auf. Kurz nach Mitternacht kam die Kapelle auf einem offenen LKW ins Lager zurück. Als sie ins Lager einfuhren, spielten sie den Badenweiler Marsch, Hitlers Lieblingsmarsch. Die Begeisterung bei uns war groß. Anschließend formierten wir uns noch zu einem Umzug innerhalb des Lagers, die Kapelle vorneweg. U.a. wurden das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied gesungen und gespielt" (H. Sandkühler, 68f.). Der Bericht-erstatte antwortete auf Nachfrage: "Das Nationalbewußtsein in der Gefangenschaft war groß" (Brief vom 06.12.85).

Noch etwas ist erwähnenswert. Es hat den Anschein, als sei es den "Aktiven" im kulturellen Bereich gelungen, nicht nur die vergleichsweise wenigen Berufsmusiker, sondern gerade die Laien zum Musizieren zu bewegen. Davon zeugen viele Einzelbeispiele.

f. Notenschreiben: Möglichkeiten und Technik

Die "Anfänge aus dem Nichts" kann man am augenfälligsten bei der Beschaffung von Notenmaterial zeigen. Es existierten weder Notenaufzeichnungen, noch Papier oder gar Notenpapier, noch irgendeine Art von Stiften, die, falls vorhanden gewesen, den Filzungen zum Opfer gefallen waren. Als das wichtigste Grundmaterial für das Notenpapier wurden häufig Zementsäcke genannt: "Auf den Baustellen wurden deshalb die leeren Zementsäcke organisiert, gereinigt und zu Notenpapier umfunktioniert" (J. Herschler, 3; ähnlich J. Beckbauer, 7; W. Stumme, 13).

Etwas genauer beschreibt P. Douliez (64f.) die "Herstellung": "Das braune, harte Packpapier wird zunächst in der Lagerschneiderei gebügelt und dann gleichformatig zugeschnitten" (vgl. auch W. Pohl, 18: "Strohsack-Packpapier"). Doch gab es noch weitere Möglichkeiten: "Die Lieder wurden meist auf Birkenrinde aufgeschrieben ..., da es ja kein Papier im Lager gab. Die einzelnen Liederblätter wurden nachher in Holzdeckel, die man meistens verzierte und schön verschnitzt hat, eingebunden" (H. Hackler, 37). Ähnliches berichtet W. Stumme (13; 19): "Man schrieb auf abgelösten weißen und rosafarbenen Häuten der Birkenrinde" oder "auf Brettern, wie auch Heinrich Spitta seine polyphonen Sätze alter und neuer Gesänge". Man nahm eben einfach alles, was zur Verfügung stand: "Auf lächerliche Fetzen Papier, Pappe oder kleine Brettchen wurden die Sätze vom 'Lindenbaum',

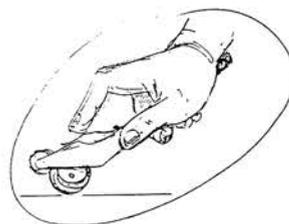
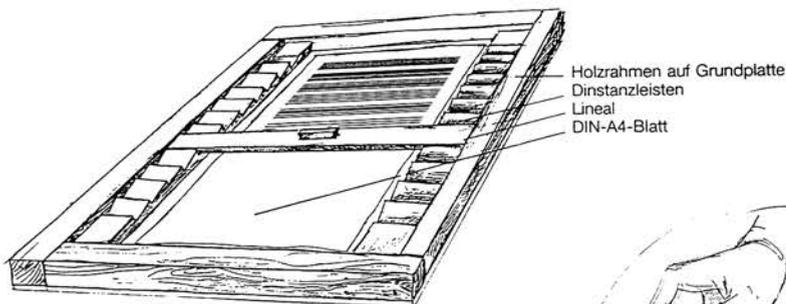
der 'Loreley', dem 'Heideröslein' und vielen anderen geschrieben" (A. Möller, 2). Eine besonders interessante Möglichkeit beschreibt W. Stumme 13): "Diejenigen, die sich selbst ihr Liederbuch anfertigten, nahmen dazu die entrollten Mundstücke der Verpflegungszigaretten, der 'Papirossy', und hatten damit gleich das praktische Westentaschenformat."

In den Lagern im Westen herrschte anfangs ebenfalls Papierknappheit, mit einer Ausnahme: "Klopapier gab es reichlich. Der Amerikaner war immer sehr auf Hygiene bedacht ... Anfänglich haben wir das Klopapier als Schreibpapier benutzt. Sowohl aus dem Gedächtnis zusammengetragene Gedichte der Schulzeit, als auch Noten wurden zunächst auf den Rollen des Toilettenpapiers festgehalten. Später bekamen wir über die segensreiche Einrichtung des YMCA Papier ..." (H. Diestelmeier II,2).

Nun mußte das Papier noch in Notenpapier umgewandelt werden, d.h. Notenlinien erhalten. Daß in einem Paket aus der Heimat eine 5-zinkige Schreibfeder zum Ziehen von Notenlinien (A.T., 31) mitgeschickt wurde, kann wohl als große Ausnahme gelten. Geschickte Kriegsgefangene bastelten selbst etwas zusammen für "das leidige Herstellen des Notenpapiers auf unbeschrifteten Rückseiten in den Trümmern gefundener Geschäftskorrespondenzen" (A. Möller, 7). In dem Lager in der UdSSR, aus dem A. Möller berichtet, wurde sogar außer einem "Notenzieher", der noch existiert, ein Holzrahmen zur Herstellung von Notenpapier gebastelt (Abb. 87).

Auch das notwendige Schreibgerät mußte selbst hergestellt werden, z.B. wurden "angerostete Federn ... an passend zurechtgeschnittenen Stöckchen befestigt; der dazu benötigte Bindfaden stammt aus einem Strohsack. Notenlinien werden mit einem Anilinstift gezogen; die Noten, um sie gut leserlich von den Linien abzuheben, schreibe ich mit in Wasser gelöstem Anilin" (P. Douliez, 65). Anderswo half man sich mit "Tinte, die aus Kopierstift-Resten gewonnen wurde" (W. Pohl, 18).

Das Notenschreiben besorgten zum einen die Musiker selbst, wenn sie ihnen bekannte Musikstücke aus dem Gedächtnis niederschrieben oder andere neu komponierten. Es ist faszinierend zu lesen, in wie vielen Lagern Musikbegeisterte auftauchten, - nicht nur Berufs-, sondern auch Laienmusiker -, die imstande waren, Musikstücke vollständig aus dem Gedächtnis niederzuschreiben, bis hin zu ganzen Operetten! D. Scherbening z.B. berichtet von einem Oberleutnant Ravenschlag, vormals Chorleiter in Bayreuth: "Der hatte nun ein solches Gedächtnis, der mußte für mehrere Stimmen die Partituren schreiben, und die stimmten auch" (D. Scherbening, I, 30). A. Möller (12f.) berichtet aus dem Jahre 1948 von einem "Kammerkonzert für Streicher und Klavier nach Werken von Bach, Mozart, Haydn und Schubert. Auch dieses abendfüllende Programm entstand aus dem Gedächtnis". Detaillierte Angaben verdanken wir P. Douliez (75): "Was nun folgt ist Sklavenarbeit: Notenschreiben Tag und Nacht." Er gibt auch genaue Zeiten an für die Niederschrift eines Musikstückes: "Acht Stunden für eine Spieldauer von nur drei



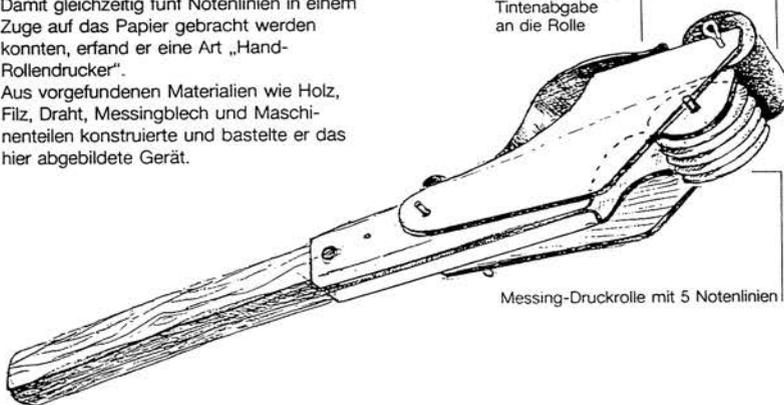
Handhabung des Liniergeräts

Zur Herstellung von Notenpapier hat sich Georg Nirschel (aus Nabburg Opf.) eine sinnvolle Methode ausgedacht: Ein einfacher Holzrahmen zur Aufnahme eines unbeschriebenen Blattes erhielt an den Längsseiten zwei gezahnte Distanzleisten, in die ein passendes Lineal Stufe um Stufe (Zeile um Zeile) eingelegt wurde. Damit gleichzeitig fünf Notenlinien in einem Zuge auf das Papier gebracht werden konnten, erfand er eine Art „Hand-Rollendrucker“.

Aus vorgefundenen Materialien wie Holz, Filz, Draht, Messingblech und Maschinenteilen konstruierte und bastelte er das hier abgebildete Gerät.

Filzrolle zur Aufnahme der Tinte

Andruckfeder zur Regulierung der Tintenabgabe an die Rolle



Messing-Druckrolle mit 5 Notenlinien

Abb. 86: Die Herstellung von Notenpapier im Kriegsgefangenenlager Narwa, vgl. Abb. 32 (A. Möller).

Minuten - die Partitur mitsamt allen Stimmen ... Und nun kann man sich leicht ausrechnen, wie lange zu schreiben ist, bevor auf diese Weise ein erstes Programm entsteht" (P. Douliez, 88). Am Ende seiner Kriegsgefangenzeit zieht er dann Bilanz: 157 Stücke, "ein- und mehrsätzliche, kürzere und längere", hat er allein in seinem letzten Lager, von "Mitte Januar bis Ende November dieses Jahres 1949 auf grobem Packpapier geschrieben!" (P. Douliez, 259). Und alles mußte er zurücklassen, als es heimwärts ging. Darüber klagt auch A. Möller (13): "Nicht einmal wenige der über 200 geschriebenen Partituren, keine eigenen Kompositionen einzelner Musiker ... nichts durfte mitgenommen werden."

Natürlich entstanden nur in wenigen Kriegsgefangenenlagern so viele Musikstücke, was ja immer von den anwesenden Musikenthusiasten abhing. Und war ein Stück erst einmal in Noten geschrieben, konnten das Abschreiben der Stimmen auch andere übernehmen. W. Stumme (14; 159) erwähnt diese "treuen Kopisten, aktive Musikliebhaber mit ihrer Arbeit, die Tage und Nächte, ja Monate und Jahre unermüdlich ihres Amtes walteten". Oftmals wurden auch die leicht Erkrankten für diese Arbeit herangezogen: "Da unser damaliger deutscher Lagerleiter für unsere Kulturgruppe viel übrig hatte, konnte ich ab und zu als 'Kranker' im Lager bleiben, um Noten zu schreiben" (J. Herschler, 3). Aus demselben Lager in der UdSSR berichtet ein anderer Gefangener, der längere Zeit sehr krank gewesen war: "Ich brauchte nicht zur Arbeit. Beschäftigt habe ich mich meist mit Notenschreiben für's Orchester" (A.T., 37).

3. Veranstaltungen

Es war nicht ganz einfach, unter den Bedingungen eines Arbeitslagers ein abwechslungsreiches Programm für eine Unterhaltungsveranstaltung zu erstellen. Oft bedeutete der Wechsel der Gefangenen von einem Lager zum anderen dabei ein erhebliches Hindernis. Doch dieses Rotationsprinzip konnte auch förderlich sein. So schreibt ein Aktiver einer Spielgruppe über seine Versetzung ins Hauptlager: "Gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft hörte ich davon, daß auch in diesem Lager eine Spielschar existieren sollte. Ein Schauspieler mit dem Spitznamen 'Fiffi' war der Leiter dieser Gruppe. Ich meldete mich bei ihm, und er war sichtlich froh, eine neue Kraft zu bekommen. War es doch in diesem Lager genauso, daß keinerlei Unterlagen vorhanden waren. So war man immer glücklich, wenn ab und zu ein Neuer mit neuen Ideen kam" (W.R., 26).

Zu einigen weiteren Problemen der Programmgestaltung schreibt der oben zitierte Berichterstatter: "Bei uns im Lager war es doch so, daß wir bei jeder Vorstellung zum größten Teil nur dasselbe Publikum hatten. So waren wir also gezwungen, immer etwas Neues zu bieten. Gewiß, ein schönes Lied

kann man sich schon ein zweites oder drittes Mal anhören, aber ein humoristischer Vortrag würde ein zweites Mal doch schon langweilig wirken. Zunächst wurde von den einzelnen Mitwirkenden alles aus dem Gedächtnis hervorgekramt. Doch schon bald ging man dazu über, eigene Lieder, Texte, Theaterstücke und dgl. mehr zu schreiben" (W.R., 75).

Textbücher waren eine Seltenheit, namentlich in den sowjetischen Lagern. Auch Schreibmaterial, um Texte niederzuschreiben, war - wie bereits des öfteren erwähnt - Mangelware. So heißt es aus dem Lager Krasnoe: "Papier gab es ja im Lager so gut wie gar nicht, und die beiden Tintenstifte, die wir in der Schreibstube besaßen, mußten sorgfältig gehütet werden, denn Nachschub gab es ja auch nicht. Als Schreibpapier benutzten wir rechteckige Holzplatten, von denen wir die dünn aufgetragene Schrift mit Hilfe einer Glasscherbe wieder abraspeln konnten. Trotz dieser widrigen Umstände habe ich es dann doch gewagt, ein Schauspiel zu schreiben. Auf ca. 25 Holzbrettern - beidseitig beschriftet - entstand dann die Aufführung 'Ein gewisser Herr Smith'" (W.R., 66; vgl. S. 335f.).

Oft blieb den Darstellern nichts anderes übrig, als Stücke ohne Textbücher einzustudieren. Dieser Weg, so schreibt ein Theaterleiter, "war allerdings noch schwieriger, als ich es mir anfangs vorgestellt hatte. Mußte ich doch jedem Spieler immer und immer wieder seinen Text vorsprechen" (W.R., 18). Die Gedächtnisleistungen so mancher Gefangenen werden erst richtig verständlich, wenn man bedenkt, daß der ständige Hunger zu einer Abnahme der Gedächtnisfähigkeit führte. "Dabei kam die Initiative von den Landsern selbst. Sie hatten erkannt, daß man gegen die geistige Unterernährung etwas tun mußte, die ja parallel zur körperlichen Unterernährung zwangsweise lief. Daß dies so war, konnte ich an mir sehr deutlich erkennen, hatte ich doch als 15-jähriger in der Schule die 'Glocke' von Schiller auswendig lernen müssen. Als Soldat, nur ein paar Jahre später, schaffte ich den Text auch noch einigermaßen (bis auf ein paar Hänger). Und dann war der Text nach ein paar Monaten Hunger in der Kriegsgefangenschaft plötzlich weg. Ich hatte Mühe (im stillen), die ersten paar Zeilen auf die Reihe zu bekommen. Es war m.E. die Folge von Hunger und Unterernährung" (J. Schulz, 41).

An Requisiten und Kostüme war oft nicht zu denken. "Die einzelnen Darsteller mußten jeweils in der Kleidung auf der Bühne erscheinen, die man schon seit Monaten am Körper trug. Ich selbst hatte zu diesem Zeitpunkt noch keine Fußbekleidung. Bei den ersten Veranstaltungen stand ich als Ansager noch barfuß auf der Bühne. Das wurde dem Russen mit der Zeit doch peinlich, und man ersuchte mich, mir doch wenigstens zu den Veranstaltungen von einem Kameraden Schuhe zu leihen" (W.R., 19).

Besonders bei den Frauenrollen, die von Männern gespielt wurden, machte sich die mangelnde Ausstattung bemerkbar. Es ist bezeichnend, daß man sehr viel Aufwand trieb, um die Spieler so echt wie möglich als Frauen

auszustaffieren. Die Auswirkungen dieser Bemühungen bedeuteten allein schon einen theatralischen Effekt: "Das war der Clou! Da traten unsere Mitgefangenen auf mit einem prachtvoll ausgestopften Busen, immer bedacht, daß die Seiten nicht verrutschten, knochige behaarte Arme und Beine, (sie) versuchten mühsam, ihrer Stimme einen weiblichen Tonfall zu geben. Wir haben Tränen gelacht, vergaßen für wenige Stunden unser so tristes Dahinvegetieren" (J.K., 122).

Am einfachsten waren "Bunte Abende" zu gestalten, also eine lockere Aneinanderreihung von Darbietungen der verschiedensten Art, bei denen jeder Akteur das zeigen oder vortragen konnte, was er beherrschte. "Jeder mußte dann einzeln auf die Bühne, etwas über seine Theatertätigkeit zu Hause berichten und eine kleine Kostprobe seines Könnens geben. Dabei schoß natürlich Eddi R. den Vogel ab, der von Beruf Opernsänger war ... Außer noch einigen Solosängern hatten wir einen Tänzer, zwei Akrobaten, einen Zauberkünstler und verschiedene Humoristen" (W.R., 17).

Solche gemischten Veranstaltungen waren auch in US-Lagern üblich. "Aus Tischen baute man draußen eine Bühne. Daneben saß an Pulten aus Pappe, auf die die Initialen des 'Bandleaders' gemalt waren, eine Kapelle, die aus allerlei behelfsmäßigen Dingen (Pappkarton, Blechdosen, Holzklotz usw.) ein Schlagzeug hatte und im wesentlichen aus mehreren Kammläusern bestand. Es traten Sänger auf, sogar ein Chor, der sang anstatt 'Grüß mir die Reben, die Reben, Vater Rhein' - 'Grüß mir die Rüben, die Rüben Yellowstone'. Humoristen gab es: z.B. ein echter Köl'scher Straßenbahnschaffner, der Witze von Tünnes und Schäl in Kölner ... (Dialekt) vortrug ... Aber auch Artisten gab es. Der beste war Dubiel. Er konnte z.B. im Handstand eine Treppe hinaufgehen, sich oben eine Zigarette an einer Kerze anzünden, umdrehen und wieder hintergehen" (W. Busch IV,5).

Es ist verständlich, daß in mancher Vorstellung auch arg überzogen wurde, zumal solche Übertreibungen ankamen. Hierzu das folgende Beispiel: "Sein größter Auftritt war als Lili Marleen. Er hatte sich aus Pappkartons einen Kinderwagen mit richtig funktionierenden Rädern gebaut. Er selbst hatte ein aus roten Zwiebelsäcken genähtes Kleid an. 'Lili Marleen' erzählte, daß ihr Soldat aus der Kaserne mit der Laterne in amerikanische Gefangenschaft geraten sei. Inzwischen habe sie ein Kind von ihm. Sie wolle jetzt in Forsyth nach dem Vater suchen. Plötzlich weinte das Kind (er betätigte sich auch als Bauchredner). 'Lili Marleen' nahm es aus dem Kinderwagen ... und wollte es beruhigen. Plötzlich machte das 'Kind' Pipi in unwahrscheinlicher Menge. Der Beifall war groß. Des Rätsels Lösung war, er hatte bei einem Farmer einen Luftballon bekommen, diesen mit Wasser gefüllt und unter dem Kleidchen der Puppe versteckt. Bei den Beruhigungsversuchen stach er vorsichtig mit einer Nadel in den Luftballon und ließ so das Wasser ab" (W. Busch IV,5). Ein anderer Informant berichtete, daß die Theatergruppe in

einem französischen Lager "reine Pornographie, pornographische Witze, Sexualwitze" brachte (D. Scherbening, 28).

Wiederholt wird erwähnt, daß es sich um lustige Stücke handelte, die aufgeführt wurden: "Kabarettistisch Talentierte traten auf einer provisorischen Bühne als Berliner (seltener als Münchner) auf, stellten Typen wie 'Nante' dar, parodierten und glossierten alte Bekannte wie Karl Valentin und machten sich lustig über 'Hitlär'. Auch Figuren aus Zille's 'Miljö' wurden vorgeführt. Dann sangen wir alle mit: 'Immer an der Wand lang!'" (F.W. Kroes I,6). Und ein anderer Berichterstatter schreibt: "So mancher entdeckte sein musikalisches Talent, und des öfteren konnte ein neuer Schlager aus der Taufe gehoben werden. So entstand z.B. im Lager Krasnoe: 'Das Steppenlied', der Schlager 'Ursula', 'Wann feiern wir Verlobung' oder 'Liebste, ich komme wieder'. Für humoristische Darbietungen wurde mancher Witz zum Sketsch umgearbeitet. Durch die erste Theateraufführung 'Der Etappenhase' im Lager Usman angeregt, ging ich nun auch hier dazu über, die eine oder andere Aufführung, die ich noch gut im Gedächtnis hatte, auch hier einzustudieren. So brachten wir im Laufe der Zeit nochmals den 'Etappenhasen'. Weiter folgten von Hinrichs die Bauernkomödien 'Wenn der Hahn kräht', 'Für die Katz' und 'Krach um Jolanthe'. Auch der 'Student von Münster' von Schoneweg stand auf dem Spielplan" (W.R., 65f.).

Beliebt waren auch Scharaden und andere Ratespiele. Berichtet wird ferner von der Aufführung von Operettenszenen oder sogar von vollständigen Operetten. Genannt werden u.a.: "Im weißen Rößl" (J. Stach, 21), "Blume von Hawaii" (J. Veit, 39b; W.R., 76; W. Loos, 4; R. Niederhellmann, 15), "Die Fledermaus" (J. Beckbauer, 7), "Der Vetter aus Dingsda" (R.B., 15), "Land des Lächelns" (E. Birkobein, 7) und das "Schwarzwaldmädel" (W. Loos, 5). Auch Lustspiele mit Musik werden erwähnt, so "Meine Schwester und ich" (W. Hartmann, 15), "Elida" (J. Rottmann, 13), "Herz geht vor Anker" (W. Loos, 4).

Es ist selbstverständlich, daß in Ermangelung von schriftlichen Vorlagen manches Stück auf einige bekannte oder einprägsame Partien reduziert wurde. Ein Berichterstatter beschreibt in diesem Zusammenhang sehr anschaulich, wie einer den Teil einer Melodie, ein anderer eine Textpassage auswendig konnte und wie durch das Zusammenfügen der einzelnen im Gedächtnis gespeicherten Teile nach und nach die Rekonstruktion eines Stückes erfolgte (W. Tell, 9).

Viele Stücke wurden auch selbst geschrieben, komponiert oder neu gestaltet. Erwähnt wird z.B. eine "Taugenichts"-Aufführung mit Musikeinlagen (W. Stumme, 75) oder eine Inszenierung der Oper "Carmen", bei der nur eine Gesangsrolle besetzt war, die anderen Rollen wurden durch Sprecher aufgeführt: "Es war frappierend, mit wieviel Phantasie und primitivsten Mitteln ansprechende Kulissen, Kostüme und Masken gestaltet waren. Als z.B. die Toreros 'auf in den Kampf' mit langen weißen Unterhosen und





Abb. 87-90: Szenen aus dem Theaterstück "Die kleinen Verwandten" von Ludwig Thoma, in französischer Gefangenschaft (P. Schreiber).

Schaftstiefeln marschierten, blieb kein Auge trocken" (O.B., 23). Auch hier also überwog das humoristische Element, das durchweg die Kulturveranstaltungen freiwillig oder unfreiwillig prägte.

Nur in ganz wenigen Fällen erlaubten glückliche Umstände, Opern aufzuführen. Genannt werden z.B. "Madame Butterfly" (R.B., 15), "Hänsel und Gretel" (F. Vehring, 5) und der "Barbier von Sevilla" (H. Sandkühler, 95). Der Vollständigkeit halber seien auch die Liederabende und Singabende mit Volksliedersingen erwähnt.

Die Pläne für die Veranstaltungen mußten natürlich von der Lagerleitung gebilligt werden. So gab es z.B. Schwierigkeiten mit den Namen von Musikstücken. "Da wurde dann manches gestrichen, was schon gut eingeübt war. Melodien aus 'Zar und Zimmermann'. Warum? Der Zar lebt nicht mehr, und er war ein schlechter Mensch. Auch 'Banditenstreiche' paßten nicht, denn Banditen sind gleichfalls sehr böse, so sehr, daß man von ihnen keine Musik mehr machen soll. Auch die 'Petersburger Schlittenfahrt' wurde gestrichen, denn Petersburg war zaristisch. Aber mit Begeisterung aufgenommen wurden Melodien aus der Oper 'Der Zimmermann' oder aus 'Lustige Bubenstreiche' oder die 'Leningrader Schlittenfahrt'. Es mußte eben alles den richtigen Namen haben" (A. Schotte, 11).

Es lag im Interesse der Lagerleitung, daß innerhalb dieser Kulturveranstaltungen auch sozialistisches Gedankengut vermittelt wurde. Daher zerfiel so manche Veranstaltung in zwei Teile. Von einer solchen Aufführung heißt es: "Die Hauptaufgabe dieser Spielschar war nun, an jedem Wochenende eine Veranstaltung zu geben, allerdings mit der Auflage, zu Beginn jeder Darbietung zunächst etwas Politik zu bringen. Das war für uns weniger problematisch. Der Chor sang jeweils immer das gleiche Lied: 'Brüder zur Sonne zur Freiheit'. Von einem unserer Vortragskünstler wurde dann eine Rezitation gebracht. Zu diesem Zweck hatte uns der Russe einen Gedichtband von J. R. Becher zur Verfügung gestellt. Danach folgte eine kurze Ansprache unseres Antifaleiters, und nach etwa 20 Minuten war der politische Teil beendet.

Zur Überleitung zum bunten Programm sang dann unser Chor schon ab der zweiten Veranstaltung den von mir verfaßten Text nach der Melodie 'Hoch droben auf dem Berg':

'Usmans bunte Bühne stellt sich heute wieder vor.
Sänger, Tänzer, Humoristen, Zauberer und Chor.
Alles, was dich erfreut, sollst du heute bei uns sehn.
Leicht beschwingt, frohen Mut's sollst am Schluß du heimwärts gehn.
Kam'rad, paß gut auf, denk nicht an die Sorgen von morgen,
Denk nur an das Heut, vergiß Kummer, Schmerz und Leid.
Zeig ein freudig Gesicht und sei vergnügt!
Laß den Griesgram für heut 'mal zu Haus!

Und wenn dir unser Spiel recht gut gefällt,
Spende reichlich und gern Applaus.
Kam'rad paß gut auf ...' usw.

Dieser leichte, einfache Text mit der flotten Melodie kam bei unseren Zuhörern so gut an, daß er schon bald von vielen während des Vortrags mitgesungen wurde. Auch für den Schluß der Veranstaltung sangen wir gemeinsam immer das gleiche Lied: 'So sind wir, wir pfeifen auf die Sorgen'" (W.R., 18).

Der Text dieses Liedes ist bezeichnend. Es fehlen die Begriffe, um das Gefangenendasein richtig zu schildern. Die Wörter "zu Haus" und "heimwärts" haben im Gefangenleben einen magischen Klang, der sie über die Wirklichkeit hinaushebt. Und mit geradezu trotzigem Sinn versucht man, sich über die täglichen Sorgen zu erheben, obwohl sie den Alltag bestimmen. Es handelt sich hier um eine hilfreiche Trostsituation, die dazu dient, sich nicht von dem trüben Alltag niederringen zu lassen und die Hoffnung auf ein baldiges Ende zu nähren.

Erwähnt werden ferner "Kammerkonzerte" (A. Möller 12f.), "Kammermusikabende" (A. Günther, Beilage) oder "Kammermusikstunden" (W. Stumme, 51 und Programme). Es wurden aber auch umfangreichere Musikstücke aufgeführt. So ist von Konzertabenden im Freien (J. Veit, 45 und M. Krickow, 5) sowie von Sinfoniekonzerten (H. Sandkühler, 95) die Rede. Genannt werden auch einige Stücke, z.B. die 'Kleine Nachtmusik' (R. Eismann, 34; G. Meurer, 85 und A.T., 35) und die 'Abschiedssymphonie' von Haydn (H.-J.B., 2 und A.T., 37). Mit dem 'Forellenquintett' verbindet ein Berichtersteller recht negative Erinnerungen: "Das Forellenquintett hing uns schon bald zum Halse heraus, denn da gab es einen Kameraden, der jeden Abend vor dem Schlafengehen diese Melodie einige Male auf dem Klavier dahinhämmern mußte" (A. Schotte, 26f.). Privates Musizieren, privater Rückzug war eben in einer solchen Zwangsgemeinschaft nicht möglich.

Großer Beliebtheit erfreuten sich die Wunschkonzerte, da sich die Zuhörer an diesem Programm persönlich aktiv beteiligen konnten und so das Gefühl hatten, wenigstens im kleinen gestalterisch tätig werden zu können und nicht ganz dem Gefühl der Ohnmacht ausgesetzt zu sein. "Jeder Lagerangehörige durfte dann in den Tagen vorher zwei oder drei Musikwünsche äußern, und die zwanzig am meisten gewünschten Melodien wurden dann entweder durch Gesang oder von der Musikkapelle vorgetragen. Genau wie heute bei einer Hitparade im Fernsehen haben wir bei unserem Vortrag schon damals auch die Folge von Nr. 20 bis Nr. 1 gewählt. Der am meisten geforderte Musikwunsch kam also immer zum Schluß. Wenn die einzelnen Wünsche festlagen und die Jury die Reihenfolge ebenfalls geordnet hatte, begann immer für mich persönlich die Hauptaufgabe. Je nach Inhalt des

Musikwunsches habe ich dann entsprechend mit passenden Zwischenversen die Ansage gestaltet. Bei all diesen Wunschkonzerten habe ich aber immer wieder festgestellt, je näher wir dem Schluß kamen, desto volkstümlicher und heimatverbundener wurden die Lieder. Und mit ziemlicher Sicherheit wußte ich schon von vornherein, daß an vorletzter Stelle 'Heimat, deine Sterne' stand, und das am meisten gewünschte Lied war dann zum Schluß: 'Nach der Heimat möcht ich wieder'. Den Übergang vom vorletzten zum letzten Lied brachte ich ... etwa so:

'Das Wunschkonzert geht nun zu Ende,
Der Heimat reichen wir die Hände;
Denn ein Gedanke ging durch alle unsre Lieder:
Nach der Heimat möcht ich wieder'.

Wenn dann der Männerchor auf der Bühne dieses Lied anstimmte, erhoben sich alle Gefangenen unaufgefordert von ihren Sitzen und sangen den Text mit. Und so manche Träne rann in diesem Augenblick über die Wangen vieler Anwesenden" (W.R., 65). 1951 baute ein Bühnenbildner für die Weihnachtsfeier folgende Kulisse: "Verschneite Tanne, eine Dorfkirche im Hintergrund; im Vordergrund eine Kapelle mit Glasfenstern (aus Buntpapier) und einer Krippe ... Das Ganze sah stimmungsvoll aus" (A.T., 31).

Diese Beispiele zeigen, daß die Veranstaltungen nicht nur der Ablenkung vom grauen Alltag dienten, sondern daß sie eine Verlebendigung der Heimat bedeuteten. Diese Vergegenwärtigung galt als ein unbestechlicher Beweis dafür, daß man wieder in die Heimat zurückkommen werde. Hier wurden der Wunsch auf Rückkehr und die Sehnsucht nach der Heimat in einem sentimental-feierlichen und wirksamen Ritual objektiviert.

Neben diesen mehr auf die Gesamtheit der Gefangenen zielenden kulturellen Aktivitäten gab es auch in den Lagern Veranstaltungen, die auf die Interessen Einzelner zugeschnitten waren. Hierdurch wurden besonders diejenigen angesprochen, die gewohnt waren, sich geistig zu betätigen. In vielen Lagern entstand daher ein weit verzweigtes Betätigungs- und Bildungsangebot. So trafen sich z.B. kleine Gruppen, um von Fachleuten Vorträge zu hören und diese dann zu diskutieren: "Dort nahm sich ein Kamerad aus der Nebenbaracke meiner an. Er stammte aus Münster i.W. Wenn er in unsere Baracke kam, hielt er uns sinnvolle Vorträge über Essens- und Kleiderfragen, über Goethe und Droste-Hülshoff, die Stadt Münster und die westfälischen Wasserschlösser" (F. W. Kroes I, 5).

Und in einem anderen Fall heißt es: "Schon in den ersten Wochen unseres Aufenthaltes im ersten Lager in Korkino war es mein Bestreben, mich geistig zu betätigen, wie es auch anderen Kameraden erging. Man sammelte eine Schar interessierter Menschen um sich und unterhielt sich - je nach Hobby - über Kunst und Wissenschaft, Kultur, Technik, Geographie, Geschichte und

vieles mehr. Das wurde im Lager Korkino II fortgesetzt und erst recht im Lager Roza. Den größten Zulauf hatte ein Professor Denecke aus Duisburg, der sich vorwiegend mit Literaturgeschichte befaßte, (seine) Spezialität war Goethe, und ich, der ich mich mehr der Kulturgeschichte widmete" (A. Schotte, 10). Es ist bekannt, daß es in einigen Lagern regelrechte Lageruniversitäten gab.

Eine andere Möglichkeit, sich weiterzubilden oder Bekanntes aufzufrischen, war die Lektüre von Büchern. Wir wissen von Gefangenen, die die Bibel mehrmals durchlasen und auswendig lernten. Berichtet wird auch vom umständlichen Zeremoniell des Büchertausches. In sowjetischen Lagern stand manchmal eine Reihe von sozialistischen Klassikern den Lesehungrigen zur Verfügung, eine Chance, die so mancher nutzte, um sich mit dieser Ideologie näher auseinanderzusetzen. Vereinzelt war selbst in sowjetischen Lagern eine Lagerbibliothek vorhanden: "Ein Glücksfall war, als Moskau von den deutschen Truppen langsam umzingelt wurde, da wurde die gesamte Bibliothek der Universität Elabuga in Kisten verpackt und im Ural und in Westsibirien einfach an den Bahnhöfen herausgeworfen. Und deshalb hatten wir im Lager, und das verwaltete ich ja, Meyers Klassikerausgaben, ein paar hundert Bände, wir haben den vollständigen Goethe gehabt, und Uhland ... Und dann hat ein Kommissar auch gestattet, daß wir eine Leihbibliothek aufbauen konnten, und so habe ich dann jeden Abend eine Stunde lang Bücher ausgeliehen. Uns ging es darum, geistig auf der Höhe zu bleiben, nicht wahnsinnig zu werden" (W. Tell, 10). Die Lektüre von Büchern war natürlich erst recht in den westlichen Gewahrsamsländern möglich und diente oft dazu, die Landessprache zu lernen und den Kontakt zu der Zivilbevölkerung zu intensivieren.

Der Ablenkung und dem geistigen Training diente auch das Schachspiel, das in der UdSSR einen hohen Stellenwert hatte: "Kulturell zu erwähnen aus diesem Lager (Orscha) wäre hier noch die Schachgruppe. Da ich leidenschaftlicher Schachspieler bin, betätigte ich mich selbstverständlich auch hier. Interessant war, daß wir in diesem Lager zwei Meister hatten. Einmal den Meister von Ostpreußen, zum anderen von Württemberg. Jede freie Stunde nutzte ich natürlich zum Spiel. Sonntags veranstalteten unsere beiden Meister wiederholt Simultanspiele. Während dieser Monate habe ich meine Schachkenntnisse auch vielfach verbessern können. In einem Länderschachwettkampf gegen die Ungarn des Lagers, wurde auch ich mit eingesetzt, hatte aber das Pech, bei der Auslosung genau auf den besten der Ungarn zu treffen, verlor daher auch beide Spiele und Punkte" (W.R., 26).

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß die vielfältigen kulturellen Aktivitäten in den Kriegsgefangenenlagern sicherlich von einer Minderheit ausgeübt worden sind. Andererseits zogen diese Bemühungen eine Vielzahl von Mitgefangenen direkt oder indirekt mit in ihren Bann. Hingewiesen sei hier lediglich nur darauf, daß zur Realisierung einer

Schauspiel- oder Musikaufführung die handwerklichen Fähigkeiten und Fertigkeiten der unterschiedlichsten Berufsgruppen gefordert waren. Die kulturellen Veranstaltungen in den Lagern trugen mit dazu bei, die lähmende Langeweile zu vertreiben, die Mitgefangenen zu unterhalten und ihnen einen vorübergehenden neuen Fixpunkt für ihre Gedanken zu geben sowie von der deprimierenden Realität der Hungerkultur abzulenken. Viele der Lieder, Musikstücke und Schauspiele waren den Gefangenen bekannt und weckten Erinnerungen an eine glücklichere Zeit ihres Lebens, an die Geborgenheit in der Familie und in der heimatlichen Umgebung. Für die im kulturellen Leben der Lager aktiv Tätigen bedeutete diese Freizeitbeschäftigung außerdem noch ein ständiges Training der Gedächtnisleistung und der Konzentrationsfähigkeit, ferner das Gefühl, für kurze Zeit dem Zwangscharakter der Gefangenschaft entfliehen zu können und das anspornende Erlebnis, anderen eine Freude bereiten zu können. Insofern trugen die kulturellen Aktivitäten der Kriegsgefangenen dazu bei, den Überlebenswillen und die Hoffnung auf eine Beendigung des Lebens in Unfreiheit zu stärken.

4. Weihnachten in der Kriegsgefangenschaft (Renate Brockpähler)

Die zahlreichen Angaben über Weihnachten, die unser Material enthält, gehen teilweise auf eine Nacherhebung zurück: Nach der ersten Pressenotiz im August 1985 wurde in einer zweiten Meldung (Dezember 1985) gezielt nach einzelnen Themen gefragt, darunter auch nach dem Weihnachtsfest in den Kriegsgefangenen-Lagern. Daraufhin erhielten wir eine ganze Anzahl von Einsendungen, die sich ausschließlich dem Thema Weihnachten widmeten. Die meisten dieser Einsender konnten später dafür gewonnen werden, auch den Lager-Alltag zu beschreiben.

Aus allen Schilderungen geht hervor, daß Weihnachten auch in der Kriegsgefangenschaft das Fest war, selbst wenn es gar nicht als solches "gefeiert" werden konnte und gerade seine "Abwesenheit" als bitter empfunden wurde. Es liegen 75 mehr oder weniger umfangreiche Schilderungen aus 14 verschiedenen Ländern vor; die meisten (49) stammen aus der Sowjetunion. Zwischen den einzelnen Gewahrsamsländern sind Unterschiede erkennbar, aber auch Gemeinsamkeiten. Unterschiede ergeben sich beispielsweise daraus, daß aus verschiedenen Jahren berichtet wird (Belege von 1942 bis 1951), häufig von ein und demselben Berichterstatter, der damit eine Art Entwicklung aufzeigt, meist zum Positiven.

a. Heimat

Die "Grundstimmung" an den Weihnachtstagen, besonders in den ersten Jahren, wird von einer großen Traurigkeit durchzogen. Jeder Gefangene wurde daran erinnert, daß er dieses Familienfest fern von der Heimat und von den Angehörigen verleben mußte, über deren Verbleib und Lebensverhältnisse die meisten kaum etwas Näheres wußten. Dadurch kam es dann nicht selten zu Aussagen wie diesen: "Am Heiligen Abend selbst durchlebte jeder Kriegsgefangene seine schwersten Stunden" (A. Kupke, 2: UdSSR). "Jeder versuchte sich in Gedanken die Situation zu Hause, in der Heimat, vorzustellen, doch das eigene Elend war übermächtig" (A. Bierhaus, 12: UdSSR 1945). "Jeder von uns war mit seinen Gedanken alleine ... Wo waren unsere Lieben, die Eltern, die Brüder, die Frau, die Kinder, die Braut?" (U. Bulgrin II,2: Amerikan. Kriegsgefangenschaft in Frankreich 1945). "Man kam einfach nicht daran vorbei, in dieser Nacht waren unsere Gedanken ganz in der Heimat ... Ich war jedenfalls froh, als diese Tage vorüber waren" (J.K., 236 und 122: UdSSR 1945/46). "Wir ... sprachen von zu Hause, von Eltern und Geschwistern. Vom letzten Weihnachtsfest zu Hause vor dem Krieg. Die älteren Kameraden holten verblichene Fotos aus ihrer Jacke und zeigten ihre Frauen und Kinder. Manch einem rannen Tränen über das Gesicht, und wir jungen konnten sie gut verstehen" (H.W. Schneider, 18: Jugoslawien 1945). [W. von Kentzinsky (35) berichtet, daß im Dezember 1945 und 1946 die Fluchtversuche aus seinem Lager (in Frankreich) "Rekordhöhen" erreichten.]

Manche drückten ihre Gedanken und Empfindungen auch in Gedichten aus und verschafften sich damit einen gewissen Trost:

Der Gedanke, daß die Sterne
auch am Heimathimmel stehn
und die Lieben in der Ferne
ebenso zum Himmel sehn;
daß getrennt durch Meer und Länder
wir heut' Nacht verbunden sind,
durch die Seele stummer Bänder
mit den Eltern, Frau und Kind!
Kehrt zurück in die Baracken,
feiert nun das Weihnachtsfest!
Werfet fort die Alltagsschlacken
alles Fremde rings vergeßt.
Weihnacht, Weihnacht ist nun wieder -
mit dem hellen Kerzenschein,
stimmet an die trauten Lieder,
Liebe soll in den Herzen sein
(A. Tobusch, 26; weitere Gedichte bei K. Seiffert, 2; A. Günther,
Anlage).

Vereinzelt wurden zu Weihnachten Gedichte vor den Kameraden rezitiert. Eine solche Szene spielte sich auch am Weihnachtsfest 1944 in einer Krankenbaracke im Lager Usman/UdSSR ab: Nach dem gemeinsamen Singen einiger Weihnachtslieder überlegte der Berichterstatter: "Wärest du doch jetzt in diesem Augenblick der Weihnachtsstimmung in der Lage, den Kranken ein paar Worte des Trostes und der Zuversicht zu sagen. So ging es mir durch den Kopf. Gewiß hätte ich diese Weihnachtsstimmung vorausgeahnt, es wäre mir nicht schwergefallen, darauf vorbereitet etwas zu sagen. Aber so aus dem Stegreif, ohne jegliche Vorbereitung, das wußte ich von mir, würde ich es nicht fertigbringen. Dann fiel mir rettend die Weihnachtslegende 'Die Glocke von Innisfare' von Friedrich Halm ein ... Fest entschlossen, trotz der Länge des Gedichts und dem Bewußtsein, daß ich es auch gar nicht mehr so sicher auswendig konnte, ließ ich mich von meiner Bettstatt herunter, tastete mich barfuß, nur mit Hemd und Unterhose bekleidet, an den Pritschen entlang bis in die Mitte der Baracke, und vor Kälte zitternd und fröstelnd habe ich dann 'Die Glocke von Innisfare' vorgetragen. Es klappte ohne Stocken. Mucksmäuschenstill war es in der Baracke, und ich hatte zum Schluß die feste Überzeugung, daß ich dankbare Zuhörer hatte" (W.R., 24f.).

Für manche Gefangene wurde die Postverbindung zur Heimat zum unverhofften Weihnachtsgeschenk: "So kam der Heilige Abend heran. Ein Tag wie jeder andere auch, nur mit dem Unterschied, daß unsere Gedanken noch stärker bei unseren Angehörigen waren, von denen wir nicht wußten, ob sie die Zeit überlebt hatten. - Und doch hatte das Schicksal für wenige von uns ein Weihnachtsgeschenk, denn an diesem Tag kam die erste Post in's Lager" (K. Seifert II,1: Belgien 1945).

b. Arbeiten und Schikanen

"Ein Tag wie jeder andere auch", das bedeutet vor allem, daß sowohl am Heiligen Abend als auch an den beiden Weihnachtstagen gearbeitet werden mußte, auf jeden Fall in der UdSSR, aber auch in einigen westlichen Gewahrsamsländern. Vereinzelt gab es schon einmal frei, vor allem in den späteren Jahren, aber diese Stunden mußten meistens nachgearbeitet werden (Beispiele s. bei J. Beckbauer: UdSSR ab 1946; P. Heckner: UdSSR 1945 und 1948).

Mit dem Arbeiten konnten die Kriegsgefangenen sich im allgemeinen abfinden, weniger dagegen mit "Extra-Schikanen" gerade an den Weihnachtstagen. Davon einige Beispiele: "An diesen Tagen, vor allen Dingen in den ersten zwei Jahren, hatten sie immer besondere Schikanen für uns bereit. Daß wir ... arbeiten mußten, war selbstverständlich. Aber nicht bloß das. Grundsätzlich mußten wir an diesen Tagen länger arbeiten ... Auch kam es ... vor, daß nachts willkürlich in einigen Baracken die Wachmannschaften auftauchten und alles rausschmissen, was in der Baracke drin war. Sie jagten uns dann einige Male, nur mit einem dünnen Leinenhemd und Unterhose und

Mantel bekleidet, mit bloßen Füßen den Lagerplatz rauf und runter ... Meistens waren die Wachmannschaften dann besoffen" (A. Holleck II,1f.: UdSSR). Ähnliches berichtet F. Wöstefeld (3) aus britischer Kriegsgefangenschaft in Belgien.

"Das Weihnachtsfest 1948 gehört zu den Tagen, die sich mir unauslöschlich eingepägt haben. An diesem Heiligabend hatte sich ein Kommissar, der sich bereits in der Vergangenheit durch besondere Beschimpfungen hervorgetan hatte, eine besondere Teufelei ausgedacht. Wohl wissend, daß dieser Tag für uns eine besondere Bedeutung hatte, ließ er uns nachts ausrücken, um bei klirrender Kälte einige offene Waggons Teer auszuladen. Die Teerblöcke waren, vermutlich weil sie schon sehr lange unterwegs und bei wärmeren Temperaturen verladen worden waren, zu einem einzigen großen Klumpen zusammengeschmolzen. Uns blieb nichts anderes übrig, als mit Spitzhacken und Brechstangen zu versuchen, Stück für Stück zu lösen und abzuladen. Wegen der eisigen Temperaturen war der Teer jetzt glashart. Bei jedem Schlag mit der Hacke oder Stange spritzten winzige Stückchen umher und blieben an unseren Gesichtern und Händen haften, weil die Körperwärme sie zum Schmelzen brachte. Alle waren nach kurzer Zeit bis zur Unkenntlichkeit verklebt. - Aber es gab keine Gnade. Wir konnten nicht eher ins Lager zurück, bis die Waggons abgeladen waren. Hier mußten wir nun versuchen, unsere Gesichter und Hände zu reinigen. Mit Rohöl ging das leidlich, aber das Öl verursachte eine neue Reizung, so daß wir mit schmerzenden und geschwollenen Augen und Gesichtern dasaßen, unfähig, auch nur einen Augenblick so etwas wie weihnachtlichen Frieden zu empfinden" (H.B., 135: UdSSR).

Im Lagerlazarett Druschkowka wurden die Kranken von einem Feldweibel gezwungen, am Vorabend vor Weihnachten das Eis von den Wänden zu hacken; gleichzeitig sollten alle Betten desinfiziert werden, so daß auch die Schwerkranken in der grausamen Kälte hocken mußten. Drei von ihnen fanden dabei den Tod. Ihnen nutzte es nichts mehr, daß am anderen Morgen die Ärztin den Feldweibel vor dem versammelten Pflegepersonal lautstark abkanzelte für sein eigenmächtiges Handeln; für die Kriegsgefangenen war dies aber dennoch ein erstaunliches Erlebnis (H. Büning N2,2f.).

Einmal endeten solcherlei Schikanen in einer fast makaberen Posse: "Ein bis zwei Tage vor Heiligabend mußten alle Arbeitskommandos vor dem Einrücken ins Lager ihre Brotbeutel und Taschen öffnen ... Einige Mitgefangene, die schon zu etwas Geld gekommen waren, hatten sich durch Zivilpersonen in Feldflaschen oder Glasflaschen Wein besorgen lassen. Dieser wurde natürlich sofort abgenommen ... Da die Russen unsere Feldflaschen nicht haben wollten, stellten sie einen Kübel auf, in dem alle ihre Flaschen entleeren mußten. Einige hatten sich auch Petroleum oder Rohöl für unsere Lämpchen mitgebracht ... Auch dieses haben wir ohne Aufforderung in den Wein gegossen. Am späteren Abend hatte die Wache

dann dem Wein bis zum Erbrechen kräftig zugesprochen. Wir haben durchs Fenster zugeschaut, gelacht und hatten Spaß an unserem gelungenen Streich. Ein Nachspiel hatte es wahrlich nicht gegeben" (B. Kordt, 16: UdSSR 1945).

c. Geschenke

Doch es gab auch positive Erlebnisse, vor allem mit der Zivilbevölkerung. Hierzu zwei Beispiele: "Einige Tage später beobachtete mich auf einer Baustelle ein kleines Mädchen aus einem gegenüberliegenden Haus, kam schnell auf mich zugelaufen, schüttete scheu den Inhalt ihrer Schürze in meinen geschürzten Mantel, um ebenso schnell wieder wegzulaufen. Die Erinnerung an dieses Erlebnis rührt mich auch heute noch, gerade jetzt beim Niederschreiben dieser Zeilen in der Weihnachtszeit. Nachdem ich mich den Blicken meiner übrigen Kameraden entzogen hatte, fand ich Brotkranten, einige Spekulatius und Käsestücke; Lebensmittelreste, die heute ein satter Deutscher nicht eines Blickes würdigen würde. Für mich damals mehr als ein Weihnachtsgeschenk, ein Zeichen echter - da offiziell verbotener - Menschlichkeit bzw. Nächstenliebe über die Grenzen aller - seinerzeit noch gerechtfertigter - Feindschaft hinaus" (G. Klöpffer, 11: UdSSR 1945).

A. Wegener (89f.) besuchte Anfang Januar 1946 einen orthodoxen Weihnachtsgottesdienst bei den Mordwinen, die er als sehr religiös schildert. "Als die Kirchenbesucher feststellten, daß hinten in der Kirche Deutsche waren, ging ein Raunen durch die Kirche: 'Die 'Nemitz' (Deutschen) sind auch da'. Das hatte eine ungeahnte Wirkung. Wir wurden viel mit Lebensmitteln ... beschenkt." Leider gab es noch ein Nachspiel: Die Kriegsgefangenen hatten sich nicht bei den Posten abgemeldet, und als sie dann bei der Zählung fehlten, kamen diese wütend in die Kirche und nahmen ihnen alle Geschenke wieder ab. [Ein anderer Berichtstatter erzählt, daß er am Heiligen Abend 1946 vor Erschöpfung auf der Arbeitsstelle zusammengebrochen sei und ins Lagerlazarett eingeliefert wurde. Sein Kommentar zu diesem Geschehen: "Dieses war im nachhinein betrachtet, das schönste Weihnachtsgeschenk meines Lebens" (E. Birkobein, 8: UdSSR).

Daß sich die Kriegsgefangenen untereinander zu Weihnachten Geschenke machen konnten, war bei der Not der ersten Jahre zumeist nicht möglich. Dennoch gibt es auch dafür Beispiele. Es begann mit ganz kleinen, aber in dieser Situation sehr wichtigen Dingen, "sei es eine Rasierklinge, eine Nähnaedel oder etwas Holzgeschnitztes" (K. Schnier, 100: UdSSR 1947). - "Ein Kamerad, der sich in Drechslerarbeiten gut verstand, machte auf einer Drehbank die besten Schachfiguren. Kästchen dazu stellten wieder andere Kameraden her" (A. Tobusch, 40: Franz. Kriegsgefangenschaft in Nordafrika 1946).

Bis zum Ende des Krieges gab es übrigens auch noch 'offizielle' Geschenke von der deutschen Reichsregierung für die Kriegsgefangenen: "Wir hatten eine nette Feier, und es gab vom Roten Kreuz ein Geschenk

Deutschland (Brit. Zone)

СОЮЗ ОБЩЕСТВ КРАСНОГО КРЕСТА И КРАСНОГО ПОЛУМЕСЯЦА
СССР

Почтовая карточка военнопленного
Carte postale du prisonnier de guerre

Бесплатно
Franc de port

Кому (Destinataire) *Frau Anni Wünnemann*

Куда (Adresse) *Greven in Westfalen*
(страна, город, улица, № дома, округ, село, деревня)
Friedenstrasse Nr. 8

Отправитель (Expéditeur)
Фамилия и имя военнопленного *Krogf*
Nom du prisonnier de guerre *Bernhard Wünnemann*

Почтовый адрес военнопленного *U. d. S. S. R. Moskau*
Adresse du prisonnier de guerre *Rotes Kreuz Postfach 276/1*

16-я тип. Зап. 305



Abb. 91: Karte aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft, an die eine Zeichnung mit einem weihnachtlichen Motiv angehängt ist und unbeanstandet die Zensur passierte (B. Wünnemann).

nebst Weihnachtswünschen des Führers" (W. Rohloff, 2; engl. und amerikan. Kriegsgefangenschaft in Ägypten 1942). Ähnliches wird aus dem Jahre 1944 berichtet: "Die deutsche Reichsregierung hatte durch das deutsche Rote Kreuz Päckchen für alle Kriegsgefangenen packen lassen und nach England (Schottland) geschickt ... Es handelte sich ausnahmslos um Kleingeschenke, die wir sehr gut gebrauchen konnten. Soweit ich mich erinnere, waren es Rasierklingen, Toilettenartikel verschiedener Art, Zigaretten, Süßwaren" (H. Stratmann, N 2: Schottland 1944).

Nach Beendigung des Krieges kamen dann Päckchen und Pakete von Angehörigen und Freunden in den Lagern an, wovon mehrfach berichtet wird. [Auch entlassene Gefangene dachten zu Weihnachten an ihre noch festgehaltenen Kameraden. So berichtet Frau Deimling (6): "Die größte Freude für uns war, als drei Tage vor Weihnachten uns unser Aufseher heimlich ein Paket von unseren beiden entlassenen Kameradinnen für uns brachte. Sie hatten wirklich lieb an uns gedacht. Es war für jeden eine Tüte mit Pfefferkuchen darin, außerdem für uns vier Mädchen ein Kleid. Schnell wurden sie passend gemacht. Sie mußten doch am Heiligen Abend angezogen werden, das war Ehrensache. Und dann waren in dem Paket noch deutsche Bücher. O weh, wenn das rausgekommen wäre, es war doch strengstens verboten, deutsche Bücher zu besitzen."] Bei einem Spätheimkehrer, der bis 1955 das Los der russischen Kriegsgefangenschaft tragen mußte, summierten sich 1953 die Sendungen: "Weihnachten näherte sich. Es war unwahrscheinlich: Ich bekam hintereinander 17 Pakete! Von daheim und von völlig Fremden. Wie ich später erfuhr, war es der Heimkehrerverband, der zu Sendungen aufrief ... Klar, daß ich andere an meinem Segen teilnehmen ließ" (A.T., 34: UdSSR 1953).

d. Essen

Während in den 1950er Jahren das Essen nicht mehr als Problem Nr. 1 rangierte, sah dies 1945 noch anders aus, wie aus folgendem Satz hervorgeht: "Heiligabend 1945 bekam jeder Gefangene ein Brot als Weihnachtsgeschenk" (E. Berger, 6: Franz. Kriegsgefangenschaft). In vielen Lagern in Ost und West bestand in diesen ersten Nachkriegsjahren, als fast allorts noch Hunger herrschte, der Wunsch, wenigstens zu Weihnachten einmal satt zu werden! Deshalb erklärten sich viele Kriegsgefangene damit einverstanden, daß einige Wochen vor dem Fest ein bißchen von den ohnehin schon kargen Rationen einbehalten wurde, damit Weihnachten etwas Besonderes auf den Tisch kam. Es genügte schon, wenn nur die Suppe etwas dicker war: "Unser Oberkoch mit seinen 'Küchenbullen' ... hatte mit Genehmigung der russischen Ärztinnen die glorreiche Idee, drei Wochen vor Weihnachten täglich eine geringe Menge Nahrungsmittel zurückzuhalten, um dann an den Weihnachtstagen für uns eine besonders dicke Suppe - wenn auch nur verstärkt mit Soja- und Maismehl - zu kochen ... Wir freuten uns wie die

kleinen Kinder, und wer es nicht selbst miterlebt hat, kann es nicht ermessen" (W. Somberg, 18: UdSSR 1947; ähnlich B. Kordt, 16; M. Grän, 10; Th. Buttermann I,1 u.a.).

Einige Kriegsgefangene schritten auch zur Selbsthilfe: "Um Weihnachten einmal einigermaßen sattessen zu können, legten wir uns in den Wochen vorher immer etwas von unserer täglichen Brotration zurück. Das war dann Weihnachten wohl trocken, aber das machte nichts. In der Wassersuppe wurde es wohl wieder weich. Man mußte schon höllisch aufpassen, um es vor den Ratten und Mäusen zu schützen" (A. Holleck II,2; ähnlich B. Widdermann, 1: UdSSR 1944).

Von Backwerk ist nur selten die Rede, so gab es bei einem Holzfäller-Kommando sogar "einen aus Brotteig gebackenen 'Stutenkerl', verziert mit dunklem Zucker und Trockenbeeren" (H.J.L., N1,3). [Über ein Weihnachtsfest im Jahre 1947 in einem russischen Lager wird u.a. folgendes berichtet: "Vor Weihnachten hatte die Küche einige Wochen lang aus der Zuteilung eine kleine Menge Mehl einbehalten. Zu Weihnachten erhielt dann jeder Gefangene zusätzlich einen mageren Christstollen 15 x 15 cm. Wiederholt gab es gemütliche Zusammenkünfte. Die Küche servierte dann Tee und aus eingesparten Reserven ein Stück Kleingebäck. Gefangene unterhielten uns mit eingeübten Sketschen, andere mit Sologesang" (R. Eismann, 35).]

Ein anschauliches Beispiel für das private 'Aufsparen' und 'Organisieren' ist die folgende Geschichte, die uns A.B. Lukat mitteilt: "Und plötzlich stand ein Gedanke im Raum, niemand konnte sagen, wer ihn zuerst ausgesprochen hatte. Wir backen uns zum Heiligen Abend einen Kuchen! Ein verrückter Gedanke, wenn man an die völlig unzureichende Lagerverpflegung mit Wassersuppe und trockenem Brot dachte. Aber - wir hatten ein Ziel - und wir wollten es schaffen, unser Wille wurde beflügelt und Seligkeit durchströmte unser Denken.

Wir träumten Tag und Nacht von unserem Kuchen. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich ihn schon vorher in Gedanken gegessen habe. Wie eine Verschwörerbande hockten wir fünf nun jede freie Minute beisammen und überlegten, was wir noch von unserer armseligen Habe eintauschen könnten, um von der russischen Bevölkerung Mehl, Zucker und Butter zu ergattern. Denn nach dem Plan von Gerd, einem Bäcker aus unserer Runde, sollte es nicht irgendein gewöhnlicher Kuchen werden, sondern partout eine Buttercremetorte! Und - wir haben es geschafft! Mit eiserner Energie, aber auch mit List und Schläue sammelten wir die Zutaten Stück um Stück zusammen und wußten sie diebessicher zu verstecken, vor dem Hunger und der Gier der vielen Mitgefangenen.

Der Heilige Abend war ein ganz gewöhnlicher Arbeitstag. Wir hatten Nachtschicht. Das war günstig für unsere geplante kleine Feier, die wir nachmittags in aller Stille begehen wollten. Gerd hatte es fertiggebracht, unsere Torte in der Lagerküche backen zu dürfen. Es mußte ganz heimlich

geschehen, ohne die Begierde der anderen zu wecken, denn der Hunger von über dreihundert Gefangenen war unendlich groß und unbezwingbar. Egoismus bestimmte das Handeln von fast allen, und niemand schämte sich seiner ganz primitiven Sehnsüchte, sich einmal richtig satt essen zu können. Und nun stand sie vor uns, rund und groß, mit Verzierungen wie vom Konditor, unsere Torte!

Wir haben sie zweimal gegessen. Einmal mit den Augen, staunend und gierig zugleich, und dann Bissen für Bissen, ganz langsam. Keiner sprach ein Wort. Welche Gedanken bewegten wohl einen jeden von uns? Oder versagte hier jedes Denken vor dem natürlichen Gefühl, das wir noch kannten und dessen wir uns unbewußt jetzt erinnerten, wieder Mensch zu sein und nicht nur eine Nummer. Neugierig, aber verständnislos, glotzten einige Russen zu uns herüber, ließen uns aber glücklicherweise unbehelligt. Nicht auszudenken, was hätte passieren können, wenn die Russen uns unseren Festkuchen streitig gemacht hätten!

Er wurde genau geteilt, in fünf gleichgroße Stücke. Von den Krümeln blieb keiner liegen, die Platte wurde blank wie ein Spiegel. Welch ein Erlebnis! Wir bemerkten nicht die Leere und Kälte um uns herum, vergaßen für Minuten unsere hoffnungslose Lage. Wir waren eine kleine Weile glücklich! Nicht nur, weil der Magen einmal voller war als sonst, sondern vor allem, weil wir berauscht waren von dem Gedanken, etwas Unmögliches geschafft zu haben! Dieses Gefühl, wir haben es geschafft, aus eigener Kraft, allen Widrigkeiten zum Trotz, in schlimmster Not und Bedrängnis, löste erst allmählich unsere Beklemmung und machte uns stark und mutig, gab uns Hoffnung für die Zukunft. Der Kuchen hatte uns physisch befriedigt, nahm uns den Hunger für einige wenige Stunden, aber er galt uns als Symbol für unseren Sieg über Unfreiheit und Bedrückung, über Erniedrigung und Entehrung. Nicht die Materie Kuchen war der Primat, sondern der Wille, unser gemeinsamer Wille, in aussichtsloser Lage uns nicht hängen oder unterkriegen zu lassen" (A.B. Lukat I,2ff.: UdSSR 1946).

e. Der Weihnachtsbaum

Ein ähnlich starker Wille, sicher ebensoviel Organisationstalent, aber auch Erfindungsgabe waren oftmals vonnöten, um einen Weihnachtsbaum zu beschaffen, der, so zeigen die Berichte, als das unentbehrliche Requisit der "Deutschen Weihnacht" auch in der Kriegsgefangenschaft angesehen wurde. Sei es ein echter Baum oder etwas Gebasteltes, ein Weihnachtsbaum mußte her! Natürlich standen oft keine geeigneten Bäume zur Verfügung: "Tannen und Fichten gab's hier nicht. Einige versuchten, von Silberpapier und Zweigen oder von einem Holzgestell eine Art Weihnachtsbaum zu basteln" (H. Ladwig II,8: UdSSR bei Krasnodar 1946; vgl. H. Hackler, 64).

Auch bei Stalingrad gab es keinen Wald; da machte jemand den Vorschlag, einen Christbaum zurechtzumachen. "Er besorgte sich einen Knüppel



Abb. 92: Rückseite einer Postkarte, die ein deutscher Kriegsgefangener zu Weihnachten 1946 aus Ägypten nach Hause schickte (W. Seggewiß).



Abb. 93: Weihnachtsschmuck in der Arbeitskompanie 2719, Cage 11 am Großen Bittersee in Ägypten (H. Sandkühler).

als Stamm, bohrte in diesen Löcher für weitere Verästelungen und Seitenzweige, die ihm von anderen Kameraden vom Holzplatz an der Küche herangebracht wurden. Es dauerte auch gar nicht lange, da war das Werk im Rohbau fertig. Es sah zwar noch ziemlich ruppig aus, weil das Grün fehlte. Was jedoch an Nadeln nicht da war, ersetzten wir durch Schneeflocken aus Watte, die mit Draht festgemacht wurden." Im folgenden wird dann noch geschildert, wie aus einem Klumpen Bienenwachs, den einer der Kriegsgefangenen tatsächlich durch alle Filzungen hindurch gerettet hatte, mit Hilfe von Gewehrpatronenhülsen Kerzen gegossen wurden (J. Leipelt, 1: UdSSR 1946).

Meist mußte man sich jedoch mit Ersatz behelfen: "Als Ersatz für Kerzen nahmen wir uns Kienspäne (fettiges Holz)" (H. Hilbing, 5: UdSSR 1945). In einem anderen Fall hatte jemand eine Stearinplatte "organisiert" und daraus kleine Kerzen gemacht. "Auf der Baustelle haben wir uns eine ... Latte besorgt ... An dieser Latte haben wir dann fächerförmig Draht befestigt, an dessen Enden wir die Kerzen anbrachten. Somit hatten wir unseren Weihnachtsbaum" (A. Holleck II,2).

Mancherorts konnte das Beleuchtungsproblem anders gelöst werden: "Die russische Lagerleitung erlaubte uns, zum Weihnachtsfest einen Tannenbaum im Lager aufzustellen. Er hatte - von deutschen Plennys mit primitiven Mitteln hergestellt - eine elektrische Beleuchtung, und das russische Personal staunte nur so über den deutschen Erfindungsgeist" (W. Somberg, 18: UdSSR 1947).

Und aus dem Jahre 1945 wird berichtet: "Drei Tage vor dem Fest hatten der Wasserfahrer und ich die Aufgabe, aus dem verschneiten nahen Waldgebiet voller Wolfsspuren eine Tanne abzuschlagen und auf unserem Schlitten in's Lager zu bringen ... 'Zu Hause' wurde der Baum aufgestellt und mit Autobirnen ausgerüstet, wenig genug. Ein Akku war aus einer Arbeitsstelle 'ausgeliehen'" (H.-J.B. 4: UdSSR 1945; s. a. J. Veit, 32: UdSSR 1946). Ähnliches erlebte A. Tobusch (25) Weihnachten 1945 im Lager Constantine in Nordafrika.

Außer um Kerzen bzw. elektrische Beleuchtung bemühte man sich auch um sonstigen "Baumschmuck": "Eines Abends kamen wir in die Stube, da stand in der Ecke ein Strauch, es sollte ein Tannenbaum sein, daran hingen Sterne und Ringe aus Draht gebogen, Hobelspäne und Papierstreifen aus der 'Prawda' geschnitten, auf der Spitze ein Stern aus einer 'Oscar-Meyer-Dose' geschnitten" (K. Brinkgerd, 37a: UdSSR 1947).

Viele Gefangene waren schon glücklich, wenn ihnen einige Grundmaterialien zur Verfügung standen, die sie phantasievoll zu verwenden wußten: "Unsere Kameraden hatten unserem Weihnachtsbaum schon einen festlichen Schmuck angelegt. Oben in der Spitze war ein alter Fußlappen, der in Streifen geschnitten war, zur Schleife gebunden. Aus Zementsäcken und anderem Papier hatten sie Sterne gebastelt" (H.W. Schneider, 18: Jugoslawien

1945). Selbst Krippenfiguren gab es vereinzelt: "Ein LKW-Fahrer brachte eine Tanne in's Lager. Mit organisiertem Stanniol wurde dieselbe geschmückt ... Aus einem Kreidebrocken schnitzte ein Bayer die Heilige Familie" (J. Kornas, 1: UdSSR 1947; ähnlich M. Grän, 10). [Und in einem anderen Bericht heißt es: "Ein Kamerad hatte Krippenfiguren auf Karton gezeichnet, diese ausgeschnitten und angemalt. Er stammte aus dem Böhmisches und seine Figuren waren Menschen seiner Heimat. Es war übrigens schon die sechste oder siebente Krippe, die er gemacht hatte. So stark war die Nachfrage bei den Russen!! Ein Wachtposten hatte zufällig in den Tagen vor Weihnachten in unsere Stube hereingeschaut auf der Suche nach dem deutschen Lagerkommandanten. Die z.T. schon fertigen Figuren sehen, staunen und fragen, ob es möglich wäre, für ihn auch solche Figuren zu machen, war die Folge. Da hat dann die ganze Stube abends mitgeholfen, Krippenfiguren zu fertigen. Da der Russe bezahlte, Anerkennungspreis versteht sich, war anzunehmen, daß er die Krippen verschenken wollte. Da es in Perm zu der Zeit noch eine offene Kirche gab, ist das an sich nicht verwunderlich. Verwunderlich ist nur, daß er als Soldat sich nicht scheute, seinen christlichen Glauben durch diese Krippenkäufe zu bekennen" (J. Veit, 41a-b).]

Manchmal halfen auch Personen der Gewahrsamsmacht bei der Beschaffung eines Weihnachtsbaumes: "Ende Dezember 1948 wurde uns erstmals offiziell eine Weihnachtsfeier gestattet mit Tannenbaum etc. etc. Aber in unserer Gegend gab es weit und breit keine Tannen oder Fichten, höchstens ab und zu eine Birke. Aber unsere russische Lagerleitung wußte wo es Tannen gab: im Botanischen Garten von Tscheljabinsk. Also fuhr abends ein LKW los mit zwei Kameraden und einem russischen Posten ... Die Landser sägten ein paar Bäume ab, der Russe stand Schmiere"! (A. Schotte, 35: UdSSR 1948).

Der Besitzer eines Hofes in Frankreich sprach "seinen" Kriegsgefangenen an und bot ihm und seinen Kameraden seine Hilfe an für dieses "typisch deutsche Fest", zu dem, wie er meinte, auch ein echter "Tannenbaum" gehöre. Er ließ einen solchen aus einem "Staatsforst" holen und half mit seiner ganzen Familie bei der Ausschmückung des Raumes, einer Scheune. "So wurden Zweige vom Stechginster, der sein grünes Kleid auch nicht im Winter ablegt, geschlagen und an Balken und Wänden angebracht. 'Lametta' schnitten wir gemeinsam aus amerikanischen Papiersäcken, die an der Innenseite eine 'silberne' Folie trugen, Sterne wurden gebastelt, Kerzen - auch die waren in Frankreich von 1945 'Mangelware' - besorgte die Patronin auf ihrer täglichen Fahrt nach Brest - im Tausch gegen die Milcherzeugnisse des Hofes." An der Weihnachtsfeier für die 18 Kriegsgefangenen dieses Kommandos nahmen dann die gesamte Großfamilie dieses bretonischen Bauern und der Pfarrer der Nachbargemeinde teil; alle zusammen feierten die

Heilige Messe, für die Kriegsgefangenen "ein unbeschreibliches Erlebnis - nach diesem Krieg, nach all' dem Erlebten" (L. Ester, 1f.: Frankreich 1945).

f. Gottesdienste

Die Gelegenheit zur Teilnahme an einem Weihnachtsgottesdienst war natürlich längst nicht in allen Fällen gegeben. Wenn aber eine Messe im Lager gefeiert werden sollte, mußte für Hostien und Meßwein gesorgt werden. Darüber gibt es aus dem Lager Stolpce bei Minsk eine sehr schöne Schilderung: "Der Kaplan erzählte mir, daß die Lagerbäcker bereit seien, nach den Vorschriften der Kirche die Hostien zu backen. Aber woher sollten wir den Wein nehmen? Erich wußte, daß ich als Kommandoführer der Sägewerksgruppe gute Beziehungen zum russischen Wachtposten hatte. Wir berieten, ob es nicht möglich wäre, daß ich mit Genehmigung des Postens den orthodoxen Pfarrer des Ortes aufsuchte, um ihn um ein wenig Wein für die Feier des Heiligen Opfers zu bitten.

Am folgenden Tage schrieb mir der Posten eine Bescheinigung aus, daß ich Erlaubnis hätte, beim Herrn Pfarrer der Stadt vorzusprechen ... Neugierig erreichte ich das kleine Haus neben der Kirche, in dem der Pfarrer wohnen mußte. Als ich den engen Hof betreten hatte, erblickte ich durch eine geöffnete Schuppentür links neben der Haustür den geistlichen Herrn, wie er Holz spaltete ... Als er mich entdeckt hatte, unterbrach er seine Arbeit und streckte mir seine feingliedrige Hand zum Gruß entgegen; die auffälligen russischen Buchstaben auf der Wattejacke an meinem linken Oberarm hatten ihm sicher meine Herkunft verraten. Gastfreundlich führte er mich in sein Haus, und wir ließen uns auf den Holzstühlen nieder, die vor dem unbedeckten Tisch des schlichten Wohnzimmers standen. Obwohl der Pfarrer nur ein paar Worte Deutsch und ich nur wenig Russisch konnte, verstanden wir uns recht gut. Nachdem ich ihm mein Anliegen vorgetragen hatte, verließ er für kurze Zeit den Raum und kehrte mit dem Wein in einem Fläschchen zurück. Obwohl ich ihn nicht darum gebeten hatte, brachte er mir noch ein persönliches Geschenk für Weihnachten mit, ein Stück trockenen Brotes, zwei saure Gurken und ein paar Zigaretten ... Vor meinem Abschied gingen wir noch hinüber in die Kirche, deren Schönheiten er mir in einem Tone tiefer Gläubigkeit erklärte.

Eilig ging ich zum Sägewerk zurück, froh, meinen Auftrag erfüllt zu haben. Im Lager brachte ich den Wein zum Kaplan, der nun am Weihnachtstage abends die Heilige Messe mit uns feiern konnte ... Den Altar bildete ein primitiver Tisch, der aus ein paar Brettern und Latten zusammengenagelt war. In der Mitte stand ein von einem Gefangenen gezimmertes schlichtes Holzkreuz ohne Christus-Körper, davor der Trinkbecher einer Feldflasche, der als Kelch diente. In einem Kochgeschirrdeckel lagen die Hostien, quaderförmige Brotstückchen aus Weizenmehl gebacken. Rechts lag der abgegriffene Schott des Kaplans. Der Priester trat ohne Meßgewand in

Wattehose, Wattejacke und Holzschuhen an den notdürftig hergerichteten Altartisch zur Feier der Heiligen Weihnachtsmesse ...

Feierliche Stille lag über dem düsteren Raum. Wir, die wir seit Jahren keinen Gottesdienst mehr gefeiert hatten, waren ergriffen von der heiligen Handlung. Unbegreifliche Liebe - der Sohn Gottes kam zur Weihnacht in den erbärmlichen Raum dieser Gefangenschaftsbaracke, um sich im Sakrament an die armen Gefangenen zu verschenken. Vor dem Empfang des heiligen Leibes Christi erteilte der Priester die Generalabsolution, der Empfang des heiligen Bußsakramentes war nicht möglich gewesen. Alle knieten auf dem Fußboden der Sauna, und ich sah keinen, der sich nicht von Gott beschenken ließ, alle nahmen den Sohn Gottes auf, ob Stabsarzt, Leutnant oder einfacher Soldat. Ja, auch uns armen Gefangenen war an diesem Weihnachtstage die Güte und Menschlichkeit unseres Erlösergottes erschienen ... Er kam zur Weihnacht in die Armut und Verlassenheit der Gefangenen, wie einst in den armseligen Stall von Bethlehem" (A. Kupke, 2f.).

Ähnliche Gedanken kommen in der folgenden Schilderung einer Weihnachtsfeier zum Ausdruck: "Es war eine gar seltsame Weihnachtsfeier; wir alle waren in Hemd und Unterhose erschienen, mehr hatten wir nicht mehr. Straßen- bzw. Arbeitskleidung wurde erst ausgegeben, wenn wir zum Arbeitseinsatz kommandiert wurden. Wir waren so arm, wie das Christkind in der Krippe" (J.K., 327f.: UdSSR 1947).

Im Lager Formigny war 1945 gerade eine Lagerkapelle in Eigenarbeit fertiggestellt worden: "Nachdem nun alle Voraussetzungen für die Lagergemeinde gegeben waren, Weihnachten mit einer Christmette am Heiligen Abend feierlich zu begehen, versammelten sich am Abend die Gefangenen dieses Lagers im festlich geschmückten Kapellenraum. Bedauerlicherweise war die Platznachfrage hier auch größer als das Angebot, so daß viele Kameraden außerhalb der Kapelle die Mette mitfeierten. Die Feier wurde musikalisch von einem Violin-Solisten ... und einem eigenen Chor stimmungsvoll untermalt ... Noch lange wirkte in unserem Alltag diese Christmette nach. Sie hatte bereits damals schon einen ökumenischen Anstrich, zumal viele unserer evangelischen Glaubensbrüder der Feier beiwohnten" (K. Drescher, 2: Frankreich 1945).

Unter unseren Berichterstattern sind auch einige Geistliche, die Weihnachten im Kriegsgefangenenlager aktiv mitgestalteten. Pfarrer Diestelmeier hat uns Abschriften aus seinen Tagebüchern zur Verfügung gestellt. Hier ein Auszug aus den Eintragungen zu Weihnachten 1944: "Cherbourg, 1. Christtag, Montag, 25. Dezember 1944. Ein kristallklarer und reiner Tag. Es friert. Die Zeltwände glitzern vom Frost. Herrliche Weihnachtssonne. Im Zelt kalt und ungemütlich. Morgens 9 Uhr Weihnachtsgottesdienst in der Zeltkapelle. Franz Hesse predigt: 'Wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken!' Nachmittags Gottesdienst in der Zeltkirche: Kriegspfarrer Harland: 'Das Wort

ward Fleisch und zeltete unter uns.' Ja, es 'zeltete' unter uns!" (H. Diestelmeier, 26).

Schließlich sei noch ein Bericht von einem ganz besonderen Weihnachtsgottesdienst in einem Lager in der UdSSR angeführt. Pfarrer Hackler berichtet, daß er wegen des Platzmangels genötigt war, mehrere Gottesdienste nacheinander zu halten. Als er, ganz erschöpft, sich um Mitternacht zur Ruhe legen wollte, wurde er gebeten, noch zu einer Gruppe von ebenfalls total erschöpften Schichtarbeitern zu sprechen, die in derselben Nacht erneut zur Arbeit mußten. "Auf den Pritschen lagen die Leute, noch ihre Filzstiefel an den Füßen, nicht einmal die Eiszapfen, die von den Augenbrauen herunterhängen, waren überall beseitigt, und sie waren also völlig apathisch. Ich sagte zu diesem Barackenältesten: 'Wie soll ich es jetzt machen, wie kann ich die ansprechen?' Er wußte es selbst nicht. Wir haben dann eine Weile dort gestanden, und dann haben wir in einem kleinen Kreis ein Weihnachtslied angestimmt. Es gab erst ein leichtes Brummen auf den Pritschen, dann aber blickten sich doch einige um, und ich konnte dann anfangen, zu sprechen. Ich sprach über ein Wort aus der Weihnachtsgeschichte. 'Sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge' und habe dann versucht, den Kameraden deutlich zu machen, daß auch das erste Weihnachtsfest ein Fest der Armseligkeit und der Not gewesen sei und daß wir vielleicht überhaupt nie begriffen hätten, daß gerade da Weihnachten besonders stark empfunden werden kann, wo alle äußeren Zeichen des Weihnachtsfestes, wie wir es gewöhnt sind, Lichterglanz, reiche Gaben und Geschenke, wo die fehlen und wo eigentlich nichts anderes ist, als diese krasse und grausame Not, die uns auch heute Abend hier so überfallen hat. Und daß aber gerade auf diesem Hintergrund, eben das Weihnachtslicht, die Weihnachtsbotschaft besonders hell aufleuchtet: 'Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden'. Und wir wollten doch gerade jetzt nicht verzweifeln, sondern wollen uns daran halten, daß uns einer sucht, auch wenn wir uns sonst verloren und verlassen vorkämen." Über diese Feier sagte später der Barackenälteste dem Pfarrer: "Das, was Sie damals gesagt haben, das habe ich nie vergessen, und das hat auch im Kreise der Kameraden eine solche Wirkung gehabt, daß alle, die ich später danach gefragt habe, mir das immer wieder bestätigt haben. Andere sind auch gleich auf mich zugekommen und haben mir gesagt, also dieses Weihnachten war das Schönste, was wir in der Gefangenschaft erlebt haben" (H. Hackler, 63f.).

Auch in ganz südlichen Gefilden feierten die deutschen Kriegsgefangenen Weihnachten, wenn irgend möglich so, wie sie es von zu Hause gewohnt waren: "Weihnachten 1945 in Wargla/Sahara, Hitze, Sandsturm, Wohnung in einem bunkerähnlichen Gebilde. Wir durften überraschenderweise am Heiligabend in der dortigen Kapelle eine Mitternachtsmesse besuchen. Nach Ablauf des offiziellen Teils las ... ein Feldwebel die Weihnachtsgeschichte und anschließend sangen die etwa 40 Landser unsere Weihnachtslieder. Zum

Schluß 'Stille Nacht, heilige Nacht'. Mit welcher Hingabe und welchem Ausdruck gerade dieses Lied gesungen wurde, läßt sich in Worten nicht ausdrücken. Es gingen an diesem Abend besonders die Gedanken nach Hause, und im Bunker wieder eingetroffen, wurde auf dem harten Betonboden ... manche Träne vergossen, zumal man ja nicht wußte, wie lange dieses Dasein noch anhalten würde" (P. Schreiber I,1: Tunesien 1945).

g. Weihnachtslieder

In dem eben zitierten Bericht ist mit wenigen Worten schon fast alles gesagt, was in den Schilderungen des Weihnachtsfestes in der Kriegsgefangenschaft, speziell auch zu den Weihnachtsliedern immer wieder anklingt. Vor allem die zentrale Stellung des Liedes "Stille Nacht" kommt hier zum Ausdruck; es erscheint als das deutsche Weihnachtslied schlechthin! Welche Bedeutung man gerade diesem Lied beimaß, geht z.B. aus folgendem Bericht hervor: "Aus Blechstreifen haben wir dann Hülsen gedreht, die ebenfalls mit Watte (aus den Steppjacken) vollgestopft wurden. Diese Watte hatten wir vorher mit brennbarem Schmieröl getränkt, damit wir wenigstens für das Lied 'Stille Nacht' brennende Kerzen am Baum hatten. Es klappte auch, obwohl diese 'Kerzen' fürchterlich qualmten, sangen alle in voller Inbrunst das schönste deutsche Weihnachtslied 'Stille Nacht, heilige Nacht', wobei nicht wenig Tränen flossen. Länger als zwei Strophen brannten diese 'Kerzen' nicht, und unsere Baracke war voller Qualm. Wir waren aber alle sehr froh, daß wir wenigstens dieses Lied an einem brennenden Weihnachtsbaum singen durften" (B. Widdermann, 1: UdSSR 1944). Aus allen Berichten geht hervor, daß gerade dieses Lied starke Gefühle weckte und nicht ohne Rührung gesungen werden konnte. "Es wurde 'Stille Nacht' angestimmt, das 'heilige Nacht' blieb uns allen im Halse stecken, jeder legte sich auf seine Pritsche, zog die Mütze über die Ohren, machte den Mantelkragen hoch und schob die eiskalten Hände in die Mantelärmel ... In dieser heiligen Nacht sind viele stille Tränen geweint (worden)" (K. Brinkgerd, 37; weitere ähnliche Belege s. bei H. Büning, N 2,3; P. Heckner, 1; J. Leipelt, 2; G. Meurer, 40; vgl. auch H.W. Schneider IV,19).

Bemerkenswert ist die Schilderung eines Verbots gerade dieses Liedes: "Nachdem wir uns einigermaßen mit Brot satt gegessen hatten, stimmte einer das Lied 'Stille Nacht, heilige Nacht' an, und alle sangen kräftig mit. Viele, fast alle vergossen dabei Tränen, und keiner schämte sich deswegen. Kurze Zeit später wurde uns von hereinstürzenden Rotarmisten das Singen untersagt mit der Bemerkung, faschistische Lieder zu singen sei verboten" (W. Somberg, 9: UdSSR 1945). In einem anderen Fall wurde dieses Lied dagegen als Protestlied gesungen: "1945: Brest-Litowsk. Heiligabend zur Nachtschicht ausmarschiert, auch Kranke. Wir beim Ausmarsch aus Protest 'Stille Nacht' gesungen" (J. Stach, I,3).

Andere Lieder werden kaum genannt; zu den Ausnahmen gehört die schon erwähnte Weihnachtsfeier mit einer bretonischen Bauernfamilie; dort erklangen "französische und deutsche Weihnachtslieder und das gemeinsam gesungene 'Stille Nacht' (L. Ester, 2).

Das Weihnachtsliedersingen über die nationalen Grenzen hinweg schildert auch der folgende Bericht. Der Verfasser entdeckte in der Baracke bei dem ungarischen Sanitäter ein kleines Tannenbäumchen: "Einige Minuten habe ich so, immer mit den Gedanken zu Haus, in das flackernde Kerzenlicht geschaut. Dann übermannte es mich, und leise fing ich an zu summen: 'Stille Nacht, heilige Nacht' - Nur ganz leise für mich sollte das sein. Aber schon wenige Augenblicke später summten einige Kameraden mit. Dann wagte ich es, den Text zu singen, und schon bald ertönte es aus den vielen Kehlen in der Baracke: 'Christ, der Retter ist da!'. Alle drei Strophen von dem schönen Weihnachtslied wurden durchgesungen. Und damit diese so plötzlich eingetretene Weihnachtsstimmung nicht jäh zu Ende ging, setzte ich gleich mit dem zweiten bekannten Weihnachtslied ein: 'O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit'. Auch hier sangen wir alle drei Verse, denn den meisten der deutschen Gefangenen war auch der Text dieses Liedes geläufig. Von unser'm Gesang beeindruckt, schlug dann der Sanitäter vor, daß auch die Ungarn einige Weihnachtslieder sängen. Natürlich waren wir damit einverstanden, und dann ertönte abwechselnd 'mal ein ungarisches, mal ein deutsches Lied. 'Am Weihnachtsbaum' und 'Süßer die Glocken nie klingen' folgten ebenfalls, und wenn wir keins mehr wußten, fingen wir wieder mit 'Stille Nacht' an" (W.R., 25: UdSSR 1944).

In den Lagern fand zu Weihnachten nicht immer ein harmonisches Liedersingen statt; oft waren die Kriegsgefangenen emotional überhaupt nicht in der Lage, Lieder zu singen oder auch nur anzuhören. So wird aus einem Lagerlazarett berichtet, daß einer der Kriegsgefangenen sich von einem der Ärzte eine Geige geliehen hatte, um darauf Weihnachtslieder zu spielen, aber: "Nach einigen Liedern hatten wir uns schon alle unter unserer Decke verkrochen und lehnten weinend weitere Lieder ab" (E. Birkobein 8: UdSSR 1945). Ähnliche Empfindungen schildern J. Probst und E. Wittbecker: "Die Gedanken waren zu Hause. Nicht einer wagte, ein Weihnachtslied anzustimmen, geschweige denn zu singen" (J. Probst 132: UdSSR 1943). - "Weihnachten 1944 war ein trauriges Erlebnis. Es war wohl keiner, der nicht geweint hat, vor lauter Tränen kam auch kein Weihnachtslied über die Lippen" (E. Wittbecker 6: UdSSR 1944). [Wie sich manche Gefangenen gegen die Weihnachtsstimmung innerlich und äußerlich wehrten, zeigt folgender Bericht aus dem Lager Châlons-sur-Marne: "Am 24. Dezember versuchte ich mit einer irgendwo aufgegebellen C-Sopranflöte das Zelt zum Singen einiger Weihnachtslieder zu bewegen, blieb aber allein mit diesem Wunsch. Ein Amerikaner warf am späteren Abend eine abgewrackte kleine Tanne und einiges Stanniol von Fliegerabwürfen durch die Zelttür. Aber die

Männer kümmerten sich nicht darum. Schließlich sangen alle nur noch stumpfsinnig immer wieder die geistreichen Zeilen:

'Mann, wolln'se 'n Hund hab'n,
Komm'n Se nur zu mir,
Gartenstraße wohn' ich
Parterre Nummer vier,
Gleich wenn Se reinkomm'n
Erste Türe rechts,
Da krieg'n se Hunde
Beiderlei Geschlechts.'

Augenscheinlich hatten alle Angst, irgendetwas von Weihnachten durchkommen zu lassen, weil sie sich ihrer Rührung geschämt hätten" (A. Wiebel, 1).]

Th. Buttermann verfaßte selbst einige Weihnachtsgedichte und -lieder; ein Beispiel sei im folgenden angeführt:

Weihnachtslied

Heil'ge Nacht, du Nacht der Nächte,
In der uns die Macht der Mächte
Christus geboren!
Jubelt Menschen, jauzet feiert,
Denn nun werdet ihr erneuert,
Die ihr alle sonst verloren.

Heil'ge Nacht, du Nacht des Lichtes,
In der uns statt des Gerichtes,
Christus ist erschienen!
Freut Euch, danket, jubilieret,
Die Ihr kräftig Euch verirret,
Dieses Kind will für Euch sühnen.

Heil'ge Nacht, du Nacht der Liebe,
Ohne dich wär'alles trübe,
Jetzt und alle Zeiten,
Laßt uns froh drum Lieder singen,
Lob und Dank dem Kinde bringen.
Laßt uns Freude ihm bereiten.

Am Schluß dieses Abschnitts über die Weihnachtslieder seien noch einige längere Zitate angeführt: "Es wurde Heiligabend und Weihnachten. Draußen herrschte etwa -40 Grad Celsius. Wir selbst hatten Nachtschicht und hingen

wohl alle unseren Gedanken nach beim Gang in den Schacht. Etwa zur Mitte der Schicht stellten wir die Schüttelrutschen ab und legten oder hockten uns in die Kohle, denn die gebrochene Kohle wärmt, und da wir wie eh und je nasses Zeug anhatten, war ein Liegen oder Sitzen im blanken Berg zu ungemütlich. Da haben wir dann unsere Lampen im Kreis zusammengestellt und die alten Weihnachtslieder gesungen. Daß wir alle mehr oder weniger angesichts der Trostlosigkeit unserer Lage geweint haben, dessen hat sich keiner geschämt. Das Heimweh hatte uns gepackt. - Ich hatte während des Krieges immer ein Gebetbuch, herausgegeben für die katholische Jugend, bei mir, und kein Russe hatte es mir bislang bei Filzungen abgenommen, wenn ich ihm den Sinn erklärte. Da haben wir in der Kohle liegend das Weihnachtsevangelium gehört und still unseren Gedanken nachgegangen und von daheim erzählt" (J. Veit, 31b-32a: UdSSR, 1946).

Im selben Jahr in einem Grubenlager in Frankreich: "Wir feierten in unserer Baracke, die in ihrer 'Vielschichtigkeit' eine 'verschworene Gemeinschaft' geworden war, ein Weihnachtsfest, so schön wie eben möglich: bei Bratkartoffeln, warmer Stube und Haferkaffee; die Stimmung war bombig, fast übermütig! Wir sangen unsere alten deutschen Weihnachtslieder - viel lauter als laut! - damit uns die Franzosen draußen hören sollten! Abschließend sangen wir noch das Lied: 'Deutsch ist die Saar ...'! - Für den Fall, daß die französische Lagerleitung Protest oder Strafmaßnahmen einleiten sollte, wollten wir aussagen, daß wir ein altes Bergmannslied: 'Der Steiger kommt ...'! gesungen hätten. (An dieser Stelle wird es mir schwer, weiter zu schreiben - die Erinnerung überwältigt mich)" (W. von Kentzinsky, 44: Frankreich 1946).

Im Lager Tscherepowec in der UdSSR wurde 1945 ab November in allen Baracken ein "Advents- und Weihnachtssingen" durchgeführt vom Kammerchor des Lagers, der unter der Leitung von Heinrich Spitta stand. In diesem Lager hatte sich ein Zusammentreffen mehrerer hochqualifizierter Musiker ergeben (vgl. S. 298f.), wodurch richtige Programme mit Musik und Zwischentexten durchgeführt werden konnten (vgl. W. Stumme, 28ff.: UdSSR, 1945ff. und Elida Almanach, 40: US-Lager bei Neapel, 1945).

F. Entlassung und Eingewöhnung in Deutschland

Kriegsgefangenschaft ist nicht auf Dauer angelegt. Wie wir immer wieder gesehen haben, kreisten die Gedanken aller Gefangenen daher um den Termin ihrer Entlassung. "Das zuversichtliche Verlangen nach unserer Heimkehr, prägte die Gedanken bei Tag und bei Nacht", schreibt H. Griewel (135).

Nach der Haager Landkriegsordnung müssen Kriegsgefangene "binnen kürzester Frist" nach dem Friedensschluß in ihre Heimat entlassen werden (Artikel 20). Das Deutsche Reich hatte aber bedingungslos kapituliert, und an einen Friedensschluß war nach Lage der Dinge nicht zu denken. Daher hing der Entlassungstermin der Kriegsgefangenen völlig von den politischen Entscheidungen der einzelnen Siegermächte ab. Wie die Tabelle 7 (vgl. S. 12) zeigt, haben die westlichen Gewahrsamsmächte schon in den ersten Monaten nach der Kapitulation einen Großteil ihrer Gefangenen nach Hause geschickt. Unseren Einsendungen nach waren es über ein Drittel aller Gefangenen. Die frühzeitigen Entlassungen richteten sich offensichtlich nicht nur nach dem Gesundheitszustand der Gefangenen, sondern auch nach dem jeweiligen Arbeitskräftebedarf in den einzelnen Besatzungszonen (z.B. Bergbau, Landwirtschaft usw.). In den britischen Lagern waren die Gefangenen zunächst nach dem Grad der politischen Belastung eingeteilt worden: A (rot), B (grau), C (schwarz) (H. Sandkühler, 83). "Ganz gefährliche" Gefangene wurden mit C+ eingestuft (K. Seifert, 4). Die Verhör-Offiziere sagten: "Mit C+ kommt Ihr doch nie nach Hause" (H. Dupke, 2). Eine spätere Gruppierung, die die Reihenfolge der Entlassung festlegte, erfolgte nach sechs Hauptgruppen, wobei das Alter, der Beruf, Krankheiten und Verwundungen eine Rolle spielten. Die letzte Entlassungsgruppe 6 wurde dann noch per Los in vier weitere Untergruppen unterteilt: "Bei der Arbeitseinteilung hatte ich ja eine gute Stelle bekommen, beim Ziehen der Lose hatte ich Pech, da ich die Nummer d zog. Also konnte ich damit rechnen, daß ich als einer der letzten in die Heimat zurückfahren konnte, was auch dann der Fall war" (W. Seggewiß, 17).

Auf der Moskauer Ministerkonferenz der Siegermächte 1947 wurde vereinbart, daß alle deutschen Kriegsgefangenen bis zum 31. Dezember 1948 in ihre Heimat entlassen sein sollten. In der Zwischenzeit spitzte sich der Kalte Krieg zwischen Ost und West zu, es kam die Währungsunion im Westen Deutschlands. Während sich die westlichen Gewahrsamsländer an den Entlassungstermin hielten, verschoben die Russen die Freigabe ihrer Gefangenen um ein Jahr auf Ende 1949. Die deutschen Gefangenen in der UdSSR wurden aber trotzdem weiterhin - im Gegensatz zu den westlichen Lagern - im unklaren über den Zeitpunkt ihrer Entlassung gehalten. Das Mißtrauen gegenüber den offiziellen Verlautbarungen blieb bis zum Schluß, wie der folgende Bericht zeigt: "Da stand einmal in einer Zeitung aus Ostberlin eine kurze Notiz. Eine Delegation war beim Marschall der

russischen Streitkräfte gewesen und hatte gefragt, ob wirklich alle Gefangenen in dem Jahr (1948) heimkehren würden. Die Antwort lautete: 'Es werden viele Gefangene entlassen'. Ich war mißtrauisch und sagte: 'Lest das genau, damit Ihr es richtig versteht'. Ich wurde ausgeschimpft, und man sagte mir, so wörtlich dürfe die Aussage des Marschalls nicht genommen werden" (W. Hartmann, 50).

Es erhebt sich die Frage, ob diese ausweichenden Terminangaben durch die sowjetischen Stellen wirklich als böse Absicht zu interpretieren sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich hier um ein anderes Umgehen mit dem Faktor Zeit (vgl. A. Lehmann 1986, 124ff.). So schreibt z.B. G. Klöpfer: "Mitte Mai 1948 abendliches Antreten zum Lagerappell. Russischerseits werden einige Kameraden als Bestarbeiter vorgestellt mit dem Bemerkung, daß sie in die Heimat entlassen würden. Es entwickelte sich ein für mich unvergeßliches Frage- und Antwortspiel zwischen den Gefangenen und den Russen unter Einschaltung des Dolmetschers: 'Wann werden diese unsere Kameraden entlassen?' 'Sejtschas - sofort'. 'Wann ist sofort?' 'In zwei bis drei Wochen'. 'Wann werden wir entlassen?' 'Skoro-bald'. Wenn 'sofort' in zwei bis drei Wochen bedeutet, dann bedeutet 'bald' sicherlich zwei bis drei Jahre. An diesem Abend ahnten weitere ... 30 Kameraden ebenso wie ich sicherlich nicht, daß auch wir zu dem Heimtransport zählen durften" (G. Klöpfer, 27).

Bekanntlich hat dann die Sowjetunion alle ihre "Kriegsgefangenen" bis Ende 1949 entlassen. Der Rest wurde, wie wir gesehen haben, zu Kriegsverbrechern erklärt, die erst nach dem spektakulären Besuch Konrad Adenauers in Moskau Mitte der 50er Jahre heimkehren durften.

1. Die Entlassung aus den westlichen Gewahrsamsländern

In den ersten Monaten nach Kriegsende erfolgte die Entlassung aus den amerikanischen und britischen Auffang- und Zwischenlagern noch mit wenig bürokratischem Aufwand. Im großen und ganzen stützte man sich auf die Aussagen der Gefangenen zur Person und versuchte Prioritäten zu schaffen. Alle Formalitäten wurden in den einzelnen Lagern selbst abgewickelt, solange noch keine zentralen Entlassungs- und Verteilungsstellen eingerichtet waren. Allerdings führten alle Gewahrsamsmächte ohne Ausnahme 1945 eine gründliche Filzung der Gefangenen vor ihrer Entlassung durch: "Alles Geld, Fotos in Wehrmachtsuniform, alles Handgeschriebene und vieles andere, auch unsere selbstgefertigten Messer, Löffel usw. mußten abgegeben werden. Dabei ist es mir gelungen", schreibt der Berichterstatter weiter, "meine tagebuchartigen Notizen zu behalten, weil ich sie im Lager zusammen mit etlichen Zigaretten eingebuddelt hatte" (W. Becker, 7).

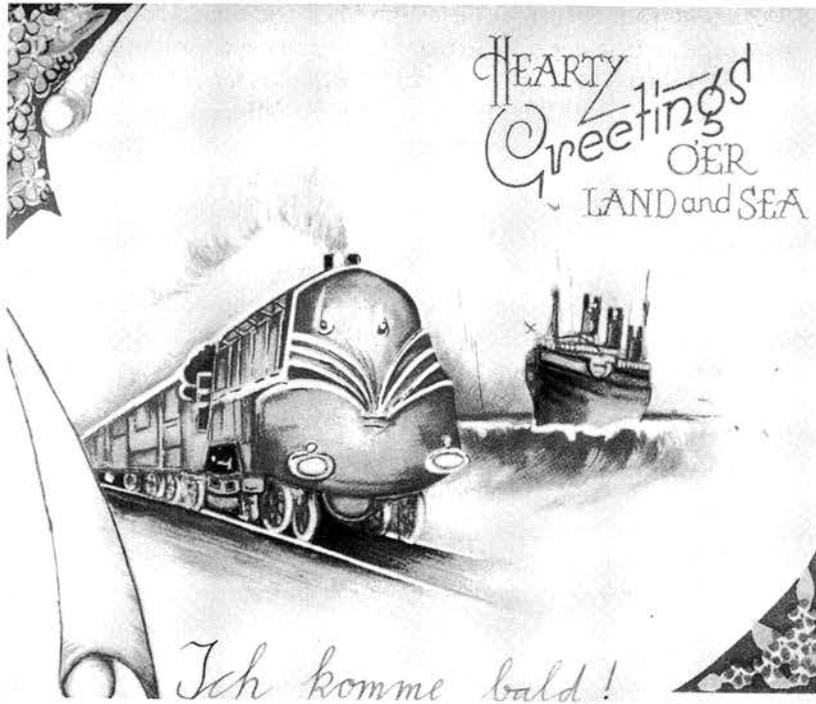


Abb. 94/95: Karte, die ein deutscher Gefangener aus England an seine Familie schickte und dadurch seine baldige Heimkehr ankündigte (W. Busch).

Die meisten Gefangenen aus den britischen und amerikanischen Lagern der damaligen Zeit wurden nach Wohnorten zusammengefaßt und an einer zentralen Stelle freigelassen. So berichtet B. Schröder (6), der am 5. Juni 1945 aus dem US-Lager Koblenz-Lützel entlassen wurde, folgendes: "Man fuhr uns von Koblenz in die verwüstete Innenstadt von Köln und hielt in der Nähe des Kölner Domes. Der Fahrer machte die Hinterklappe auf. Im Nu war der LKW leer und der Fahrer fuhr wieder fort. So standen wir nun da, einsam und verlassen inmitten von Trümmern und Schuttbergen in Köln." Andere amerikanische LKWs setzten Gefangene, die in der britischen Besatzungszone wohnten, an der Grenze der amerikanischen Zone ab. "Von hier aus mußte dann jeder sehen, wie er allein weiterkam" (R. Pape, 7).

Es war oft nicht ganz einfach für die entlassenen Gefangenen, sich durch das Nachkriegsdeutschland nach Hause durchzuschlagen. "Wir waren zwar jetzt - nachmittags - entlassen, andererseits aber standen wir kleidungsmäßig abgerissen auf der Straße. Es gab Gefangene, die ohne Schuhe mit uns zu Fuß in größeren Gruppen (von Nienberge aus) zur völlig zerstörten Stadt Münster gelaufen waren. Am Bahnhof ... erlebten wir die zweite Überraschung in unserer gerade erworbenen Freiheit. Der Bahnsteig war überfüllt. Alle erwarteten den Personenzug nach Recklinghausen - Wanne-Eickel. Mit erheblicher Verspätung kam dann auch der Zug. Er war total überfüllt. Fahrgäste standen beim einfahrenden Zug auf den Trittbrettern ... Wenn damals der Lok-Führer und Heizer uns für Zigaretten nicht auf dem Tender mitgenommen hätten, so wäre eine Rückkehr unsererseits möglicherweise erst am ... (folgenden) Tage denkbar gewesen.

Die nächste Enttäuschung erwartete uns Recklinghäuser auf dem Bahnhof (Ruine) in Recklinghausen. Bei unserer Ankunft war zwischenzeitlich die allgemein verhängte Sperrstunde eingetreten. Wir durften als Zivilpersonen nach der Militärverordnung die Straße nicht mehr betreten ... Ich 'übernachtete' mit noch zwei Entlassenen im Schutzbunker am Bahnhof Recklinghausen ... Der Einstieg ins bürgerliche Leben zeigte sich bereits am ersten Tage - besser gesagt in der ersten Nacht - recht sonderbar. Im Übernachtungsbunker wurden wir gleich von leichten Mädchen umworben, die es offensichtlich auf unsere Sonderverpflegung aus dem Entlassungslager abgesehen hatten" (S. Katter, 15f.).

In den folgenden Jahren vollzog sich die Entlassung aus westallierter Gefangenschaft in verschiedenen Etappen. Die Gefangenen wurden in kleineren Gruppen in Entlassungslagern zusammengezogen, wo nicht nur Formalien zu erledigen waren, sondern auch gewisse Resozialisierungsmaßnahmen erfolgten. Aus dem Lager Sheffield/England wird folgendes berichtet: "Hier blieben wir zwei Wochen im PoW Camp Nr. 17, Lodge Moor Camp, zur Erledigung der Formalitäten. Es ging hier alles recht ordentlich und menschlich zu. Es herrschte richtige Abreisestimmung. Es fanden z.B. auch Vorträge statt, die uns die Eingliederung in das Zivilleben

erleichtern sollten. Besonders den beiden Pastoren (evangelisch und katholisch) waren hierzu gute Sachen eingefallen, und sie bemühten sich sehr. Es gab jeden Abend Filmvorführungen im lagereigenen 'UFA-Palast am Tor'. Ich kann mich z.B. an den Film 'Kora Terry' mit Marika Röck erinnern, der als deutscher Film in England in französischer Sprache mit italienischem Untertext gezeigt wurde. Nun, ja, es war besser als nichts. Auch hier durften wir in der Stadt Sheffield ausgehen" (W. Busch, 64).

Die Gefangenen im britischen Gewahrsam hatten die Möglichkeit gehabt, Geld zu verdienen, und da sie über die schlechten Lebensbedingungen im Nachkriegsdeutschland informiert waren, kauften sie Waren, die sie mit nach Hause nehmen durften. Auf den britischen Inseln galt die Vorschrift, daß jeder nur 56 Pfund an Gepäckstücken und eine Tasche als Handgepäck außer Landes mitnehmen durfte (W. Busch V,2). Die Gefangenen in Ägypten wurden durch die Briten einer Trageprobe unterzogen: "Dazu mußten wir einen Gang durchlaufen von ca. 100 Meter Länge. Auf dieser Strecke durfte niemand stehenbleiben oder gar sein Gepäck absetzen" (H. Sandkühler, 83f.). Die Seesäcke der Entlassenen aus USA und Großbritannien hatten es oft im wahrsten Sinne des Wortes "in sich" und bargen für nachkriegsdeutsche Verhältnisse kostbare Schätze, wie die folgende Aufstellung der Gegenstände zeigt, die Walter Busch "als persönliches Eigentum" aus England mitgebracht hatte (Bescheinigung 31.10.1947):

"4 1/2 lbs Kaffee	1 Ring
2 lbs Kakao	2 Bildertaschen
3 lbs Fleisch	1 Geldbeutel
2 1/2 lbs Milch	1 Tabaksbeutel
1 lbs Gewürze	40 Stück Seife
3 Tafeln Schokolade	5 Stück Rasierseife
2 lbs Marmelade	2 lbs "laundry soap"
10 Päckchen Saccharin	7 Rollen Nähgarn
200 Zigaretten	18 Lagen Wolle
18 Päckchen Tabak	20 Packungen Gummiband
10 Päckchen Zigarettenpapier	1 Handtasche
3 Feuerzeuge	30 Rasierklingen
60 Feuersteine	2 Pfeifen
2 Jacken	1 Zigarrenetui
1 Unterhemd	1 Wörterbuch
1 Paar Socken	2 Kisten? Zigarren
1 Handtuch	1 Kalender
1 Taschentuch	1 Packung aspro (?)
2 Bürsten	1 Flasche Aspirin".
1 Damenregenmantel	
2 Füllfederhalter	

Minden, den 20. November 1947.

Liebe Eltern!

Ich bin in Deutschland angekommen. Ich fahre zum Munsterlager zur Entlassung.

Auf ein frohes Wiedersehen.

Herzliche Grüße

Emil Walker.

Abb. 96: Vorgedruckte Benachrichtigung der Angehörigen von Heimkehrern aus britischem Gewahrsam (W. Busch).

Frankfurt/Oder, den 05.11.1945

Ausweis

der Kriegsgefangene Heinrich (Anton) Borgert

geb. am: 1.5.11. aus: Granzau/Mitt.

ist aus der Gefangenschaft, den Lager/Ort: Granzelde

in seine Heimat: Granzau/Mitt.

entlassen. Er hat sich hier in Durchgangslager gemeldet und wird nach seinem Heimatort in Marsch gesetzt. Es wird gebeten, ihm jede Unterstützung zu gewähren.

Oberbürgermeister
Sozialamt

Удостоверение

Республики Германия, Сектор Интернационал

род. 1911.

отпущен из лагеря/места содержания на свою родину и место жительства в Грэнцау/Миттель.

Он прошел карантин в проходном лагере. Просит разрешения воспользоваться немедленно транспортными средствами и окладом по дороге на родину.

Одобрено Сектором Округа
подпись: [Signature] Округ

115/1104

Abb. 97: Entlassungsbescheinigung aus sowjetischer bzw. in diesem Fall rumänischer Gefangenschaft, ausgestellt in Frankfurt/Oder (H. Borgert).

Das Hauptentlassungslager der meisten unserer Berichterstatter war Munsterlager, wo die Gefangenen aus allen Himmelsrichtungen und aus allen Gewahrsamsländern zusammenkamen, die einen Entlassungsort in der britischen Zone angegeben hatten. In einem Handzettel des YMCA aus dem Jahre 1947, der an Gefangene auf der Bahnfahrt von Hoek van Holland nach Munsterlager verteilt wurde, heißt es u.a.: "Wie lange bleibe ich in Munsterlager? Ihr kommt dort ins T-Lager, wo Ihr nach Wohnsitzen aufgeteilt und registriert werdet, d.h. Eure Entlassungspapiere werden ausgestellt. Alles geht 'am laufenden Band', und jeder einzelne des Munsterlager-Stabes ist bemüht, Euch so schnell wie möglich zu entlassen. Wer im nördlichen oder östlichen Bereich der britischen Zone wohnt, wird innerhalb von 24 bis 48 Stunden mit LKWs in seine engere Heimat gefahren und ist frei. Wollt Ihr in den westlichen Teil der britischen Zone entlassen werden, bringt Euch ein Zug nach Münster in Westfalen, wo Ihr Eure Entlassungspapiere erhaltet. Die Transporte in die amerikanische, französische und russische Zone sowie nach Berlin gehen nach Auffüllung auf 1000 Mann ab. Das kann einige Tage dauern, wenn Ihr Pech habt, besonders nach Berlin, einige Wochen" (W. Busch, Beilagen).

2. Die Entlassung aus der sowjetischen Gefangenschaft

Da den Gefangenen bis zur Auflösung des letzten Lagers in der UdSSR nicht offiziell mitgeteilt wurde, ob und wann es zu ihrer Entlassung kommen sollte, herrschte in den russischen Lagern am Ende der Gefangenschaft eine Zeit des angespannten Wartens, die sich mehrere Jahre lang hinziehen konnte. Hinzu kam die Tatsache, daß die Gefangenen äußerst skeptisch waren, auch wenn sie Anstalten zur Entlassung beobachteten. Der angebliche Transport in die Heimat erwies sich häufig als eine Verlegung in ein anderes Arbeitslager. Und manche, die sich bei der Gruppe der Entlassenen wähnten, mußten erleben, wie sie im letzten Augenblick ins Lager zurückgeschickt wurden. Hierzu der folgende Bericht: "Ich erinnere mich an das Frühjahr 1946 in Saratow. Ein Heimkehrerzug stand im Bahnhof. Auch aus unserem Lager waren etliche ausgesucht, die nach Hause fahren sollten. Vor dem Zug wurde angetreten und abgezählt. Dabei stellte man dann fest, daß zuviel Landser vor den Waggons standen, mehr als man fahren lassen wollte. Aus welchem Grund und warum auch immer - die Überzähligen wurden kurzerhand ins Lager zurückgebracht. Ich habe mit einigen von diesen gesprochen. Sie waren buchstäblich am Boden zerstört! Man muß sich in die Lage hineinversetzen - den Zug vor Augen, alle Strapazen waren schon vergessen ... - dann die bittere Enttäuschung - zurück ins Lager! Starke Nerven mußte man schon haben, um diese bitteren Enttäuschungen ertragen zu können" (J.K., 328f.).

Das Nahen einer größeren Entlassungswelle kündigte sich durch eine vermehrte Unruhe der Wachmannschaften und durch kursierende Gerüchte an. Diese Stimmung führte zu einer erhöhten nervlichen Anspannung, die vereinzelt zu dem viel beschriebenen Phänomen des zweiten Gesichtes führen konnte, von dem ein Schreiner aus dem Münsterland berichtet: "Da liege ich eines Morgens auf meinem Lager. Ich war hellwach. Da steht plötzlich meine verstorbene Mutter vor mir. Sie war gekleidet, als käme sie aus dem Garten. Sie hielt ihre große Schürze, an einem Zipfel angefaßt schräg zur anderen Seite. Im Münsterland eine Höflichkeitsgeste, wenn man Arbeitskleidung trägt und mit einem Menschen spricht. In unserer westfälischen Mundart sagt sie zu mir: 'To Junge, stauh up, un goh noa Hues'. Plötzlich sah ich sie nicht mehr. Ich war natürlich schockiert. Meine Kameraden hatten nichts bemerkt. Als ich das Erlebnis erzählte, wollte es keiner glauben. Ein paar Stunden später wurde mein Name aufgerufen. Als einziger aus dem Lager wurde ich entlassen. Nach Wochen kam ich heil zu Hause an" (AwVk 6405: M. Keizers; vgl. H. Büld, 10).

Ein wichtiges Anzeichen der nahenden Entlassung war die Verlegung der Arbeitskommandos aus den Nebenlagern in das Hauptlager. Die für die Entlassung vorgesehenen Gefangenen wurden in den letzten Tagen und Wochen nicht mehr zur Arbeit eingesetzt. Auch sprach es sich schnell herum, wenn Gefangene damit beschäftigt waren, am Bahnhof die Waggons mit Pritschen und Öfen zu versehen und Küchenwagen herzurichten. Oft setzte dann eine quälende Zeit des Wartens und des Aussortierens ein: "Der erste Tag in Quarantäne verging, ohne daß etwas Besonderes geschah. Ebenso der zweite. Danach schlich sich in unsere anfängliche Euphorie allmählich Skepsis, die sich bis zur Angst steigerte, als wir eines Tages antreten mußten, und eine Kommission in der uns hinreichend bekannten üblichen Zusammensetzung etliche Kameraden ausmusterte und wieder zurück in die Arbeitsbaracken schickte. Kaum fühlten wir, die wir noch einmal davongekommen waren, uns nun halbwegs sicher, da wiederholte sich das Furchtbare. Diesmal erfolgte die Auswahl ausschließlich nach der Namensliste. Wir vermuteten, daß die Russen bei einigen Kriegsgefangenen dunkle bzw. braune Punkte in deren Vergangenheit glaubten entdeckt zu haben. Es wurde allmählich stiller in unserer Baracke, und nach einigen Tagen traten wir erneut mit bebendem Herzen an und mußten erleben, daß wieder einige Kameraden die Quarantäne-Baracke mit einer Arbeitsbrigade wechseln sollten" (K. Schnier, 83f.).

In der allgemeinen Aufbruchsstimmung wurde das zusätzlich erworbene Geld ausgegeben. Die Lagerleitung hatte dafür gesorgt, daß in der Kantine oder bei herbeigerufenen Händlern Nahrungsmittel, Alkohol oder Zigaretten gekauft werden konnten, denn es war verboten, Rubel über die Grenze zu bringen.

Die Heimkehrer erhielten "neue" Kleidung, zumeist aus Beständen der sowjetischen oder deutschen Wehrmacht: "Wir wurden zusammengetrommelt,

bekamen einen neuen Blaumann (Schlosseranzug), Hemd, Unterhose, Schuhe mit starrer Holzsohle und Segeltuchoberteil, einen alten Russenmantel, eine Tarnanzughaube, zwei Decken" (J. Leipelt II,5).

Eine besonders wichtige Handlung stellte die Abschlußfilzung dar. Es war verboten, Niederschriften und Zeichnungen aller Art mitzunehmen. Wer dabei ertappt wurde, mußte im Lager bleiben: "Dann großes Antreten, Kleider ausziehen, (bei) Hosen und Jacken wurden die Nähte befühlt, ob hier was eingnäht war, ein paar Kameraden hatten was eingnäht und kamen sofort auf eine Stube unter Bewachung. Wir wurden besehen, ob sich einer am Körper Papier festgeklebt oder hingesteckt hatte, dann noch 'mal alle Haare geschoren, die Sachen noch 'mal gefilzt, alles, was dem Russen unnötig erschien, wurde auf einen Haufen geworfen" (K. Brinkgerd, 51b).

Viele Gefangene gingen zu diesem Zeitpunkt kein Risiko mehr ein und warfen alles, was sie bisher noch vor dem Filzen retten konnten, weg oder verschenkten es an diejenigen, die im Lager bleiben mußten. Einige versuchten es trotzdem und schmuggelten vor allem Listen mit Namen von Verstorbenen aus dem Lager, wie z.B. in folgendem Fall: "Die mir bekannten Anschriften von im Schacht verunglückten oder im Lager verstorbenen Kameraden habe ich im Stiefelschaftfutter eingnäht und wohlbehalten nach Hause gebracht und dem Suchdienst des Roten Kreuz übergeben" (J. Veit, 47a).

Manche Posten nahmen die Durchsuchung nicht allzu genau: "Ich hatte Glück und wurde einem nicht so strengen Posten zugeteilt. Wir unterhielten uns über die Fotos von meiner Familie, die man mir zugeschickt hatte, meine Taschenuhr, die ich auf meine Wertbescheinigung zurückbekam und über mein Neues Testament, das ich die ganze Zeit meiner Gefangenschaft bei mir trug" (E. Birkobein, 9).

Zu dem Entlassungsritual gehörte es auch, daß die Antifa oder die russische Lagerleitung Veranstaltungen organisierte, in denen demonstrativ der UdSSR für die gute Behandlung der Gefangenen gedankt werden mußte. Oft hatten die Gefangenen unter Zwang ein Schreiben zu unterzeichnen, in dem sie sich verpflichteten, ausschließlich dem Frieden zu dienen und nicht mehr mit einer Waffe die Sowjetunion anzugreifen. "Es stand noch mehr Unsinn darin, was wir als Frechheit und Erpressung empfanden. Weil nun feststand, daß wir entlassen wurden, haben wir alle etwas hingekritzelt, was aussah, wie ein Name" (A.P., 20). Über eine mündliche Verpflichtung heißt es: "Ein Dolmetscher übersetzte seine Ansprache. Es waren wieder dieselben Phrasen, die wir schon so oft gehört hatten: 'Sieg des Sozialismus', 'Arbeiter- und Bauernparadies', 'Niederwerfung des Kapitalismus' usw. Jetzt auf der Heimfahrt konnten uns diese Parolen auch nicht mehr umstimmen. Wir klatschten Beifall und riefen 'bravo'. Die Freiheit vor Augen, in greifbarer Nähe, waren wir zu allen Konzessionen bereit. Man verlangte dann noch von uns ein feierliches Versprechen, daß wir nie mehr Krieg gegen

Rußland führen würden. Wir stimmten - freiwillig oder gezwungen - allen Wünschen zu, nur die Heimat war der unsichtbare Magnet!" (J.K., 347).

Immer wieder wurde, zum Teil auch in persönlichen Gesprächen, den zu Entlassenden eingepreßt, sie sollten nur "die Wahrheit" über die Sowjetunion berichten. Ein russischer Offizier empfahl den scheidenden Gefangenen sogar, sie sollten die Zeit der Gefangenschaft als die "Universität" ihres Lebens betrachten (H. Gabriel, 17). Damit die Gefangenen die UdSSR in angenehmer Erinnerung behalten sollten, wurde im Lager Gorki ein "Bunter Abend" mit Mitgliedern der Staatsoper Gorki veranstaltet. "Was uns an diesem Nachmittag geboten wurde, war phantastisch. Wenn man über viele Jahre hinweg so etwas nicht mehr gehört hat, das ist dann schon ein Erlebnis. Was im einzelnen so auf dem Programm stand, kann ich nach so vielen Jahren nicht mehr sagen. Insgesamt war es aber ein großer Streifzug durch die russische Musik, von den Solisten wurden meist russische Volkslieder gesungen, und auch das Ballett tanzte viel Volkstümliches" (W.R., 93).

Das Lagerleben endete mit einer Identitätskontrolle. "Durch eine letzte Kontrolle vergewisserten sich die Russen, daß ihnen auch kein Unberechtigter entwischte. Nach einer Liste wurden wir einzeln mit unserem Namen aufgerufen, und wir hatten mit unserem Vornamen und dem unseres Vaters und unserem Geburtsdatum zu antworten. Dann konnten wir passieren. Das Gefühl, das Lager, den mehrgliedrigen Stacheldraht und alles, was damit verbunden war, nun hinter sich zu haben, läßt sich nicht beschreiben. Wir waren alle mit klopfendem Herzen so aufgewühlt, daß kaum einer sprach. Zu etwa 24 Mann fanden wir bequem Platz in einem Wagen und waren über alle Maßen überrascht, daß wir gefüllte Strohsäcke vorfanden, wie wir sie zuletzt als Soldaten in deutschen Kasernen gehabt hatten. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, und ich vergesse nie, wie es mir an's Herz ging, als ich auf der anderen Seite des Stacheldrahtes die Kameraden uns zuwinken sah, die für ungewisse Zeit noch weiter in Gefangenschaft bleiben mußten" (K. Schnier, 84f.).

Die Bahnfahrt aus der Gefangenschaft der UdSSR war von den äußeren Bedingungen her wesentlich angenehmer als die Fahrt in die Gefangenschaft. Die Gefangenen hatten mehr Platz und wurden regelmäßig gepflegt. Nur bei Wintertransporten mußten die Heimkehrer selbst für das Heizmaterial sorgen. Doch dies war in den meisten Fällen kein Problem, da die Wachmannschaften, soweit sie sich überhaupt blicken ließen, ebenfalls ein Interesse daran hatten, daß Kohlen und Holz herbeigeschafft wurden.

Das Mißtrauen der Gefangenen saß so tief, daß wohl die meisten - trotz der vielen Anzeichen des Entlassenwerdens - weiterhin skeptisch blieben, was ihre Zukunft betraf. J. Stach (39) formulierte das folgendermaßen: "Ein komisches Gefühl. Nach so vielen Jahren der Gefangenschaft hoffte zwar jeder, daß es nach Hause ging, aber so recht glauben wollte es niemand. Zu oft waren wir schon enttäuscht worden. Wir sagten, erst wenn wir daheim die

Tür von innen zumachen würden, werden wir wieder zu Hause sein." Es kursierten viele Gerüchte und Erlebnisberichte von Gefangenen, die schon auf der Heimreise, wieder in das Arbeitslager zurückgebracht wurden. Manchmal handelte es sich sogar um ganze Transporte, wie in dem folgenden Bericht: "Dabei erinnern wir uns mit Bangen an die Schilderung von Leuten aus einem Transport, der vor einem Jahr in unserem Lager Mariupol/Ždanow eintraf: Die hatten ihre Gefangenschaftszeit in einem Lager im nördlichen Rußland damals abgeschlossen mit einem Heimkehrertransport, so wie wir ihn jetzt erleben. Deren Lagerauflösung wurde mit freundlichen Zurufen aus der Zivilbevölkerung gefeiert 'domoj domoj' (nach Hause), dann fuhr der Transport mit offenen Türen bis Brest-Litowsk, dort langes Warten, dann Schließen der Türen durch Russenposten. Umrangieren des Zuges, und sie landeten für ein weiteres Jahr Gefangenschaft bei uns am Asowschen Meer! Könnte sich so etwas bei uns etwa wiederholen?" (G. Meurer, 104).

Hinzu kamen dann Erlebnisse auf der Heimreise, wie z.B. das folgende: "Unterwegs kamen uns Züge entgegen mit Zivilisten und Gefangenen, die nach Osten fuhren. Im Gegenzug mußten wohl einige geflüchtet sein. So holten diese Posten bei uns aus dem Transport einige wieder heraus. Für diese Menschen fing die Gefangenschaft von vorne wieder an" (H. Hilbing, 6).

Berichtet wird auch von recht strapaziösen Heimkehrertransporten: "Diese Reise war die schlimmste meines Lebens, der Umgangston war voller Bosheit und Haß, die Aggressionen jeder gegen jeden nahmen kein Ende, eine Folge von Überreizung und Enge des Raumes. Auf der Pritsche mit acht Mann konnte man nur hochkant auf der Seite liegen" (J. Leipelt II,6).

Die letzte große Hürde war Brest-Litowsk, der Grenzbahnhof zwischen der UdSSR und Polen. Hier erfolgte die letzte gründliche Leibesvisitation und eine eingehende Durchsuchung der Kleidung. Viele Gefangene, denen es bis hierher gelungen war, verbotene Gegenstände durch die Kontrollen zu schleusen, hatten nicht mehr die Kraft, ihre Entlassung aufs Spiel zu setzen. "Ich selbst hatte während der Gefangenschaft in sehr kleiner Schrift auf dünnem Papier Aufzeichnungen gemacht, die ich in einer Aluminiumhülse verwahrte, welche ich bei Durchsuchungen in den After steckte. Bis Brest-Litowsk hatte ich diese Aufzeichnungen mitgenommen. Dann verließ mich der Mut. Ich wollte nicht zu guter Letzt die Heimkehr gefährden. Die Hülse ließ ich mit den Aufzeichnungen vor der letzten Filzung (Durchsuchung), die besonders intensiv war, verschwinden" (R.B., 14).

Die Fahrt durch Polen haben viele Berichtersteller in unangenehmer Erinnerung. Entweder hielt man die Waggons verschlossen, weil die Russen die Gefangenen vor plündernden Polen schützen wollten, oder man mußte erkennen, wie sehr der Krieg dieses Land verwüstet hatte: "Alles menschenleer, die Felder hoch mit Unkraut bewachsen, die Häuser - wenn nicht zerstört - mit zerschlagenen Fenstern und Türen, zeretzter Hausrat in der

Umgebung. Nur um die Bahnhöfe hatten die polnischen Eisenbahner sich Gärten und Felder angelegt. Ich weiß nicht mehr sicher, aber ich glaube, daß den meisten von uns bei diesem trostlosen Anblick die Tränen herunterliefen" (O.B., 28).

In der Fahrt über die Oder sahen viele den entscheidenden Schritt in die Freiheit: "Morgens, es war Ende Oktober 1950 so gegen vier Uhr. Hatten wir bis dahin gesungen und gelacht, plötzlich war alles vorbei. Am Fahrgeräusch hörte man, daß der Zug mit uns über eine lange Brücke fuhr. Ich hatte das Gefühl, der Zug fährt extra langsam, um uns diesen Moment richtig auskosten zu lassen. Der Fluß, über den wir jetzt fuhren, konnte ja nur die Oder, jetzt auch die Grenze zu Deutschland, sein. Ich schäme mich nicht zu bekennen, daß ich in diesem Moment geheult habe wie ein Schloßhund. Ich schäme mich auch nicht zu sagen, daß ich in diesem Moment, wo ich diese Zeilen zu Papier bringe, die Tränen auch nicht zurückhalten kann. Was in diesem Moment, als der Zug über die Oder fuhr, in jedem von uns vorging, kann man nur erahnen. Ich glaube, daß nicht einer unter uns war, der nicht geweint hat. Es waren bestimmt Männer unter uns, die weder Tod noch Teufel scheuten, die durch die Hölle des Krieges gegangen sind, die das Grauen des Krieges in seinem ganzen Ausmaß kennenlernen mußten" (H. Gabriel, 19f.).

In Frankfurt/Oder erhielten die Heimkehrer die Entlassungspapiere aus der sowjetischen Gefangenschaft und 40 Mark Entlassungsgeld. "Hier gab es warme Duschen - ein schon fast unbekannt gewordener Luxus -, und wir bekamen frische Wäsche" (O.B., 28). Die westdeutschen Heimkehrer fuhren in Sonderzügen mit Personenwagen durch die DDR nach Heiligenstadt. Dort mußten sie oft in einer Schule übernachten, bis sie dann am anderen Tag zur Grenze geführt wurden.

Manche Berichtersteller erwähnen eine Szene, die sich ihnen vor dem Grenzübertritt eingeprägt hatte: "Für jeden wurde noch Verpflegung ausgegeben. Ein Brot und etwas Zucker. In der Aula der Schule wurde ihnen dann gesagt: 'Wenn Ihr nach Westdeutschland, in Eure Heimat, kommt, erwartet Euch Hunger und Arbeitslosigkeit. Nehmt das Brot mit nach Hause, Eure Angehörigen werden Euch dafür danken'. Am anderen Tag ging es zur Grenze, und ohne Unterbrechung wurde diese erreicht. Schon an der Schule standen Kinder und Erwachsene und bettelten nach Brot ... Auf dem Marsch zur Grenze standen an den Straßen Kinder mit Handwagen, die die Koffer fahren wollten. Dafür gaben ihnen die Männer Brot, das die Kinder verlangt hatten. Fast keiner der ehemaligen Soldaten nahm das in Heiligenstadt erhaltene Brot mit über die Grenze" (W. Mattern, 112; vgl. J. Veit, 49a; A. Lehmann 1986, 131).

Und ein zweites Bild taucht aus der Erinnerung auf: "Am Schlagbaum angekommen, wunderten wir uns, daß dort alte Frauen und Männer mit Handwagen standen. Zunächst hatten wir keine Erklärung dafür. Dann kam

ein feierlicher Augenblick, als sich der Schlagbaum hob. Es mögen etwa zweitausend Gefangene, nein, in diesem Augenblick waren wir ja keine Gefangenen mehr - gewesen sein, die sich nun in zerlumpter und verdreckter Kleidung ohne russische Bewachung durch den breiten Streifen Niemandsland bewegten. Es war ein ungeheurer Schweigemarsch, und schon hier rann so manche Freudenträne über unsere Wangen. Zur gleichen Zeit im Niemandsland kam uns ein allerdings weit kleinerer Trupp Soldaten entgegen, die aus englischer, amerikanischer oder französischer Gefangenschaft kamen, und hier nun in die Ostzone mußten. Welch ein Unterschied in der Ausstattung. Wie gut waren die doch gekleidet, und was hatten viele doch schwer am mitgebrachten Gepäck zu schleppen. Jetzt wurde uns auch klar, warum die älteren Leute mit Handwagen am Schlagbaum standen. Uns würden mit Sicherheit keine Handwagen erwarten" (W.R., 60).

Der Übergang nach Westdeutschland war für die meisten Heimkehrer mit einem überwältigenden Gefühl verbunden. So berichtet K. Schnier (89): "Ich muß eingestehen, daß ich beim Niederschreiben der Zeilen, diesen Tag und diese Stunden auch heute noch nach 36 Jahren nicht ohne innere Erregung erneut durchlebe, als wäre es erst gestern gewesen." In einem anderen Bericht heißt es dazu: "Welche Gefühle in solch einem Augenblick unsere Herzen erfüllten, kann man wohl kaum in Worte fassen. Das kann nur jeder für sich erleben und auch seelisch verkraften. Lange noch hat dieser Tag in mir nachgeklungen, und seither habe ich den 1. Dezember in ähnlicher Form wie meinen Geburtstag begangen" (J. Veit, 49a). Und B. Petrat (14) schreibt: "Am liebsten wäre ich zu Boden gesunken und hätte die Heimat Erde geküßt. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchflutete mich: Ich war zum dritten Male neu geboren worden! Jetzt, das wußte ich, würde ich alle Kräfte für meine Gesundheit mobilisieren können" (vgl. A. Lehmann 1986, 128).

In vielen Berichten ist eine gewisse Sprachlosigkeit bei dieser "zweiten" oder "dritten Geburt" mehr oder minder deutlich zu spüren (vgl. A. Lehmann 1986, 128). Nur dann und wann wird sie gebrochen, wenn einzelne Bilder aufsteigen und niedergeschrieben werden. "Der russische Posten hier stand nach dem Passieren unseres Zuges bis zu den Knöcheln inmitten unserer Kopfbedeckungen, die wir dem armen Kerl spontan vor die Füße geworfen hatten" (K. Wagemann I,2). Wie der Druck von den Menschen fiel, zeigt das folgende Erlebnis: "In meiner Umgebung befand sich ein junger Kriegsgefangener, der in Rußland die Sprache verloren hatte. Die Russen versuchten alles, ihn des Simulierens zu überführen. Er wurde nachts geweckt, plötzlich erschreckt. Aber er blieb stumm. Nun, kurz hinter der Grenze, er marschierte kurz vor mir, hörte ich ihn laut und deutlich sagen: 'Gott sei Dank, jetzt darf ich wieder sprechen'" (W. Pohl, 17).

Die Berichte über die Aufnahme in Friedland sind sehr unterschiedlich und die persönliche Betroffenheit bestimmt. Ein sehr religiös verankerter Heimkehrer schreibt: "Gleich hinter'm Schlagbaum war eine lange im

Halbkreis geformte Wellblechbaracke aufgebaut, in die wir hineingeschleust wurden. Gleich am Eingang standen die Pfarrer beider Konfessionen, die jeden Heimkehrer mit Handschlag willkommen hießen. Dann ein kurzer Halt in der Baracke, eine ganz kurze Begrüßung durch einen der Pfarrer und dann ertönte es laut aus unseren Kehlen: 'Großer Gott wir loben dich'. Viele konnten vor Weinen und Schluchzen kaum singen, und Freudentränen weinend lagen wir uns gegenseitig in den Armen" (W.R., 60).

War die Nahrung und dabei vor allem das Brot in den Gefangenenjahren zum zentralen Inhalt allen Denkens geworden, so verwandelte sie sich nun in der Vorstellung vieler Heimkehrer in ein Symbol der Freiheit. In ihr spiegelte sich der Dualismus von Hunger und Sattsein, Mutlosigkeit und Hoffnung, Tod und Leben, Gefangenschaft und Freiheit. "Rote-Kreuz-Wagen der englischen Armee standen bereit, Gulaschkanonen waren aufgefahren. Den ersten Verpflegungsempfang bei den Engländern nach den entbehreungsreichen Jahren der Gefangenschaft werde ich niemals vergessen! Zur Begrüßung gab es heißen Kakao (davon hatten wir während der Gefangenschaft nicht einmal zu träumen gewagt), und jeder bekam sechs Schnitten Kommißbrot, zwei belegt mit Wurst, zwei belegt mit Käse und zwei belegt mit Marmelade. Wie glücklich waren wir! Da hielten wir nun sechs belegte Schnitten echtes deutsches Kommißbrot in unseren Händen ... Manna in der Wüste! Ich mußte an einen Artikel in unserer Divisionszeitung während des Krieges denken, es war während des Stellungskrieges im Sommer 1942, als wir im Abschnitt um Juchnow eingesetzt waren. Überschrieben war dieser Artikel mit dem vielsagenden Titel 'Das Gold in den Taschen der Soldaten'. Hierin wurde von den versprengten Soldaten gesprochen, die noch ein Stück Kommißbrot in ihrem Brotbeutel hatten, eben dieses Brot, das die Bezeichnung 'Gold' bekommen hatte. Und wir hielten nach den entbehreungsreichen Jahren der Gefangenschaft dieses 'Gold', Brot, in unseren Händen! Die Reaktionen waren unterschiedlich. Die einen fielen heißhungrig darüber her, andere verteilten diese Schnitten auf den ganzen Tag, andere machten eine Zeremonie daraus. Andächtig hielt ich dieses 'Geschenk des Himmels' in den Händen und begann zu essen. Keiner schämte sich der Freudentränen. Ausgehungert, wie wir waren, aßen die meisten diese herrlichen Stullen mit Heißhunger. Kuchen hätte nicht besser schmecken können" (J.K. 352f.). Und G. Breitzkreuz (15) bekennt: "Da stand ich nun mit meinem vielen Essen. Ich habe furchtbar geweint."

Viele der Rußlandheimkehrer erwähnten den Suchdienst. Offensichtlich verlangte die Solidarität, dazu beizutragen, die Ungewißheit anderer Menschen beenden zu helfen. Die Gefangenen hatten ja am eigenen Leib gespürt, wie stark der psychische Druck der Ungewißheit war. "Beim Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes habe ich noch zwei Vermißtenschicksale aufgeklärt. Zwei meiner ehemaligen Kameraden, die im Oderbruch kurz vor Ende des Krieges noch ihr junges Leben lassen mußten. Es war für

mich keine leichte Aufgabe eine eidesstattliche Erklärung abzugeben und gleichzeitig die Angehörigen zu benachrichtigen" (W. Somberg, 67). Und in einem anderen Bericht heißt es: "Die Busse brachten uns nach Friedland. Wir waren sehr froh beim Aussteigen, es war aber schwer für uns, an den vielen Leuten vorbeizugehen, die Bilder von den Angehörigen in den Händen hatten, die sie suchten und vermißten. Ein mir Bekannter war nicht dabei" (A.P., 22)

Zu den Formalitäten in Friedland gehörte es auch, daß die westlichen Besatzungsmächte eine Zeitlang die Heimkehrer befragten, um Informationen über die UdSSR zu erhalten. "Einzeln kamen wir zu den Vernehmungsoffizieren, Engländern oder Amerikanern. Mein Gegenüber war ein englischer Offizier, der ausgezeichnet Deutsch sprach. Seine erste Frage war, wo ich in Rußland gewesen und in welchen Lagern ich mich aufgehalten hatte. Er ließ sich kurz meinen Weg seit der Gefangennahme schildern. Er kannte sich in Saratow so gut aus, als ob es seine Heimatstadt gewesen wäre. Die Lage der Kasernen war ihm bestens bekannt, (er) wußte auch, wo er die Fabrik 'Wolski Savod' finden konnte. Die Lage des Flugplatzes ließ er sich nur noch der guten Ordnung wegen von mir bestätigen. Neue Dinge konnte ich ihm gar nicht bringen, er war bestens orientiert ... Darüber hinaus interessierte er sich noch für Dinge, die wir auf der langen Heimfahrt gesehen hatten, besonders über die verschiedenen Militärtransporte. Die Befragung ging, da der Offizier so gut informiert war, sehr schnell vorüber" (J.K., 353f.).

3. Entlassungslager

Wie bereits erwähnt, wurden alle Heimkehrer, die in die britische Zone entlassen wurden, erst nach Munsterlager geschickt. In den ersten Monaten nach Kriegsende glich dieses Lager vielen anderen Gefangenenlagern. Eine Wehrmachtshelferin, die im Herbst 1945 aus Italien kam, berichtet über die dortigen Zustände: "In einer langen Kolonne schleppten wir uns zum Munsterlager, unsere geschwollenen Beine wollten uns nicht tragen, und uns selbst fehlte die Kraft. Während der etwa 14-tägigen Fahrt gab man uns zweimal ein halbes Brot. Wir hatten es wie Schokolade gelutscht. Nun standen am Weg alte Frauen und Kinder, die uns zu trinken geben wollten. Aber kaum hatten wir die Hand ausgestreckt, da fuhr auch schon ein Bajonett dazwischen. Im Lager wurden wir zuerst nach unserem Heimatort gefragt und registriert, und wie konnte es anders sein, wieder trat die Flittspritze in Aktion. Daß wir schmutzig waren, übersah man. Auf dem ganzen Wiesengebiet fanden wir später auch nicht einen Wasserhahn. Selbst bei der Latrine (Donnerbalken) war kein Wasser. Auf großen Wiesen standen Zelte: unsere Unterkunft. Diese Zelte hatten keinen Boden. Wir mußten nachts mit zwei

Wolldecken auf dem Grasboden schlafen. Gegen 2-3 Uhr stieg der Bodennebel hoch, und wir froren sehr, darum durften wir uns vor den Zelten bewegen. Bei unseren Versuchen, uns in der Leine zu waschen, wurden wir bald zurückgetrieben. Angeblich sollten sich da viele Blutegel aufhalten. Sicher war, wir sollten nicht in der Dunkelheit flüchten. Am dritten Tag mußten wir mit dem Kochgeschirr antreten, es gab eine Rübensuppe. Später erbrach ich sie. An einem Tag bekamen wir drei Impfungen. Wofür oder wogegen sie waren, haben wir ... nie erfahren. Dann wurden wir, die in Richtung Westen zu Hause waren, aufgerufen. Es gab noch einmal einen Segen aus der Flittspritze, und ein heller grüner Stoffetzen wurde ans Kleid geheftet: Das Entlassungszeichen" (E. Marcks, 21).

Die ehemaligen Gefangenen erlebten nun, daß es unterschiedliche Klassen von Heimkehrern gab, je nachdem, aus welchem Gewahrsamsland sie kamen. Ein Heimkehrer aus der russischen Gefangenschaft berichtet dazu: "Hier trafen sich die Gefangenen, die Soldaten der ehemaligen deutschen Wehrmacht, aus Rußland, Frankreich, England und den USA. Wir aus Rußland fielen nicht nur durch die schlechte Bekleidung auf. Die Spuren des Hungers waren unverkennbar, wir waren alle stark abgemagert - Dystrophiker. Wir trugen unser 'Gepäck' in einer Hand, jene aus den westlichen Gewahrsamsländern hatten Mühe, ihr Gepäck alleine zu tragen! Wir Rußlandheimkehrer kamen aus dem Staunen nicht heraus! Zwei Welten trafen hier zusammen: hier die Landser aus dem Westen, hier diejenigen aus dem 'Arbeiter- und Bauernparadies', der Sowjetunion. Wir lauschten gebannt ihren Erzählungen, besonders derjenigen aus den Vereinigten Staaten. Sie brachten sogar noch bessere Verpflegung mit, waren auf das, was uns hier angeboten wurde, nicht angewiesen. Wir, die Rußland-Heimkehrer nahmen jede Lagerarbeit an, weil diese mit einem zusätzlichen Essen honoriert wurde. Wir hielten das Lager sauber, verrichteten Küchenhilfsdienste, eine willkommene Beschäftigung, um die Wartezeit zu verkürzen" (J.K., 354f.). Es ist daher kein Wunder, wenn Heimkehrer aus England die Verpflegung im Lager "erbärmlich" fanden. "Es gab z.B. 1 Quadratcentimeter Käse zu dem Brot. Ein undefinierbares Getränk wurde ausgeschrieben: Kaffee-Ersatz" (W. Busch V,3).

Ja, es wird berichtet, daß Heimkehrer aus dem Osten ihren Kameraden, die aus dem Westen kamen, für Nahrungsmittel Handlangerdienste leisteten und ihnen das umfangreiche Gepäck nachtrugen. So erinnert sich W. Pohl (17): "Ich kam so in den Besitz einer ganzen Büchse Fleisch, das erste seit über zwei Jahren. Ein Hochgenuß - da störte es mich dann auch wenig, als ich die Aufschrift entdeckte 'only for dogs'."

Viele Berichterstatter, die aus britischem Gewahrsam kamen, berichteten, daß sie in Munsterlager ihr verdientes Geld oder sogar "Sold" ausgezahlt erhielten: "Nein, das konnte doch wohl nicht wahr sein, zuerst kam der Zahlmeister und zahlte uns den nicht empfangenen Sold aus, und dann gab es Verpflegung, ein rundes Brot" (B. Droste, 7).

Einige Gefangene erhielten hier bereits ihre Entlassungspapiere. So berichtete W. von Kentzinsky (76): "Und dann kam ich aus dem Staunen nicht mehr heraus: man hat mich nicht aus der 'Kriegsgefangenschaft' entlassen, sondern von der 'Waffen-SS'. Der Schreiber fragte mich noch vorher, ob mir die 'Sieg runes' lieber seien. Ich sagte nur, daß es deswegen doch jetzt nicht mehr schlimmer kommen könnte. Sonst hätte er 'SS' geschrieben. Ich wollte damit nur aufrecht bleiben, aber einen gewissen Stolz konnte ich auch nicht in mir unterdrücken."

Die Entlassung aus Munsterlager in die einzelnen Regierungsbezirke erfolgte in der Regel durch Sammeltransporte. Die Heimkehrer in die Regierungsbezirke Münster, Minden und wohl auch Arnberg mußten noch einen Umweg über Münster machen, wo sie letztmalig in einer lagerartig eingerichteten Kaserne untergebracht wurden. Obwohl diese endgültige Entlassung eine reine Formsache war, fühlten sich die meisten Heimkehrer nicht ganz frei, sondern sie befürchteten, aus welchen Gründen auch immer, letztlich doch noch von den Engländern festgehalten zu werden.

Und dann begann die Fahrt nach Hause. Obwohl die Heimkehrer in der Regel einen Freifahrtsschein erhalten und auch etwas Geld in der Tasche hatten, wurde doch die Heimfahrt für viele zu einem kleinen Abenteuer, wenn nicht gar zu einer Tortur. Aus allen Berichten klingt heraus, daß die Hilfsbereitschaft, die den ehemaligen Kriegsgefangenen entgegengebracht wurde, sehr groß war. Doch gerade diese Haltung irritierte viele, vor allem diejenigen, die aus Rußland kamen. Unterernährt und abgewetzt standen sie plötzlich im Mittelpunkt des Interesses, obwohl sie am liebsten nicht aufgefallen wären. "Ich ging in den Wartesaal (des Bahnhofs von Osnabrück), der ziemlich voll war. Dort wurde ich zunächst einmal bestaunt wie ein Weltwunder, denn es gab offenbar noch nicht viele Rußlandheimkehrer. Außerdem sah ich wohl ziemlich abenteuerlich aus. Meine dunkle ehemalige Wehrmachtsmütze, die ich immer gerettet hatte, einen russischen Militärmantel, darunter Tarnuniform und barfuß. Von den Holzgaloschen war das Oberteil, welches aus einer Art Segeltuch bestanden hatte, von den Holzsohlen abgerissen, so daß ich sie nicht mehr tragen konnte. Nachdem die Leute erfahren hatten, woher ich kam, boten sie mir alles Mögliche zu essen an, Dinge, die ich schon seit Jahren nicht mehr kannte" (A. Wegener, 139f.).

Die meisten Heimkehrer berichteten über mehr oder weniger große Schwierigkeiten, sich an das Leben in Westdeutschland zu gewöhnen. Dies betraf nicht nur die Spätheimkehrer, sondern auch diejenigen, die in das unmittelbare Nachkriegsdeutschland entlassen wurden. Zudem bedeutete Gefangenschaft, ob sie nun in Westeuropa und den USA oder in der Grenzsituation Osteuropas erlebt wurde, eine Lebensform, die sich grundsätzlich von dem Zivilleben unterschied. Zudem muß berücksichtigt werden, daß viele Heimkehrer vor der Gefangenschaft schon eine längere Zeit unter den ebenfalls besonderen Bedingungen des Soldatenseins verbracht hatten.

P. W. REGISTRATION UNIT
 - FRIEDLAND -
 Cal. ~~ALL ENTRIES WILL BE MADE IN BLOCK LATIN CAPITALS AND WILL BE MADE IN INK OR TYPE-SCRIPT.~~

CERTIFICATE OF DISCHARGE
 Entlassungsschein

CONTROL FORM D.2
 Kontrollblatt D.2

I
 PERSONAL PARTICULARS
 Personalbeschreibung

Dieses Blatt muss in folgender weise ausgefüllt werden:
 1. In lateinischer Druckschrift und in grossen Buchstaben.
 2. Mit Tinte oder mit Schreibmaschine.

SURNAME OF HOLDER HALFPAP
 Familienname des Inhabers

DATE OF BIRTH 9.8.25
 Geburtsdatum (DAY/MONTH/YEAR)

CHRISTIAN NAMES JOACHIM
 Vornamen des Inhabers

PLACE OF BIRTH STETTIN
 Geburtsort

CIVIL OCCUPATION SCHUELER
 Beruf oder Beschäftigung

FAMILY STATUS—SINGLE Ledig
 Familienstand MARRIED Verheiratet
 WIDOW(ER) Verwitwet
 DIVORCED Geschieden

HOME ADDRESS Strasse KARL-MIELE 49
 Ort GUETERSLOH
 Kreis WIENENBURG
 Regierungsbezirk/Land DETMOLD

NUMBER OF CHILDREN WHO ARE MINORS
 Zahl der minderjährigen Kinder 1

I HEREBY CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE PARTICULARS GIVEN ABOVE ARE TRUE.
 I ALSO CERTIFY THAT I HAVE READ AND UNDERSTOOD THE "INSTRUCTIONS TO PERSONNEL ON DISCHARGE" (CONTROL FORM D.1).

Ich erkläre hiermit, nach bestem Wissen und Gewissen, dass die obigen Angaben wahr sind.
 Ich bestätige ausserdem dass ich die "Anweisung für Soldaten und Angehörige Militär-ähnlicher Organisationen" u.s.w. (Kontrollblatt D.1) gelesen und verstanden habe.

SIGNATURE OF HOLDER Joachim Halfpap
 Unterschrift des Inhabers

II
 MEDICAL CERTIFICATE
 Ärztlicher Befund

OFFICE

DISTINGUISHING MARKS
 Besondere Kennzeichen

DEFEKTES GEBISS

DISABILITY, WITH DESCRIPTION
 Dienstunfähigkeit, mit Beschreibung

DYSTROPHIE

MEDICAL CATEGORY
 Tauglichkeitsgrad

I CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE ABOVE PARTICULARS RELATING TO THE HOLDER ARE TRUE AND THAT HE IS NOT VERMINOUS OR SUFFERING FROM ANY INFECTIOUS OR CONTAGIOUS DISEASE.

Ich erkläre hiermit, nach bestem Wissen und Gewissen, dass die obigen Angaben wahr sind, dass der Inhaber ungeschwächt ist, und dass er keinerlei ansteckende oder übertragbare Krankheit hat.

SIGNATURE OF MEDICAL OFFICER
 Unterschrift des Sanitätsoffiziers

A. A. J. J. J.

NAME AND RANK OF MEDICAL OFFICER
 IN BLOCK LATIN CAPITALS
 Zuname/Vorname/Dienstgrad des Sanitätsoffiziers
 (In lateinischer Druckschrift und in grossen Buchstaben)

Flüchtlingslager
 Friedland
 Der leitende Arzt

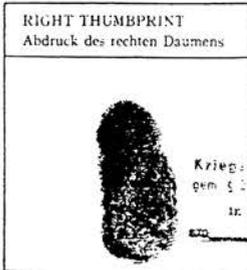
† DELETE THAT WHICH IS INAPPLICABLE
 Nichtzutreffendes durchstreichen

PEG 2524 6-46 500m

III
PARTICULARS OF DISCHARGE
Entlassungsvermerk

THE PERSON TO WHOM THE ABOVE PARTICULARS REFER
Die Person auf die sich obige Angaben beziehen

WAS DISCHARGED ON (Date) 1.1.49 FROM THE LUFTWAFFE
wurde am (Datum der Entlassung) 1.1.49 von der Luftwaffe entlassen



CERTIFIED BY
Beglaubigt durch

NAME, RANK AND
APPOINTMENT OF
ALLIED DISCHARGING
OFFICER IN
BLOCK CAPITALS

OFFICIAL
J. Wood
2.P.V.
SEAL

Amtlicher
Einprägestempel

Flüchtlingslager
Friedland/Leine



INSERT "ARMY", "NAVY", "AIR FORCE", "VOLUNTEER", OR PARA-MILITARY ORGANIZATION, e.g. "R.A.D.", "N.S.F.K.", ETC.
Wehrmachtteil oder Gliederung der die Einheit angehört, z.B. "Heer", "Kriegsmarine", "Luftwaffe", "Volkssturm", "Waffen SS", oder "R.A.D.", "N.S.F.K.", u.s.w.

40.- DM PAID ON DISCHARGE

SIGNED Gradmann
PAYMASTER

hat sich bis zum 11.9.49 beim zuständigen Krankenhausamt zur Untersuchung vorzustellen.
Arztl. Nachbehandlung erforderlich.
Krankenhouseinweisung erforderlich.

11. NOV. 49
Güttersloh

Flüchtlingslager Friedland

Verpflegt bis 10.11.49
Raucherkarte erhalten
Seite erhalten
An Erkrankung erhalten
über 30 Tage erhalten
Güttersloh, den 10.11.49

Prov. Heilanstalt
- Krankenhausbteilung



wurde heute eine Bekleidungsbeihilfe von 120,- DM ausgezahlt.
Güttersloh, den 22. Dezember 1949
Der Stadtdirektor
-Sohlfahrtsamt-

Flüchtlingslager Friedland mit
Krankenkassenbeitrag
1949

Abb. 98/99: Der offizielle Entlassungsschein aus der Kriegsgefangenschaft, der in den Westzonen ein unverzichtbares Dokument war (J. Halfpap).

4. Erste Enttäuschungen

Mit den ersten Problemen mußten sich die Kriegsgefangenen bereits schon bei der Bahnfahrt nach Hause auseinandersetzen: "Gewiß, der Personenwagen war voll besetzt. Obwohl jeder sofort erkennen konnte, daß ich ein Heimkehrer aus Rußland war, der kaum auf den Beinen stehen konnte, hielt es nicht ein einziger für nötig, mir auch nur für fünf Minuten seinen Platz anzubieten. Natürlich kam sofort der bittere Gedanken auf: Dafür das alles, acht Jahre deines Lebens" (E. Eggemann III,2). In einem anderen Fall wird berichtet, daß in einem Eisenbahnabteil eher Hunde einen Sitzplatz beanspruchen durften als "wojennoplennyjs" (G. Klöpfer, 29). K. Schnier (104) erlebte in der Straßenbahn durch die Gedankenlosigkeit einer Mitfahrerin einen recht nachhaltigen Schock: "Sie kannte meine Eltern sehr gut und auch mich und wußte nichts Besseres zu sagen als: 'Da werden sich die Eltern aber freuen. Dem Vater geht es ja sehr schlecht. Der soll es wohl nicht mehr lange machen!' Das saß. Diese ungeschickte, plumpe Redewendung sollte mich vielleicht auf unangenehme Überraschungen vorbereiten. Sie traf mich aber derart, daß ich den Wortlaut bis heute nicht vergessen habe."

Die Rußlandheimkehrer fielen durch ihre ausgemergelte Gestalt schon rein äußerlich auf. Den Zustand der "Leiche auf Urlaub" beschreibt der folgende Bericht: "In diesem Moment fuhr eine Lok heran und hielt vor mir auf dem Nebengleis. Der Lok-Führer schaute heraus und fragte mich mitleidig: 'Wo kommst Du denn her?' Meine Antwort: 'Aus Rußland, das siehst Du doch'. 'Ja', antwortete er, 'da hast Du recht, so kann man nur aus Rußland zurückkommen'. Sprach's und reichte mir seine Mittagsbrote heraus. Ich muß wie eine Leiche auf Urlaub ausgesehen haben, dazu die abgerissene Kleidung und ein Bündel ... Am Hause meiner Mutter angekommen, schellte ich aufgeregt ... Das Obergeschoß-Fenster öffnete sich, und unsere langjährige Mieterin schaute neugierig heraus, sah mich und schlug die Hände vor ihren Mund, als hätte sie einen Geist gesehen! Ich war ein Schock für sie. Wie würde es meine Mutter aufnehmen? Die Tür öffnete sich, meine Mutter und ich lagen uns weinend in den Armen. Auch für sie war mein Zustand ein Schock - wie für meine Schwester" (B. Petrat, 14).

Als im August 1945 ein aus britischer Gefangenschaft Entlassener in seinem künftigen Wohnort anlangte, wurde er von einem "Mann in den mittleren Jahren" angepöbelt: "Auch so ein Kriegsverlängerer!." Der Berichterstatter schreibt dann weiter: "Das war meine Begrüßung in der Heimat meiner Frau. Es traf mich wie ein Schlag, denn ich hatte mir nichts vorzuwerfen" (K. Berkenkopf, 6).

Enttäuschungen gab es aber auch in den Familien. So war es einigen Rußlandheimkehrern unbegreiflich, daß ihre Familienangehörigen das Brot, das sie mitbrachten, nicht essen wollten. W. Somberg (68) erinnert sich: "Bei der Ankunft im Elternhaus ... öffnete ich meinen aus Rußland mitgebrachten

Holzkoffer und entnahm ein Stück russisches Brot, welches uns als Proviant mitgegeben wurde. Mein Vater sagte, es ist ja schon so hart, ich bringe es zu den Enten im Garten. Ich konnte es einfach nicht begreifen, das wertvolle Stück Brot den Tieren zum Fressen zu geben."

Vertraute persönliche Dinge, die in der Gefangenschaft bei den Gedanken an die Heimat eine Rolle gespielt hatten, waren bei der Heimkehr einfach nicht mehr da. "Mit 17 Jahren hatte ich mir ein Halbballon-Tourenfahrrad mit Kilometerzähler für 110 Reichsmark gekauft, monatlich mit 10 RM abbezahlt. Es war eingeeilt, abgeschlossen und ohne Ventile auf dem Boden abgestellt. Als ich nun heimkehrte, war es nicht mehr da. Man glaubte, ich bliebe in Rußland. Es war im Krieg für Tabak, Zigaretten und Kaffee verkungelt" (K. Brinkgerd, 54b).

Auch der Gang zu den Behörden war für manche ein unvergleichbarer Leidensweg. Auf Verständnis konnten nur wenige Heimkehrer hoffen. Die Erfahrungen waren oft niederschmetternd. So erinnert sich K. Brinkgerd (54): "Ich habe dann am 14.4.1948 mein Russenzeug angezogen und bin dann zum Amt. Als ich reinkomme, sagt einer, ich konnte es gut verstehen: 'Wieder einer, der uns das Brot wegfrißt'. Hätte man beim Russen verrecken sollen. Er konnte ja nicht wissen, daß ich mehrmals dicht dran war, zu verrecken." Ein Heimkehrer aus Jugoslawien schreibt über seine Erlebnisse bei Behörden u.a. folgendes: " ... schockiert war ich jedoch über eine Frage auf dem Wohnungsamt: Warum ich überhaupt am Kriege teilgenommen hätte. Diese idiotische Frage beschäftigte mich noch eigentlich bis heute" (S. Völkel II,16f.).

K. Schnier (105ff.) schildert seine Erfahrungen mit den Ämtern wie folgt: "Am nächsten Morgen, es war der 24.12.1948, ging ich wegen des Heiligabends und der bevorstehenden Weihnachtsfeiertage frühzeitig zur Amtsbehörde, um die notwendigen ersten Formalitäten für meine Rückkehr ins bürgerliche Leben zu erledigen. Ich legte meinen Entlassungsschein vor, der den Stempel meiner polizeilichen Anmeldung bekam und die handschriftliche Eintragung mit Siegel und Unterschrift: 'Schnier hat eine Beihilfe als entlassener Kriegsgefangener von 25 DM erhalten'. Mit einem Hinweis auf den für damalige Zeiten recht guten Mantel, den ich anhatte, erklärte der Beamte noch: 'So nötig hättest Du ja diese Beihilfe eigentlich nicht'. Worauf ich eingeschüchtert wahrheitsgemäß nur antworten konnte: 'Entschuldigen Sie bitte, aber den Mantel hat mir mein Schwager geliehen, damit ich nicht in einer abgewetzten russischen Wattejacke hierher kommen mußte'.

Das Einwohnermeldeamt stellte mir dann eine schriftliche Genehmigung zum Wohnungswechsel aus, befreite mich zugleich vom Zuzugsverbot, aber mit dem Vermerk, daß Anspruch auf zusätzlichen Wohnraum aus dieser Genehmigung nicht hergeleitet werden könne. Ich stellte entsprechende Anträge mit dem Hinweis auf meinen bettlägerigen, sehr kranken Vater und auf die Tatsache, daß meine Eltern vor einigen Jahren aus freien Stücken

Bombengeschädigte aufgenommen hätten, die jetzt neben zwei weiteren Räumen auch mein früheres Zimmer bewohnten.

Als mein Vater zwölf Wochen nach meiner Heimkehr starb, hatte die Wohnungsbehörde nichts Eiligeres zu tun, als meine Eingabe mit dem lapidaren Satz abzulehnen: 'Da Ihnen aber mit zwei Personen drei Zimmer (darin war die Küche einbezogen) zur Verfügung stehen, müßten Sie damit auskommen ...'. Das alles mag für damalige Verhältnisse korrekt gewesen sein ... (doch es bedachte) in keiner Weise die Sensibilität eines Spätheimkehrers aus russischer Kriegsgefangenschaft. Oft hatte ich das Gefühl, mich entschuldigen zu müssen, daß ich überhaupt noch da war."

Zum Schluß dieses Abschnittes seien noch die Erlebnisse eines Entlassenen aus französischer Gefangenschaft geschildert: "Ich bin an einem Freitag in Bendfeld gelandet, und Samstag ging ich mit meinem Entlassungsschein zum Bürgermeisteramt. Dort wurde mir gesagt, daß ich auch noch Flüchtling sei und nach Pöppendorf müsse, um mich dort registrieren zu lassen. Ich fragte, ob ihnen nicht mein Entlassungsschein genüge ... Ja, da müsse ein Stempel rein ... Pöppendorf liegt hinter Lübeck. Nach Schönberg 7 km zu Fuß. Damals vom Klein- zum Hauptbahnhof 2 km. Samstag nach Pöppendorf, dort angekommen, großer Andrang, mich in die endlose Schlange gestellt, bin nicht mehr ran gekommen. In der Baracke übernachtet, und Sonntag ruhte der Betrieb. Am Montag bin ich ran gekommen. Wie ich dem Sachbearbeiter meinen Entlassungsschein vorlegte, sagt er: 'Sie kommen aus der Gefangenschaft und brauchen gar nicht hierherzukommen'. Wie ich ihm sagte, daß ich ausdrücklich hierher geschickt wurde, sagte er, ich solle den Betrieb nicht aufhalten. Tags darauf ich zum Bürgermeister, der sich vertreten ließ. Nun habe ich den Bezugsschein erhalten. Wie ich damit nach Hause komme, sagt mein Vater, für die drei Tage, die ich weg war, fehlen die Marken. Sage ich zum Alten: 'Genau wie in der Gefangenschaft, der Betrug geht weiter, der Unterschied ist nur, daß man hier frei 'rumläuft'. Dann bin ich zum Arbeitsamt hin, dort wurde mir gesagt, ich hätte erst einmal vier Wochen Ruhe. Danach schickten sie mich nach Kiel zum Amtsarzt, da ich kriegsbeschädigt bin. Dort war Massenabfertigung. Ein ganzer Schub in einen Raum, ganz ausziehen und wer dran war, vor aller Augen 10 Kniebeugen, anschließend abgehört, Oberarme vermessen, fertig, der Nächste. Nach paar Tagen bekam ich vom Arbeitsamt eine Vorladung, und nun liest mir der Arbeitsmensch den Befund vor, bis zur mittelschweren Arbeit oder im Beruf. Hat mich gleich ins Torfbruch schicken wollen. Habe protestiert. Da sagte der gute Mann, ich wäre doch gründlich untersucht worden. 'Ja, wie beim Adolf dem Großen, der Nächste, kv' (= kriegsverwendungsfähig). Das hat wohl großen Eindruck auf ihn gemacht. Ich brauchte (mich) nicht mehr anzustellen. Wenn er mich sah, winkte er mich nach vorne, nur Stempelgeld gaben sie mir nicht. Ich hatte auch keinen blassen Schimmer, da ich früher nie arbeitslos war" (F.B., 91ff.).



Abb. 100: Heimkehrer aus sowjetischer Gefangenschaft, Münster-Nienberge (Foto: A. Risse).





Abb. 101/104: Begrüßung des Heimkehrers Henrichmann durch die Bewohner Münster-Sprakels und seine Familie, 1953 (Foto: A. Risse).

Diese Begebenheiten weisen nicht nur auf eine kaum vorstellbare Gedanken- und Hilflosigkeit vieler Behördenvertreter hin, sondern zeigen, daß sich in Westdeutschland eine Haltung bemerkbar machte, bei der das Einzelschicksal und das Persönliche kaum noch zählten.

5. Probleme des Einlebens

Schon die ersten Kontakte mit der Heimat machten vielen Heimkehrern bewußt, daß das Einleben sie vor viele Probleme stellte, die nun gelöst werden mußten. Die Erfahrungen in der langen Zeit der Gefangenschaft und des Soldatenseins gaben ihnen nur wenige Handlungsanweisungen für ihr weiteres Leben. Ein Marinesoldat schreibt: "Die Welt hier war auf einmal fremd geworden, anders als noch im letzten Urlaub von der Kriegsmarine her des Jahres 1944. Die Menschen hatten sich verändert, alles hatte sich verändert, sogar ich selbst hatte mich verändert. Ich stand zwischen den Welten, der einen Welt, in der wir groß geworden waren, der Erziehung aus dem Waisenhaus in Frankfurt/Oder mit den ideologischen Grundbegriffen der Nazizeit, dem Umschulungswesen der Kriegsgefangenschaft, den jetzigen Strukturen einer demokratischen Erneuerung in unserem Land" (S. Völkel, 17).

Und in einem anderen Beispiel heißt es: "Das Wiedersehen mit meiner Mutter und den alten Freunden und Bekannten war nicht nur die Erfüllung allen jahrelangen Denkens, Sehnsens und Sprechens von uns nach daheim, es war gleichsam auch das Ende eines Lebensabschnittes, der geprägt war von der Sorge, Angst, Verlassenheit und Kameradschaft, Heimweh und Hoffnung auf eine Zukunft in Frieden. Vielleicht hat so mancher von uns geglaubt, an die Zeit vor dem Kriege wieder anknüpfen zu können, aber schon die ersten Gespräche im Lager Friedland hatten gezeigt, daß mit der Beseitigung der Trümmer, die der Krieg hinterlassen hatte, eine vielfältige Wandlung in allen Bereichen menschlichen Zusammenlebens einhergegangen war, von der wir nichts wußten. Mancher erlebte erst jetzt seine persönliche Stunde Null, als alles zusammenbrach" (J. Veit, 50a).

Die Heimkehrer hatten sich fast in allen Dingen mit einer für sie neuen Welt auseinanderzusetzen. Viele schafften den Übergang mühelos, knüpften an alte Bindungen an und paßten sich den Gegebenheiten des Nachkriegsdeutschlands an. Häufig wird in den Berichten diese Übergangsphase nur kurz angesprochen. Hin und wieder erfolgt in der Rückschau eine nachdenkliche Feststellung, wie die folgende: "Erstaunlicherweise hat mich die Gefangenschaft nicht verfolgt. Ich habe sie abgeschüttelt in meiner familiären und dörflichen Geborgenheit wie der Hund das Wasser" (J. Rottmann, 8). Doch ein hoher Prozentsatz der Einsender beschreibt ausführlich die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten. Manchmal gewinnt man

den Eindruck, daß vieles unausgesprochen bleibt, weil es den Gesamtrahmen der Beantwortung gesprengt hätte. Oft ist aber auch eine gewisse Sprachnot aus den Niederschriften herauszulesen, die verdeutlicht, daß es für das Unsagbare eben keine Worte gibt.

Es ist nicht möglich, hier ein einigermaßen repräsentatives Bild zu geben, da die Einzelschicksale doch recht unterschiedlich sind. Die Skala reicht von der Rückkehr in eine intakte Familie und die Geborgenheit einer ländlichen Gemeinschaft bis hin zu den heimat- und familienlosen Heimkehrern, die krank und verbittert sich einer feindlichen Welt ausgesetzt fühlen und für die - so bitter es klingen mag - die russische Gefangenschaft das kleinere Übel bedeutet hat. Es können daher im folgenden nur einige Schlaglichter gegeben und auf einige Problemfelder aufmerksam gemacht werden.

a. Familie

Vergleichsweise harmlos und individuell bedingt waren die Probleme mit der Nahrungsumstellung und den Schlafgewohnheiten. Viele Heimkehrer aßen zunächst nach Herzenslust. So mancher vertrug diese plötzliche Überfütterung nicht. In einigen Familien sorgten die Eltern dafür, daß die Ernährung nach und nach umgestellt wurde. "Zu essen bekam ich zunächst nur einen Teller Milchsuppe. Das hatte seinen Grund darin, daß bekannt geworden war, daß ausgehungerte Menschen sich verständlicherweise zu Eßbrot hinreißen ließen, die zu schweren Erkrankungen und auch zum Tode geführt hatten" (E. Schmitte III,2).

Einige Einsender berichten davon, daß sie in der ersten Zeit nicht in einem Bett schlafen konnten und sich auf den Boden vor das Bett legen mußten. "Doch war sie (die Mutter) eines Morgens ganz erstaunt, als sie mich statt im Bett, auf dem Bettvorleger liegen sah. Ich mußte ihr dann erklären, daß ich nicht aus dem Bett gefallen war, sondern mich freiwillig dort hingelegt hatte. Die weichen Matratzen hatten mich nach dem jahrelangen harten Lager nicht einschlafen und immer das Gefühl des Absinkens aufkommen lassen. Ich habe einige Zeit Schlafmittel nehmen müssen, bis ich diese Schwierigkeiten überwunden hatte" (K. Schnier, 107f.).

Von Wesentlich größerer Bedeutung waren die sozialen Kontaktfelder, in denen sich jeder Heimkehrer erst zurechtfinden mußte. Zunächst sei ein Extremfall angeführt: "Das Wiedersehen war sehr schön. Aber nun konnte man auch Bilanz ziehen. Meine Eltern waren 69 und 58 Jahre alt. Mein anderer Bruder war schon schwer verwundet nach Hause gekommen. Drei Brüder waren gefallen. Und zwei Schwestern waren gestorben. Das Geschäft meines Vaters war ruiniert. Ein Nazi, der es verstanden hatte, daß er nicht Soldat werden brauchte, hatte die Materialzuteilungen für sich umdirigiert. Meine Eltern waren durch diese Schläge verbittert, deprimiert und seelisch gebrochen. Meine Eltern hatten aus religiösen Gründen nie den Hitler gewählt. Mein Vater hat sich eher aktiv durch Vervielfältigen und Verbreiten

der Predigten des Kardinals Graf von Galen gegen dieses Regime betätigt. Die einrückenden Truppen hatten noch die Fertigware geraubt und geplündert. Einen Schadensersatz hat er nie bekommen. Wie früher viele Handwerker hatte er auch nicht in einer Altersversicherung geklebt. Seine Familie war eben seine Versicherung. Nun standen meine Eltern fast ohne Einkünfte da. Nur im Familienverbund konnte man nun überleben. Ich fand eine Arbeit als Kraftfahrer auf einem Holzvergaserfahrzeug. Eine feste Arbeitszeit gab es nicht. Die Arbeitszeit betrug an sechs Tagen in der Woche 12 Stunden und mehr. Der Wochenlohn betrug 30 RM, wovon ich noch die Monatsfahrkarte von Emsdetten nach Münster kaufen mußte. Der Rest kam in die Familienkasse. Meine früheren Freunde waren alle gefallen. Ein Privatleben gab es nicht. 1949 fand ich dann eine Stelle als Fernlastfahrer ... Ich begann jetzt zu rauchen, da ich herausgefunden hatte, daß es gegen Hunger und Müdigkeit half. Das Essen war auch im Vergleich zum Rauchen zu teuer. Im Laufe der Zeit besserte sich alles, aber an eine Heirat war noch nicht zu denken. Ich empfand es auch verantwortungslos, Kinder in solch eine Welt zu setzen. 1970 heiratete ich dann, aber für Kinder war es jetzt zu spät" (Th.B., 8f.). Immer wieder wird in Berichten mehr oder weniger deutlich das Problem der Heirat angesprochen. Unseren Berichten nach heirateten die heimgekehrten Junggesellen entweder gar nicht oder aber zu sehr später Zeit. Hinzu kam, daß viele Heimkehrer ihre Partnerin nach vielen Jahren der Trennung wiedersahen. So berichtet ein Vertriebener, er habe seine Braut mehr als sieben Jahre nicht gesehen, bevor er sie dann endlich in seiner neuen Heimat Werne wiedertraf (K. Seiffert, 6).

Besonders schwierig war es für all jene Heimkehrer, die während der gesamten Dauer der Gefangenschaft in der Erwartung gelebt hatten, von ihrer Frau oder ihrer Verlobten mit offenen Armen empfangen zu werden, und die nun feststellen mußten, daß ihre ehemaligen Partnerinnen andere Beziehungen eingegangen waren. Ein Berichterstatter, der in französischer Gefangenschaft gelebt hatte, schreibt uns, er sei nach sieben Jahren wieder nach Hause zurückgekehrt und habe feststellen müssen, daß seine Frau mit einem anderen Mann zusammenlebte. Er ist daraufhin wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Und in einem anderen Bericht heißt es: "Mein Sohn war inzwischen vier Jahre alt, als ich von anderen Leuten erfuhr, daß meine Ferngetraute in einer anderen Stadt mit einem anderen Mann in einer Wohnung zusammenlebte, unter seinem Namen ... Da ich kein Geld hatte, um ihn (den Rechtsanwalt) und die Scheidung zu bezahlen, ging das aufs Armenrecht. Die Verhandlung dauerte zehn Minuten. Ich brauchte kein Wort zu sagen, auch nichts zu bezahlen. Wir waren auseinander. Ich bekam das Sorgerecht für meinen Sohn. Gegen mich lag folgendes vor: Ich war kein schicker Feldwebel mehr in Uniform, ich hatte keine Haare mehr, also unansehnlich, außerdem war ich krank und somit unbrauchbar" (K. Brinkgerd, 55).

Krank und bejammernswert, "offenbar ein Risiko für das Mädchen" (B. Petrat, 15), "verbrauchte, ausgehungerte Männer, ohne Potenz" zum "Gespiß unserer Umwelt" (O. Franz, 3), das waren die Niederungen, aus denen sich viele Heimkehrer mühsam herausarbeiten mußten.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung war in solchen Situationen die Unterstützung durch hilfreiche und einfühlsame Partner. Viele Ehefrauen haben geduldig mitgeholfen, daß die ehemaligen Gefangenen in ein "normales" Familienleben zurückfanden. Die folgende Feststellung gilt für viele: "Nach meiner Heimkehr am 8.11.1949 kam eine schwere Zeit der Eingewöhnung für mich. Alles war so hastig. Zudem war ich scheu geworden. An Bekannten lief ich schon 'mal vorüber. Zudem kam ein leichtes Drängen meiner Eltern, daß ich doch bald heiraten möchte. Meiner Mutter fiel die Arbeit sehr schwer. Es war gut, daß ich das Mädchen schon lange kannte. So war denn Oktober 1950 die Verlobung und Juni 1951 die Hochzeit. Meine nunmehrige Frau hat viel dazu geholfen, daß ich mein altes Selbstvertrauen zurückbekam" (J. Beckbauer, 13).

Probleme gab es auch mit den Kindern, die in der Zwischenzeit herangewachsen waren und gelernt hatten, ohne den Vater auszukommen. "Nach dem Tode meiner Frau hatte meine Mutter meine beiden Kinder bei sich aufgenommen. Die beiden haben mich bei meiner Heimkehr nicht wiedererkannt. Der Junge war inzwischen sechs Jahre und die Tochter vier Jahre alt. Es war schwer, mit ihnen vertraut zu werden. Die Kinder haben lange Zeit in mir einen Fremden gesehen" (E. Berger, 7).

b. Kontakt zur Außenwelt

Für die Männer, die mit 14 oder 15 Jahren Soldat geworden waren, und dann nach mehrjähriger Gefangenschaft nach Hause zurückkehrten, war oft genug der Besuch einer Tanzschule ein möglicher Weg, Umgangsformen zu lernen und "im öffentlichen Leben mitzumachen" (W. von Kentzinsky, 83). J. Halfpap schreibt dazu: Die Tanzschule "war für mich wichtig, sie war allerdings kaum Zugang zur neuen Umgebung. Sie war wichtig, denn ich wollte und mußte mich wieder an weibliche Personen gewöhnen. Es fiel mir zunächst schwer, den Entschluß zum Besuch der Tanzschule zu fassen. Es war alles so verwirrend, laut, fröhlich. Alles, was der Mensch brauchte, war vorhanden, sogar noch mehr. Ich kam aus der Finsternis, mir hatte es jahrelang an allem gemangelt. Allerdings hatte ich gelernt, immer dort wieder anzufangen, wo ich aufgehört hatte. So auch in diesem Fall: mit 15 Jahren (1943) wurde ich Luftwaffenhelfer - ohne Tanzschule. Also mußte ich hier ansetzen und fortfahren. Tanzschule gehörte dazu" (J. Halfpap, 90a). In der damaligen Zeit war es ganz selbstverständlich, daß die Tanzschule nicht nur das Tanzen vermittelte, sondern auch die Umgangsformen der Geschlechter miteinander mit einbezog.

In vielen Fällen führte der Besuch der Tanzschule auch dazu, einen Ehepartner zu finden (W. von Kentzinsky, 84). Die Teilnahme am öffentlichen Leben, das "Sich-wieder-Einreihen", vollzog sich auch über die Teilnahme am Vereinsleben, dem Leistungssport oder dem Besuch der verschiedensten Bildungsveranstaltungen. Eines der Grundprobleme war allerdings die Umstellung auf die wiedergewonnene Freiheit: "Freiheit ohne Stacheldraht und Bewacher. Tun können, was nicht vorgegeben wird. Nicht nur unter Männern sein. Zivilisation mit so vielen Informationen. Mobilität, wie man sie wünscht - egal wohin. Ich kann heute gar nicht das alles aufzählen, was mir damals so fremd vorgekommen ist: Das Leben und Treiben in den Städten und auf den Straßen, die vielen Menschen rundum. In Kaufhäusern hatte ich Platzangst. Oft fühlte ich mich ganz komisch, weil mich keiner beaufsichtigte oder beobachtete. Es war ein Gefühl, daß sehr schwer zu beschreiben ist" (H.J.L., 22).

c. Beruf

Große Schwierigkeiten bereitete es den Heimkehrern, im Berufsleben Anschluß zu finden. Viele sind von der Schulbank oder ohne Abschluß einer Lehre als Soldaten eingezogen worden und mußten nun eine Berufsausbildung nachholen. Die Heimkehrer waren in der Regel älter als diejenigen, die gleichzeitig mit ihnen die Berufsausbildung begannen. Ein Spätheimkehrer berichtet: "Nach einem gestifteten Kuraufenthalt in Bad Waldliesborn kümmerte ich mich Anfang 1954 um Arbeit. Auf 13 mit ungeübter Hand geschriebene Bewerbungen erhielt ich zwei Angebote. Letztlich übernahm mich im April 1954 doch noch die Post. Da saß ich als 27jähriger - der Lesen, Rechnen, Schreiben fast verlernt hatte, wie auch das Denken und Sich-Konzentrieren - mit den um etwa 10 Jahre Jüngeren auf der Schulbank. Es ist mir nicht leicht gefallen, ich wollte aufgeben - aber ich habe auch das hinter mich gebracht. Gottlob! Heute mag mich mancher, der mich damals ausgelacht hat wegen der 186 DM monatlich, gar beneiden. So ist das" (H.J.L., 22).

J. Halfpap (91a) weist dagegen auf die Vorteile des höheren Alters hin und schreibt: "Zugang zur neuen Umgebung war mein Besuch der Höheren Handelsschule. Hier war man zeitlich länger zusammen - werktäglich fast immer sechs Unterrichtsstunden, Zeitraum ein ganzes Jahr. Viel wurde geredet und debattiert, ich hatte auch wieder viel Spaß am Leben. Als Älterer in der Klasse hatte mein Wort einigermaßen Gewicht, denn ich hatte nach Ansicht vieler Klassenkameraden schon Vergangenheit. Man fand interessant, was ich schon gesehen und erlebt hatte. Vermutlich habe ich nur von guten und fröhlichen Erlebnissen erzählt. In dieser fröhlichen, netten, unbeschwerten Umgebung lernte ich meine Frau kennen! Sie war eine Klassenkameradin. Das war der Zugang zur neuen Umgebung!"

Nach der Ausbildung begann dann die mühevolle und oft deprimierende Zeit der Bewerbungen. Hierzu bemerkt der bereits oben zitierte Bericht-erstat-ter: "Übrigens, was jetzt auf mich zukam, übertraf den bereits erwähnten Frust um ein Vielfaches! Es muß von diesem schönen Wort Frust eine Steigerung geben. Ich habe dieses Gefühl jedenfalls erlitten. Wo ich hinkam, wo ich mich bewarb, wo ich mich vorstellte: 'Nein, danke. Schon besetzt. Kein Bedarf!' Am meisten regte es mich auf, wenn mir gesagt wurde: 'Sie sind zu alt!' Zum Donnerwetter, wieso eigentlich? Hatte ich denn meine Jahre vertrödelt" (J. Halpapp, 91).

Zur Situation auf dem Arbeitsmarkt im Jahre 1946 heißt es in einem anderen Bericht u.a.: "Überall hielt ich Ausschau, eine Arbeit zu bekommen. Obwohl mein Onkel eine stadtbekannte Persönlichkeit war - er leitete nämlich das Kommunalsteueramt -, war es ihm nicht möglich, mich in Arbeit zu bringen. Die Ämter waren besetzt, und war eine Stelle frei, dann hielt man sie für einen Heimkehrer offen, der früher schon dieselbe innehatte. Die Stelleninhaber waren außerdem froh, selbst eine Arbeit zu haben ...

In der Privatwirtschaft sah es ebenfalls trostlos aus. Die Reichsmark war nicht stabil, und Ware produzierte keiner für Reichsmark im Überfluß. Unternehmer standen selbst an der Werkbank. Der Schwarzhandel blühte. Man plante nur von heute auf morgen. Immer wieder sprach ich bei vielen Institutionen vor. Klopfte ich bei der Polizei an oder bei staatlichen und kommunalen Behörden: 'Was waren Sie?' 'Nein, aktive Soldaten dürfen wir laut Militärgesetz der englischen Besatzungsbehörden nicht einstellen!' Es war zum Verzweifeln" (U. Bulgrin, 22f.). Der Bericht-erstat-ter kam dann schließlich beim Zollgrenzdienst unter, weil er zu einer Notlüge griff: Er gab sich als Reserveoffizier aus. In einem anderen Bericht werden einige Gründe für die damalige Zurücksetzung der Heimkehrer zusammengestellt: "Die berufliche Eingliederung in die neue Gesellschaft war für mich äußerst schwer. 1939 hatte ich auf der Molkereifachschule meine Lehre mit erfolgter Gehilfenprüfung beendet. Danach konnte ich noch drei Jahre in meinem Beruf arbeiten. Nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft war ich zehn Jahre aus meinem Beruf 'raus. Ich hätte also wieder von vorne anfangen müssen. Das war aber nicht das eigentliche Problem. Das Problem war: 1. Sämtliche Stellen waren von ehemaligen Soldaten, die gleich nach dem Kriege zurückgekommen waren, und von Ostflüchtlingen besetzt. 2. Die Kapazitäten der Betriebe waren durch die geringe Milchlieferung bei weitem nicht ausgelastet. (Bei) Rücksprache mit dem Arbeitsamt und den verschiedenen Fachverbänden, sofern schon wieder welche vorhanden waren, (hieß es): ich sei ja noch nicht verheiratet und hätte somit keine Aussicht in meinem Beruf wieder unterzukommen. Die verheirateten Kollegen hätten den Vorrang. Das war für mich eine herbe Enttäuschung. Ich habe mit Leib und Seele an meinem Beruf gehangen. Erst nach meiner Heirat 1954 bekam ich

wieder festen Boden unter den Füßen. Bis dahin habe ich verschiedene Arbeiten gemacht" (A. Holleck I, 14).

Die Heimkehrer gelangten oft genug zu der Erkenntnis, daß sie zu spät kamen und die Rosinen im Kuchen bereits verteilt waren "unter denen, die früher da waren bzw. nicht Soldat werden mußten" (O. Franz, 3). Bei vielen Männern führten die Soldatenzeit und die Gefangenschaft entweder zu einem "Karriereknick" oder aber verringerten erheblich die Chancen einer angemessenen Berufsausbildung. Zu diesem Problem sei noch die Stimme eines Heimkehrers angeführt, der in den ehemals angestrebten musischen Beruf nicht mehr hineingekommen ist: "Das Einleben nach der Entlassung aus der Gefangenschaft in der Heimat war für mich am Anfang nicht einfach. Mit damals 34 Jahren war ich lediglich 'Student mit Osterfahrung'. Ich hätte zwar mein abgebrochenes Studium wieder aufnehmen können, aber meine Lehrer rieten mir davon ab. Welches renommierte Orchester hätte wohl einen 36- oder 37jährigen Musiker ohne Erfahrung übernommen? Nach reiflicher Überlegung nahm ich das Angebot der Stadt Mannheim an und absolvierte eine Ausbildung in der Verwaltung mit einem Anfangsgehalt von 320 DM. In der ersten Woche des 8-Stunden-Bürotages kam ich mir vor, als sei ich erneut in Gefangenschaft geraten. Zum Glück war ich damals noch nicht verheiratet - diese Belastung blieb mir erspart" (J. Herschler, 2).

d. Vertriebene Heimkehrer

Eine besonders ungünstige Ausgangsposition mußten die ostvertriebenen Heimkehrer überwinden. Oft hatten sie einen Verwandten oder Bekannten im Westen, bei dem sie nach der Entlassung erst einmal unterkommen konnten. Danach versuchten sie erst einmal den Kontakt zu ihren Familienangehörigen wieder herzustellen: "Die Suche nach den Eltern und Geschwistern begann sofort nach der Heimkehr. Es gab viele Suchdienste, die man in Anspruch nehmen konnte und mußte, wenn man Erfolg haben wollte. So fand ich dann auch meinen Zwillingbruder im September 1946, der in der Nähe von Ulm seit Mitte 1946 lebte. Er war in britischer Kriegsgefangenschaft gewesen und auch früh entlassen worden. Im Mai 1947 fand ich dann durch meinen Zwillingbruder meine Eltern und meine Schwester. Sie hatten nun in Probstzella eine neue Heimat gefunden, also in der sowjetischen Besatzungszone, nachdem sie durch die Polen aus Stolp ausgewiesen worden waren. Meine Eltern standen auch schon brieflich in Verbindung mit meinem ältesten Bruder, der im Raum Stade (britische Zone) mit seiner Frau untergekommen war (Twielenfleth - Altes Land bei Hamburg). Die Familie war also nach dem Krieg in alle Winde zerstreut worden (und blieb es auch bis heute). Das war der Erfolg der hitlerischen Politik" (J. Schulz, 28f.).

Probleme gab es auch bei der Unterkunft: "Der Anfang in der neuen Heimat war nicht leicht. Ich hatte kein Dach über dem Kopf, da meine Mutter so beengt wohnte, daß sie mich nicht aufnehmen konnte. Eine

Bergmannsfamilie war so freundlich, mir für die ersten Tage einen Schlafplatz zur Verfügung zu stellen. Damals stellte die Zeche Werne noch Bergleute ein. So wurde ich auch Bergmann, obwohl es nicht mein Beruf war. Es hatte aber den Vorteil, daß ich eine Unterkunft in einer Zechenbaracke fand, in der neben mir noch viele Ostvertriebene hausten. Erst später, im November 1950, bekam ich eine der ersten Neubauwohnungen, die in Werne gebaut wurden" (K. Seiffert, 5).

Die Heimatvertriebenen wurden von der einheimischen Bevölkerung in vielen Fällen als lästige Konkurrenz empfunden. Von der Diskriminierung zur Kriminalisierung war dabei oft nur ein kleiner Schritt: "Verschiedene Nachbarn, die meine Notlage kannten, holten mich zu Feldarbeiten. Der Nebenverdienst wurde mir mißgönnt. Ich wurde beim Arbeitsamt Detmold angezeigt. Für einige Zeit wurde mir das Arbeitslosengeld gesperrt. Da ich viel Zeit hatte, ging ich in den nahen Wald, um für etwas Brennholz zu sorgen. Beim zweiten Mal stellte mich der Förster zur Rede und zeigte mich auch gleich an. 25 DM Strafe mußte ich bezahlen. Wir waren als Heimatvertriebene und ich als Kriegsgefangener noch nicht genug bestraft. Im Frühjahr 1950 bekam ich endlich Arbeit in einer Ziegelei in Blomberg. Nun konnte ich Geld verdienen. Erst am 16.1.1951 wurde ich von der Deutschen Reichsbahn wieder eingestellt. Hier wäre mir die Vorstrafe, Diebstahl von Brennholz, bald zum Verhängnis geworden. Ein verständnisvoller Dienststellenleiter hat mich trotzdem eingestellt" (B. Pachel, 10f.).

Neben den besonderen Problemen kamen natürlich noch all die anderen "normalen" Schwierigkeiten des Einlebens hinzu. Die uns vorliegenden Berichte sind aber zu sporadisch, um das ganze Ausmaß der Anpassungsprobleme der vertriebenen Heimkehrer herausstellen zu können.

e. Angehörige der Waffen-SS

Ähnlich verhält es sich mit der Eingliederung der ehemaligen SS-Leute. Hier scheint aber im Gegensatz zu der Flüchtlingsproblematik ein gesellschaftliches Tabu zu herrschen, das auch von der Wissenschaft bisher unreflektiert übernommen wurde, obwohl die Geschehnisse um den Besuch des US-Präsidenten in Bitburg zumindest die Wissenschaftler nachdenklich gestimmt haben sollten. Die Angehörigen der Waffen-SS waren es, die am längsten in der Gefangenschaft aller Gewahrsamsmächte festgehalten worden waren. Die Zugehörigkeit zu einer SS-Einheit oder einer anderen Eliteeinheit reichte aus, um einen Schuldspruch zu fällen. Viele Rekruten und junge Soldaten kamen in den letzten Kriegsmonaten zwangsweise zur Waffen-SS und waren nicht einmal als SS-Leute eingekleidet worden. Sie trugen allerdings in der Mehrzahl schon das Blutgruppenzeichen und waren daher fortan im wahrsten Sinne des Wortes gebranntmarkt. Vor allem die jüngeren SS-Leute kann man zu den Hauptleidtragenden rechnen. Sie besaßen innerhalb der Truppe keine nützlichen Verbindungen und mußten sich - im Gegensatz zu der SS-

Führungsschicht - in der Nachkriegszeit mühselig durchschlagen. Hierzu ein Bericht, der in seiner zögernden Art Andeutungen macht, die auf viele unausgesprochenen Probleme hindeuten: "Zu Hause war es so, ich konnte nicht tanzen. Kein Geld für einen Tanzkursus, nur das Zeug, was ich anhatte (Hemd, Hose und Jacke mit PG versehen), keine Arbeit. Man bekam auch nirgendwo etwas Unterstützung. Man mied auch Geselligkeiten, weil man so abgestumpft war. Vor allen Dingen man mußte so vorsichtig sein mit dem Reden, man mußte erst zweimal überlegen, was man sagen durfte. Überlegen Sie mal: Fünf Jahre aus dem Zivilleben raus. Erst der Krieg, eben Ausbildung, auch kein Ausgang, nur Bereitschaft. Dann einen Einsatz nach dem anderen. Wir kamen ja nicht mehr in Ruhe. Wenn ich Vater und Mutter totgeschlagen hätte, wüßte ich wofür. Aber es war weit, weit schlimmer" (H. Hasse II, 2).

W. Somberg (72) wendet sich mit Recht gegen die Kollektivschuld: "Vom soldatischen Gegner geachtet, in Nürnberg vor der ganzen Welt so diffamiert, daß wir das Kainszeichen der Geächteten nicht mehr los werden. So wurde die gesamte SS zur verbrecherischen Organisation erklärt und mit den Untaten der KZ-Schergen und den Institutionen Himmlers kollektiv verurteilt."

Die Möglichkeiten der Diskriminierung der Waffen-SS-Angehörigen waren vielfältig. So schreibt W. von Kentzinsky, der sich dazu bekennt, aus soldatischer Familientradition heraus sich freiwillig zur Waffen-SS gemeldet zu haben, folgendes: "Die Titopartisanen von 1945, die Briten, die Amerikaner und ganz besonders die Franzosen von 1947/48 waren humaner als 'diese Deutschen'! - Das war eine Erfahrung, die mich denken ließ: 'Wäre ich doch lieber hinter Stacheldraht geblieben'.

Ich bekam eine Aufforderung, zum Vertrauensarzt zu kommen. Er untersuchte mich, und als er am linken Oberarm die Narbe der Blutgruppen-tätowierung der Waffen-SS sah, war es aus mit dem 'Kranksein'. Jetzt würde es aber Zeit, daß ich endlich 'mal arbeiten würde! Obwohl ich noch sagen durfte, daß ich mich von den Strapazen der Gefangenschaft wenigstens noch einige Tage erholen möchte, sagte er: 'Nein, arbeitsfähig'. Ich kam aufgrund dieser Begebenheiten zu der Erkenntnis, daß das deutsche Volk nur aus Widerstandskämpfern bestand ... Also ging ich in die ehemalige Firma, und weil es ein Tag vor Weihnachten war, sagte einer der Angestellten, daß ich ja nur käme, um die Weihnachtsgratifikation zu kassieren. - Es ging so weiter mit diesen Demütigungen: Als ich in meinem langen Wehrmantsmantel ... über den Marktplatz ging, sagte einer zu mir, daß ich die 'Militär-Knöpfe' doch wenigstens abtrennen könnte. Als ich wieder in meiner Familie war, bemerkte meine Mutter: 'Der Junge erzählt überhaupt nichts'. Und wenn ich dann und wann mit meinem jüngeren Bruder ein bißchen Ringkampf machte, sagte sie: 'Jetzt macht er die SS-Griffe, wo sie die Juden mit umgebracht haben'. Später habe ich auch erfahren, wo sie das herhatte: Sie mußte sich

die Filme der britischen Besatzungsmacht über die Verbrechen der SS ansehen! Und wenn sie mich auch umsorgte und alles für den Heimkehrer tat, wurde ich 'ein unbeschreibliches' Gefühl nicht los" (W. von Kentzinsky, 80f.). Ich glaube nicht, daß durch Vergessen oder allgemeine Ächtung derjenigen, die sich in den Gliederungen der NSDAP betätigt haben, die Aufarbeitung unserer Geschichte betrieben werden kann. Persönliche Schicksale hin, persönliche Schicksale her, sie finden nicht in einem unverbindlichen Raum statt, sondern stoßen sich mehr oder minder hart an den gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen.

f. Krankheiten

Über die gesundheitlichen Schäden, die durch die Kriegsgefangenschaft entstanden sind, ist schon viel geschrieben worden. Auch Albrecht Lehmann (1986, 157ff.) hat sich mit diesem Problem eingehend auseinandergesetzt. Daher können im folgenden nur einige Grundlinien herausgestellt werden.

Viele Heimkehrer, die an Verwundungen, Krankheiten und Unterernährung litten, mußten sich längeren Krankenhausbehandlungen unterziehen. Manchmal half auch eine solche stationäre Behandlung nicht weiter, so daß den Heimkehrern nichts anderes übrigblieb, als in der Familie und durch Eigeninitiative ihre körperlichen und seelischen Schäden zu kurieren. "Mein schlechter Gesundheitszustand erzwang einen längeren Krankenhausaufenthalt. Hier hatte man jedoch keinerlei Erfahrung, wie hochgradig Unterernährte zu behandeln waren. Man sagte mir, ich müsse tüchtig essen, um wieder auf die Beine zu kommen. Nun, es gab überwiegend Suppen - gute Suppen. Mein Magen hatte keinen Boden mehr - ich wurde einfach nicht satt und aß vier bis fünf Suppenteller leer. Die Schwestern freuten sich über meine ständige Gewichtszunahme. Ich ging auf wie Hefe: Tägliche Zunahme 2-3 kg. Mein Körpergewebe wurde immer stärker aufgeschwemmt, und mein Kreislauf war kurz vor dem Zusammenbruch. Man stelle sich vor: In nur vier Monaten nahm ich 50 kg zu! Am 5.7.1947 wog ich etwa 50 kg, am 11.11.1947 waren es 102,5 kg.

Da ich feststellen mußte, daß man mich durch falsche Behandlung und Anleitung um ein Haar noch in der Heimat umgebracht hätte, verfolgte ich mein eigenes Konzept: Umstellung des Essens und langsame Heranführung an den Sport, den ich vor dem Kriege als Leichtathlet intensiv betrieben hatte. Es ging bergauf, wenn es auch ein langer Weg war. Seit 1948 trieb ich wieder regelmäßig Sport (bis heute)" (B. Petrat, 15).

Oft genug stellten sich dauerhafte körperliche Schäden erst nach Jahren ein, und dann war es schwierig, wenn nicht gar unmöglich, zu beweisen, daß diese Krankheiten von der Gefangenschaft herrührten. Zu diesen Spätschäden sei der folgende Bericht angeführt: "Später erhielt ich eine 30prozentige Kriegsbeschädigung attestiert. Platzwunden an beiden Beinen, Leberfunktionsstörung und Untersäurigkeit des Magens. Aus Anlaß einer späteren

Kapitalisierung der Rente behielt ich den Schaden an den Beinen, der sich verschlimmert hat. Im Jahre 1949/50 erkrankte ich an Morbus Boeck, was ich auf die Entbehrungen zurückführte. 1965 stellte sich bei mir Gelbsucht ein und 1970 und 1973 Störungen im Dickdarmbereich, die ich auf Ruhrerkrankungen zurückführe" (H. Borgert II,4.).

Und ein anderer Berichterstatter, der sich ein schweres Herzleiden als Folge seiner Gefangenschaft in Frankreich zugezogen hatte, schreibt über seine Erkrankungen: "Bei den Unterlagen hatte ich noch ein ärztliches Gutachten, aus dem hervorging, daß wegen 'Strapazen in der Kriegsgefangenschaft sowie Nierenerkrankung nach Gewehrkolbenschlag' die Entschädigung nach der sozialen Dringlichkeit vorzeitig zur Auszahlung kommt. Seit dieser Zeit verbrachte ich meinen Feierabend sehr oft beim Urologen, bis ich 1961 sagen mußte: Ich kann nicht mehr konzentriert arbeiten - die Niere schmerzt ständig. Also Nierenoperation re(chts): Ein Stein von der Größe eines Groschens kam zum Vorschein ... Es war alles schön und glücklich, in der Familie, im Beruf usw. bis im Jahre 1969 Schmerzen im linken Ellenbogengelenk auftraten. Zur gleichen Zeit war ich bei einer TBC-Reihenuntersuchung ... Die gaben mir am 25.2.1969 Nachricht, daß sie am Herzen ... eine krankhafte Veränderung entdeckt hätten. Jetzt ging es vom Hausarzt zum Facharzt - in die Klinik Minden bis nach Göttingen: Prof. Dr. F. Scheler diagnostizierte: Eine 'reine, klassische Mitralklappenstenose', d.h. Mitralklappenverengung. Mit dieser Diagnose war ich für die Uni und für die Studenten der Medizin ein wissenschaftlicher Fall, und so diente ich mit meiner MS an der Universitäts-Klinik der Forschung und Lehre ... Also stellte ich den Antrag am 12.2.1970 beim Versorgungsamt Bielefeld, und der Bescheid vom 27. September 1971 brachte die Anerkennung als Kriegsbeschädigter mit der Begründung 'Strapazen in der Kriegsgefangenschaft'! Im August 1972 war dann schon die Herzklappenoperation, und mit ihr war meine berufliche Laufbahn beendet" (W. von Kentzinsky, 84ff.).

Viele ehemalige Kriegsgefangene haben sich bei dem monatelangen Kämpfen auf dem feuchten Erdboden rheumatische Beschwerden und Nierenbeckenentzündungen zugezogen (F. Brand, 30; W. Becker, 9). Andere leiden unter Rückenschmerzen (H. Herschler, 2; H.J.L., 25), Lungen-TB (H.M., 8; E. Birkobein, 11), Erkrankung der Netzhaut (W. Hartmann, 30), Sehstörungen (H. Hilbing, 7), Langwierigen Hautkrankheiten und Haarausfall (F. Watermann, 4), Malaria (B. Kordt, 28), Ödeme, besonders an den Beinen (F. Brand, 30; G. Klöpffer, 30) Leberschäden (H. Herschler, 2) usw. usw. Ein Berichterstatter sandte uns einen Bescheid vom Versorgungsamt zu, auf dem folgende "Behinderungen" verzeichnet sind:

1. "Beiderseitige hohe Kurzsichtigkeit, Trübung der Linse, Aderhautatrophie, zentraler Sehnervenschwund,

2. Chronische atrophische Umbaugastritis,
3. Wirbelsäulenverschleiß,
4. Chronische Bronchitis bei Lungenblähung,
5. Chronische Vorsteherdrüsenentzündung mit Harnentleerungsstörungen,
6. Coronare Herzkrankheit."

Es ist also kein Wunder, wenn so mancher Heimkehrer seit der Rückkehr "immer in ärztlicher Behandlung" (H.J.L., 25) war.

Vielen Heimkehrern fiel es schwer, ihre gesundheitlichen Schädigungen als Folge der Gefangenschaft glaubhaft nachzuweisen. Hierzu der folgende Bericht: "Auf Anraten meines Arztes habe ich dann einen Antrag auf Anerkennung der Erwerbsminderung gestellt. Auf Grund des Ergebnisberichtes vom Krankenhaus erhielt ich dann im Oktober 1951 - also drei Jahre später - den Bescheid vom Versorgungsamt, daß eine Erwerbsminderung von 40% anerkannt würde für 'Kreislaufstörungen und Störungen der Gallenblasentätigkeit mit Leberschwellung, sowie reizlose Bauchnarben nach Bauchwanddurchschuß.' Bereits zwei Jahre darauf erhielt ich vom Versorgungsamt eine Aufforderung zur Nachuntersuchung zu einem Vertrauensarzt vom Versorgungsamt nach Herford. Drei Tage dauerte diese Nachuntersuchung mit einem für mich unerfreulichen Ergebnis ... So aber hieß es im Bericht des Vertrauensarztes: Die angeführten Leiden sind zwar noch vorhanden, sind aber anlagebedingt. Sie wären auch aufgetreten, wenn der besagte Patient nicht in Gefangenschaft gewesen sei.

Gegen dieses Urteil habe ich dann auf Anraten meines Hausarztes Berufung eingelegt, so daß es dann zu einem Termin vor dem Sozialgericht kam. Um Kosten zu sparen, habe ich derzeit keinen Rechtsanwalt als Vertreter genommen. Ich erschien allein vor den Sozialrichtern. Diese überstimmten aber meine Gegenargumente und erkannten das Ergebnis des Herforder Vertrauensarztes an. Als einzige Möglichkeit der Berufung, so erklärten mir die Sozialrichter, blieb mir nur noch die Anforderung eines Arztgutachtens auf eigene Kosten. Da ich nun aber auswärtige Ärzte nicht kannte, wurde mir ein Arzt von den Sozialrichtern vorgeschlagen, für den ich mich dann auch entschied. Wie ich erst später erfuhr, soll es sich hier um einen Vertrauensarzt des Versorgungsamtes gehandelt haben. Auf meine eigenen Kosten kam ich dann drei Tage nach Bethel. Anschließend erhielt ich dann ein 16 Seiten langes fachärztliches Gutachten, jedoch ebenfalls mit der Schlußfolgerung, daß die noch vorhandenen Leiden anlagebedingt seien und demnach nur eine geringe, nicht meßbare Erwerbsminderung vorhanden sei. Da dieses Gutachten ja nun auf meine eigenen Kosten ging, mußte ich etwa ein Monatsgehalt dafür opfern. Ein weiterer Einspruch beim Landgericht Münster blieb ebenfalls erfolglos, so daß ich danach dann nichts mehr unternommen habe" (W.R., 62f.). Da dies kein Einzelfall ist, so wird es

erklärlich, warum sich mancher Heimkehrer von der Gesellschaft unverstanden fühlte.

Auch die seelischen Schäden waren beträchtlich. Aber ihre Behandlung blieb oft dem Zufall überlassen. So schreibt E. Birkobein (11): "Auch geistig hatte ich unter der Gefangenschaft gelitten, so konnte ich mir nicht einmal, wenn meine Mutter mich z.B. zum Einkaufen schickte, drei Sachen merken. Ich mußte mir alles notieren." Und in dem Bericht von G. Breikreuz (16) heißt es: "Ich kam geschwächt, aber nicht krank nach Hause. Meine Zähne waren alle defekt. Eine direkte Krankheit habe ich außer der seelischen nicht. So kann ich nicht zu Dritt oder mehr nebeneinander gehen. Ich mag keine geschlossenen Türen, keinen Zaun und Stacheldraht. Habe heute noch Angst vor Hunger."

Fast jeder Berichtersteller wurde von Träumen geplagt. Bei vielen aber sind die Alpträume bis ins Alter geblieben. Einige berichten sogar, daß bei der Niederschrift dieser Berichte sich die Träume verstärkt eingestellt hätten (vgl. A. Lehmann 1986, 159f.). Wiederholt wird von dem Traum der Scheinentlassung berichtet: "Ja, manchmal ist es so schlimm, daß ich dann nachts laut aufschreie, und von meinem eigenen Schrei aufwache. Interessant dürfte vielleicht die Erwähnung sein, daß ich mich bei meinen meisten Träumen bereits zum zweiten Mal in Gefangenschaft befinde. Ich war entlassen und doch plötzlich wieder hinter Stacheldraht. Und komischerweise bin ich dann wiederholt bei den Russen mit Antrag auf Entlassung vorstellig geworden, wobei ich dann stets auf mein hohes Alter hinwies. Also irgendwie muß ich bei diesen Träumen dann auch in der Gegenwart gewesen sein" (W.R., 63). Und ein anderer Berichtersteller schreibt: "Etwa immer der gleiche Traum: Ich war schon 20 Jahre in Gefangenschaft und noch immer nicht zu Hause" (F. Kreie, 2).

Auch der Hunger spielt in den Träumen eine wichtige Rolle: "Die ersten Jahre danach habe ich Alpträume gehabt. Ich mußte dann in der Nacht an meinem Bett immer etwas Eßbares haben, damit ich mir beim Erwachen bewußt wurde, daß das Hungern ein Ende hatte" (J. Stach, 41).

Träume von Mißhandlungen werden oft berichtet, wie z.B. der folgende: "Besonders ein Traum häuft sich in gewisser Ähnlichkeit. Ich versuche ihn nun zu schildern: Kampf mit den Russen, die uns an Stärke weit überlegen sind. Wir können unsere Stellungen nicht halten und müssen zurück. Der Feind verfolgt uns. Wir kommen an eine Wegegabelung. Die meisten Soldaten wählen den Weg nach rechts. Einige wenige, darunter auch ich, laufen nach links. Obwohl wir wirklich schnell sind, der Russe holt uns ein. Man nimmt uns gefangen, wir werden verprügelt und gedemütigt. Manchmal finden die Verhöre und Qualen auch in großen Zelten statt. - Jedenfalls immer werden wir alle total zusammengeschlagen und ausgeplündert. Meine Gefangennahme war doch ganz anders" (J. Schulz, 30).

Viele Heimkehrer wurden mit ihren Träumen nur sehr schwer fertig. "Am schlimmsten waren immer die Nächte. Es gab keine Nacht, in der ich nicht von dem geträumt habe, was hinter mir lag. Es waren fürchterliche Alpträume. Oft habe ich die Russen in natura vor mir gesehen, um mich abzuholen. Oder ich glaubte auf der harten Holzpritsche zu liegen. Ja, ich habe sogar die Fußtritte oder die Gewehrkolbenhiebe nachempfunden. Plötzlich wurde ich dann wach und war in Schweiß gebadet. Dann mußte ich aufstehen, um Licht zu machen. Aber mit dem Schlafen war es dann verständlicher Weise alle. Oft habe ich laut geschrien. Oder (ich) bin im Zimmer umhergelaufen und habe den Ausgang der Barackentür gesucht. Es waren fürchterliche Nächte. Dieses alle wurde etwas besser, bis ich 1950 wieder arbeitsfähig war. Ich habe dann 1954 geheiratet. Meiner Frau, mit der ich jetzt über 30 Jahre verheiratet bin, habe ich vieles zu verdanken. Sie hat mir über so manchen Alptraum, wenn ich des Nachts 'mal wieder schrie, hinweggeholfen, indem sie sofort Licht machte und mich dann in die Wirklichkeit zurückrief. Es fiel dann ein Berg von mir, und ich konnte wieder frei atmen und auch wieder schlafen. So baute sich diese psychologische Belastung allmählich ab. Aber ein Rest ist bis heute sitzengeblieben. Der wird auch wohl nicht ganz verschwinden. Denn ab und zu träume ich heute noch aus der damaligen Zeit. Da werde ich wohl bis zu meinem Tode mit leben müssen" (A. Holleck I, 13f.).

Einige Einsender berichten, daß sie bis in die Gegenwart hinein von Träumen verfolgt werden und daß beim Schreiben ihrer Erinnerungen oder bei Kriegs- und Gewaltberichterstattung in den Medien die Träume wiederkommen: "Ich träume auch heute noch Erlebnisse aus dieser schweren Zeit, und Kriegsfilme, Dokumentationen z.B. kann ich mir 'ungestraft', d.h. Schlaflosigkeit und Träumerei, überhaupt nicht mehr ansehen. Oft bin ich danach längere Zeit niedergeschlagen und auch sehr aufgewühlt" (J. Hagenbach, 6).

Träume sind offensichtlich eine besonders drastische und existentielle Art der Erinnerung. Es sind Gefühlszustände, die auf Abruf bereitstehen und die Vergangenheit mit der Gegenwart verbinden. Vielleicht ist Erinnerung notwendig für das Leben in der Gegenwart, so jedenfalls sieht es das folgende Zitat: "Geträumt habe ich in der Gefangenschaft bis auf den heutigen Tag, fast jede Nacht davon. Ich weiß nicht, wie viele Tode der verschiedensten Art ich in all den Jahren gestorben bin. Und wenn es auch einmal einen nicht selbst betraf, so war man dann auch doch in Schweiß gebadet. Angenehme Träume hatte ich fast nie. Ich habe jetzt versucht, die wesentlichen Erlebnisse zu schildern. Einiges hat man im Laufe der Zeit vergessen und ... dann plötzlich bei irgendeiner Gelegenheit (taucht es) wieder auf. Wenn man immer nur versucht zu vergessen, dann vergißt man auch das, was man nicht vergessen sollte" (Th.B., 10).

Und wie die Erinnerung an die Vergangenheit an Menschen und Situationen aus dem alltäglichen Umgang festgemacht wird, schildert sehr deutlich ein ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS: "In meiner Gedankenwelt bin ich lieber auf die Zukunft ausgerichtet. Was hinter mir liegt, rufe ich nicht absichtlich zurück, aber ich stolpere förmlich des öfteren darüber. Wenn ich in die Stadt gehe, läuft mir manchmal die Vergangenheit über den Weg: Da begegnet mir der Mann vom Arbeitsamt, der mir Schwierigkeiten machen wollte, wegen 'freiwillig zur Waffen-SS'. Den Arbeits-Paß hat er mir dann doch am 27.12.1948 gegeben. Ich gehe ihm aus dem Wege. Dann begegnet mir öfter der Vertrauensarzt, der mich wegen der Blutgruppennarbe gesund schrieb. Als ich 1961 nierenkrank war, sollte ich zu ihm zur vertrauensärztlichen Untersuchung -, ich habe ihn wegen mangelnden Vertrauens abgelehnt. Später saßen wir 'mal gemeinsam beim Wein, er wußte wohl nicht mehr, daß er mich im Dezember 1948 hart getroffen hatte und dazu fiel mir der Hippokratische Eid ein. Als nächster begegnet mir noch öfter der Mann, der mir den Zuzug in meine Heimatstadt nicht gestatten wollte, wegen 'Zugehörigkeit zur Waffen-SS und Kollektivschuld'. Heute ist er ein guter Bekannter, und wir unterhalten uns immer, wenn wir uns begegnen. Dann begegnen mir ab und zu: Zwei ehemalige Kohlenkumpel aus Camp Cuvette. Wir haben noch nie über die Zeit der Gefangenschaft in dem Bergwerkslager gesprochen. Man kann uns aber anmerken, wie sehr wir uns beim Wiedersehen freuen. Die Begegnung mit einem ehemaligen Schulfreund möchte ich doch noch erwähnen: Er hatte sich damals mit mir und noch fünf Klassenkameraden als Kriegsfreiwilliger zur U-Bootwaffe gemeldet. Wir haben uns das Klassenbild angesehen. Er ist als einziger zurückgekommen - von sechsen. Es ist heute unvorstellbar, was diese Jugend leistete: freiwillig oder befohlen. Bei diesen Gedanken muß ich auch an die Eltern denken, die mir in der Stadt begegnen, und die ihre Söhne verloren haben, es ist für mich immer ein beklemmendes Gefühl" (W. von Kentzinsky, 87f.).

g. Dank des Vaterlandes

Angesichts der immer noch andauernden Folgen und der vergleichsweise geringen Entschädigung, die der Staat den Heimkehrern und Spätheimkehrern gezahlt hat, drängt sich bei vielen Berichterstattern die Frage nach dem Dank des Vaterlandes auf, zumal die meisten nicht die Rolle des "Stellvertreters" akzeptieren können und sich schuldlos verfolgt und bestraft sehen.

"Allen mehr oder weniger vom Krieg betroffenen Bevölkerungsgruppen, seien es die Flüchtlinge, Naziverfolgten oder die Juden wurde unter die Arme gegriffen und geholfen. Ja, sogar den 131igern wurde eine Rente zuerkannt. Nur für Spätheimkehrer hatte man kein Geld und kein Verständnis. Man möge mir diese letzten Zeilen nicht als Revanchismus oder sogar als Antisemitismus auslegen. Aber ich bin der Meinung, was dem einen recht ist,

ist dem anderen billig. Ich habe diesen Menschen das gegönnt. Es wäre aber die verdammte Schuldigkeit des Staates gewesen, uns eine angemessene Entschädigung zu bewilligen. Ich bin mit 20 Jahren eingezogen worden und alt, als ich wieder zurückkam. Das sind doch die besten Jahre im Leben eines Menschen, um sich eine Existenz aufzubauen und um eine Familie zu gründen. Bei meiner Heimkehr habe ich eine einmalige Spätheimkehrerentschädigung von 1.200 DM erhalten. Das war alles. Es hat bis heute für diese verflossenen Jahre noch nicht mal einen Rentenausgleich gegeben. Es wird immer so schön gesagt, diese Zeit wird doch auf die Rente angerechnet. Wenn ein Leser dieser Zeilen wissen will, was ich für diese zehn Jahre an Rente bekomme, der kann das bei mir erfragen. Ich bin dann gerne bereit, ihm das zu sagen. Aber wie heißt es so schön: 'Der Dank des Vaterlandes ist Euch gewiß'. Auch das muß an dieser Stelle mal mit aller Deutlichkeit gesagt werden" (A. Holleck I, 14).

Ein anderer Berichterstatter zieht folgendes Resümee: "Dann noch, nach langen Kämpfen um Anerkennung durch den Heimkehrerverband, kam für uns endlich eine Entschädigung für die jahrelange Lagerhaft. Insgesamt für 4 1/2 Jahre sowjetischer Kriegsgefangenschaft für mich ganze 1.440 DM. Eine tolle Leistung dieses Staates, der auch heute noch Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauswirft" (J. Hagenbach, 6). Es ist daher nicht verwunderlich, daß W. Seeliger (II,62) verbittert zusammenfaßt: "Die Quintessenz ehemals hochfliegender Gedanken: 'Der Dank des Vaterlandes ist Dir gewiß, erreichen wird er Dich aber nie!'"

6. Abschließende Beurteilung

Die zusammenfassende Beurteilung der Kriegs- und Gefangenenjahre ist recht unterschiedlich, und auch hier lassen sich lediglich einige Meinungen zusammenstellen, die oft auf sehr knappe Formeln zugeschnitten sind, zumal dann, wenn es sich um eine überwiegend negative Beurteilung handelt. Neben dem im Frageplan bereits angeführten Stichwort der "verlorenen Jahre", das immer wieder aufgegriffen wird, findet man Bemerkungen wie "unzumutbare Zeit", "seine Jugend geopfert" (E. Schröder, 4), "Lebenszeit einer getretenen Generation" (W. Seeliger, 83). Einige Berichterstatter begründen ihr negatives Urteil etwas ausführlicher, wie z.B.: "Jede außerhalb des freien Willens, eigener Verantwortung und eigener Lebensgestaltung verbrachte Zeit ist eine relativ verlorene Zeit" (F. W. Kroes I,8). Oder: "Ich habe erleben müssen, daß alle Kultur und jegliche Zivilisation schnell dahin sind, wenn der Mensch als Sklave dahinvegetieren muß. 'Homo homini lupus' und 'Auge um Auge, Zahn um Zahn'- diese Wahrheiten haben sich bestätigt. Wir haben damals oft die beneidet, die gefallen waren" (W. Pohl, 18).

Die uns zugeschickten Berichte verdeutlichen sehr anschaulich, daß sich die ehemaligen Kriegsgefangenen intensiv mit dieser Zeit auseinandergesetzt haben und noch immer auseinandersetzen. Dabei sind sie zumeist zu recht differenzierten Urteilen gelangt, die nicht so ohne weiteres zu vermitteln sind. Viele haben eine berechtigte Scheu, ihr persönliches Schicksal zu offenbaren, daher flüchten sie in allgemeinere Betrachtungen, wie z.B. die folgende: "Für viele von uns waren die Kriegs- und Gefangenenjahre ein Lebensabschnitt, den man in Bezug auf die Schaffenskraft, auf Gründung einer Existenz und einer Familie die besten Jahre des Lebens nennt, denn es waren ja Jahre einer Isolation am Rande des Existenzminimums und für viele das Ende ihres jungen Lebens. Und mit den Erfahrungen in Bezug auf 'Überlebenschancen durch Kameradschaft' konnte man daheim nichts mehr anfangen. Inwieweit diese Jahre aller für den inneren Menschen verlorene Jahre waren, vermag nur jeder selbst zu entscheiden, bzw. in Erkenntnis seiner eigenen Unzulänglichkeit sein Leben nach einem besseren Ziel auszurichten, als Menschen es zu setzen vermögen. Manche haben ihren Glauben an Gott und sich selbst in der erlebten Not über Bord geworfen, andere wiederum haben auch diese Jahre als einen Fingerzeig Gottes verstanden und auf sein Erbarmen vertraut" (J. Veit, 50b-51a).

Manchmal wird deutlich, daß ein Gefühl der Ohnmacht vorherrscht. Die Folge kann dann z.B. der Rückzug in die Rolle eines Zuschauers sein: "Wäre ich ein Humorist/Komiker, ich würde Komikhefte/Bücher über die Dummheit der Menschen schreiben. Wie sie sich immer und immer wieder, einer Hammelherde gleich, dazu verleiten ließen und lassen, einem Großmaul hinterherzulaufen und 'mäh' zu blöken, zusätzlich von Wachhunden umzingelt ... Fröhlich und gelassen das große Welttheater an einem vorüberziehen zu sehen, Zuschauer zu sein. Dramatiker und Komödianten sind genug da. Am Ende ist alles eine farce" (E. Schröder, 4f.).

Diesem "Ohne-Mich-Standpunkt" steht ein aktives Annehmen, Bejahen und Reflektieren der positiven Seiten der Erfahrungen gegenüber. Besonders eindrucksvoll ist das folgende Bekenntnis: "Und die letzte Frage nach der 'verlorenen Zeit' möchte ich jetzt schon beantworten. Daß ich keinen dieser Tage missen möchte. Wenn mich jemand fragen würde, ob ich das noch einmal erleben möchte, dann kommt von mir ein ganz klares und deutliches, überzeugendes 'Ja'. Von mir aus könnte das Rad der Geschichte zurückgedreht werden, und es könnte sich alles, vom ersten bis zum letzten Tag, mit allen Höhen und Tiefen, so wiederholen, wie es bis heute abgelaufen ist. Denn ich bin ja durch alles gut hindurchgekommen! Ich bin immer wieder aufgestanden! Und weil ich hier und heute mit mir selber mit meinem Schicksal so zufrieden bin, darum kann ich nur dankbar sein! Denn am Ende würde ich ja wieder dankbar und zufrieden sein. So gibt es in meinem Leben keine verlorene Zeit - sie war immer und ist auch jetzt noch voll ausgefüllt -

und ich habe noch nie Langeweile gehabt, wozu mir meine positive Einstellung verhilft" (W. von Kentzinsky, 70).

Im Gegensatz zu der Kritik an der heutigen Jugend, die die freiheitlich-demokratische Grundordnung wenig zu schätzen wisse, kann der Vergleich früher/heute auch zu einer positiven Beurteilung führen: "Ich ertappe mich oft, daß ich das Leben unserer drei Söhne mit all der Freiheit und den Möglichkeiten mit jedem Jahr zeitlich versetzt vergleiche - mit meiner Entwicklung. Immer wenn z.B. mit 18 der Führerschein geschafft war, dann dachte ich bei mir: Da begann der Leidensweg nach Sibirien. Und so gab und gibt es Eckdaten und Abschnitte vom Alter her, an die ich gerade in den letzten Jahren öfter erinnert werde, als das früher der Fall war. Hängt es bei mir mit dem Älterwerden zusammen? Oder mit häufigeren Berichten aus der Zeit? Wolfgang wird bald 27 und studiert im neunten Semester nach einer abgeschlossenen Berufsausbildung vorweg. In dem Alter begann für mich die Berufsausbildung bei Null nach zehn Jahren Abstand von Büchern, Informationen und wissenschaftlichen Dingen. Da ist kein Neid bei mir. Da kommt Freude auf, daß die drei lernen und machen können, was sie wollen - mit Einschränkungen natürlich. Gebe Gott, daß ihnen auch nur Stunden erspart bleiben, die bei mir 8 1/2 Jahre ausgemacht haben. Es wäre schlimm, würde ich ins Grübeln und Trauern verfallen" (H.J.L., 27).

Manche Berichterstatter - nicht nur aus der Gefangenschaft der Westalliierten - betonen, daß sie als Kriegsgefangene sehr viel gelernt haben. So heißt es z.B. kurz und bündig: "Man hat die Menschen studieren können" (H. Stratmann, 11), oder: Die Gefangenschaft "gab mir Gelegenheit, die Welt einmal 'von unten, aus der Knechtsperspektive' anzusehen" (H. Büld, 10). Diese erlangte Menschenkenntnis und die bitteren Erfahrungen im Umgang mit den Menschen werden als sehr nützlich für das weitere Leben angesehen (J. Stach, 41). Neben der Erweiterung des geistigen Horizontes (H.J.L., 1), dem Erlernen von Fremdsprachen (W. Busch I,2) wird darauf hingewiesen, daß man gelernt habe, sich "in außergewöhnlichen Situationen zu behaupten, etwas aus dem Nichts zu machen, ohne Hilfsmittel etwas zu schaffen, vor allem aber, mit Menschen mit einer völlig andersgearteten Logik und einer anderen Mentalität umzugehen und auch fertig zu werden" (A. Schotte, 16).

Einige Einsender geben frei und offen zu, daß die Zeit der Gefangenschaft gerade durch die oft schrecklichen Erlebnisse in Grenzsituationen sie reifer gemacht habe. So konnte mancher seinen Lebenswillen und seine Lebenslust stärken, mancher fand zum christlichen Glauben zurück, und mancher stellte schließlich schmerzhaft fest, daß er falschen Idealen nachgejagt war: "Als überzeugter Anhänger des Regimes in den Krieg gezogen, mußte ich zuletzt erkennen, daß mein Einsatz für diese Idee einem verbrecherischen Gewaltssystem zugute gekommen war. Darum sah ich die Gefangenschaft als eine gute Lehrzeit, eine Möglichkeit der Wiedergutmachung und zur Begegnung mit dem russischen Volk an" (B. Petrat, 15).

In den Berichten der Gefangenen aus allen Ländern finden wir sehr viel menschliche Solidarität, die als eines der wichtigsten Grunderfahrungen vieler Heimkehrer für ihr Leben bestimmend wurde. Die folgenden Zeilen seien stellvertretend für ähnliche Äußerungen angeführt: "Vergessen will ich aber auch nicht, was ich in dieser Zeit an Menschlichkeit erfahren durfte. Ich denke an den jungen russischen Kesselwärter in der Papierfabrik, der mir mitfühlend sagte: 'Kamerad, Kriegsgefangener zu sein, ist immer schwer' und mir heimlich drei warme Kartoffelpuffer zukommen ließ. Ich denke an die Ärztin, die sich mit einem NKWD-Offizier laut und lange stritt, um schließlich für mich vorübergehende arbeitsfreie Rekonvaleszenzzeit durchzusetzen. Ich denke an die Sanitäterin, die auf der Fahrt zum entfernten Krankenlager mit Erfolg einen Sitzplatz im überfüllten Zug für mich und meine Kameraden beanspruchte und an die einsichtigen russischen zivilen Reisenden, die zusammenrückten und uns Platz machten und schließlich an alle, die irgendwann einmal durch eine freundliche Geste oder ein menschlich verbindliches Wort Verständnis für uns und ihr Mitgefühl zeigten. Alles andere oder Gegenteilige ist zwar nicht vergessen, verblaßt aber angesichts der Unmenschlichkeit, die russische Kriegsgefangene bei uns in Stukenbrock erdulden mußten: 'Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern'" (K. Schnier, 114).

Nicht nur als Befreiung aus der Gefangenschaft, sondern auch als Ausgangspunkt neuen Lebens und neuer Hoffnungen ist es zu verstehen, daß der Tag der Entlassung von manchen als ein zweiter Geburtstag bewertet wird. H. Griewel (187) schreibt: "Am ersten Geburtstag wurde mir das Leben von meiner Mutter geschenkt. Den 'zweiten Geburtstag' habe ich mir unter nicht beschreiblichen Qualen selbst erkämpft. Die Kraft dazu erwuchs mir aus dem Wissen um eine schöne verlebte Jugend, einem mich erwartenden Elternhaus und dem christlichen Glauben."

Viele Berichterstatter geben dem Wunsch Ausdruck, daß ihr Schicksal für die gesamte Menschheit eine Lehre sein sollte. Es bleibt die Hoffnung, daß die Menschen trotz aller gegenteiliger Erfahrung doch aus der Geschichte lernen können: "Es bleibt nur die Hoffnung, daß sich solche Unmenschlichkeiten nie wieder ereignen mögen. Neue Generationen sind herangewachsen. Diese sollten unbelastet und ohne Vorurteile den Weg in eine menschenwürdige Zukunft finden. Es sollten durch Toleranz, Verständnis und Freundschaft über die noch bestehenden Grenzen hinweg den Willen und die Grundlage für ein friedliches Leben aller Menschen festigen" (W. Seeliger II,84).

Einige Heimkehrer stellten sich aktiv in den Dienst der Völkerverständigung, beteiligten sich an der Arbeit der Friedensbewegung, besuchten als Touristen ihr Gewahrsamsland oder knüpften Kontakte zur Bevölkerung des Landes, in dem sie ihre Gefangenschaft verbrachten. So schreibt ein Schulrat, der in französischer Gefangenschaft war: "Noch heute haben wir



Abb. 105: L. Ester mit Jean-Yves Bernicot, dem Enkel der Bauernfamilie Hautin, Kerléguer-Lambésellec bei Brest/Bretagne, bei der Herr Ester als deutscher Kriegsgefangener arbeitete.

engen Kontakt (zu der Familie, in der er als Gefangener lebte): alljährlich besuchen wir uns. Auf vier Studienreisen u.a. auch mit Lehrern habe ich einen Abstecher in Kerleguer gemacht: ein Fest für das ganze Gehöft ergab sich jedesmal. Und das ist besonders erfreulich: auch die nächste Generation hält diesen Kontakt aufrecht. Im Sommer 1985 war der Enkel meiner Lebensretter - sie hatten mich im August 1945 erst einmal 'hochgepäpelt' - zu Besuch in Warendorf" (L. Ester, 2).

Der Grundtenor aller Berichterstatter, ob sie nun mit einem "blauen Auge" davongekommen oder verbittert und niedergeschlagen sind, ist die ernste Mahnung und Warnung: "Nie wieder Krieg". Mit dieser Formel schließt so mancher Bericht. Ich möchte daher diesen Appell aufgreifen und zum Schluß zwei Stimmen zu Wort kommen lassen, in der Hoffnung, daß dies nicht leere Worte bleiben, sondern daß sie Ausdruck einer Grundstimmung sind, die bislang noch zu schwach war, um sich politisch erfolgreich durchzusetzen: "Wenn mein Bericht dazu beitragen kann, klarzumachen, was Krieg bedeutet, hat es sich gelohnt, alles aufzuschreiben. Der Tod an der Front war oft furchtbar, aber langsames Verhungern war auch grausam. Alle Menschen sollten versuchen, Kriege zu verhindern" (A. P., 24). - "Zum Schluß möchte ich die Hoffnung äußern, daß nie wieder so ein schrecklicher Krieg Europa oder andere Erdteile heimsuchen möge. Ja, jeder

'begrenzte' und 'kleine' Krieg ist ein Krieg zu viel, bringt er doch nur Leid, Elend, Angst, Tränen und Tod auf beiden Seiten, von materiellen Zerstörungen und Verwüstungen ganz zu schweigen. - Möge die Menschheit in Zukunft immer nur Frieden haben" (J. Schulz, 30). Angesichts der Erfahrungen mit dem Golfkrieg, dem Bürgerkrieg in Jugoslawien und den Auseinandersetzungen in der ehemaligen UdSSR ist dieser Appell nötiger denn je geworden.

G. Anhang

1. Berichte aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft

a. Warum ich lange gezögert habe, über diese Zeit zu berichten

Neben den schon genannten Gründen der schwierigen Darstellung (wenn nicht gar unmöglichen) und der mindestens ebenso schwierigen Aufnahme vor allem durch Jüngere gibt es wohl in der Hauptsache noch zwei Gründe:

Wenn ich zu anderen von dieser Zeit spreche, dann sehe ich die Gefahr, einerseits selbst in den Verdacht zu geraten, Mitleid erregen zu wollen, andererseits selbst ohne dieses Wollen meinerseits Mitleid zu erhalten, und das möchte ich auf gar keinen Fall. Jeder hat sein eigenes Schicksal und muß das durchstehen. Der zweite und entscheidende Grund aber ist der (ich ließ das schon anklingen), und ich habe bei der Niederschrift dieses Berichtes bestätigt erhalten, was ich ohnehin wußte:

Die inzwischen vergangenen 39 Jahre nach der Entlassung haben meine Einstellung zu dieser Zeit um kein Jota geändert, nach wie vor bin ich erschüttert darüber, wie Menschen andere Menschen behandeln, die Gefühle überwiegen ... Wenn Leute wie Gollwitzer ('Und führen, wohin du nicht willst ...') in der Zeit der Gefangenschaft Positives erblicken können (vielleicht ist es ihm nicht so schlecht ergangen wie mir; er war wohl auch älter als ich und konnte die Zeit der Gefangenschaft mit den Greueln der Nazis in Beziehung setzen, was mir erst in Deutschland im Winter 1947 möglich war, als ich an der Bonner Uni(versität) einen Vortrag eines der Ankläger (Dr. Kemper) im Nürnberger Prozeß hörte und dazu Filmaufnahmen aus den KZs sah - ich kann guten Gewissens behaupten, daß mir alles dieses Schreckliche vorher nicht bekannt war), dann unterliegen sie entweder einer Selbsttäuschung oder sie sind, zumal wenn sie ihren Peinigern so großmütig vergeben, Übermenschen - vielleicht aber auch wahre Christen. Das ist das Dilemma.

Für mich war die Zeit der Gefangenschaft mit ihren Leiden eine nicht wiedergutzumachende Ungerechtigkeit, für die es - für meine Person - kein Verstehen, kein Vergessen und kein Verzeihen gibt. Da wurde die Jugend eines Landes absichtlich und systematisch zugrunde gerichtet, und so sehr ich die Rachlust der Russen begreife, ich hatte mir nichts zuschulden kommen lassen, nicht während der Zeit, als ich in Frankreich in Kasernen gehalten wurde, noch in der Tschechoslowakei, wo ich eine Flugzeugführerausbildung machte, noch an der Front. Ich habe geschossen wie der Gegner auch, ich weiß nicht, ob ich jemals einen getroffen habe. Aber auch da könnte man wohl kaum von "Schuld" sprechen. Natürlich weiß ich, daß sehr viele andere junge Deutsche Gleiches erfahren haben. Das ist aber für mich kein Trost,

die Ungerechtigkeit bleibt. Heute - mit fast 62 Jahren - weiß ich, daß es falsch ist, Gerechtigkeit zu erwarten, das ist nur ein Begriff für etwas, was es nicht gibt.

Resümee: Auch heute noch - wie wir Jungen damals vor 40 Jahren es schon wußten - ist die Erbitterung wie damals vorhanden, deshalb ist ein emotionsloses Aufzeichnen dieser Zeit nicht möglich.

Die Gründe dafür, daß ich nach langem Bedenken und Zögern diesen Bericht niedergeschrieben habe:

1. Aufgrund der bereits erwähnten Überlegungen habe ich mit meinen Angehörigen nie, mit anderen äußerst selten über diese Zeit gesprochen. Ich glaube aber, vor allem meinen vier Kindern diese Erkenntnis über ihren Vater nicht vorenthalten zu sollen; das geht aber nur in schriftlicher Form. Ich werde daher ein Exemplar dieser Niederschrift meinem Testament beilegen.

2. Als ich vor etwa dreiviertel Jahren entgegen meinem sonstigen Verhalten doch zwei guten Bekannten gegenüber ins Erzählen kam, war deren spontane Reaktion: "Das müssen Sie unbedingt einmal aufschreiben!" Zufällig stieß ich dann zur gleichen Zeit auf die Notiz in der Zeitung, die das Vorhaben der Volkskundlichen Kommission ankündigte. Das gab einen weiteren Impuls.

3. Nachdem ich vorzeitig in den Ruhestand versetzt werden mußte und wegen meines Stimmbandschadens nur noch wenig in meinen Fächern als Privatlehrer (oder auch wie früher an der Volkshochschule) arbeiten kann, habe ich einfach mehr Zeit, wenn auch durchaus nicht im Übermaß - wegen der vielen Freizeitaktivitäten (W. Pohl, 21-23).

b. Hygiene und der Marsch durch Moskau (1944)

Über dieses Thema (Hygiene) möchte man am liebsten gar nichts schreiben, aber dann würde eine große Lücke in dem Bericht klaffen. Also schreibe ich - trotz aller Widerlichkeiten - doch einiges Erlebtes auf.

Das Schlimmste auf diesem Gebiet widerfuhr uns in den Tagen vom 13.-17. Juni 1944 in Moskau. 57.000 Kriegsgefangene wurden in diesen Tagen nach Moskau befördert, um der Bevölkerung in einem "grandiosen" Schauumzug durch die Straßen Moskaus die zerlumpte und geschlagene deutsche Armee vorzuführen. Etwa die Hälfte der Massen wurde in einem riesigen Stadion angesammelt, während der restliche Teil irgendwo auf einem großen Aschenplatz untergebracht wurde. Zu diesen letzteren gehörte auch ich. Der Platz selbst war durch dicke Seile in rechteckige Felder aufgeteilt. Zwischen den einzelnen Feldern war jeweils ein ca. 3-4 m breiter Gang, in dem die russischen Posten patrouillierten, damit auch kein Gefangener einen Fluchtversuch unternehmen konnte. An den vier Ecken dieses Massenlagers waren Strohfinnen (Strohbindel) hochgestapelt, auf denen einige Russen, mit Maschinengewehren bewaffnet, Wache hielten. Die Läufe der Maschinenge-

wehre waren auf uns Gefangene gerichtet, ein wahrscheinlich nicht ermutigender Anblick. Wir mußten auf dem Aschenboden sitzen, und zwar mit angezogenen Beinen ganz eng nebeneinander, da für diese Menge zu wenig Platz vorhanden war. Vier Tage und vier Nächte haben wir hier hocken müssen. Es würde ... zu weit führen, all die möglichen und auch unmöglichen Stellungen aufzuzählen, die man erfand, um wenigstens für die Nacht etwas Ruhe zu finden.

Das alles hätte sich noch ertragen lassen, wenn man seitens der Russen nicht vergessen hätte, für die Verrichtung der Notdurft der vielen Tausenden zu sorgen. Es mag sein, daß es wirklich vergessen war, hartnäckig hielt sich aber das Gerücht, dies sei Absicht der russischen Führung gewesen.

Bereits nach wenigen Stunden am ersten Tag wurden dann immer wieder die russischen Posten in den Gängen angesprochen, wo man seine Notdurft verrichten könne. Mit Achselzucken und höhnischem Lächeln wurde darauf reagiert. Erst am zweiten Tag, als es schon fast zu spät war und die riesige Menge anfang zu meutern, wurden einige Kommandos beordert, um zu diesem Zweck in einiger Entfernung Gräben auszuheben. Aber auch diese Vorkehrung konnte das einbrechende Chaos nicht mehr verhindern; denn nur etwa vier bis fünf russische Posten führten dann jeweils 15 Kriegsgefangene zu den notdürftig ausgehobenen Gräben.

Das unausbleibliche Drama nahm nun seinen Lauf. In den Ecken der einzelnen Felder fing man an, seine Notdurft zu verrichten. Man konnte doch nicht warten bis man nach mehreren Tagen auch endlich 'mal an der Reihe war. Die Posten schimpften natürlich über die "deutschen Schweine", aber sie konnten es damit auch nicht mehr verhindern. Die Abortflächen wurden von Stunde zu Stunde größer, und dafür der Platz zum Lagern ständig kleiner. Wir hausten - jedoch von den Kriegsgefangenen unverschuldet - wie in einem Schweinestall. Die meisten von uns hatten zu diesem Zeitpunkt infolge der unregelmäßigen und schlechten Ernährung der vergangenen Wochen bereits die Ruhr, und der Durchfall machte sich immer häufiger bemerkbar.

Am Abend des 16. Juli 1944 erhielten wir ausnahmsweise eine von Fett strotzende Verpflegung aus amerikanischen Beständen. Diese sollte uns kräftigen und stärken, hieß es, für den großen Marsch durch Moskaus Straßen am nächsten Morgen. Es mag nun sein, daß dieses wirklich gute Absicht der russischen Führung war. Hartnäckig hielt sich aber auch hier wiederum das Gerücht, man habe die Durchfallsbeschleunigung damit bezwecken wollen, um die deutschen Soldaten der russischen Bevölkerung in solchem Zustand vorführen zu können. Es klingt unglaublich, und wer es nicht selbst miterlebt und gesehen hat, der wird vielleicht von Übertreibung sprechen. Während des fünfständigen Marsches mußte man des öfteren die Hosen herunterziehen und vor den Augen der Bevölkerung, die an beiden Seiten der Straßen stand, seine Notdurft in Windeseile verrichten. Sonst hatte man bald die Pferde mit ihren russischen Reitern im Rücken, die einen erbarmungslos weitertrieben.

Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß auch ich des öfteren während des Marsches meine Notdurft verrichtet habe. Und immer und immer wieder hörte man aus der Bevölkerung die Rufe "Germanski nix kultura!" - "Deutsche Schweine"! - Und hin und wieder flogen auch Pflastersteine an unseren Köpfen vorbei (W. R., 13f., vgl. Hartmann I,6).

c. Kameradendiebstahl

Johannes Buttgerit versuchte zu schlafen, wälzte sich auf der Holzpritsche von der einen auf die andere Seite, auf den Rücken, wieder auf die Seite, die Beine angezogen bis zum Kinn, eingewickelt in den durchlöcherten Russenmantel, angesprungen von schwarzen Gedanken, die ihn in seinen Phantasien gefesselt hielten. Trauma. Buttgerit murmelte ununterbrochen, rieb sich die Hände, die eiskalt waren, trotz der Wärme unter dem Mantel, während Schweißtropfen über sein ausgemergeltes, stoppelbärtiges Gesicht rannen, fahl im Dunkeln. Ab und zu zuckten seine Beine. Und er begann leise zu stöhnen, Schmerz herunterschluckend. Er zitterte.

Ungewollt stieß er seinen Nachbarn an, der fluchend wach wurde. "Entschuldige", sagte Buttgerit, "entschuldige Kumpel!" Und bat um Tabak. Er erhielt ein Stück Zeitung und Machorka. Zitternd drehte sich Buttgerit eine Papirossy im bleichen Licht des Mondes, das durch die schmutzigen Fabrikfenster fiel, als scheue es sich, das Elend zu sehen. Es veränderte gespenstisch das Gesicht mit den hervortretenden Jochbeinen. "Feuer habe ich nicht!" sagte brummig der andere. "Danke", sagte Buttgerit, stieg ächzend von der Pritsche, um seinen Mund zuckte es, tastete sich in die Holzpantinen, schlurfte zur nächsten Ölfunzel (Oscar Meyer, Chicago), steckte sich die Zigarette an und begann den Rauch gierig zu inhalieren.

Buttgerit kehrte nicht an seinen Platz zurück, sondern ging schlotternd durch die Reihen der Schlafenden, in ihren Träumen Sprechenden, angewidert durch den Uringestank der nahen Latrine. Vor einer Pritsche am Ende der Halle, auf deren oberer Plattform nur einer lag, blieb er stehen, reckte sich, stellte sich auf die Zehen und sah auf den Schläfer, der eine Russenmütze trug, unter die er eine Hand geschoben hatte. Buttgerit zog seine Pantinen aus, kletterte ächzend auf die Pritsche, mit den Händen sich hochziehend, schweratmend, näherte sich vorsichtig dem Schlafenden und sah ihm ins Gesicht. Er wartete minutenlang, atmete leise, rieb sich über die Stirn, beugte sich vorsichtig vor, räusperte sich, erfaßte behutsam die Schulter des Schlafenden und begann sie sanft zu schütteln. "Steh' auf!" murmelte er, "bitte steh' auf!" Und der Schlafende drehte sich zur Seite, richtete sich auf und sah ihn an: "Johannes?" Der andere nickte, zog noch einmal tief an seiner Zigarette und warf die Kippe ins Dunkel des Ganges. Die Kippe verglühte rot.

Und Buttgerit schluckte einige Male, sah den anderen bittend an und sagte zögernd: "Ich möchte beichten! O bitte sofort!" - und begann zu

weinen. Sein Körper schüttelte sich. Er kniete auf den Holzbrettern, zusammengesackt und hielt sich die Hand vor das Gesicht. "Warum mußt Du beichten?" fragte der andere und sah den Schluchzenden traurig an: "O Gott!", sagte der nur und wackelte mit dem Kopf: "O Gott!" Dann nickte der andere, drehte sich um, suchte minutenlang im Jutesack, der sein dürftiges Eigentum enthielt, murmelte, hielt dem erstaunten Buttgeret eine Stola entgegen, eine violette Stola, die er küßte und sich um den Hals legte. Dann machte er das Kreuzzeichen und fing an, leise, sich vorsichtig umsehend, zu sprechen: "Bei der Prüfung Deines Gewissens steht uns nicht ein Gesetzbuch gegenüber, sondern der lebendige Gott. Das führt zur Erkenntnis des Bösen. Du weißt das, Johannes!" Der Angesprochene versuchte sein Schluchzen zu unterdrücken und antwortete nur noch flüsternd, daß der andere fast sein Ohr an den Mund des Sprechenden pressen mußte und sagte, jedes Wort betonend: "Ich habe gesündigt! Das kann nicht ungeschehen gemacht werden! Hilf mir!" Und der andere antwortete: "Gott, der unser Herz erleuchtet, schenke Dir wahre Erkenntnis Deiner Sünden und seine Barmherzigkeit! Und nun, Johannes, was willst Du mir sagen?" Und Buttgeret, der die Hände gefaltet hatte, vor sein Gesicht gepreßt, schwer atmend, begann zögernd, seine Schuld zu bekennen. Minuten später, Buttgeret hatte sein Bekenntnis beendet, zuckte es im Gesicht des Beichtvaters. Mit der Rechten fuhr er zur Stola, Halt suchend, mit der anderen riß er Buttgeret die Hand vom Gesicht: "Du? - Du warst das also? O Gott!" - Da warf sich Buttgeret auf die Bretter der Pritsche, umfing den Körper des anderen und stöhnte: "O meine große Schuld!" - Und der andere fragte mit zitternder Stimme: "Wie oft hast Du Deinen Mitbrüdern das Brot gestohlen, nachts, von den Pritschen, wenn sie schliefen oder auf Schicht waren, wie oft?" Und leise antwortete Buttgeret, undeutlich, nach Worten suchend, Inhalt und Form mühsam zusammenfügend, die Sätze, wirr aneinanderreihend. Schließlich war er mit seinem Bekenntnis am Ende und sagte klar und deutlich: "Ich bereue, daß ich das alles getan habe! Erbarme Dich meiner, o Herr!" -

Schweigen. Das Schweigen war so groß, als ob Ding und Mensch wesenlos geworden seien, angefüllt mit Unsagbarem. Und in diese Verwandlung stieß die Absolution des Priesters. "Gott, der barmherzige Vater hat durch den Tod und die Auferstehung seines Sohnes die Welt mit sich versöhnt und den heiligen Geist gesandt zur Vergebung der Sünden. Ego te absolvo. In nomine patris et filii et spiritus sancti!" Und machte das Kreuzzeichen. - Buttgeret atmete hastig, fuhr sich durchs Gesicht und bemängelte die Leichtigkeit der auferlegten Buße. Der andere sah ihn nachdenklich an, wehrte beschwichtigend mit der Hand ab, nahm die Stola vom Hals und antwortete leise, seiner Stimme Festigkeit gebend: "Der Herr hat Dir die Sünden vergeben, Johannes! Geh' hin in Frieden!" Mehr sagte er nicht.

Und Buttgeret schlurfte an seinen Platz zurück, nahm aus seinem Jutesack ein Stück Brot, stieg nachdenklich von der Pritsche, ging leise, die Pantinen unter dem Arm, Fußlappen an den Füßen, deren Enden über den schmutzigen Boden schleiften, mit gespenstischem Geräusch, sich immer wieder umsehend, fast schwebend, wie ihm schien, durch die Gänge, mit friedvollem Gesicht an den Schlafenden vorbei, das Brot behutsam an sich drückend, durch bleichen Mondschein und diffuse Schatten, sich duckend, als er am Ende eines Ganges, in der Ferne, hinter einem Tisch, auf dem eine blakende Ölfunzel brannte, den Lagerpolizisten sah mit einem Knüppel, der vor ihm auf der Tischplatte lag; huschend, wie ein Schemen, ging er seinem Ziele zu, als er vom Posten gesehen wurde, der, aufgesprungen, den Knüppel schwingend, schreiend auf ihn zu rannte, vor ihm stehenblieb, ihn hart und überrascht ansah, und mit den Worten: "Du - Jetzt haben wir Dich! Du Verdammter!" ihm das Brot entriß, es als Zeichen einer Untat triumphierend hochhielt, den grauen Gesichtern entgegen, die böse über die Pritschen lugten, um ihn schließlich mit hartem Griff zu packen und den Dieb, fluchend mit bösem Blick, zur Antifabude zu schleppen.

Aber Buttgeret stammelte, überrascht von dem Geschehen, murmelte immer wieder: "Ich wollte doch nur ... ja, das wollte ich nur, mein Unrecht gutmachen, Kumpel, ja weißt Du." Aber der Posten hörte nicht zu, die Ohren verstopft durch eigenes Schreien und Fluchen, eingekapselt in die Hülsen seiner Vorwürfe. -

Bei der Antifa wurde Buttgeret der Russenmantel heruntergerissen, nachdem er seine Schuld bekannt hatte, auf einen Tisch gezerrt, unter der Aufsicht des Politruks, der dem Posten befahl, mit der Gerte, die er ihm gab, auf den Delinquenten, auf Rücken und Gesäß, immerfort einzuschlagen, bis er Halt sage. Aber der Lagerpolizist machte ein bekümmertes Gesicht, schüttelte verneinend den Kopf, sah den Politruk vorwurfsvoll an und entgegnete mit belegter, aber fester Stimme, auf den zitternden, auf dem Tisch liegenden und auf die Prozedur wartenden Schlotternden sehend: "Nein, das tu' ich nicht. Ich schlage keinen Priester!" - Da wurde das Gesicht des Politruks rot, und um seinen Mund zuckte es: "Verdammt! Dann mache ich das!" entriß dem anderen die Gerte und begann zu schlagen, fest, immerzu, rhythmisch, nach Atem ringend: "Dieser Schlag, verdammter Hund, ist für Anton Müller, und der für Martin Schuhmann, und der für Hannes Matuschewitz, und der und der und der für die anderen, denen Du das Brot geklaut hast, nachts, Du verdammter Hund!" Und Buttgeret zuckte bei jedem Schlag, fuhr zusammen nach jedem pfeifenden Geräusch, und die Furunkeln, die vielen Geschwüre, die seinen Rücken, das Gesäß, den ganzen ausgemergelten Körper bedeckten - Hungerödeme, mangelnde Ernährung - platzten auf und begannen zu bluten. Sein Rücken unter dem khakifarbenen Russenhemd wurde zur roten Fläche. - Aber der Gezüchtigte schrie nicht, sprach nicht und biß die Zähne zusammen. Dann jedoch bäumte er sich auf, preßte sich auf

die Tischplatte, wie ein Hund geschlagen, und begann hinauszuschreien: "Mea culpa - mea - culpa - mea - maxima - culpa."

Und der Schlagende schlug fester, als er das hörte. Schweiß stand ihm auf der Stirn - noch wütender haute er zu und brüllte: "Jetzt beschimpft er mich auch noch!" - Aber der Lagerpolizist sagte mit belegter Stimme: "Der betet Kumpel! Der betet." - Und wandte sich, die Hand vor den Augen, entsetzt von dem Schlagenden ab. Und mit einem Male hörte Buttgeret auf mit dem Beten und rief laut und flehend: "Kumpel, züchtige mich stärker! O immerzu, schlag mich!" Und das tat der Politrak auch und zischte keuchend gepreßt durch die Zähne, kaum hörbar: "Du Sadist, Du verdammter Sadist! Kannst nicht genug kriegen!"

Da erbrach Buttgeret röchelnd, während der Schlagende seine Prozedur stoppte, und spuckte Brotstücke, halb verdaute Brotstücke, die sich, vermischt mit Schleim, weißgrauem Schleim auf den Boden ergossen (A. Barkhofen).

d. Überlebenstraining

Zu diesem Thema ist sehr viel zu sagen. Aus meiner Sicht ist es jedoch viel eindrucksvoller, wenn man sich zunächst einen Brief durchliest, der aus jener Zeit stammt. Ich habe diesen Brief nach drei und einem halben Jahr russischer Gefangenschaft geschrieben und staune heute, daß er die Zensur passierte ... Das Original ist ... mit selbstgemachter Tinte und einer gekauften Feder geschrieben.

21. November 1948

Liebe Eltern und Geschwister!

Heute darf ich wieder einmal einen Brief nach Hause schreiben. Ich hoffe aber immer noch, daß ich diesen Brief persönlich in Gütersloh in Empfang nehmen kann, d.h. daß ich in 4-8 Wochen zu Hause bin. Zeit wird es ja eigentlich auch, denn es sind nur noch drei Monate, bis zum Schluß des Jahres 48, und dieses Jahr soll ja das Jahr der Heimkehr werden. Ich habe auch so sachte die Schnauze voll, anno 45 bin ich losgezogen, aber wer hätte gedacht, daß es fast vier Jahre dauert, bis ich wieder daheim bin! Und was hat sich nicht alles in dieser Zeit ereignet! Mir reicht es, ich bin so müde, denn dauernd muß man auf dem Sprung sein, damit man sich behauptet und nicht von der Natur und ihren widrigen Verhältnissen umgebracht wird. Da heißt es dauernd die Klamotten instand halten, damit man sich im Herbst und Winter nicht erkältet. Hier fehlt ein Knopf, dort ein Flicker, eine Bauchbinde muß genäht werden, neue Fußlappen muß man haben, um wechseln zu können, ein Schal muß irgendwo und irgendwie besorgt werden, Hausschuhe sind nötig, die Schuhe müssen repariert werden, jede Woche Wäsche waschen, damit ich nicht verdrecke und krank werde. Das sind nur wenige Dinge aus dem Leben eines Kriegsgefangenen. Jetzt kommt noch die achtstündige mehr oder weniger schwere Arbeitszeit hinzu plus Anmarsch-

weg. Eine große Sorge ist außerdem die Frage des Essens. Das, was man bekommt, hm, aber man will doch etwas dazu haben, denn Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. Und wenn man ein paar Kilo mehr auf den Rippen hat, dann schadet das gar nicht. So heißt es jetzt Tag und Nacht auf der Lauer sein. Einmal Urlaub oder auch nur einen Tag Ferien und Ruhe vor dem Selbsterhaltungstrieb gibt es nicht, denn das Leben geht unbarmherzig und Tod bringend über die Leute hinweg, die es nicht mit eiserner Energie verstehen, im rechten Augenblick das Richtige zu tun. Wie das matt macht, kann sich gar keiner vorstellen.

So recht wurde mir doch klar, wie schön das Leben eigentlich sein muß, als ich einige Filme in letzter Zeit sah. Ich sage extra, wie schön das Leben eigentlich sein muß, denn allzuviel habe ich davon noch nicht mitbekommen. Das soll jetzt kein Vorwurf für irgend jemand sein. Meine Jugend war nämlich wunderbar sorglos und unbeschwert im Vergleich zu jetzt. Aber anschließend an diese noch nicht einmal abgeschlossene Periode der Jugend hat mich das Leben ziemlich stiefmütterlich behandelt und ganz anständig über die Länder und Erdteile gehauen. In Deutschland ist das normale Leben fast völlig wieder da; wie wir hier aus den Zeitungen entnehmen können, Kino, Theater, Musik und Tanz, nett angezogene Menschen und alles mögliche kann man auf den Bildern sehen. Außerdem habt Ihr ein Gut der Menschheit, das Ihr wahrscheinlich nur schwer würdigen könnt, die Freiheit. - So jetzt aber genug. Sonst meint Ihr tatsächlich, ich bin hier, fast 4000 km von Euch entfernt, am Versauern! Das mache ich aber nicht. Wenn ein Film gegeben wird, so bin ich da, keine Kulturveranstaltung, die ich nicht besuche. Zeitung lesen, Vorträge anhören, soviel es die Zeit erlaubt, ohne daß die persönlichen Belange darunter leiden. Die Zeit muß wie im Fluge vergehen, ohne daß man zur Besinnung kommt, und eines schönen Tages ist es dann so weit, und man steht zu Hause vor der Tür ...

Irgendwelche Schulkameraden oder Kollegen, die ich bereits von früher kenne aus Stettin, habe ich bisher noch nicht getroffen. Mir geht es ansonsten ganz gut. das Körpergewicht hat etwas nachgelassen, aber es liegt wohl daran, daß man hier unter den unbarmherzigen Strahlen der heißen asiatischen Sonne sehr leicht und viel schwitzt. Jetzt ... Ende September ist es manchmal auch noch wärmer, als es einem Europäer lieb ist.

Nun will ich Schluß machen, denn mehr Papier habe ich nicht, und auch kein Geld, um welches zu kaufen. Viele herzliche Grüße ... von Joachim.

In diesem Brief wird eigentlich eine Menge zum Thema Überleben ausgesagt. Die Zwänge werden dargestellt. Auch spricht eine große Müdigkeit und viel Resignation aus den Zeilen, die ich damals geschrieben habe ...

Die Gefangennahme war ein starker, ich möchte sagen, der stärkste Einschnitt in meinem Leben. Alle bestehenden Strukturen wurden aufgelöst, alle Bindungen zerbrochen. Die Werte, die einem wichtig erschienen, gingen

unter. Es ergab sich eine völlig neue Ausgangslage: man war plötzlich ohne Freiheit. Ich weiß nicht, ob der Verlust der körperlichen oder der geistigen Freiheit schmerzlicher war. Daß ich waffenlos war, störte mich nicht so sehr. Daß ich wehrlos war, war schlimm. Daß der deutsche Soldat auch ehrlos war, bekam ich zu befinden.

Nachdem man dies alles erkannt hatte, mußte man sein Leben neu strukturieren, umstellen, sich neu einrichten. Da andere Zwänge herrschten, denen man sich nicht entziehen konnte, mußten neue Lebens- oder besser Überlebensformen gefunden werden.

Zunächst mußte man sich orientieren, die Lager erkunden. Das geschah in jedem Kriegsgefangenenlager neu. Man schaute sich um, stellte fest, wo sich was befand, wie z.B. die Küche, Abortanlage, andere Unterkünfte, eventuelle Gemeinschaftsräume, Kantine, Krankenstube, Lagerleitung, Bad, Wasserleitung, Kochstelle usw. Wie war die Beleuchtung? Benötigte man eine Zusatz-Petroleum-Lampe? Gab es Besonderheiten im Vergleich zu anderen, bisher kennengelernten Lagern? Waren Möglichkeiten eines Zugewinnes von Nahrung vorhanden?

Nach diesen Erkundungen, die sich nach jedem Ortswechsel wiederholten, begann für mich der Prozeß der Anpassung. Zunächst wurden die Dinge ausgenutzt, die neu waren oder anders als gewohnt, z.B. die Möglichkeit, sich rasieren zu lassen oder die Möglichkeit, sich mit warmem Wasser zu waschen. Oder man konnte eine Gemeinschaftsfeuerstelle benutzen, weil viel Feuerholz vorhanden war. Es konnte auch sein, daß man etwas im neuen Lager nicht mehr vorfand, was im bisherigen vorhanden war, zum Beispiel, daß man nachts nicht mehr im Freien schlafen durfte, weil es verboten war.

Ich habe dann auch immer Aktivitäten entwickelt, die mir persönlich das Leben 1. erleichterten, 2. im bescheidenen Umfang das Leben verschönten oder 3. sogar ein wenig lebenswert machten. Erleichtern: Fußlappen beschaffen, Latschen aus Holz mit Lederriemen herstellen, Überhemd anstelle eines Pullovers nähen. Verschönern: Mit aller Vorsicht neue Kameraden kennenlernen, Gespräche über landsmannschaftliche Gemeinsamkeiten führen, Erinnerungen erzählen aus der Heimat; über das Vorleben als Zivilist oder Soldat mit anderen Kameraden sprechen. Lebenswert machen: Zeitungen lesen, wenn man welche bekam; Vorträge besuchen, allerdings nur solche allgemeinbildender Art; Filme ansehen, wenn man welche vorgeführt bekam; mehr essen können, als die Lagerverpflegung ausmachte.

Der größte Motor für alle Aktivitäten, die ich entwickelt habe, war die Hoffnung. Ich meine die Hoffnung auf eine Heimkehr. Dadurch entwickelte sich Energie. Diese benötigte man, um zu überleben. Es war im Prinzip ganz einfach. Ich hatte ja schon etwas gelebt, bevor ich unter Verschuß geriet. Das Leben früher war sehr schön, zumindest in der Erinnerung. Die Angst, die man als Luftwaffenhelfer und als Soldat an der Front hatte, war zurückgetreten. Die Bombennächte erschienen im nachhinein vergleichsweise

ungefährlich. Das Schöne, die Jugend, die Ungebundenheit der Kindheit, die Schule sogar, alles schien einem in (einem) anderen, einem schönen Licht. Das sollte ja für mich alles wiederkommen. Wenn ich das alles verglich mit meiner Situation im Gefangenenlager, so war mir eigentlich klar, daß irgendwann eine Änderung eintreten mußte. Das heißt, ich war fest davon überzeugt, daß ich nach Hause kam. Die Zukunft lag vor mir, meinte ich.

Das erste Viertel des Lebens sollte der Ausbildung dienen. Es wurde mir klar, daß, wenn ich nach Hause käme, dort anzufangen wäre, wo ich aufgehört hatte. Die Berufsausbildung mußte fortgesetzt, d.h. bei mir erst einmal begonnen werden. Was lag näher als zu versuchen, den Geist, denn mit dem wollte ich ja meinen Lebensunterhalt verdienen, beweglich zu halten. Die Hoffnung auf die Heimkehr gab mir die Energie, mich zu betätigen.

Ich habe alles ... damals nicht so klar und deutlich gesehen wie heute, wenn ich zurückblicke. Und dennoch, es war alles so folgerichtig, wie ich mich verhalten habe. Sicher war ein Teil des Verhaltens anerzogen ...

Ich wußte, daß ich mich und meine Habseligkeiten in Ordnung halten mußte. Dazu gehörte unbedingt körperliche Sauberkeit, außerdem Instandhaltung der Bekleidung und Ausrüstung. Vor allem auch Erhalt der Gegenstände, denn die Aussicht auf Ersatz war schlecht. Ich mußte Dinge sammeln, die man vielleicht später einmal gebrauchen konnte, wie z.B. Stoff-Fetzen, Textilstücke jeder Art, Lederstreifen usw.

Ich mußte mich ökonomisch verhalten. Meine vergleichsweise geringen körperlichen Kräfte und Fähigkeiten mußten eingeteilt werden. Es galt, so wenig wie möglich zu arbeiten und dennoch nicht aufzufallen. Das gelang am besten in einer großen Menge gleichaltriger Arbeitskräfte. War diese Arbeit jedoch zu schwer oder mit großer Gefahr verbunden (Beispiel Munitions-sprengen in Rumänien), so sah ich zu, daß ich eine andere Arbeit bekam als Spezialist. Manchmal gelang das auch ...

Zu meinem Überleben trugen bei: Die Hoffnung auf eine gesunde Heimkehr und der unbedingte Wille, mit dem Leben zu beginnen; meine Jugend, die mir eine gewisse Unbekümmertheit bescherte und die körperliche und geistige Elastizität; eine Riesensumme Glück und ein gütiges Schicksal (J. Halpá, 55-58).

e. Als Verbrecher nach Workuta

Seit Tagen waren wir schon mit der Bahn unterwegs. Ich hockte in der untersten der drei Etagen des Gefängniswagens, nach dem zaristischen Minister "Stolypin"-Wagen benannt. Um mich nur Russen mit ähnlichem Schicksal. Ich lernte unterscheiden zwischen Kriminellen, die in der Vulgärsprache "Blatnoj" hießen, und Politischen, erstere durchweg von unvorstellbarer Verrohung. Die Flüche kann man nicht wiedergeben. In dem

Gang vor den Abteilen erschienen immer wieder die Begleitposten - eine sadistische Bande, wie sich zeigte. Gleich am ersten Tag entrissen sie mir den selbstgemachten Alu-Löffel, gefährliche Waffe! Jeden Tag Inspektion, ob wir kein Loch nach außen gebohrt hatten. Sadistisch war das Verhalten, als sie uns versalzenen Fisch zuteilten, und uns einen Tag lang jedes Wasser verweigerten. Der Durst war schlimm, die "Blatnojs" randalierten, die Posten drohten. Dann gab man uns Wasser. Jeder trank über den Durst. Der Drang in der Blase stieg, man ließ uns nicht austreten. Zwei von den Russen pinkelten in ihre Gummistiefel. Es gab eine halbe Revolte, die Posten drohten mit Waffen.

Ich war zu Kontakten nicht aufgelegt. Mein Schicksal beschäftigte mich. 25 Jahre? Entlassung 1974? Ich dann 72 Jahre alt? Niemals würde ich das unter solchen Verhältnissen aushalten. Keine Möglichkeit, den sporadischen Kontakt mit Helma (Ehefrau des Berichterstatters) und Söhnen fortzusetzen. Wohin verschleppte man mich? Von den Russen hörte ich nur "na etap", wohl so zu verstehen, daß wir schubweise immer weiter fahren würden. Meine Ausstattung war bescheiden, im August war ich geholt worden, jetzt war's Januar. Meine Schischuhe zeigten Auflösungserscheinungen, die genähte Sohle ging los, Fußblappen; umfrisierte Militärhosen; ein Russenhemd, schwarz (Rubaschka); eine Fufaika; für den Kopf Mütze; Rucksack mit Bettlaken. Der Wollschal war im Gefängnis bereits geklaut. Der Gummimantel mit eingenähter Decke. Das war alles, was ich besaß, seelisch tief deprimiert ...

In einem anderen Gefängnis wollte mir einer der Russen vom Personal eine Fellmütze geben - einer der "Blatnojs" riß sie mir aus der Hand. Wie sehr hab' ich bedauert, in der Kunst der Selbstverteidigung eine Niete zu sein. Hier ging's um's Überleben.

Kein Stolypin-Wagen mehr, nur noch Güter- bzw. Viehwagen. Wieder ein neues Gefängnis. Eine Szene ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Wir werden nach Paragraphen der Verurteilung sortiert. Mich steckt man in einen Raum, der bereits voll ist mit Männern aller Alter(sgruppen). Mir fallen zwei gutgekleidete junge Russen auf. Als ich sie anspreche, sagen sie mir, ihre Haft müsse ein Irrtum sein, sie wären Söhne eines Moskauer Anwalts bzw. Arztes. Stalin, der Schnurrbärtige, machte damals keinen Unterschied. - Zum Sitzen kein Platz, ich lehne mich an die Wand, hänge meinen Gedanken nach. Neben mir ein verzinkter Wasserbehälter. Zwei junge Russen beginnen zu schimpfen und sich zu prügeln, es ging wohl um eine verscheuerte Hose. Von draußen drischt man an die Tür und verlangt Ruhe. Der eine der Burschen stellt sich neben mich vor den Behälter. Ich sehe wohl, daß er an der Verschußschnalle herummacht. Was aber kommt, ist schrecklich: er stürzt sich auf seinen Widersacher und zerschneidet ihm mit der Schnalle das Gesicht. Blut, Skandal, Posten dringen ein und holen die beiden raus. Sie werden verprügelt, man hört ihr Geschrei.

Wohin es eigentlich ging, sollte ich bald erfahren. Im nächsten Gefängnis ein großer Raum, voll mit Gefangenen. An der Stirnseite ein Tisch, an dem ein GPU-Offizier Platz nimmt. Er beginnt Namen aufzurufen. "Familia, imja, otschestwo", Familien-, Vor- und Vaters Name. Jeder erfährt, was ihm bevorsteht. Als ich dran bin, kostet der Mensch dort vorn die Situation mit offensichtlichem Zynismus aus. "Lob wysoki, nos wystupajuschtschi - wot inteligenzija!" (Stirn hoch, Nase vorspringend - sieh da, ein Intelligenzler). Und dann kam's: Workuta. Ich hatte keine Ahnung. Beim Austreten frage ich zwei "Blatnojs", die klären mich auf, das wäre so ungefähr der Arsch der Welt, ich sollte mir keine Hoffnungen machen. Ein beklemmendes Gefühl.

Die wievielte Etappe Richtung Norden das schon war, weiß ich nicht. Wir waren schon wochenlang unterwegs, als wir in einer großen Gefängnisanlage landeten. Nach langem Herumstehen werde ich mit einigen anderen aussortiert und über bretterbelegte knarrende Gänge winkliger Art in Kammer 14 gestoßen. Sie ist voll: Links und rechts an den Wänden in drei Stockwerken durchgehende Holzpritschen. Jeweils in der Mitte ein Pfosten mit durchgesteckten Sprossen. Ich steige über die am Boden Hingelagerten und versuche links an den Pritschen mein Glück. Ich werde beschimpft und verscheucht. Alle Etagen voll belegt. Dasselbe versuche ich rechts. Völlig unerwarteterweise sind im letzten Teil der obersten Pritsche nur drei Mann. Der eine, Glatzkopf, doch mit dünnem Schnurrbart und kalmückischem Aussehen fährt hoch: was ich will? Ich sage mein Sprüchlein. "Ty kto takoj? Skolko dawali?" (Was bist Du für einer? Wie viele Jahre hat man Dir gegeben?). Ich gebe Bescheid. "Kannst Du Geschichten erzählen"? Ich denke an den Erfolg mit den 11 grünen Kerzen und sage "Ja". "Dawaj! Laschys" (Los, leg Dich!). Bald stellte sich heraus, daß mein Gönner ein gefürchteter Bandit war, den selbst das Personal nicht anzugreifen wagte. Seine beiden Assistenten Andrej und Timofej hatten wichtige Aufgaben. Wenn das Essen durch die Türluke gereicht wurde, Suppe, Fisch, etwas Zucker, Brot - blieb mein Häuptling gemächlich liegen. Die beiden prügeln jeden, der sich vorwage, zurück und nahmen vom Essen, was sie wollten. Auch ich bekam davon ab, mehr als die anderen. Nach dem Essen, wenn Ruhe eintrat, begann in den Wänden und Rohren ein geheimnisvolles Klopfen: Andrej und Timofej horchten die Morsepost des Gefängnisses ab und berichteten, was in anderen Kammern geschah. Zum ersten Mal erhielt ich Einblick in die Lebensart der "Blatnojs", die sich liebten und haßten, je nachdem. Im Laufe der Tage kam auf diese Weise durch, daß der Sowieso in den letzten Zipfel Nordsibiriens verschickt wird, wo nach Gold geschürft wird. Beim Kartenspiel hat ein anderer die letzten Hosen verloren, beim nächsten Verlust wird er ein Auge opfern müssen. Ich verhalte mich brav. Mein Spionage-Krimi kommt gut an, ich bin persona grata.

Eines Tages draußen Gebrüll: alles antreten zu Entlassung und Bad, mit allen Sachen! Die drei rühren sich nicht. Ich packe mein Zeug zusammen und

laufe mit. In einem sonst leeren Raum ein paar rohe Bänke, in der Ecke ein dicker Ziegelofen. Befehl: Nackt ausziehen, Sachen zur Entlausung vorbereiten! Alles brodeln durcheinander. Ich fürchte, um meine letzten Sachen erleichtert zu werden, bummle ein bißchen, und als Letzter stopfe ich meinen Rucksack mit Schuhen, Bettlaken und Gummimantel hinter den Ofen. Nächster Raum mit Entlausungssofen; das Zeug muß auf Drahtbügel gehängt werden; Gedränge und Gefluche; weiter in den Baderaum; auf Bänken stehen ovale Zinkschüsseln. Man schnappt sich eine, bekommt einen Patzen Schmierseife in die Hände geklatscht und kämpft sich zum Rohr mit Warmwasser durch, Abtrocknen ist nicht. Im nächsten Raum sind russische Frauen unbestimmbaren Alters, sie scheren uns kurz, rasieren Gesicht und sämtliche Körperhaare - sämtliche! Man ist so abgestumpft, daß keiner was dabei findet. - Nun zurück zum Empfang der inzwischen entlausten Sachen. Rubaschka und Fufaika sind auf dem Haken, aber wo ist die noch gute Hose? Da sehe ich, wie einer von den Burschen meine Hose anzieht. Alles, was ich an russischen Flüchen bis dato gelernt habe, lasse ich auf ihn niederprasseln, ich reiße ihm die Hose weg. Jetzt geht's noch um den Rucksack - hinterm Ofen nichts! Geklaut! Ich schimpfe laut, keiner hört hin. Schimpfend klettere ich auch zu meinem Räuberhauptmann hoch. Als der erfährt, was passiert ist, schickt er seine beiden Schergen los: die drehen tatsächlich Platz für Platz um. Schließlich finden sie mein Zeug: ein älterer Ukrainer sitzt drauf in der Nähe der Tür und bekommt seine Prügel.

Wieder unterwegs, eine andere Situation. Wir sitzen auf gegenüberstehenden Bänken in einem Wagen anderer Bauart. Ich, der einzige Deutsche, ganz links vis-à-vis ein verdächtiges Paar: Oberblatnoj mit Adlatus, neben ihm ein Offizier, kein "Blauer" von der GPU, neben mir zwei Esten. Man quetscht sich Schulter an Schulter, jeder hat sein Zeug unter der Bank. Es entwickelt sich ein Gespräch, auch ich werde einbezogen. Der Offizier schwärmt von seinem Kriegsaufenthalt in Deutschland und macht uns Deutschen Komplimente. Er begreift nicht, wofür er ins Lager kam, er sei nach vielen Gesuchen auf dem Weg, um sich zu rechtfertigen. Der neben mir sitzende Este öffnet seinen Beutel und bietet richtigen Tabak und Papier an! Fast alle wehrfähigen Männer seien von Estland verschleppt worden, die Russen machen sich breit. Es wird Abend und Nacht. Der Adlatus, ein blutjunger Bursche, ist an die andere Stirnseite übersiedelt und hockt jetzt neben mir. Jeder stützt den Kopf in die Hände und döst. Ich kann nicht richtig einschlafen. Was ist das? An meinem Rucksack ist jemand, ich greife nach unten und erwische die Hand des Burschen. Er zischt mich an, ich merke, daß sein Ziel der Beutel des Esten ist. Ich bin zu feige, Alarm zu schlagen, bei den "Blatnojs" sitzt das Messer locker. In der Früh' stellt sich der Diebstahl heraus - eine blöde Situation. Jeder wird quasi verdächtigt.

Je weiter nördlich wir kommen, desto öder die Landschaft und desto finsterer der Himmel. Wir sind schon über dem Wendekreis mit völlig

verschwundener Sonne. Keine Bäume zeigen sich. Wie ich später lerne, wächst dort oben nur Moos und niedriges Zeug, der Boden ist zwei Meter tief gefroren. Es ist inzwischen Anfang März. Wieder im Güterwagen unter Russen werde ich aufgefordert, etwas zu erzählen. Wie gehabt. Ein gebildeter Russe macht mir das Kompliment zu meinem guten Russisch, nur manchmal würde ich die Zeitformen verwechseln, auch gäbe es hie und da nicht die richtig betonte Silbe. Diese Sprache ist unter den slawischen wohl die klangvollste und schmiegsamste (A. T., 14-17).

f. Die sozialistische Wirtschaft, wie ich sie sah

In Rußland gibt es bekanntlich keinen einzigen Fabrikbetrieb in Privathand, allen gehört alles, jeder Arbeiter ist Miteigentümer seines Betriebes. Da ich in Reval Gelegenheit hatte, bei einem Transportkommando fast sämtliche Betriebe der Stadt kennenzulernen, werde ich an einigen Beispielen zeigen, wie diese "Idealwirtschaft" in Wirklichkeit aussah. An der Spitze eines jeden Betriebes stand ein russischer oder estnischer Direktor bzw. Verwalter, in größeren Betrieben auch mehrere. Diesen war in größeren Werken ein von Moskau geschickter, sogenannter Politruk zugeteilt, der die Regierungsinteressen zu wahren hatte. Hat ein "Privatunternehmer" das größte Interesse daran, im Konkurrenzkampf seinen Betrieb dauernd rentabler zu gestalten durch Umorganisation innerhalb des Werkes oder Neuinvestierung usw., so hatten hier Politruk und Direktor lediglich das Interesse, sich nach oben hin zu decken und in Moskau nicht aufzufallen. Jede Fabrik hatte ein bestimmtes Soll an Waren abzuliefern. War dieses Soll erfüllt bzw. auch von manchem "gewissenhaften" Verwalter übererfüllt mit vielleicht 10 bis 20%, so hatten sie ihre Pflicht vollständig getan, ja sie bekamen sogar bei dieser Übererfüllung oft noch eine besondere Belobigung der Regierung. Was im übrigen im Betrieb geschah, war gleichgültig. So erlebte ich in einem Torflager, daß, als das Soll erfüllt war, der übrige Torf liegenblieb und sich niemand mehr um ihn kümmerte.

Im günstigsten Fall blieb der Betrieb auf der jeweiligen Produktionsstufe stehen, das Soll wurde pflichtgemäß und regelmäßig abgeführt, von einer Weiterentwicklung war keine Rede. Darin ist auch der Hauptgrund zu suchen, daß Rußland nie eine rentable Produktion entwickeln kann. Wie sah es nun innerhalb eines solchen Betriebes aus? Die erste Fabrik, in der ich arbeitete, war eine estnische Zentralverteilungsstelle. Hier wurden die Waren aus fast sämtlichen Fabriken Revals in Magazinen aufgestapelt und je nach Bedarf in Waggons verladen. Das erste, was uns gleich auffiel, war, daß auf dem Hof ca. 500-600 Sack Gerste lagen. Wie uns gesagt wurde, war diese Gerste für das hungernde Leningrad bestimmt. Jeden Morgen nun, wenn wir dort ankamen, saßen Hunderte von Tauben auf den Säcken und frühstückten. Vier Wochen dauerte es, bis die Säcke verladen und an ihren Bestimmungsort gebracht wurden. 20 Doppelzentner Erbsen waren erst von organisierenden

Zivilisten um drei vermindert worden, bis auch sie verladen wurden. Als wir dann nach und nach den niedrigen Lebensstandard des Arbeiters kennenlernten, wußten wir, daß jeder "Mitbesitzer" des Betriebes darauf angewiesen war, seinen "eigenen Betrieb" noch und noch zu bestellen, um überhaupt einigermaßen leben zu können. Unser estnischer Posten kam jeden Nachmittag schwer beladen, und ehe wir auf den Lastwagen stiegen, um ins Lager zu fahren, kamen erst die Säckchen hinauf. Dann fuhren wir noch einen Umweg zu seiner Wohnung, lieferten die Sachen dort ab und fuhren dann weiter. Uns allerdings waren diese Schwarzfahrten nie unangenehm, denn wir gingen nicht ganz leer dabei aus. "Wenn Du schlau bist, kannst Du leben, wenn Du dumm bist, mußt Du sterben", sagte unser Posten immer.

Ein anderes Beispiel: Eines Tages kam ein Waggon mit russischen Bonbons, in einfachen Bretterkisten, lediglich mit zwei Bandeisen gehalten. Als uns beim Ausladen eine Kiste hinfiel und die Bonbons umherflogen, fielen nicht nur 40 Kriegsgefangene, sondern auch ebenso viele Zivilisten darüber her. Wir wurden dann vom Posten aufgefordert, ab und zu eine Kiste hart auffallen zu lassen. So wurde es für alle ein süßer Tag. Beim Ausladen waren fünf Kontrolleure anwesend, zwei im Waggon, einer davor und zwei im Magazin. Einer wollte den anderen kontrollieren, und sie kontrollierten alle so gut, daß jeder Kontrolleur am Schluß alle Taschen voll Bonbons hatte. Diese "verunglückten" Kisten waren nun etwa noch zu einem Viertel gefüllt. Sie wurden wieder zugemacht und zwecks Beanstandung durch eine Kommission beiseite gestellt. Nachdem dann der Tatbestand festgestellt war, wurden die Kisten an den Absender zurückgeschickt, und wir haben uns lachend gefragt, wie viele auf dem Transport bis dahin wohl noch "verunglücken" würden.

In letzter Zeit versuchte man diesem Übel abzuhelfen, indem man den Direktoren bei besonders guter Führung des Betriebes hohe und höchste Prämien versprach. So wurden z.B. auf einer Marinewerft Offizieren besondere Zulagen gezahlt, weil sie sich betriebstechnisch besondere Verdienste erworben hatten. Mit anderen Worten, wollte man wie bei diesem kriegswichtigen Betrieb eine einigermaßen saubere Verwaltung des Betriebes erreichen, mußten besondere Anreizmittel geschaffen werden. Das Wort "Gewinn" als das verpönte Wort der kapitalistischen Wirtschaft wurde dabei geflissentlich umgangen.

Eine der übelsten Betriebseinrichtungen war das Normsystem. Für jede Arbeit war eine bestimmte Norm gesetzt, die erfüllt werden mußte, um die notwendigen Prozente zu erreichen. Manchmal war die Arbeitsnorm von einer oberen Stelle einheitlich festgesetzt, meistens war sie eine Willkürmaßnahme innerhalb des Betriebes selbst. Da wir Kriegsgefangenen in dieses Normsystem einbezogen wurden, kann ich es am besten bei unserer Arbeitsleistung an Beispielen erklären. Da wurde z.B. im Elektrizitätswerk von der Betriebsverwaltung willkürlich festgelegt: Jeder Kriegsgefangene

muß innerhalb einer Achtstundenschicht 17 Waggonets Asche (Abfall des Ölschiefers, der in Estland fast ausschließlich geheizt wird) 500 Meter voll und 500 Meter leer zurückbefördern. Wird diese Norm nicht erreicht, bekommt der Betreffende keine 100%, sondern etwa 70% oder 80%, je nach Belieben des Prozenteschreibers. Da es bei Arbeiten, die mit über 100% geleistet wurden, im Lager Zusatzbrot bis zu 300 g gab und außerdem, wenn der betreffende Betrieb Rubel ans Lager zahlte, auch der Kriegsgefangene (wenn er über 100% geleistet hatte), etwas davon ausgezahlt erhielt, war dieses Normsystem eine sehr lebenswichtige Angelegenheit sowohl für die Zivilisten als auch für uns. Wie willkürlich das System gehandhabt wurde, mag man aus folgendem sehen: Unsere Spezialisten (Graveure, Tischler u.a.) hatten es meist einfacher. Sie arbeiteten in ihrem Beruf, lieferten täglich einen Teil ihrer Arbeit ab und bekamen von ihren Meistern die erforderlichen Prozente ... Uns (Intellektuellen) wurden teilweise, besonders wenn wir Deutschenhassern in die Finger fielen, unerschwingliche Normen gesetzt, die wir auch nie erreicht haben. Die Prozente wurden laufend gedrückt, und es wurde dann nicht nur kein Zusatzbrot an uns ausgegeben, sondern uns oft noch von der Normalverpflegung abgezogen. So erging es uns z.B. regelmäßig, wenn wir im Hafen arbeiteten, obwohl dort die Arbeit die schwerste war. Wie oft haben wir aus Hunger das äußerste hergegeben, um 100% zu erreichen, aber lachend wurden wir mit 60%, manchmal sogar mit 30% ins Lager zurückgeschickt. Ein anderes Mal dagegen wurden wir zu einem Schiff geschickt, um dort auszuladen. Als wir ankamen, sagte der Kapitän des Schiffes zu uns, wo wir unsere Arbeitsmeldung hätten und wieviel Prozente wir brauchten. Wir sagten ihm, daß wir z.Zt. 115% benötigten, um im Lager 200 g Zusatzbrot zu bekommen. Darauf sagte er, wir könnten auch 300 oder 400% haben. Aber soviel wollten wir gar nicht. So schrieb er uns denn, ohne daß wir überhaupt etwas angefaßt hatten, 200%. Bei einer anderen Firma erhielten wir regelmäßig 140%, ob wir gearbeitet hatten oder nicht. Beispiele dafür, wie willkürlich und wie verschieden überall das Prozentensystem gehandhabt wurde. Vielfach schrieb man uns die Prozente nach folgendem Gesichtspunkt: Hatte einer den ganzen Tag schwer gearbeitet, wurde aber zufällig einmal für ein paar Minuten sitzend vom russischen Meister angetroffen, bekam er keine Prozente, hatte er dagegen den ganzen Tag mal nichts getan, war aber gerade in Bewegung und machte eine noch so sinnlose Arbeit, wenn gerade der Meister vorbeikam, erhielt er oft die besten Prozente.

Ein weiterer Hauptgrund mit, weshalb Rußland unter den augenblicklichen Verhältnissen niemals einen wirtschaftlichen Aufschwung von irgendwie erheblichem Ausmaß nehmen kann, ist die geradezu katastrophale Arbeitsorganisation. So fehlte es, wenn wir zu einer Arbeitsstelle kamen, fast regelmäßig immer an irgend etwas. Gingen wir zum Hafen, um Schiffe auszuladen, wie oft mußten wir stundenlang warten, bis Waggons oder Lastwagen kamen. Auf einer anderen Stelle sollten wir einen Schuppen

reparieren, es war aber weder Holz, Nägel noch Hammer oder sonst etwas vorhanden, und wir durften uns nach drei Stunden von den Offizieren dafür ausschimpfen lassen, daß wir nichts gemacht hatten. 3/4 Jahr lang arbeitete ich an einem Bau, der für NKWD-Offiziere eingerichtet wurde. Hätte eine Privatfirma für dieses Objekt diese Zeit gebraucht, sie hätte schon mehrere Male Konkurs anmelden können. Auch hier war es wie fast überall. Mal waren Steine und Sand, aber kein Zement da, mal fehlte der Sand ... War alles mal zusammen da, so war es ein Ereignis. Den ganzen Winter hindurch haben wir meist sinnlose Arbeiten gemacht, aber eingestellt wurde die Arbeit nicht. Die Maurer mußten bei 20-25 Grad Kälte wenigstens einige Quadratmeter verputzen, die dann regelmäßig bei einsetzendem Tauwetter wieder abbröckelten. Darauf bekam jeder Maurer einen kleinen Ofen. Der Erfolg des Verputzens war wieder der gleiche. Aber die Leute mußten immer wieder beschäftigt werden, und die Baufirma mußte Rubel an das Lager liefern, pro Mann pro Tag 13 Rubel, das war die Hauptsache. Die Produktivität der Arbeit war absolut Nebensache. Hinzu kam noch, daß die Öfen nur mit besten ... Balken des Baugerüsts geheizt wurden, so daß innerhalb von vier Wochen das Gerüst des fünfstöckigen Hauses, an allen vier Seiten errichtet, restlos verheizt war.

Oft wurde von Stelle zu Stelle geschrieben oder auch telefoniert, um Material dringendst anzufordern. Und was stellte sich heraus? Das Material hatte den Instanzenweg nicht so einwandfrei durchlaufen, wie das Papier, sondern war unterwegs "verscheuert" worden, wie der schöne Ausdruck hieß. Aber wer es gemacht hatte, wußte natürlich niemand. Allen gehörte ja doch auch schließlich alles, und man konnte es doch auch keinem verübeln, wenn er mal seinen Lebensstandard für einige Zeit etwas verbessert hatte.

Eines der größten Kreuze war für uns auch die Beschaffenheit der vorhandenen Werkzeuge, wenn wirklich welche da waren. Wir waren schließlich gezwungen, bei jeder Arbeit einen oder zwei Spezialisten zu haben, die uns erst die Werkzeuge einigermaßen in Ordnung brachten und deren Arbeit wir dann mitmachten. Verlangt wurde die Arbeit, ganz egal, wie wir es machten. Und trotzdem mußte man noch staunen, was alles von deutschen Kriegsgefangenen geleistet worden ist. Als wir Reval im Januar 1947 verließen, war die Stadt gegen früher schon nicht mehr wiederzuerkennen, und selbst uns nicht besonders freundlich gesinnte Russen konnten uns manchmal ihre Anerkennung nicht versagen.

Als wir an einer Ölleitung nach Leningrad arbeiteten, war die Organisation ebenfalls wieder äußerst geschickt. Zuerst haperte es wieder mit den Werkzeugen, als diese dann schließlich ankamen, waren sie restlos nicht zu gebrauchen, und (es) mußten erst wieder Leute von uns sie in Ordnung bringen. Dann mußte das Wasser, da auf einer Strecke von ca. 2 km nur zwei Pumpen zur Verfügung waren, größtenteils mit Eimern ausgeschöpft werden, und wir hatten oft am Schluß der Arbeit mehr Wasser drin als vorher. Ferner

wurden bis zum Januar 1948 Ausschachtungs- und Bohrkolonnen getrennt angesetzt. So passierte es, daß wir manchmal in felsigem Gelände nur 5-10 cm ausheben konnten. Wir mußten dann oft tagelang warten, bis dort wieder gebohrt und gesprengt wurde. Aber gearbeitet mußte werden und wenn kein halber Kubikmeter herauskam. Daß auch dabei niemals die uns gesetzte Norm erreicht werden konnte, die teilweise bis zu 16 cbm pro Mann pro Tag war, ist wohl selbstverständlich. Erst im Januar 1948 wurden dann Ausschachtungs- und Bohrkolonnen auf andauernde deutsche Vorstellung hin zusammen eingesetzt, wodurch jedenfalls schon mal eine große Erleichterung geschaffen wurde.

Nun möchte ich noch im einzelnen auf den Lebensstandard eingehen, der sich notwendigerweise aus solch einem Arbeitssystem ergeben muß. Bezeichnend ist zunächst, daß selbst die Frauen über 50, ja teilweise sogar noch über 60 Jahre schwerste Männerarbeit leisten mußten, um sich ihren bescheidenen Lebensunterhalt zu verdienen. Die Sowjetunion verkündet ja stolz die völlige Gleichberechtigung der Frau, also auch arbeitsmäßig. Dem Normsystem ist sie dabei auch restlos unterworfen.

So unglaublich es klingen mag, so war die Verpflegung der Zivilisten sehr oft nicht um vieles besser als die der Kriegsgefangenen. Auch sie kochten ihre Wassersuppe, ihren Brei und aßen das gleiche Brot, wenn auch allerdings immer noch ein gewisser Unterschied bestand, vor allem fettmäßig. Die Verpflegung unserer Wachmannschaft war manchmal geradezu verheerend. Als (die) NKWD-Posten unseres Baukommandos einmal Mittagessen bekamen, setzte sich der Postenfürer zufällig neben mich auf den Hof. Er aß ein paar Löffel Suppe und schüttete sie vor meinen Augen aus, dann aß er die Hälfte seines Brotes und gab mir die andere Hälfte, wobei er sagte, die Suppe sei sehr schlecht gewesen, weshalb er sie mir nicht gegeben hätte. Ein anderer Posten erzählte mir mal, daß der Koch zu faul sei, ihnen morgens beim Weggehen schon Suppe zu kochen. Sie bekämen die drei Tagessuppen auf einmal, wenn sie uns abends zurückgebracht hätten. Manchmal hatte es den Anschein, als ob der Russe wirklich keine andere Verpflegung kennen würde. Dem war aber nicht so. So konnten wir z.B. auf den Schiffen der russischen Kriegsmarine beobachten, daß drei verschiedene Essen gekocht wurden, eins für die Mannschaften, eins für Unteroffiziere und Sergeanten, das dritte für Offiziere. Das Essen dieser letzteren weckte bei uns wehmütige Erinnerungen an längst vergangene Zeiten und zeigte uns, daß auch der Russe etwas Besseres kannte. Auch in Lazaretten, in denen wir mal vorübergehend arbeiteten, konnten wir dasselbe beobachten, und das für die Schweine bestimmte Fressen war für uns, wenn wir es mal erwischen konnten, ein höchst lukullischer Genuß. So mußten wir die Überzeugung gewinnen, daß der russische Staat sein Volk zum großen Teil absichtlich auf einer niedrigen Verpflegungsstufe hält und es selbst hungern läßt, um es seinen Plänen gefügig zu machen. Wie unglaublich er vor allem Ende 1946

seine eigenen Soldaten behandelte, mag man noch aus folgendem ersehen, was mir jeder, der mal in Reval gearbeitet hat, bestätigen wird: Zu unserem größten Erstaunen bettelten uns die Soldaten eines Tages direkt an, doch in die Stadt zu gehen und Brot und Tabak zu organisieren. Es würde uns nichts geschehen, und wir könnten mit oder ohne Posten fortgehen. Da kurz vorher auf Ergreifung eines entflohenen Kriegsgefangenen eine hohe Prämie gesetzt worden war, waren wir zunächst sehr mißtrauisch, aber als wir die Posten etwas länger kannten, merkten wir, daß sie es nur aus Hunger taten. So konnten wir mal ab und zu heimlich auf Umwegen in die Stadt schleichen und kamen auch nie ohne Brot und Tabak zurück. Sehlichst wurden wir von den Posten erwartet, und meistens waren sie mit einer Scheibe Brot und einigen Zigaretten zufriedengestellt. Als Posten von anderen Kommandos dieses gemerkt hatten, lauerten sie häufig unseren aus der Stadt zurückkommenden Kameraden auf, nahmen sie mit zu ihren eigenen Arbeitsplätzen, räuberten sie dort völlig aus und schickten sie zu ihrem Arbeitsplatz zurück. Diese Kameraden hatten natürlich die größten Schwierigkeiten, ihre Arbeitsplätze unbehelligt wiederzufinden.

Da wir schon in der ersten Zeit der Gefangenschaft immer wieder das Loblied der russischen und den Tiefstand der deutschen Kultur erzählt bekamen, war für uns auch auf diesem Gebiet die Praxis höchst interessant. Wir staunten zwar schon immer, daß uns alle Russen fast durchweg für Kapitalisten hielten. Warum? Weil der eine erzählt hatte, daß er als Arbeiter in Deutschland eine Dreizimmerwohnung gehabt hatte, mit dem Fahrrad zur Arbeitsstelle gefahren war, der andere, daß er als Landwirt zwei Pferde besessen hatte usw. Als wir aber dann die russischen Lebensverhältnisse etwas näher kennenlernten, fühlten wir uns bald selbst alle als Kapitalisten mit einem unbändigen Stolz auf unsere heimatlichen Verhältnisse. So bewohnte z.B. die Chefärztin unseres Lagerlazarets in Reval, die zudem noch mit einem Ingenieur verheiratet war, ein kleines Zimmer, das mit einem Feldbett, einem kleinen Tisch und zwei Stühlen, außerdem noch mit einem von unseren Tischlern hergestellten Schrank ausgerüstet war. Der Kommandant meines letzten Lagers, ein Major, bewohnte mit Frau und Tochter ein Zimmer, in dem auch noch ein Ferkel untergebracht war. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich noch eines sehr ergötzlichen Vorfalles in Reval. In einem ehemaligen Geschäftshaus der Stadt hatten wir unter anderem eine Dreizimmerwohnung hergerichtet, bestimmt für eine russische Familie. Als wir eines Morgens zur Arbeit kamen, hörten wir ein furchtbares Geschrei. Wir sahen dann, daß die Familie an dem Morgen eingezogen war. Zwei Zimmer waren überhaupt nicht in Anspruch genommen worden, das dritte Zimmer enthielt ein Feldbett, (einen) Tisch, zwei Stühle, drei Säcke mit Utensilien und - eine Ziege. Der russische Techniker verlangte die Ausquartierung der Ziege. Als die Familie sich weigerte, nahm er kurzerhand die

Möbel und warf sie aus dem Fenster auf den Hof. Den Schluß machte die Ziege. Der Mietstreit war also bestens beigelegt worden.

Am besten haben wir die russische Kultur bei den stillen Örtchen feststellen können. Grundsätzlich setzten sich die Russen nämlich nicht, sondern stellten sich darauf. Für uns war es direkt unmöglich, solche Örtchen zu benutzen. Bei einem Kommando hatten wir die Erlaubnis, uns einen eigenen Abort zu bauen. Am Morgen nach der Fertigstellung war er für uns schon nicht mehr zu benutzen. Als man uns einmal im Winter zwang, einen bis vor die Tür beschmutzten Abort zu reinigen, wobei wir Spitzhacken zu Hilfe nehmen mußten, haben wir die Arbeit verweigert, nachdem zwei Kameraden sich übergeben mußten. Zu unserem Glück wurden wir von einem zufällig hinzukommenden Major unterstützt (E. Höynck I, 5-9).

g. Mein russisches Vokabular als Kriegsgefangener

Hatten wir in den letzten Tagen vor dem Rußlandfeldzug einige russische Redewendungen lernen müssen, allen voran: "Stoj! Ruki wjerch!" (Halt, Hände hoch, werft die Waffen weg!), so hörten und sprachen wir seit Mai 1945 bald in völlig anderen Begriffen, die unserem Status als "Woina plenny" (Kriegsgefangener) entsprachen.

Den mit einigen Kameraden anfangs unternommenen Versuch, über Syntax und Grammatik die russische Sprache zu erlernen, gaben wir bald auf. Wir sahen bald ein, daß bei der Arbeit den Russen "auf's Maul geschaut" viel schneller und effektiver deren Umgangssprache zu erlernen und eine Kommunikation zu erreichen war, die unsere Lebens- und Überlebenschancen nur verbessern konnten. Unser gelegentliches "Ni panimaju" (verstehe nicht) war zwar oft nur eine Schutzbehauptung, nützte aber auch dann nichts, wenn der russische Gesprächspartner Lagerkommandant, NKWD-Offizier, "Towarisch" (Genosse) oder gar "Natschalnik" (Chef) am Arbeitsplatz nach einem "Perewotschik" (Dolmetscher) rief. Da war es schon besser, wir antworteten auf die Frage nach der Verständigungsmöglichkeit "Gowori pa russki?" (sprichst Du Russisch) mit dem einschränkenden "malo" (ein wenig) und halfen uns mit einem Gemisch von Russisch und Deutsch, unterstützt mit viel Gestik und Mimik.

Am häufigsten hörten und empfindlich(sten) reagierten wir anfangs auf das russische "Dawaj" (los, voran!), das meist zweimal ausgesprochen und im Zusammenhang mit "raboti" (arbeiten) ständig gebraucht wurde. Aber auch wenn wir zweimal täglich zur "Prowerka" (Zählappell) antreten mußten, immer "po pijat" (zu fünft), ging das nie ohne das antreibende "dawaj, dawaj" und "bystro" (schnell).

Mit berechtigter Skepsis und fatalistischem Galgenhumor hörten wir uns all die Jahre hindurch zu wiederholten Malen die leeren Versprechungen: "Sawtra bjudit" (morgen wird ... sein/haben) oder gar "skoro domoj" (bald nach Hause) an. Die der russischen Mentalität entsprechenden Ausdrücke der

Ergebenheit in ihr Schicksal "ladna" oder "nitschewo" wurden auch von uns oft fatalistisch oder resignierend gebraucht. Bis es wirklich "domoj", nach Hause ging, verbrachte ich drei Jahre und acht Monate bei "Kapusta" (Kohl)-Suppe, gelegentlich zwei oder drei Löffeln Hirse-"Kascha" (Brei) und 150-200 g "Chleb" (Brot) pro Mahlzeit. Gelegentlich gelang es uns ja, bei kurzen Ernteeinsätzen oder beim Verladen einige "Kartoschkis" (Kartoffeln) zu "zapzerap" (klauen/stehlen) und unsere von der "Kuchina" (Küche) gelieferte Verpflegung ein wenig aufzubessern. Wenn wir dann noch etwas "Malako" (Milch) oder "Maslo" (Butter) auftreiben konnten, war das verbunden mit auf einer Astgabel geröstetem "Chleb" (Brot) mit etwas "Sachar" (Zucker) schon das reinste "Prasnik" (Fest).

Gegen die russische Kälte ("Cholodna") und den Schnee ("Snieg") schützten uns allerdings erst ab 1947 "Walinkis" (Filzstiefel), "Schapkas" (russische Soldatenmützen) und "Fufaikas" (Wattejacken). Wer dennoch "bolnoi", d.h. erkrankte, kam zunächst in die "Ambulancia", schlimmstenfalls ins "Lasarett". Bezeichnenderweise lernte ich auch hier erst den allgemeingültigen medizinischen Begriff "Dystrophie" kennen. Neben den Bezeichnungen "maltschik", "djewuschka", "mamuschka", "babuschka" (Junge, Mädchen, Mütterchen, Großmütterchen), den Zahlwörtern und den Bezeichnungen für unser Arbeitsgerät, wie "pilar", "molotok", "skaba" (Säge, Hammer, Bauklammer) prägten sich uns auch die auf den Arbeitsplätzen oft gehörten Fragen ein "skolka tschelajewek?" oder "skolka wrijeme?" oder "kuda paschol" (wieviel Mann, wie spät, wohin gehst du,). Wir lernten aber auch - und das war durchaus nicht lebensnotwendig - russische Flüche kennen. Sie wurden vorwiegend von den Männern viel gebraucht, meist völlig unmotiviert und gedankenlos und sind so gemein und abscheulich, daß sie von mir hier nur angesprochen, aber nicht aufgeführt werden. Dagegen möchte ich zwei kleine amüsante Begebenheiten erzählen.

Am 20.1.1947 wollte ein uns gutgesinnter, väterlicher alter Russe klarmachen, daß der nächste Tag, Lenins Todestag, Nationalfeiertag und arbeitsfrei sei. Er sagte gutmütig: "Sawtra nix raboti! Sawtra Lenin - kaput - prasnik". Dann blickte er sich um, ob auch kein anderer Russe das folgende hören würde und ergänzte: "Lenin karoscho!" (Lenin gut, in Ordnung), "Stalin chui" (Stalin ?). Dabei spuckte er aus.

Im Bauxit-Schacht gab es eines Nachts das folgende sprachliche Verständigungs bemühen. Ein freundlicher, junger russischer Arbeiter wechselte gern ein paar Worte mit uns und war bestrebt, auch ein wenig unsere Sprache zu lernen. Da kam er wieder einmal auf mich zu, und seine Frage begann wie gewöhnlich mit den Worten "Sto takoi?" (Was ist/heißt?), und dann kam der für ihn neu aufgeschnappte Begriff, den er mich zu übersetzen bzw. zu erklären bat. Er lautete in phonetischer Schreibweise "Moin". Das sollte Deutsch sein? Ich konnte beim besten Willen nichts damit anfangen. Als er merkte, daß ich stutzte, nahm er, wie wir es ja auch taten, schnell Mimik und

Gestik zu Hilfe, führte den Zeigefinger seiner rechten Hand an den Mützenrand, schnellte ihn nach vorn und sagte dazu "Kamerad sagt immer: 'Moin' - Sto takoi 'Moin'?" Ich hatte, das war nicht schwer zu erraten, nun verstanden, lachte und erklärte ihm halb Russisch, halb Deutsch: so wie der Gruß "Sdrast twitje", das russische "Guten Tag", meist nur lässig als "Drastje" über die Lippen kommt, so lautet dementsprechend die deutsche morgendliche Begrüßung vereinfacht und salopp "Moin". Erfreut über die Erweiterung seines deutschen Wortschatzes begrüßte unser russischer Freund am Arbeitsplatz von nun an jeden deutschen Kameraden, unabhängig von der Tageszeit, ob bei Tag- oder Nachtschicht mit entsprechender Handbewegung und seinem freundlichen "Moin".

Alles in allem kamen wir "Woina plennys" im Laufe der Zeit mit etwa 100 russischen Wörtern bzw. Redewendungen einigermaßen zurecht. "Bolsche nije nada". Mehr war kaum nötig (K. Schnier, 24-28).

h. Erinnerungen an die Theatergruppe im Lager Witebsk

I.

In vielen frühen Berichten von Heimkehrern aus der Sowjetunion findet das kulturelle Leben und die Arbeit der Kulturgruppen zunächst nur geringe Erwähnung. Zu sehr wird alles noch beherrscht von den Gedanken an den Lageralltag mit seinen ungewohnten harten Arbeits- und Lebensbedingungen, dem Mangel an fast allem Notwendigen und der Ungewißheit über das Schicksal der Angehörigen. Die Erinnerung an so manch eindrucksvolle, begeisternde Kulturveranstaltung trat dahinter zurück.

Und doch hatten sich schon bald Mitgefängene in Zirkeln und Gruppen zusammengefunden, um mit "Dichterlesungen", "Bunten Abenden" und - später auch - Theateraufführungen für kurze Stunden der Illusion den Alltag mit Hunger und Stacheldraht vergessen zu machen und geistige Aufgeschlossenheit und Beweglichkeit zu erhalten.

Sicher läßt sich das kulturelle Leben in den Lagern der Sowjetunion nicht mit den bekannt gewordenen Kultur- und Theaterwochen der Kriegsgefangenen in England, Canada und den USA vergleichen. Es fehlten zunächst alle materiellen Voraussetzungen und Hilfsmittel für Kulturveranstaltungen: Textbücher, Kostüme, Requisiten, Kulissen - sogar Papier! Alles mußte - z.T. mit primitivsten Mitteln - aus dem Nichts geschaffen werden und hing von der Initiative einzelner Männer oder Gruppen ab.

Die von W. Schwarz zusammengestellten und ausgewerteten Berichte von Heimkehrern zeigen, daß trotzdem Erstaunliches geleistet wurde. Der "Totale Krieg" hatte alle Berufsgruppen erfaßt und nun in den größeren Gefangenenlagern zusammengeführt: Schauspieler, Musiker, Chorsänger, Friseure bzw. Maskenbildner, (Bühnen-)Maler, Schneider, Tischler, Schuster, Elektriker. Nur eine Darstellergruppe fehlte: die Frauen. Aber hatte nicht auch die Zeit

Shakespeares ein reines Männertheater gekannt, bei dem junge Männer die Frauenrollen übernehmen mußten? Zu den Profis kamen die Laien, die z.T. bereits bei Liebhabertheatern oder Laienspielgruppen mitgewirkt und vor Publikum gespielt hatten. Einer davon war ich.

II.

Im Mai 1945 war ich an der Elbe in Gefangenschaft geraten. In endlos langen Fußmärschen ging es nach Graudenz; im Güterwagen weiter nach Witebsk. Im Juni 1945 trafen wir dort ein.

Mein Eintritt in die "Kulturwelt" des Lagers begann bald. Schon kurze Zeit nach unserer Ankunft im Lager Witebsk wurden Freiwillige für die Aufführung eines Theaterstückes gesucht. Gespielt werden sollte die sogenannte "Rüpelkomödie" aus Shakespeares "Ein Sommernachtstraum". Es paßte gut, daß Shakespeare selbst für die Frauenrolle der Thisbe einen jungen Burschen (Flaut) vorgesehen hatte. Alle Akteure waren Laien, z.T. brachten sie Erfahrung als Laienspieler mit; nur der Regisseur war "Profi". Leider kam das Stück nie zur Aufführung. Ein großer Teil der Akteure wurde zu einem Waldkommando abtransportiert.

Kurz vor Einbruch des Winters erfolgte die Rückkehr nach Witebsk, ins Hauptlager Markowschina, das nun für fast vier Jahre unser Domizil bilden sollte. Hier fand sich schnell ein größerer Kreis von spielbegeisterten Darstellern und Musikern zusammen, zu dem bald weitere Profis, u.a. Wolfgang Kieling, stießen. Die ersten Instrumente waren ein Akkordeon und eine Gitarre, und es sollte noch einige Zeit dauern, bis ein kleines Orchester mit einem Klavier, zwei Geigen, zwei Klarinetten, einer Konzertflöte, einer Trompete und einem Schlagzeug zusammengestellt werden konnte (Abb. 82).

Begonnen wurde mit "Bunten Abenden". Es wurde gesungen, gespielt und getanzt: Sketsche, Chansons, Lieder der 20er Jahre (Paul Linke, Walter Kollo) oder "Lieder aus der Küche". Bald fand sich auch jemand, der steppen konnte, und schließlich ein Akrobat. Es war wirklich ein buntes Programm, das wenige Requisiten und Kulissen brauchte. Gespielt wurde in einem großen Eßsaal, in dem auch von Zeit zu Zeit Filmvorführungen, Lagerversammlungen und "Schulungsabende" stattfanden.

Mit diesen bunten Programmen wurden auch andere Lager in und um Witebsk bespielt. Zur Verfügung standen hierfür zwei offene Lastkraftwagen; mit der Eisenbahn ging es nach Polock. Die LKW-Fahrten waren oft abenteuerlich; vor allem, wenn der Sprit unterwegs ausging oder eine Panne auftrat. Ich entsinne mich noch gut einer Fahrt, bei der wir ohne Bremsmöglichkeit rückwärts den Berg hinunterrollten. Auch als später die technische Ausstattung zunahm und das Repertoire breiter geworden war, wurden diese Fahrten mit kleinem Programm zu den Zweiglager fortgesetzt. Die im Hauptlager gespielten Operetten waren an die eigene Bühne gebunden und für eine Tournee nicht geeignet.

Inzwischen war die Theatergruppe gewachsen und das Repertoire größer und anspruchsvoller geworden. Trotz neuer Mitglieder blieb der Kern jedoch konstant ... Es wurde die Aufführung von Szenen aus bekannten Schauspielen und Operetten, aber auch ganze Theaterstücke gewagt. Das erste Stück war "Die Räuber" von Schiller. Die Texte hierfür - und für andere Klassiker - konnten aus der Lagerbücherei bzw. aus der Stadt beschafft werden. Die Rollen mußten herausgeschrieben und durch mehrfaches Abschreiben vervielfältigt werden. Eine Kopiermöglichkeit gab es nicht. Das Papier stammte zuerst von Zementsäcken, später gab es ein dickes, gelbliches Papier. Unser gewohntes Schreibpapier fanden wir erst in der Heimat wieder. Es war eine bemerkenswerte Aufführung. W. Kieling spielte einen faszinierenden Franz Moor. Ich kam mir vor wie in einer anderen Welt, durchlebte erschüttert den Tod meines Onkels, des alten Grafen von Moor, und wurde jäh in die Wirklichkeit zurückversetzt, als ich - erstochen - im letzten Akt vor Kälte zitternd auf der Bühne lag.

Gespielt wurde an den arbeitsfreien Sonntagen, geprobt an den Abenden - nach der Arbeit. Freistellungen gab es nicht. Es bedurfte schon eines großen Engagements - ja einer gewissen Besessenheit, um diese Belastung zusätzlich leisten zu können: Rollen auswendig lernen und üben, gemeinsam proben und nicht mutlos zu werden, wenn ein Auftritt oder eine Szene mehrmals wiederholt werden mußte, bis sie endlich zufriedenstellend klappte. Auch die ursprünglich einfache Ausstattung reichte nicht mehr. Für jedes neue Stück mußten neue Kulissen gemalt oder die alten überstrichen werden. Kostüme wurden genäht - aus amerikanischen Zuckersäcken oder Nesselstoff. Die Darstellerinnen brauchten Perücken (aus Pferdehaar), Kostüme, Schuhe/Stiefel und - an den richtigen Stellen - Watte! Es fehlte an Requisiten, Scheinwerfern, Mobiliar, Geschirr. Alles mußte mühsam beschafft und angefertigt werden. Für den Fundus stand ein besonderer Raum zur Verfügung. Natürlich ging dies nicht ohne Wissen und Förderung durch die russische Lagerleitung und die Antifa-Gruppe. Beide halfen oft, besonders die theaterbegeisterten Russen. Auch gaben die Aufführungen die Möglichkeit, die Stimmung und damit die Arbeitsleistungen im Lager zu heben oder - durch ein Verbot - zu strafen.

Zum Stammrepertoire gehörten weiterhin die bunten Programme. Hinzu kamen Stücke des Sprechtheaters: Szenen aus "Faust", "Egmont" (Abb. 106), kleinere Bühnenstücke wie "Der Bär" von A. Tschechow; schließlich der unverwüstliche Schwank "Der keusche Lebemann" und das Lustspiel "Die spanische Fliege" (von Arnold und Bach). Die Texte wurden aus der Erinnerung geschrieben. Zwischendurch wurde ein neues antifaschistisches Stück gespielt, das bald vergessen war. Es gab auch Rezitationsabende mit Gedichten und Balladen von Johann Wolfgang von Goethe, Freiherr von Münchhausen, Heinrich Heine; auch J.R. Becher durfte nicht fehlen. Was unbekannt war, mußte übersetzt und der sowjetischen Lagerleitung vorgelegt werden.



Abb. 106: Theatergruppe im Gefangenenlager Witebsk: Aufführung von Goethes "Egmont", W. Kieling als "Egmont" (W. Loos).

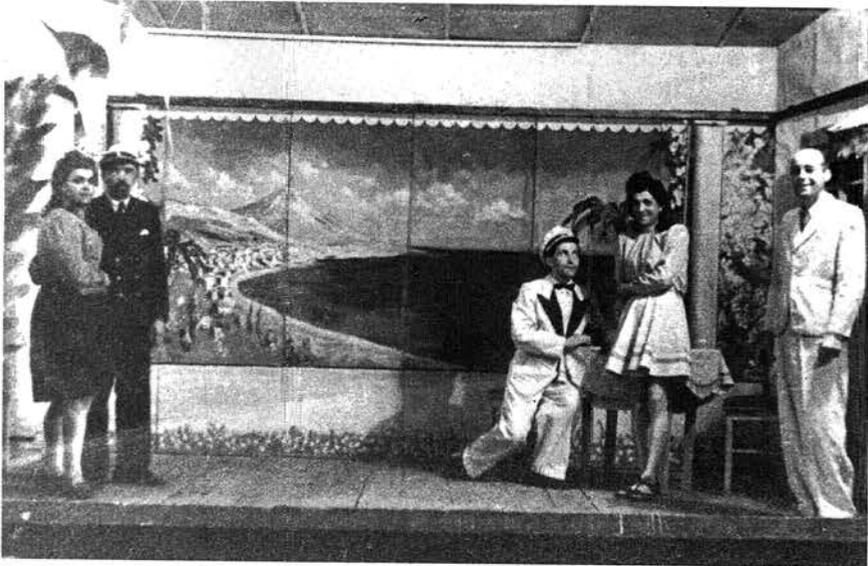


Abb. 107: Theatergruppe im Gefangenenlager Witebsk: Aufführung von "Herz geht vor Anker" (W. Loos).



Abb. 108: Lagerorchester in Witebsk auf der Bühne bei einer Veranstaltung (W. Loos).



Abb. 109: Der Berichtstatter W. Loos in einer Männerrolle in Goethes "Egmont". Er verschickte das Foto, angenäht an einer Postkarte, an seine Angehörigen.



Abb. 110: Der Berichtstatter W. Loos in einer Frauenrolle ("Herz geht vor Anker").



Abb. 111: Aufführung des "Schwarzwaldmädels" von der Theatergruppe in Witebsk, links: der Berichterstatter als das "Bärbele" (W. Loos).



Abb. 112: Gruppenfoto der Theatergruppe im Gefangenelager von Witebsk (W. Loos).



Abb. 113: Gruppenfoto von Gefangenen in einer Sperrholzfabrik bei Witebsk, 1947 (W. Loos).

Die erfolgreichen bunten Abende ermutigten uns zum Musiktheater. Es begann mit einem bunten Stück mit Musikeinlage "Herz geht vor Anker". Ort der Handlung: Neapel und Hafenschänken (Abb. 107). Der Erfolg war groß; der Saal voll besetzt. Das Stück wurde mehrmals wiederholt. In den ersten Zuschauerreihen saßen Russen, z.T. mit weiblichem Anhang, der interessiert unsere "Darstellerinnen" und deren Garderoben betrachtete. Sie sahen zunehmend "echt" aus (Abb. 110). Ein russischer Fotograf hielt alles im Bild fest und hatte künftig eine zusätzliche Einnahmequelle. Doch Geld war knapp und für lebensnotwendigere Dinge bestimmt. So gab es nur wenig Bilder. Bei diesem Stück entstanden die ersten Fotos des gemeinsamen Ensembles - mit den Helfern hinter der Bühne. Es schien eine Traumwelt; das Gruppen-Foto von Kameraden im "Arbeitsdreß" macht den Gegensatz deutlich (Abb. 112 und 113).

Der Erfolg ermutigte uns zur ersten Operette "Im weißen Rößl" (von Benatzky). Die Ausstattung war bescheiden. Nur moderne Bühnenbildner machen es sich heute noch leichter. Die Mängel wurden vom unermüdlichen Eifer aller Beteiligten überdeckt.

Zum Jahreswechsel 1947/48 gab es ein großes buntes Programm mit den getanzten Tänzen Nr. 5 und 6 von J. Brahms und dem Finale aus "Die Fledermaus", und schließlich als erster Höhepunkt im neuen Jahr (1948) "Das Schwarzwaldmädels" (von Leon Jessel). Jetzt machten sich die gesammelten Erfahrungen bemerkbar. Das Bühnenbild war beeindruckend; Darsteller und Sänger hatten von den Profis gelernt. Nach mehreren Umbesetzungen kam eine gelungene Premiere. Sie wurde ein voller Erfolg; das Foto läßt etwas davon erahnen (Abb. 111).

Leider blieb mir keine Lagerzeitung erhalten, in der jedes Stück - kritisch - besprochen und gewürdigt wurde. Aber noch heute können alle Beteiligten stolz darauf sein, was hier - mit primitivsten Mitteln - überwiegend von engagierten Laien geschaffen wurde.

Ich habe diese Operette nach meiner Heimkehr wiederholt gesehen und befriedigt festgestellt, wie gut der Text damals nachgeschrieben worden war. Und es tat mir immer wieder wohl, von ehemaligen Lagerkameraden Briefe zu bekommen, die sich bei späteren Theaterbesuchen noch gern an die damaligen Aufführungen in Witebsk erinnert fühlten. Vielleicht haben sie den einen oder anderen sogar zum Theaterbesuch geführt.

Erfolg und Beifall des "Schwarzwaldmädels" hatten uns selbstbewußt gemacht; wir führten - nach langen Proben - den "Zigeunerbaron" auf. Es war unser letzter Höhepunkt und wieder ein großer Erfolg. Leider gibt es keine Fotos davon, nur einige selbst gezeichnete Bilder. Die Aufführung war ohne Wolfgang Kieling gelaufen, der in ein anderes Lager gekommen war. Auch sonst hatte es bei der Theatergruppe Veränderungen gegeben. Das Ensemble war jedoch inzwischen so zusammengewachsen und gefestigt, daß sie ohne Auswirkungen blieben: Die Laien hatten vom Können und der

Routine der Profis gelernt. Geblieben war allerdings meist das Lampenfieber vor dem ersten Satz, es tat der Aufführung gut.

Natürlich gab es Krisen. Es war erschreckend, wenn ein Darsteller - nach den ersten Anfängen - vor Entkräftung nicht weiterspielen oder ein anderer eine weibliche Rolle nicht mehr übernehmen konnte, weil er sichtbar abgemagert war.

"Starallüren" gab es nicht. Es schien damals auch bedeutungslos, daß ein Profi seinem Laien-Kollegen die Titelrolle abtreten mußte. 40 Jahre später muß ich den - im Buch beschriebenen - "Stationen" seines (Wolfgang Kielings) Lebens entnehmen, daß er es wohl nicht verwunden hatte.

Der Jahreswechsel 1948/49 brachte wieder einen großen bunten Abend mit Operettenszenen und Auftritt einer "Geisha". Als letztes folgte im neuen Jahr ein Stück, das ein Mitspieler aus Hamburg den Darstellern "auf den Leib" geschrieben hatte. Dann gab es nichts Neues mehr auf der Lagerbühne; wohl aber Wichtigeres: Die Gerüchte um die baldige Auflösung des Lagers verdichteten sich. Im März 1949 war es dann so weit; das Lager wurde aufgelöst, die meisten in die Heimat entlassen. Am 26. März 1949 traf ich - im Krankenwagen - in Friedland ein, mit nichts - 24 Jahre alt - ohne Schulabschluß und Beruf. Der Einstieg in das bürgerliche Leben mußte beginnen. Als Kapital brachte ich ein gut trainiertes Gedächtnis mit. Auf der Bühne habe ich nur noch einmal, im Weihnachtsspiel einer Studentengemeinde, gestanden.

III.

Fast vierzig Jahre sind seither vergangen; sie konnten die Erinnerung an sieben - von RAD (Reichsarbeitsdienst), Kriegsdienst und Gefangenschaft gestohlenen - Jahre nicht auslöschen. Viele haben mich seither nach dieser Zeit befragt und mir höflich interessiert zugehört. Verstehen kann sie aber wohl nur der, der gleiches erlebt hat. Wenn sich jedes Jahr wieder ein Kreis ehemaliger Kameraden aus dem Lager Witebsk trifft, (der immer kleiner wird), stehen die alten Zeiten auf, und wie überall heißt es: "Weißt Du noch"?

Geblieben ist die Erinnerung an eine schwere Zeit, aber auch an schöne Stunden auf der Bühne des Lagers Witebsk, an Stunden, die oft allein zählten, herausleuchteten und neue Hoffnung gaben - von Aufführung zu Aufführung. Geblieben ist auch Dankbarkeit, tiefe Dankbarkeit, daß ich zurückkehren konnte und heute - nach überwundener Bitterkeit - erzählen und schreiben kann von dieser Zeit, die Teil meines Lebens ist und in der ich - in einer Bühnenwelt - sogar lachen und mithelfen konnte, anderen Leidensgenossen einige frohe Stunden zu schenken.

Dankbarkeit aber auch gegenüber den "Menschen", die ich in dieser Zeit finden durfte und die mich davor bewahrten, die Menschen allgemein zu verdammen (W. Loos).

i. Skoro domoj

1946

Das erste Weihnachtsfest an der Wolga liegt hinter uns. Es war ein düsterer, trauriger Heiliger Abend. Kein Weihnachtsbaum, kein leuchtendes Licht, kein Tannenzweig - nur eine spärlich brennende Glühbirne, Kapustasuppe mit klebrigem Brot und Wanzen (wir nennen sie "Stuka"), die sich wie dicke Tropfen von den oberen Pritschenbrettern auf uns herunterfallen lassen. Wir liegen mit 350 Mann in einer nicht allzu großen Baracke - Rumänen, Ungarn, Polen, Österreicher und Deutsche. Weihnachtsstimmung haben wir beim besten Willen nicht. Woher auch? Die Arbeitskommandos trocknen ihre nassen Schuhe und Fußlappen am Barackenofen, der mit dem auf der Arbeitsstelle "zappzerierten" Holz eine behagliche Wärme spendet; die Tatsache, daß an beiden Feiertagen gearbeitet werden muß, hat nichts Feierliches an sich; keine Postverbindung mit den Angehörigen; niemand weiß, wann wir wieder nach Hause kommen; kein freundliches Wort von der sowjetischen Lagerleitung, denn der kommunistische Russe kennt das Weihnachtsfest nicht mehr. Aber das alles wäre erträglicher, wenn uns etwas nicht immer wieder quälen würde: Hunger! Hunger! Hunger!

Heute am Neujahrstag 1946 drücken sich alle gegenseitig die Hände. Wir wünschen uns Gesundheit und baldige Heimkehr. Die meisten Gefangenen glauben daran, einige sind mißtrauisch und verbittert, manche haben sich innerlich und äußerlich auf nacktesten Realismus umgestellt und leben nur noch von einem Tag zum anderen, sie denken nur noch an die nächste Mahlzeit. Der sowjetische Lagerkommandant jedoch macht uns leuchtende Hoffnung. Er geht von Baracke zu Baracke und erklärt: "Ihr werdet bald nach Hause fahren!" Bald heißt auf Russisch "skoro". Die Bedeutung dieses Wortes sollten wir bald kennenlernen.

1947

Zwölf Monate haben wir überstanden. Mehrere Hundert unseres großen Lagers erleben diesen Neujahrstag nicht mehr. Malaria, Typhus und Ruhr haben sie dahingerafft; Hunger und Unterernährung im höchsten Stadium - der Russe spricht nur von Dystrophie - haben sie verrecken lassen. Unsere deutschen Antifaschisten, die "Aktivisten", erklären uns diese Krankheit fachmännisch: "Nicht die sowjetische Gefangenschaft ist daran Schuld, nein, das sind die natürlichen Folgen der großen Strapazen während des Krieges und der schlechten Verpflegung bei der deutschen Wehrmacht. Diejenigen

von uns, die jetzt noch leben, verdanken ihr Wohlbefinden der guten Pflege und Behandlung durch die russische Lagerleitung!" Dankesworte an Generallissimus Stalin beschließen die Neujahrsansprache für das Jahr 1947, das von den Optimisten als das Jahr der endgültigen Heimkehr prophezeit wird.

Außer einigen Kommandos, die an der Bahnstrecke Kohlen und erfrorrene Kartoffeln ausladen müssen, haben wir heute arbeitsfrei. Der Neujahrstag wird von den Sowjetrussen wahrhaft gefeiert. Auch die Offiziere unserer sowjetischen Lagerverwaltung haben sich in ihrem "Kasino" zu einer Abendgesellschaft zusammengefunden. Unsere guten Eßlöffel und die Aluminiumtrinkbecher werden zu diesem Zweck eingesammelt, und die Krankenstuben müssen tags zuvor ihre weißen Bettlaken abgeben; sie werden nach flüchtiger Wäsche im Kasino als Tischdecken dienen.

Auch wir feiern diesen Jahresanfang. Wunderbar heiße Kapustasuppe mit Hirsekascha, auf dem Feuerofen geröstetes "Chleb", duftender Machorka und in der Banja frisch entlauste Unterhosen machen uns diese Neujahrsfeier ganz gemütlich. Aber der Hunger verläßt uns nicht! Draußen schimmert der Mond über die vereiste Wolga, und die Scheinwerfer der Wachttürme werfen den Schatten des Stacheldrahtes an die mit Eisblumen geschmückten Fensterscheiben. Der sowjetische Lagerkommandant erklärt bei seinem Barackenumrundgang: "Ihr werdet bald nach Hause fahren! Skoro!"

1948

Das vergangene Jahr hat uns ein entscheidendes Ereignis gebracht: die Außenministerkonferenz mit der Viermächtevereinbarung über die endgültige Entlassung aller Kriegsgefangenen. Als letzter Termin ist der 31. Dezember 1948 bestimmt worden. Diese noch sehr lange Zeit hat uns zunächst eine heftige innere Erschütterung eingebracht, aber schließlich hat diese offizielle Mitteilung der TASS und des sowjetischen Militärbefehlshabers in Deutschland uns allen einen starken seelischen Auftrieb gegeben. Und der Neujahrstag 1948 steht mit all seinen guten Wünschen ganz unter dem Motto: "31. Dezember!" Im Höchsthalle noch zwölf Monate, und auch die Letzten der Letzten werden die Heimat wiedersehen.

Ein Wermutstropfen jedoch hat uns vor einer Woche mit Bitterkeit erfüllt. Es war am Heiligen Abend. Auf höchsten Befehl aus Moskau ist die Weihnachtsfeier im Lager wochenlang vorbereitet worden und schließlich auch mit glänzendem Programm abgelaufen. Man sagt uns, die Sowjetunion ist der beste Freund des deutschen Volkes, und wir dürfen deshalb unser Weihnachtsfest wie daheim feiern. Als äußeres Zeichen dieser Freundschaft sollen wir auch am ersten Feiertag nicht arbeiten. So verläuft zunächst alles programmgemäß: Gottesdienst im festlich geschmückten Speisesaal mit einem kriegsgefangenen, deutschen Pfarrer, ein richtiger Weihnachtsbaum mit elektrischen Kerzen auf dem Lagerhof, ein Festessen, wie wir es seit 1945 noch nie erlebt haben (vier Wochen lang vorher waren jeden Tag von jeder Mahlzeit und je-

der Brotportion einige Gramm der an sich schon nicht ausreichenden Verpflegung eingespart worden), und am späten Abend ein buntes Weihnachtsprogramm mit eigener Kapelle und Theatergruppe, auf dem um 24 Uhr der Weihnachtsmann mit der für diesen Augenblick angesammelten Heimatpost die gute Stimmung auf den Höhepunkt bringt. Als die Dankesworte des deutschen Aktivisten, des Leiters der antifaschistischen Schulung, an die sowjetische Lagerverwaltung verklungen sind, steigt der russische Dolmetscher, ein emigrierter Jude aus Dresden, auf die Bretter und überbringt uns in deutscher Sprache die Weihnachtsglückwünsche des sowjetischen Lagerkommandanten. Am Schluß seiner ehrlich klingenden Ansprache teilt er uns den angeblichen Text eines soeben aus Moskau eingetroffenen Telegramms mit, wonach das deutsche Volk in der Heimat beschlossen habe, Weihnachten zu arbeiten, um dadurch seinen Wiederaufbauwillen nach dem verbrecherischen Krieg vor aller Welt zu bekunden. Daher müßten sich auch die Kriegsgefangenen - die "Plennys" - mit diesem lobenswerten Entschluß solidarisch erklären. Das deutsche "Antifa-Aktiv" unterstreicht dieses angebliche Telegramm, wir legen uns in später Nachtstunde - wie von einer kalten Dusche getroffen - auf unsere Holzpritschen, und am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages tragen wir wieder Steine, laden Kohlen ab und rollen Stämme, stehen am Sägegatter oder schleppen Zementsäcke. Wochenlang suchen wir anschließend in allen russischen und ostdeutschen Zeitungen nach den Berichten über jenen Entschluß des deutschen Volkes, Weihnachten zu arbeiten. Es hat ihn nie gegeben. Aber die Sowjetunion hat bei Millionen Kriegsgefangenen Millionen Arbeitsstunden für den Fünfjahresplan verbuchen können, und wir Plennys arbeiten verhältnismäßig gut; denn unsere Verpflegung ist davon abhängig.

Wir aber werden immer mißtrauischer. Das Versprechen über den arbeitsfreien Weihnachtstag war eine infame Lüge. Sollte auch das Versprechen über den 31. Dezember, den letzten Entlassungstermin, nicht eingelöst werden oder gar eine bewußte Lüge sein? Der sowjetische Lagerkommandant erklärt bei seinem Barackenrundgang: "Ihr werdet bald nach Hause fahren! Skoro"!

1949

Gestern war der 31. Dezember, der den letzten Kriegsgefangenen heimkehren lassen sollte. Heute ist Neujahrstag 1949, wir sind auf Holzkommando und arbeiten, als wenn das ganz selbstverständlich wäre. Und doch hat sich in den letzten Monaten allerlei abgespielt, was durchaus nicht selbstverständlich ist. Als der Herbstwind die letzten Blätter von den kümmerlichen Bäumen jagt und noch immer keine Transportvorbereitungen auszusponieren sind, kommen uns erneute Zweifel am großen Versprechen. Schnell machen negative Parolen die Runde. Die Stimmung im Lager sinkt, die Arbeitsleistungen auf den Baustellen lassen nach. Da greifen der NKWD-Polit-

offizier und das deutsche Antifa-Aktiv ein und erklären in Ansprachen und Zeitungsartikeln: "Die Sowjetunion ist gewöhnt, sich an Verträge und einmal gegebenen Versprechen grundsätzlich zu halten. Es ist nicht einzusehen, warum das in diesem Fall nicht geschehen sollte!" Für Parolenverbreitung, daß der 31. Dezember als Heimkehrtermin nicht eingehalten würde, werden schwere Strafen angedroht; denn das gilt als Hetze gegen die Sowjetunion, als Stimmungs- und damit Arbeitssabotage. Wir schweigen, wir müssen vor unseren eigenen deutschen "Kameraden", den gut gepflegten Spitzeln, schweigen, um nicht ganz ausgeliefert zu werden. Wochen gehen dahin, aber Transporte nach Deutschland gehen nicht! Mitte Dezember beginnt eine von Moskau befohlene "Aufklärungsaktion" über die Heimkehr: Die Westmächte hielten deutsche Kriegsgefangene als Arbeiter und Soldaten zurück und hätten damit bereits vor längerer Zeit die Vereinbarungen über den 31. Dezember 1948 gebrochen. Aus diesem Grunde hätte die Sowjetunion einen eigenen Entlassungsplan aufgestellt, der sich aus Witterungsgründen bis in die ersten Monate des Jahres 1949 hinauszöge und dann bestimmt zum Abschluß käme!

Empörung bemächtigt sich der Masse des Lagers. Offene Flüche werden ausgesprochen, die Arbeitsdisziplin verschlechtert sich erheblich. Wieder greifen die russische und deutsche Politleitung ein und kündigen Strafmaßnahmen gegen Parolenverbreitung an. Dieses Mal wird bestraft, wer an den 31. Dezember erinnert und die Nichteinhaltung dieses Versprechens als Betrug erklärt. Jetzt gilt also der umgekehrte Fall als Hetze gegen die Sowjetunion, als Stimmungs- und Arbeitssabotage. Einige von uns können sich nicht beherrschen und geben ihrer Empörung offen Ausdruck. Sie werden in den Strafzug versetzt, der aus diesem Anlaß neu eingerichtet wird. Innerhalb unseres Lagers entsteht eine kleine Sonderbaracke mit eigenem Stacheldraht, der diese ehrlichen Kameraden mit dem offenen Wort von uns gänzlich trennt. Wir dürfen und können nicht mit ihnen sprechen, vier NKWD-Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr führen die Strafbrigade täglich gesondert zur Arbeit. Zu gleicher Zeit läuft an den dienstlich angesetzten Schulungsabenden das Thema "Deutsch-sowjetische Freundschaft". Und auf dem Tisch in der Lesebaracke liegt die neueste Gefangenenzeitung mit einem Artikel der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands über Stalin anläßlich seines Geburtstages. Darin spricht die SED dem Genossen Stalin den Dank aus für die freundschaftliche Fürsorge, die dieser dem deutschen Volk nach dem Kriege stets erwiesen habe.

So feiern wir den Neujahrstag 1949. Freudlos, verbittert, abgestumpft, langsam die Hoffnung auf die Heimat verlierend. Der sowjetische Lagerkommandant erklärt bei seinem Barackendurchgang: "Ihr werdet bald nach Hause fahren! Skoro".

1950

Ende Dezember 1949. Wir können es kaum begreifen, und doch ist es Wirklichkeit: seit zwei Tagen stehen wir mit unserem gut geheizten Transportzug auf dem tief verschneiten Güterbahnhof von Brest-Litowsk, der großen Grenzstation nach Polen. Wir tragen neue blaue Wattejacken, gefärbte Segeltuchschuhe, eine schöne Pelzmütze, und an unseren Waggonwänden hängen große Transparente, die die Heimfahrt verkünden. Ja, wird sind tatsächlich auf dem Wege der Heimkehr, an die wir schon nicht mehr geglaubt haben. Der sowjetische Transportoffizier geht von Waggon zu Waggon und erklärt: "Nun werdet Ihr bald zu Hause sein! Skoro!". Sollte er dieses Mal wirklich die Wahrheit gesprochen haben.

Gerade die letzten sechs Monate haben Nerven gekostet. In besonderen Untersuchungslagern hat man uns zusammengefaßt. Tag und Nacht laufen die Vernehmungen durch die NKWD-Offiziere und ihre Dolmetscherinnen. Jedem einzelnen Kriegsgefangenen möchte man aus seinem privaten Lebenslauf und seinem militärischen bzw. politischen Werdegang möglichst viele "Verbrechen" nachweisen. Trickfragen, Strafandrohungen oder gar Schläge mit dem Schreibtischlineal veranlassen manchen von uns zu unüberlegten Aussagen, die später seine Verurteilung herbeiführen. Wochenlang werden jeden Morgen kleine Kommandos namentlich aufgerufen und verlassen das Lager mit einem von vier NKWD-Polizisten bewachten Lastwagen. Wir sehen unsere Kameraden nie wieder, ihre neue Heimat ist das Zivilgefängnis in der Stadt. 10 Jahre, 15 Jahre, 25 Jahre ... so lauten die Urteile, die wir durch Verbindung mit russischen Zivilisten herauspionieren.

Wir werden immer weniger im Lager und warten auf den Morgen, der uns selbst den Weg der Verurteilten gehen läßt. Wir schreiben Ende Dezember. Da plötzlich werden seit langer Zeit wieder Transportvorbereitungen spürbar. Sollten wir dem Schicksal der anderen Kameraden entronnen sein? Und wahrhaftig: am 24. Dezember wird in Eile ein großer Heimattransport zusammengestellt. Es ist Heiliger Abend in später Stunde, als wir durch die hell erleuchtete "Straße des Sieges" zum Verladebahnhof marschieren. Zehn Stunden später verblassen am Horizont die Häuser und Fabrikschlote dieser in aller Welt genannten Stadt Stalingrad.

Und nun stehen wir auf dem Bahnhof von Brest-Litowsk, von dem wir seit Jahren durch Flüsterpropaganda wissen, daß es wohl die letzte gefährliche Klippe vor der Heimfahrt ist. Immer wieder müssen wir antreten, wohl zum siebensiebzigsten Male während des nun eine Woche laufenden Transportes werden wir gezählt, dann geht es endlich schubweise in Reihen durch die kleine Baracke mit den Kontrolltischen: auf dem linken Arm sämtliche Bekleidungsstücke und die Unterwäsche, in der rechten Hand den Holzkoffer mit der Marschverpflegung und einigen Utensilien. So stehen wir splitternackt vor den NKWD-Soldaten und der elegant gekleideten rothaarigen Dolmetscherin, zur letzten Musterung angetreten. Alles wird durch-

wühlt, jede Naht angetastet, Zigaretten durchgebrochen und Holzkoffer auf doppelten Boden untersucht. Nur nichts Unerlaubtes mit sich führen! Schriftliche Aufzeichnungen, etwaige Notizen über verstorbene Kameraden können die Rückfahrt ins Lager bedeuten, selbst die Rote-Kreuz-Karten aus der Heimat werden uns abgenommen.

Dann endlich läuft auf dem Nachbargleis mit Normalspur der leere Transportzug aus Frankfurt/Oder ein, der erste greifbare Gruß aus der Heimat. Wir zittern vor Freude und Aufregung, doch noch dauert es Stunden, ehe wir gen Westen weiterfahren dürfen. Es werden auch hier noch einmal alle Personalien der Heimkehrer schärfstens überprüft, um immer wieder Namen, Dienstgrad oder Formationen zu finden, die "kriegsverbrecherisch" sind und deren Träger deshalb in der Sowjetunion weiterhin verbleiben müssen. Die deutschen Waggons enttäuschten uns etwas: Öfen sind vorhanden, aber kein Brennmaterial; Holzpritschen sind eingebaut, aber ohne Stroh oder gar Strohsäcke; durch die Waggontüren und scheibenlosen Fenster pfeift eisiger Wind. Sind wir Gefangenen der Heimat so wenig wert? Wir wissen es nicht, und im Glauben sind wir mißtrauisch geworden. Wir sehen nur, daß die Außenwände der Heimatwaggons mit großen Bildern von Stalin, Pieck und Grotewohl geschmückt sind, und große Transparente verkünden die deutsch-sowjetische Freundschaft.

Am Neujahrsabend 1950, um 23.30 Uhr, setzt sich unser Transportzug langsam in Bewegung. Noch steht neben der tiefen, inneren Freude die bange Sorge um die seit Jahren besprochene Heimkehr! Fünf Jahre lang sind wir zu jeder Tages- und Nachtstunde auf irgendeine unangenehme Überraschung gefaßt gewesen, und wir sind es auch in dieser Nacht des neuen Jahres. Durch die Waggonfenster blicken wir im nächtlichen Mondenschein - wenige tausend Meter vor dem Grenzübergang - auf den Wachturm eines Strafgefangenenlagers. Wo gibt es in der Sowjetunion eigentlich keine Wachtürme, keine Lager, keinen Stacheldraht? Fünf Jahre sahen wir sie in jedem Ort, auch in dieser nächtlichen Stunde entbietet uns Rußland seinen Abschiedsgruß.

Ein Alpdruck geht von unserer Brust, als wir morgens um 2 Uhr auf dem ersten polnischen Bahnhof halten. Das Schlimmste liegt hinter uns. Warschau, Kutno, Posen, Frankfurt! Die Oder schimmert im sonnigen Glanze, als wir hier zum ersten Male seit vielen Jahren wieder deutschen Boden betreten, den Boden des restlichen Deutschlands. Der Empfang in Frankfurt ist schematisch und lieblos. Ein Teil der deutschen Menschen sieht in uns tatsächlich verspätet heimkehrende "Kriegsverbrecher", der andere größere Teil darf seiner inneren Freude über unsere endlich geglückte Heimkehr keinen lauten Ausdruck geben. Um so herzlicher und freier ist der Empfang an der Zonengrenze zum Westen, wo wir Mitte Januar den letzten seelischen Ballast von uns werfen konnten (W. Pöschke).

2. Verzeichnis der Einsender

Name/Kürzel	Gewahrsamsmacht	Wohnort	Manuskript
H. Altefrohe	UdSSR	WAF	6499
F. B.	USA-F	MI	6487
H. B.	UdSSR	MS	6421
H.-J.B.	UdSSR	BI	6462
O. B.	UdSSR	TÜ	6534
R. B.	UdSSR	MS	6561
Th.B.	GB	MS	6420
A. Barkhofen*	UdSSR	E	6629
J. Beckbauer	UdSSR	COE	6583
W. Becker	GB	HX	6458
E. Berger	F	RE	6530
K. Berkenkopf	GB	HSK	6395
A. Bierhaus	UdSSR	BOR	6506
E. Birkobein	UdSSR	HF	6463
H. Borgert	Rumänien	BOR	6500
J. Bouillon	UdSSR	ST	6497
F. Brand	UdSSR	PB	6422
G. Breitkreuz	UdSSR	BI	6482
K. Brinkgerd	UdSSR	HF	6481
Dr. H. Büld	CSSR-UdSSR-Polen	ST	6480
H. Büning	UdSSR	BOT	6403
U. Bulgrin	USA	RE	6538
J. Busch	F	RE	6492
W. Busch	USA-GB	BI	6423
J. Buschmann	USA-GB	MH	6551
Th. Buttermann	UdSSR	WAF	6578
I. Deimling	CSSR	MS	6470
H. Diestelmeier	USA	DT	6460
A. Dreier*	UdSSR	SHG	6627
K. Drescher	USA	BOR	6501
B. Droste	GB	BOR	6424
H. Dupke	GB-USA	DT	6425
E. Eggemann	UdSSR	BO	6520
R. Eismann	UdSSR	BOR	6412
P. Engel	GB	ST	6426
A. Engels	UdSSR	SO	6404
L. Ester	F	WAF	6496
O. Franz	UdSSR	WÜ	6525
H. Gabriel	UdSSR	BI	6592

Name/Kürzel	Gewahrsamsmacht	Wohnort	Manuskript
M. Grän	GB-F	RE	6427
H. Griewel	UdSSR	UN	6555
H. Günnewig	UdSSR	GT	6428
A. Günther	USA	WES	6552
K. H.	UdSSR	HSK	6529
W. Hacke	UdSSR	MS	6399
H. Hackler	UdSSR	SI	6508
J. Hagenbach	UdSSR	BI	6475
J. Halfpap	UdSSR	GT	6461
W. Hartmann	UdSSR	WAF	6429
H. Hasse	USA-F	PB	6430
P. Heckner	UdSSR	RE	6491
J. Herbrand	USA	ST	6397
H. Herschler	UdSSR	MA	6589
H. Hilbing	UdSSR	BOR	6431
E. Höynck	UdSSR	SI	6494
A. Holleck	UdSSR	ST	6505
Pater T. Horst OSB*	GB	ST	--
H. Horstmann	GB	OS	6545
O. Issel	UdSSR	MS	6550
H. John	USA-GB	DO	6490
J. K.	USA-UdSSR	WES	6548
E. Kathemann	USA-F	Frankreich	6433
S. Katter	GB	RE	6434
W. von Kentzinsky	GB-USA-F	MI	6435
W. Kesting	GB-USA	UN	6511
H. Kleymann	UdSSR	BI	6436
G. Klöpffer	UdSSR	DT	6513
B. Kordt	UdSSR	MS	6540
J. Kornas	UdSSR	BOT	6553
W. Kreft	UdSSR	MI	6546
F. Kreie	F	DT	6437
M. Krickow	USA-F	OS	6581
F. W. Kroes	UdSSR	DO	6398
H. Kruse	UdSSR	MS	6438
E. Kuczewski	USA	GT	6454
A. Kupke	UdSSR	CLP	6503
H.J.L.	UdSSR	BI	6477
H. Ladwig	UdSSR	HX	6439
J. Leipelt	UdSSR	PB	6515
P. Lenfers	USA	BOR	6547

Name/Kürzel	Gewahrsamsmacht	Wohnort	Manuskript
A. Lengert	USA-F	BOR	6567
W. Loos	UdSSR	HSK	6582
A. B. Lukat	UdSSR	HA	6486
H. M.	USA-GB	BI	6455
E. Marks	USA	MS	6504
W. Mattern	UdSSR	RE	6440
G. Meurer	UdSSR	ME	6526
A. Möller	UdSSR	DT	6464
K. Niederbröcker	USA-F	HF	6467
R. Niederhellmann	UdSSR	ST	6465
A. Northoff	UdSSR	WAF	6441
B. Olbing	USA-F	BOR	6518
B. Pachel	UdSSR	BI	6442
A. P.	UdSSR	HF	6514
R. Pape	USA	BI	6443
B. Petrat	UdSSR	RE	6483
E. Piesch	Polen	DO	6536
W. Pöschke*	UdSSR	MS	6628
W. Pohl	UdSSR	PB	6533
J. Probst	UdSSR	HA	6575
H. Prost	Polen	WES	6557
A. Pustal	UdSSR	DT	6444
A. R.	GB	HA	6568
W. R.	UdSSR	MI	6574
Dr. H. Reckmann	UdSSR	BM	6519
J. Rockholt	UdSSR	BOT	6402
W. Rohloff	GB-USA-GB	WAF	6569
J. Rottmann	USA	BOT	6544
G. S.	UdSSR	BI	6447
K. S.	USA-F	ST	6571
H. Sandkühler	GB	RE	6484
H. Schäfer	UdSSR	HX	6586
D. Scherbening	USA	MS	6570
F. Schikowsky	USA-F	BI	6445
E. Schmitte	F	MS	6573
H. W. Schneider	Jugoslawien	SI	6510
K. Schnier	UdSSR	HF	6468
A. Scholz	UdSSR	DT	6459
A. Schotte	UdSSR	ST	6521
B. Schräder	USA	MS	6556
P. Schreiber	F	SI	6559

Name/Kürzel	Gewahrsamsmacht	Wohnort	Manuskript
E. Schröder	GB-USA	BI	6446
J. Schulz	UdSSR	COE	6507
H. Schwanke	UdSSR	BI	6532
W. Seeliger	F	RE	6448
W. Seggewiß	USA-GB	COE	6537
K. Seiffert	USA-GB	UN	6516
W. Somberg	UdSSR	ST	6539
W. Staacks	GB-USA-F	KLE	6485
J. Stach	UdSSR	UN	6528
H. Stratmann	GB	MI	6449
W. Stumme	UdSSR	E	6584
A. T.	UdSSR	FRI	6562
W. Tell	UdSSR	COE	6549
A. Tobusch	F	BI	6414
G. Trettin	USA	DT	6450
M. Unke*	UdSSR	NI	6626
J. V.	GB	PB	6476
H. Varnhorst	GB	VEC	6517
F. Vehring	UdSSR	UN	6495
J. Veit	UdSSR	ER	6418
W. Venghaus	USA-F	SI	6488
H. Vöge	USA	GE	6419
S. Völkel	Jugoslawien	ER	6509
K. Wagemann	UdSSR	GT	6565
J. Vogt	GB	PB	6476
F. Watermann	GB	COE	6554
A. Wegener	UdSSR	MS	6451
H. Wellmann	GB	MS	6456
W. von Wensierski	UdSSR	MS	6572
A. Wiebel*	USA	MS	6630
B. Widdermann	UdSSR	DO	6502
E. Wittbecker	UdSSR	MI	6466
W. Witte	GB-F-USA	GT	6452
W. Wöste	USA	MS	6498
F. Wöstefeld	GB	PB	6474
H. Wrobel	GB	DT	6453
B. Wünnemann*	UdSSR	MS	6623
N.N.	UdSSR	EL	6400

* Da diese Einsendungen uns erst während der Abfassung des Manuskriptes erreichten, konnten sie in der Statistik nicht mehr mit berücksichtigt werden.

Ferner erhielten wir folgende Einsendungen:

A.-J. Altrogge (Aufenthalt in einem russ. Lazarett)	6531
W. Budde (u.a. Bericht über die Kapitulation)	6543
B. Gramlich (Flucht)	6566
Dr. R. Hörmann (Flucht)	6432
J. Hüging (Bericht über Erlebnisse des Bruders)	6401
M. Keizers (Bericht über einen Traum)	6405
Ch. Kruse (Tagebuch: Vertreibung)	6585
W. Laßmann (Tagebuch der Belagerung Breslaus)	6469
C. Libsig (Flucht)	6478
A. Michels (Flucht)	6600
J. Müntefering (Kriegsgefangene in Deutschland)	6396
E. Neuhaus (Fremdarbeiterinnen in Deutschland)	6473
G. Schulz (Flucht)	6489
O. Wiesner (Vertreibung)	6394

3. Literatur

- Johann Anton, Die deutschen Kriegsgefangenen in sowjetischer Hand. Eine Bilanz. Karten und Grafiken, München 1967 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, Beilage zu Band VII).
- James Bacque, Der geplante Tod. Deutsche Kriegsgefangene in amerikanischen und französischen Lagern 1945-1946, Frankfurt-Berlin 1989.
- Kurt Bährens, Deutsche in Straflagern und Gefängnissen der Sowjetunion, 3 Bde, München 1965 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, V,1-3).
- Eva Berthold, Kriegsgefangene im Osten, Königstein 1981.
- Kurt W. Böhme, Die deutschen Kriegsgefangenen in Jugoslawien 2 Bde, München 1962 und 1953 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, I,1 und I,2).
- Kurt W. Böhme, Die deutschen Kriegsgefangenen in sowjetischer Hand. Eine Bilanz, München 1966 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, VII).
- Kurt W. Böhme, Geist und Kultur der deutschen Kriegsgefangenen im Westen, München 1968 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, XIV).
- Kurt W. Böhme, Die deutschen Kriegsgefangenen in französischer Hand, München 1971 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, XIII).
- Kurt W. Böhme, Die deutschen Kriegsgefangenen in amerikanischer Hand. Europa, 2. Aufl., München 1973 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, X,2).
- Kurt W. Böhme und Helmut Wolff (Bearb.), Aufzeichnungen über die Kriegsgefangenschaft im Westen, München 1973 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, Beiheft 2).
- Otto Böss, Die deutschen Kriegsgefangenen in Polen und der Tschechoslowakei, München 1974 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, IX).
- Wilhelm Brünger, Sechs Jahre als Kriegsgefangener in Sibirien. Erinnerungen, in: Jöllenbecker Blätter I Nr. 1 (1969), S. 290-300; III Nr. 10 (1971), S. 329-337; IV Nr. 11 (1972), S. 367-374.
- Diether Cartellieri, Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion. Die Lagergesellschaft, München 1967 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, II).
- Bruno Clausen, Ich war Lagerkutscher in russischer Gefangenschaft. Tatsachenbericht, Privatdruck, Schleswig (1991).
- Paul Douliez, Machorka. Roman, München 1979.

- Edwin Erich Dwinger, Das namenlose Heer. Erlebnisse in russischer Kriegsgefangenschaft, Jena 1936.
- Elida-Almanach 1945-1946. Zusammengestellt von Friedrich Czerny. Illustrationen von Willi Glasauer und Hannes Otto (Manuskript: Theatermuseum der Universität Köln).
- Henry Faulk, Die deutschen Kriegsgefangenen in Großbritannien. Re-education, München 1970 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, XI,2).
- Hedwig Fleischhacker, Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion. Der Faktor Hunger, München 1965 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, III).
- Karl-Heinz Frieser, Krieg hinter Stacheldraht. Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion und das Nationalkomitee "Freies Deutschland", Mainz 1981.
- Helmut Gollwitzer, ...und führen, wohin du nicht willst. Bericht einer Gefangenschaft, 4. Aufl., Gütersloh 1983 (Gütersloher Taschenbücher Siebenstern, 44).
- Hubert Griewel, Wir träumten von Brot und vom Frieden. Kriegsgefangenschaft in Rußland, Mogilew 1944-1949. Ein Erlebnisbericht. 2. Aufl., Werl 1984.
- Clemens Herbermann, Westfalentag hinter sowjetischem Stacheldraht, in: Westfälischer Heimatkalender 1950, S. 114-115.
- Ulrich Herbert, Lagerleben. Über die Dynamik eines Provisoriums, in: Journal für Geschichte 1987, 2. Heft, S. 27-35.
- Hermann Jung, Die deutschen Kriegsgefangenen im Gewahrsam Belgiens, der Niederlande und Luxemburgs, München 1966 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, XII).
- Hermann Jung, Die deutschen Kriegsgefangenen in amerikanischer Hand - USA, München 1972 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, X,1).
- Wolfgang Kieling, Stationen, Wien 1986.
- Bodo Kochanowski, Turandot in Sumgait. Memoiren einer Lager-Diva, Neckargemünd 1976.
- Willy Kramp, Brüder und Knechte, München 1965.
- Kriegsgefangen. Objekte aus der Sammlung des Archivs und Museums der Kriegsgefangenschaft, Berlin und des Verbandes der Heimkehrer, Kriegsgefangenen und Vermißtenangehörigen Deutschlands e.V., Bonn-Bad Godesberg im Deutschen Historischen Museum, Berlin 1990.
- Rudolf Laun, Die Haager Landkriegsordnung (Das Übereinkommen über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges). Textausgabe mit einer Einführung, 5. Aufl., Hannover 1947.

- Albrecht Lehmann, Erzählen im Gefangenenlager. Über Formen und Funktionen des Erzählens in einer extremen Lebenssituation, in: *Fabula* 25 (1984), S. 1-17.
- Albrecht Lehmann, *Gefangenschaft und Heimkehr. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion*, München 1986.
- Albrecht Lehmann, "Organisieren". Über Erzählen aus der Kriegs- und Nachkriegszeit, in: *Der Deutschunterricht* IV, 1987, S. 51-63.
- Albrecht Lehmann, *Zwangskultur - Hungerkultur. Zur Kultur der Kriegsgefangenen des 2. Weltkriegs in der Sowjetunion*, in: Nils-Arvid Bringéus u.a. (Hg.), *Wandel der Volkskultur in Europa. Festschrift für Günter Wiegelmann zum 60. Geburtstag*, Münster 1988, Band 1, S. 205-215.
- Wolfgang Leonhard, *Die Revolution entläßt ihre Kinder*, Ullstein-Buch Nr. 337/338, 1. Aufl., Berlin 1955.
- Erich Maschke (Hg.), *Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges*, 15 Bde und 2 Beihefte.
- Erich Maschke, *Bedingungen und Wirklichkeit kultureller Tätigkeit der deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion*, in: Wolfgang Schwarz, *Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion. Aus dem kulturellen Leben*, München 1969 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, VI), S. XI-LXV.
- Erich Maschke, *Die deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges. Eine Zusammenfassung*, München 1974 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, XV).
- Renate Mayntz, *Soziologie der Organisation*, Reinbek 1963.
- Gerd Meurer, *Zeit der Besinnung. Bericht einer Gefangenschaft. Maschinenschriftliches Manuskript* (1985).
- Lutz Niethammer (Hg.), "Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist". *Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960*, Bd. 2, Berlin 1983.
- Werner Ratza, *Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion. Der Faktor Arbeit*, München 1973 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, IV).
- Michael Reck, *Tagebuch aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft 1945-1949*, München 1967 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, Beiheft 1).
- Gert Robel, *Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion. Antifa*, München 1974 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, VIII).
- Dietmar Sauer mann (Hg.), *Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters. Rudolf Dunkmann berichtet*, Münster 1980 (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 23).

- Wilhelm Schepping, Zeitgeschichte im Spiegel eines Liedes. Der Fall Lili Marleen - Versuch einer Summierung, in: Musikalische Volkskunde - aktuell. Festschrift für Ernst Klusen zum 75. Geburtstag, hg. von Günther Noll und Marianne Bröcker, Bonn 1984, S. 435-464.
- Wolfgang Schwarz, Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion. Aus dem kulturellen Leben, München 1969 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, VI).
- E. H. Segschneider (Hg.), Jahre im Abseits. Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft, Bramsche 1991 (Schriften des Kulturgeschichtlichen Museums Osnabrück, 5).
- Kai Detlef Sievers (Hg.), Friedenszeiten und Kriegsjahre im Spiegel zweier Lebenserinnerungen. Sophie und Fritz Wiechering berichten, Münster 1984 (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 37).
- Alfred Thies, Episoden am Rande. 1. März 1945 - 1. Mai 1946, Coesfeld 1982.
- Georg Wagner, Priestersoldat in Hitlers Wehrmacht und in Stalins Roter Armee, Erwitte 1985.
- Helmut Wolff, Die deutschen Kriegsgefangenen in britischer Hand. Ein Überblick, München 1974 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, XI,1).

(Weitere Literatur bei A. Lehmann, 1986, S. 195-201 und E.H. Segschneider, 1991, S. 365-366).

Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland

Heft 1, Knechte und Mägde in Westfalen um 1900, herausgegeben von Dietmar Saueremann, 1979, 2. Auflage, 173 S., DM 12,80.

Heft 2, Engel an Ravensberger Bauernhäusern, von Gertrud Angermann. Ein Beitrag zum Wandel des Dekors vom 18. bis 20. Jhdts. 1986, 2. Auflage, 216 S. mit 71 Abb., DM 19,80.

Heft 3, Töpferei in Nordwestdeutschland, herausgegeben von Wolfgang Lehnemann, Vorträge, gehalten auf der Jahrestagung 1974 der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, 2. Auflage, 291 S. 130 Abb. i. Text, DM 19,80.

Heft 4, Töpferei in Schermbeck, von Helmut Müller, (vergriffen).

Heft 5, Städtisches Fastnachtsbrauchtum in West- und Ostfalen, von Norbert Humburg. Seine Entwicklung vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, 1976, 434 S., DM 13,50.

Heft 6, Weihnachten in Westfalen um 1900, herausgegeben von Dietmar Saueremann. Berichte aus dem Archiv für westfälische Volkskunde, 1979, 2. Auflage, 262 S., 31 Abb., DM 14,80.

Heft 7, Handwerk und Kleinstadt, von Hermann Kaiser. Das Beispiel Rheine, 1978, VIII, 501 S., mit vielen Tabellen. DM 19,80.

Heft 8, Historische Hausforschung, von Konrad Bedal. Eine Einführung in Arbeitsweisen, Terminologie und Literatur, 1978, VI, 186 S., mit 23 Tafeln u. 32 Abb., DM 19,80.

Heft 9, Kulturelle Stadt-Land-Beziehungen in der Neuzeit, herausgegeben von Günter Wiegelmann, 1978, VI, 337 S., m. Abb. u. Tabellen im Text, DM 19,80.

Heft 10, Türkische Arbeiter in Münster, von Halil Narman. Ein Beitrag zum Problem der temporären Akkulturation, 1978, X, 176 S. m. 64 Tabellen im Text, DM 16,80.

Heft 11, Bibliographie zum Schützenwesen in Westfalen, bearbeitet von Gerda Osthoff, 1979, VI, VI, 126 S., DM 12,80.

Heft 12, Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung, von Volker Gläntzer, 1980, 306 S. m. 41 Abb., DM 19,80.

Heft 13, Gemeinde im Wandel, herausgegeben von Günter Wiegelmann, Volkskundliche Gemeindestudien in Europa 1979, 215 S. m. Abb. im Text, DM 14,80 (vergriffen).

Heft 14, Fachwerkbauten in Westfalen vor 1600, von Fred Kaspar, 1978, VI, 130 S., 47 Abb. u. Tafeln, 1 Faltkarte, DM 29,80 (vergriffen, siehe jedoch Heft 52).

Heft 15, Mode und Tracht, von Martha Bringemeier, Beiträge zur geistesgeschichtlichen und volkskundlichen Kleidungs-forschung, 1985, 302 S. m. v. Abb. i. Text, DM 26,80.

Heft 16, Volkskundliche Forschung in Westfalen von 1770-1970, von D. Saueremann. Geschichte der Volkskundlichen Kommission und ihrer Vorläufer, 1986, Band I, Historische Entwicklung, 320 S. und Band II, Grundlagenmaterial des Archivs für westfälische Volkskunde, 315 S., je Bd. DM 22,80.

Heft 17, Autobiographische Aufzeichnungen des münsterländischen Bauern Philipp Richter (1815-1880), herausgegeben von Helmut Müller, 1979, III, 76 S. m. Abb. u. Taf., DM 9,80. (vergriffen).

Heft 18, Nachbarschaften und Vereine in Ahaus, von Burkhard Schwering. Studien zur Kultur und Bedeutung organisierter Gruppen, 1979, 671 S., DM 29,80.

Heft 19, Novationsphasen der ländlichen Möbelkultur in Minden-Ravensberg, von Berthold Heizmann, 1981, VIII, 216 S. 39 Abb. a. Taf., DM 19,80.

Heft 20, Häuser und Mobiliar in einem westfälischen Dorf, von Bernhard Klocke, 1980, 262 S. m. 35 S. Abb., DM 19,80.

Heft 21, Geschichte der Alltagskultur, herausgegeben von Günter Wiegelmann, 1980, 174 S. m. Abb. u. Tabellen im Text, DM 14,80 (vergriffen).

Heft 22, Bäuerliches Brotbacken in Westfalen, herausgegeben von Martha Bringemeier, 1980, 136 S. DM 12,80 (vergriffen).

Heft 23, Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters. Rudolf Dunkmann berichtet, herausgegeben von Dietmar Saueremann, 1980, 178 S. m. 24 S. Abb., DM 14,80.

Heft 24, Hattingen, von Fred Kaspar und Karoline Terlau. Zum Baubestand einer westfälischen Kleinstadt vor 1700, 1980, VI, 323 S. m. Abb. i. Text und 4 Karten in Falttasche. DM 19,80.

Heft 25, Aus dem Leben einer Bäuerin im Münsterland, herausgegeben von Renate Brockpähler, 1981, VII, 192 S. u. 54 Abb. a. Tafeln, DM 16,80.

Heft 26, Westfalen in der Neuen Welt, von Walter D. Kamp-hoefner. Eine Sozialgeschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert 1982, 211 S., 40 Abb. a. Tafeln DM 19,80.

Heft 27, Land-Stadt-Beziehungen, von Gertrud Angermann, Bielefeld und sein Umland, 1760-1860 unter besonderer Berücksichtigung von Markenteilungen und Hausbau, 1982, 400 S. m. 51 Tab., 7 Ktn. und 8 Schaubildern, 36 Abb. a. Taf., DM 24,80.

Heft 28, Die Kornfege in Mitteleuropa, von Uwe Meiners. Wort- und sachkundliche Studien zur Geschichte einer frühen landwirtschaftlichen Maschine, 1983, 496 S., mit vielen Abb. im Text und 6 Karten in Falttasche, DM 26,80.

Heft 29, Das Drechslerhandwerk in Ostwestfalen, von Volker Rodekamp. Ein traditionelles Handwerk im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts, 1981, 393 S., 14 S. Abb., DM 19,80 (vergriffen).

Heft 30, Koreanerinnen in Deutschland, von Tai-Soon Yoo. Eine Analyse zum Akkulturationsverhalten am Beispiel der Kleidung, 1981, 225 S., DM 14,80.

Heft 31, Realität und Abbild in Stadtdarstellungen des 16. bis 19. Jahrhunderts, von Michael Schmitt und Joachim Luckhardt. Untersuchungen am Beispiel Lippstadt, 1982, X, 172 S. m. 47 Abb. i. Text, 1 Faltkarte, DM 16,80.

Heft 32, Sterbfallinventare des Stiftes Quernheim (1525 bis 1808), von Christiane Homoet, Dietmar Saueremann, Jochen Schepers. Eine quellenkritische Untersuchung zur Diffusionsforschung, 1982, 204 S., DM 19,80.

Heft 33, Alte Tagebücher und Abschreibebücher, herausgegeben von Helmut Ottenjann und Günter Wiegelmann. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa, 1982, DM 19,80.

Heft 34, West-östliche Kulturverflechtungen in Mitteleuropa. Festgruß zum 80. Geburtstag von Bruno Schier. 1982, 50 S. DM 6,80.

Heft 35, Neue Heiligenkulte in Westfalen, von Gerhard Best. 1983, 288 S. m. 96 Abb. im Text, DM 19,80.

Heft 36, Erinnerungen aus einer Bergarbeiterkolonie im Ruhrgebiet, von Moritz Grän, 1983, 89 S. DM 12,80.

Heft 37, Friedenszeiten und Kriegsjahre im Spiegel zweier Lebenserinnerungen, Sophie und Fritz Wiechering berichten, herausgegeben von Kai Detlef Sievers, 1984, 408 S. m. 24 Abb. im Text, DM 24,80.

Heft 38, Bäuerliche und bürgerliche Möbel aus dem Westmünsterland, von Dörte Becker, 1984, 292 S. m. 21 Abb., 10 Karten und 54 Fotos, DM 24,80.

Heft 39, Nachlaßverzeichnisse — Probate Inventories, Internationale Biographie — International Bibliography, von Hildegard Mannheims u. Klaus Roth, 1984, 160 S., DM 14,80.

Heft 40, Nord-Süd-Unterschiede in der städtischen und ländlichen Kultur Mitteleuropas, herausgegeben von Günter Wiegelmann, 1985, 420 S. m. zahlreichen Karten, Abbildungen u. Tabellen. DM 29,80.

Heft 41, Heimat und Fremde, Wanderhändler des oberen Sauerlandes, von Peter Höher, 1985, 224 S. m. 13 Abb., DM 26,80.

Heft 42, Volkskundliche Kulturraumforschung heute, herausgegeben von H. L. Cox u. Günter Wiegmann, Beiträge eines internationalen Symposiums in Bonn, v. 21-24.4.1982, 1984, 180 S. Text mit zahlreichen Karten u. Abb., DM 16,80.

Heft 43, Eine ländliche Arbeiterfamilie der vorindustriellen Zeit, von Maria Röhrig. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des kurkölnischen Sauerlandes. 1985, 104 S. m. 31 Abb., DM 16,80.

Heft 44, Studien zur Arbeiterkultur, herausgegeben von Albrecht Lehmann. Beiträge der 2. Arbeitstagung der Kommission „Arbeiterkultur“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Hamburg v. 8.-12.5.1984. 542 S. Text u. 16 S. Abb., DM 26,80.

Heft 45, Bauerngärten in Westfalen, herausgegeben von Renate Brockpähler. Berichte aus dem Archiv für westfälische Volkskunde. 1985, DM 39,80.

Heft 46, Ostern in Westfalen, herausgegeben von Dietmar Sauermann. Materialien zur Geschichte eines volkstümlichen Kirchenfestes. 1986. 396 S. Text u. 18 S. Abb., DM 26,80.

Heft 47, Das Kleidungsverhalten jugendlicher Protestgruppen in Deutschland im 20. Jahrhundert, von Marion Grob. Am Beispiel des Wandervogels und der Studentenbewegung. 1985, 358 S. m. 53 Abb., DM 24,80.

Heft 48, Puppenspieler in Nordwestdeutschland, von Marion Wehmeyer. Ein Vergleich von Spielerpersönlichkeiten verschiedenen Alters. 1985, 208 S. m. 53 Abb., DM 24,80.

Heft 49, Nachbarschaft in der Großstadt, von Jutta-Beate Engelhard. Neue Initiativen, dargestellt am Beispiel der Stadt Münster. 1986, 364 S., DM 24,80.

Heft 50, Die Stube im westfälischen Bauernhaus, von Sabine Hacke-Reuter. 1987, 270 S. m. zahlreichen Zeichnungen, DM 19,80.

Heft 51, So kochten wir damals in Westfalen, von Willi Krift. 1985, 90 S., DM 14,80.

Heft 52, Fachwerkbauten des 14. bis 16. Jahrhunderts in Westfalen, von Fred Kaspar, 1986, VI, 272 S. m. 77 Zeichnungen und 47 Abb. im Text, DM 29,80.

Heft 53, Alte niederdeutsche Volkstänze, von Margrit Vogt. 1986, 212 S. Text mit zahlreichen Zeichnungen u. 18 S. Abb., DM 19,80.

Heft 54, Märkische Hausbandweber, von Sabine Schachtner. Arbeit und berufsbezogene Einstellung „selbständiger Lohnarbeiter“. 1986, 352 S. Text und 14 S. Abb., DM 26,80.

Heft 55, Wandel der Alltagskultur seit dem Mittelalter, herausgegeben von Günter Wiegmann. 1987, X, 336 S. m. Abb. i. Text. DM 26,80.

Heft 56, Alltagswelt im Land Braunschweig von Ruth-E. Mohrmann, Städtische und ländliche Wohnkultur vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. 1990, 2 Bde., XXII, und X, 806 S. m. vielen Abb., DM 72,00.

Heft 57, Volksmedizin heute, herausgegeben von Günter Wiegmann. Berichte und Studien. 1987, X, 256 S., DM 19,80.

Heft 58, Beiträge zum städtischen Bauen und Wohnen in Nordwestdeutschland, herausgegeben von Günter Wiegmann und Fred Kaspar. 1988, 379 S. mit 494 Abb. u. Fotos, DM 42,00.

Heft 59, Schneidermeisterinnen in Münster, von Paula Lutum. Untersuchung zur historischen Entwicklung und aktuellen Berufskultur der selbständigen Frauenarbeit im Schneiderhandwerk. 1987, 230 S., DM 19,80.

Heft 60, Wandel der Volkskultur in Europa, Festschrift für Günter Wiegmann zum 60. Geburtstag, herausgegeben von Nils-Arvid Bringéus, Uwe Meiners, Ruth-E. Mohrmann, Dietmar Sauermann und Hinrich Siuts. 1988, Band I, XX, 492 S. Band II, XIV, 404 S., mit jeweils zahlr. Fotos, DM 98,00.

Heft 61, Das Handwerk der Maler und Anstreicher in einer industriellen Kleinstadt des 20. Jahrhunderts (Ahlen 1900–1980), von Franz-Josef Kosel. 1988, XVI, 536 S. m. zahlreichen Tab., Zeichn., Tafeln u. Abb., DM 29,80.

Heft 62, Kohl- und Pinkelfahrten, von Martin Westphal. Geschichte u. Kultur einer Festzeit in Norddeutschland. 1988, X, 298 S., DM 19,80.

Heft 63, Lohndreschbetriebe und Maschinendrusch, von Ralf Vogeding. Eine volkskundliche Untersuchung zur Mechanisierung einer landwirtschaftlichen Arbeit in Westfalen, 1850–1970. 1989, 396 S., DM 26,80.

Heft 64, Dorfschullehrer von damals, von Georg Wagner. Historisch-volkskundlicher Bericht über den Volks- und Rektorsratslehrer Hermann Wagner (1878–1920) aus Wiedenbrück und seine Familie. 1990. XIV, 327 S. m. Abb. DM 26,80.

Heft 65, Haus und Wohnen von Textilarbeitern, von Andreas Immenkamp. Untersuchungen über Textilarbeitersiedlungen des westlichen Münsterlandes. 1989, XII, 451 S. mit Abb. i. Text. DM 28,80.

Heft 66, Alte Menschen auf dem Lande, von Viola Kundrun. Kultureller Wandel in einer Gemeinde im südlichen Niedersachsen. 1989, XVIII, 368 S., DM 26,80.

Heft 67, Vornamen wozu? von Michael Simon. Taufe, Patenwahl und Namegebung in Westfalen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. 1989, XII, 320 S. m. 16 Abb. DM 26,80.

Heft 68, Nachbarschaften auf dem Lande, von Hubert Honvehlmann. Gegenwärtige Formen im nordwestlichen Münsterland. 1990, XII, 427 S. m. Abb., DM 28,80.

Heft 69, „... und sie treiben unnütze Lebensart“ von Christiane Neuhann. Bettler und Vagabunden auf dem platten Land (Kreis Warendorf im 19. Jahrhundert). 1990, DM 19,80.

Heft 70, Schwerindustrielle Insel und ländliche Lebenswelt: Georgsmarienhütte 1856–1933, von Susanne Meyer. Werk und Gemeinde, Herkunft, Siedlung und Sozialstruktur an einem ländlichen Industriestandort. 1991, 431 S. mit Tab., Graphiken, Abb., DM 39,80.

Heft 71, Das Leben in münsteraner Armenhäusern während des 19. Jahrhunderts, von Sigrid Wiemer, 1991, X, 205 S. mit Tab., Graphiken, Abb., DM 19,80.

Heft 72, Wie wird ein Inventar erstellt?, von Hildegard Mannheims. Rechtskommentare als Quelle der volkskundlichen Forschung. 1991, X, 465 S. DM 30,80.

Heft 73, Beerdigungen und Friedhöfe im 19. Jahrhundert in Münster, von Friedrike Schepper-Lambers. Dargestellt anhand von Verordnungen und Archivalien. 1992, IX, 212 S. mit 10 Abb., DM 19,80.

Heft 74, Ausbreitung bürgerlicher Kultur in den Niederlanden und Nordwestdeutschland, herausgegeben von Ton Dekker, Peter Höher, Paul Post und Hinrich Siuts, 1991, VI, 240 S. mit 58 Abb. und 34 Grafiken, DM 19,80.

Heft 75, Koreanischer Alltag in Deutschland, von Jang-Soep Lee. Zur Akkulturation der koreanischen Familien. 1991, VII, 261 S. mit 7 Abb. und 20 Tab., DM 19,80.

Heft 76, „Eigentlich wollte ich ja alles vergessen ...“, von Dietmar Sauermann und Renate Brockpähler. Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft 1942–1955. 1992, XII, 458 S. mit 114 Abb. i. Text, DM 34,80.

